Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur



ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

ACHTUNDVIERZIGSTER BAND. ERSTES UND ZWEITES HEFT



BERLIN 1906

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

SW. ZIMMERSTRASSE 94

Ausgegeben im august 1906. Doppelheft 3. 4 erscheint im oktober.

Die Redaction der Zeitschrift sowol wie des Anzeigers wird von den beiden herausgebern gemeinsam geführt. manuscripte für beide teile werden aber an die adresse von prof. SCHROEDER, Göttingen, Grünerweg 2 erbeten.

Bücher, deren besprechung gewünscht wird, möge man unter der adresse der redaction an die Weidmannsche buchhandlung, Berlin SW., Zimmerstr. 94 einsenden.

INHALT

DER ZEITSCHRIFT

DES ANZEIGERS

(Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages.)

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

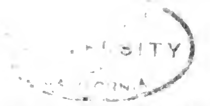
EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

ACHTUNDVIERZIGSTER BAND

DER NEUEN FOLGE SECHSUNDDREISSIGSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1906.

INHALT.



ZUM HILDEBRANDSLIEDE.

Dass ich Zs. 47, 5 als exempel einer art leute erscheine, die aus ihrer ansicht, das Hl. sei uns trümmerhaft überliefert, 'die berechtigung ableiten, mit den trümmern ungefähr nach belieben zu verfahren', ist mir begreiflicher weise ins gemüt geschlagen und hat mich zur prüfung der betreffenden jugendsünden im 9 jahrgang der Germania erweckt. das ergebnis war, dass ich das wesentliche davon noch immer vertreten und dem conjecturalkritiker was er mir vorgeworfen mit mehr recht zurückgeben könnte; die folge aber war dass ich dem reiz unterlag, mich über dieses denkmal, das uns keine ruhe lässt es immer besser zu verstehn, noch einmal vernehmen zu lassen. man möge es dem alten verzeihen, wenn er sich dabei der auseinandersetzung mit allen seit 40 jahren vorgelegten ansichten entschlägt und sich an die letzte hält, die auf den schultern der früheren steht.

Ich schicke voraus, dass ich mich nicht berufen finde über die fragen mitzureden die das wunderliche sprachgewand des stückes anregt. es genügt für meinen zweck annehmen zu dürfen, dass es, in einer niederdeutschen mundart gesungen und gesagt, jenes gewand durch anders redende bei der ersten niederschrift und vielleicht deren abschrift erhalten habe. dass wir nur eine abschrift besitzen, wird mir schon dadurch wahrscheinlich, dass der schreiber einen abgemessenen raum benutzte, wie er ihn so genau nur nach einer vorlage berechnen konnte. dann könnte die vorlage aus dem gedächtnis ihres schreibers, oder eines andern der ihm dictierte, aufgenommen sein; in beiden fällen hätten wir sowol mit fehlern des gedächtnisses als der hand zu rechnen. dass das erstere mangelhaft war, zeigt sich schon daran, dass uns nur ein bruchstück des liedes vorligt.

Zu Trautmanns versuch, das Hl. für die anglistik zu annexieren, hab ich nur zu sagen, dass einer von jeher wissen konnte, es sei nichts leichter als es ins altenglische zu übersetzen, ohne dass man zu schliefsen für möglich hielt, es sei daraus übersetzt.

Z. 1. Um die erste von jeher angenommene lücke nicht zuzugeben, lässt Franck den dichter mit einem 9silbigen auftact beginnen und entnimmt das recht dazu dem Heliand, der einige noch länger gewachsene ungeheuer dieser art darbietet. ich gebe

zu bedenken, ob das was sich geistliche wortreiche dichter in diesem punct erlauben, darum auch dem echten epos, von dem wir im Hl. eine probe haben, muss gerecht gewesen sein. lassen sich doch aus dem Beowulf wenigstens keine beispiele bringen.

Franck bemerkt noch zu z. 1: 'jedesfalls bleib ich bei *urhettun* als verbum'. für die entgegengesetzte, in die dritte ausgabe der Denkmäler aufgenommene auffassung mach ich geltend, dass eine gegenseitige (überhaupt schwer zu denkende) ausforderung zu erwähnen die situation gar keinen anlass gibt. wenn zwei helden aus zwei feindlichen heeren einzeln hervorreiten, so sind sie selbstverständlich *orettan* oder *urhettun*, und das erzählenswerte ist nur, dass sie sich begegneten.

4. Ich versteh nicht, wie man je und wie ich selbst die bildung *sunufatarungo* für 'sohn und vater' nehmen konnte, als wär es dasselbe wie *gisunfader* und hätte das patronymische suffix nur zum zierat anhängen; als hätte nicht Schmeller schon 1840 die erklärung gegeben *hominum, quorum alii in patris, alii in filii comitatu, sequela, clientela, exercitu sunt.* das wort ist weder in *-os* zu ändern, noch mit Steinmeyer für eine ungewöhnliche form des nom. plur. zu nehmen; als genetiv construiert es sich zu *heriun tuem*, und die stilgerechte brechung des verses stellt sich her.

10. Drei verse hinter einander mit derselben allitteration anzunehmen, hat gewis sein bedenken. ich bemerke im Beowulf nur einen fall dieser art: 897 ff; schon die einmalige widerholung widerstrebte offenbar dem kunstgefühl und läuft in 3183 versen des Beowulf nur 27 mal unter. wie weit der dichter unseres bruchstücks in diesem puncte kunstgerecht war, können wir bei dessen geringem umfange nicht wissen; Franck aber, um dem bedenken gerecht zu werden und den ausfall eines halbverses wenigstens hier nicht zuzugeben (in der folgenden zeile kann er nicht umhin), construiert mittelst eines auftactes von 7 silben und einer kühnen versetzung folgende zwei unliebliche verse:

ferahes frotoro: her fragen gistuont huer sin fater wari
fireo in folche fohem wortum.

ob diese gewalttat, indem sie die modalität der frage der angabe ihres inhalts nachschleppen lässt, wenigstens etwas stilgemäfses lieferte, wäre wol des nachweises wert.

15. Bedenklicher scheint mir, in einem texte der um 800 schon alt gewesen sein mag das plötzliche reimpaar ohne allitteration, wie es im Muspilli begegnet. aber der von Franck als auskunft construierte vers

dat sagetun mi to sođe usere liuti

scheint mir mehr als bedenklich. wer, der nicht aus einem modernen drucke las, sondern nach dem gehör vortrug, hätte da nicht *to sođe* zum ersten halbvers gezogen, statt es, nach einer unnatürlichen pause, im ton über *liuti* oder *usere* zu erheben? hier glaub ich so gut wie andere eine conjectur verantworten zu können: *usere* mag aus *suđer* verhört sein; wenn man sich den text dictiert denkt, so mochte dem schreiber das *û* für *un* im einen worte bekannter als im andern sein, die spirans *đ* aber wie *s* ins ohr fallen. die *suđerliuti* wären Hadebrands landsleute, wie Hildebrand seine kriegsgefährten osterleute nennt; denn der dichter ist geographisch orientiert: nach osten ist Hildebrand zu den Hunen geflohen, nach westen übers meer haben die schiffer die nachricht seines todes gebracht, di. über das adriatische nach Italien, wo Otacher herscht.

20. Bei dem auf *prut* bezogenen *luttila* fragt Schmeller: *bellam an miseram?* Müllenhoff citiert Gudr. qv. 1, 19, wo Sigurdhs witwe sagt, sie, die früher den recken höher gedeucht als jede valkyrie, sei nun so *lítil* wie ein laub in den büschen, wo also die bedeutung 'klein', von der vergleichung gefordert, nicht evidenter sein könnte; Steinmeyer brachte die glosse *luzilaz folch vulgus* hinzu, die unserm 'kleine leute' entspricht, aber schwerlich beweist, dass *luttil* in der poesie ohne weiteres von einer in geringe umstände geratenen vornehmen person gebraucht werden konnte; Kögel (in Pauls Grundriss) vergleicht tit. *liudnas* 'traurig', um die bedeutung 'elend, niedergeschlagen' zu stützen. mit alle dem kommt man nicht darüber hinaus, dass die mutter ein epithet erhält, das dem im selben atem genannten kinde zukommt.

Eh ich mich mit der kleinen braut befreunde, versuch ich, hierin mit Trautmann übereinstimmend, Holtzmanns alte emendation (Germ. 9, 293) *pruti in bure*, die kaum eine änderung ist, zu ehren zu bringen, wonach *luttila*, als schwache form wie *laosa*, schon zu *barn* gehört. dieses, das der redner selbst ist, wird dadurch gebührend zum hauptgegenstand der erwähnung, während

die ihm vorausgeschickte junge frau fast etwas sentimentales hat. auch stimmt dass der *bur* ihr beigelegt wird zu der erblosigkeit des kindes: war diesem sein vatererbe von Otacher entzogen, so fand die mutter mit ihm etwa zuflucht und wohnsitz bei ihren angehörigen.

23. Über *det* ergeht sich Franck zwar in 'kühnen vermutungen', lehrt aber nicht bestimmt, wie man sich damit abfinden solle, wenn man es nicht in der hergebrachten weise durch streichung tut. mich wundert, dass es noch niemand auf eine würklich nahliegende weise getan hat, nämlich durch ergänzung von *gifragn ik*, das der erste aufzeichner sich als eine privatäufserung des dictierenden könnte gespart haben. Hadebrand hat die nachricht, die er von seinem vater gegeben, noch mit der kunde, dass dieser nicht mehr lebe, zu ergänzen, und gibt dem die form, dass ihn Dietrich, mit dem er einst fortgezogen, später verloren habe. ein friesisch lautendes *thet* könnte man dem manne, aus dessen gedächtnis die erste aufzeichnung geschah und dessen heimat wir nicht kennen, schon zutrauen, eh man sich des wortes zu lasten des letzten schreibers entledigt.

24 ff. In diesen versen haben wir nach Franck 'allerdings keine wolgeordnete, logisch tadellose rede'; wenn aber nur sein versuch, sie durch umschreibung und eingefügte zwischenglieder verständlich erscheinen zu lassen, die sache gut machte! Müllenhoff ward nicht damit fertig, er fand 'die ordnung der sätze und gedanken gestört' und neigte zu der umstellung 22. 25. 26. 23. 24. 27, unter voraussetzung der änderungen, die er mit dem texte vornahm. wenn ich versuche, dem überlieferten selbst einen sinn abzugewinnen, wirft sich mir vor allem die frage auf, ob würklich von Hildebrand, wie man meistens verstanden und dabei an seine trennung von weib und kind gedacht hat, gesagt werde, er sei ein so freundloser mann gewesen. ich finde darin eine wenig wahrscheinliche, überflüssig gefühlvolle bemerkung und kann mich nicht so leicht wie andere darüber hinwegsetzen, dass H. ja seinen herrn hatte und viel seiner degen mit ihm aufser landes gegangen waren. und nachdem soeben gesagt ist, dass Dietrich seinen Hildebrand nachmals vermissen muste, find ichs im grunde leichter, die bemerkung 'das war ein so freundloser mann' auf den seines freundes beraubten zu beziehen, als auf den zuletzt erwähnten freund, dessen jener beraubt ward. dabei

erinner ich mich, dass Dietrich in der Nibelunge not alle seine freunde bis auf Hildebrand verliert, das dann, mit andrer motivierung, ein alter zug seiner sage könnte gewesen sein. erscheint doch Dietrich in Deors klaglied als ein typischer mann des unglücks, von dem man wuste, dass er eine uns unbekannte *Mæringa burg* 30 jahre lang — so lange wie Hildebrand schon *ur lante* war —, offenbar nicht zu seinem vergnügen, bewohnte. ich erwäge überdies, dass Hildebrand von seinem sohne für einen Hunen gehalten wird, dieser also nicht anders weifs, als dass ihm lediglich Hunen gegenüberstehn und nicht leute Dietrichs, die mit ihm *ellende* geworden, wie denn auch der ruf *der si doh nu argosto ostarliuto* nur Hunen, keine *ellenden* aus Italien voraussetzt. von einer katastrophe, wodurch Dietrich nach allen seinen mannen auch Hildebranden verloren hätte, mag also Hadebrand gewust und vor 26 oder 25 etwas uns verlorenes gesagt haben, worin sein vater wider im nominativ vorkam, etwa : ihm war Hildebrand. denn auch 25 bezieht sich eher auf Dietrich als auf dessen mann, der an seines herrn zorn auf den usurpator nur den ihm geziemenden teil nahm. ein falscher vers, wie ihn sich die dichter des Muspilli und des Byrhtnoth erlauben, ja auch der des Heliand 3010 und 3691; den es wenig bedenklich ist in *ummet irri was er Otachre* zu bessern; nur dass er den schaden behält, seinen dativ auch zur verbindung mit *degano dechisto* herzugeben. etwas ausgefallenes muss den richtigen dargeboten haben, den man durch die änderung von *unti* in *miti* zu ersetzen suchte; nur scheinbar glücklich, wie Müllenhoff erinnerte, da der schreiber ja mit *darba gistontun* fortfuhr. diese worte nun resolut zu tilgen, weil sie schon einmal vorkamen und noch dazu die worte *her was* umgestellt aus 27 in 26 zu versetzen, kommt mir gewagter und willkürlicher vor, als die annahme eines ausgefallenen halbverses vor *darba gistontun*, der den erforderlichen genetiv einer bezeichnung Hildebrands, etwa *derebies gisides*, enthielt. auslassungen aus dem, was ihm vorgesprochen ward, sind bei einem auf den stil des deutschen epos schwerlich eingeschossenen schreiber doch wol eher wahrscheinlich, als zusätze und versetzungen von worten, wie sie einer langen und verwilderten überlieferung gemäfs wären.

Sofort kommen nach 27 wider zwei vereinzelte halbverse, wie es scheint zwei erste, deren zweitem das subject fehlt, das

wider in einem epitheton Hildebrands — etwa *liuto wiso* — muss bestanden haben. dieser zweite muss sich dann von Franck eine schwere änderung — *quik libbe* für *lib habbe* — gefallen lassen, um mit 28 zu einem verse verbunden zu werden.

Dass sich hierauf die gegenrede ohne epische einführung des redenden anschliefsen konnte, müsten die lückenscheuen, die es annehmen, doch auch mit analogen fällen beweisen. Müllenhoff hielt es nicht für möglich.

Ich sehe hier freilich lauter zertrümmerung, 'verfahre' aber damit überhaupt nicht, daher auch nicht 'nach belieben'. übrigens will, wer ergänzungen versucht, damit eben nur etwas denkbares angeben und vergreift sich nicht am text.

30. Die erklärung von *wettu* aus Otfrids *weizen*, die ich durch Müllenhoff endgültig abgetan glaubte, hält Franck für die 'verhältnismäfsig wahrscheinlichste'. ich sehe noch immer keine auskunft, als dass wir die verbindung *huat du* erkennen; dem manne, der *det* sprach, kann auch *huet* zugetraut werden, und das anlautende *h* konnte der schreiber, der *wer* und *welihhes* setzte, auch hier überhören, zumal er das wort hier kaum wird verstanden haben. da aber *huat* oder *hwät*, in dieser weise gebraucht, stets einen satz einleitet und nie als interjection auftritt, fehlt zu dem subjecte *du irmingot* das prädicat, und es muss auf 30 ein vers gefolgt sein, der den satz vollendete, von dem aber auch der satz mit *dat* in 31 abhängen konnte.

31. Für die fehlende allitteration hatte Grein in seiner weise, ähnlich wie 46, wo Franck ihm beistimmt, hülfe gewust, indem er *nahsippan* vermutete. Franck zieht vor, mittelst eines 9silbigen auftactes aus dieser zeile einen ersten halbvers zu machen, zu dem dann z. 32 der zweite sein soll, so dass keine lücke bleibt; und er scheut zu diesem zwecke nicht eine der verwegensten conjecturen : so gut wie *dinc ni gileitos* könnte der dichter auch *sahha ni gileitos* gesagt und so auf *sippan* allitteriert haben. ich vermisse da auch die leiseste wahrscheinlichkeit. dass *dinc ledian*, eigentlich 'versammlung halten', ein ausdruck sein kann für 'sich unterreden', versteht man leicht, wie auch *mahaljan* aus *mahal* entsteht, zunächst im sinne des redens beim *mahal*, dann des redens überhaupt. aber *sahha ledian* würde heifsen 'einen process führen' und könnte höchstens auf einen streit übertragen werden, der aber hier nicht stattgefunden hat und

den am wenigsten Hildebrand anerkennen durfte. und so etwas nur, um eine lücke nicht anzuerkennen?

Und doch muss diese lücke so grofs gedacht werden, dass Hildebrand darin deutlich gesagt haben kann, wer er sei. vergebens sucht Franck es unwahrscheinlich zu machen, dass er das tat. man muss dem dichter nichts raffiniertes zutrauen, und am wenigsten, wo es gegen sein interesse wäre. hier aber hätten die hörer notwendig gefragt: warum gibt er sich nicht offen zu erkennen? und wären mit recht unzufrieden geworden.

Eine solche lücke kann natürlich nicht des schreibers schuld sein. hier versagte das gedächtnis dessen der ihm dictierte, wie auch später und zuletzt ganz.

38. Bei den drei hier und 39 aufeinander reimenden halbversen stöfst Franck 'zum ersten mal' auf die lücke eines halbverses, vielleicht auf eine noch gröfsere, 'wenn man an der aufeinanderfolge gleicher reime anstofs nehmen muss'. dazu hat man meines erachtens keine ursache neben dem, was z. 8—10 darbieten.

48. 57. Auch nach diesen zeilen gesteht Franck lücken zu, 'weil Hildebrands reden nicht ohne gegenrede geblieben sein können'; er meint aber, dass diese absichtlich ausgelassen seien, weil nur die rolle des alten für einen dramatischen vortrag oder aufführung sollte ausgeschrieben werden. warum dennoch bei dem beschränkten raume vorher eine lange rede Hildebrands, warum die ganze epische umrahmung der reden mitgeteilt ist, bleibt bei dieser vorstellung dunkel. ich mache aber darauf aufmerksam, dass auch die 46 anhebende rede des alten weiter als bis 48 gegangen sein muss; denn er muss die consequenz gezogen haben: du hast nicht not, mir meine rüstung abzugewinnen. Müllenhoff wollte den schaden durch eine umstellung curieren: die zeilen 55—57, die auf 48 hätten folgen müssen, seien da vergessen und am unrechten orte nach 54 nachgeliefert worden. aber die operation ist gewaltsam, und der versuch, die kampflust des jungen auf einen andern gegner abzulenken, schliefst sich doch auch nach 54 tadellos an. denn dass dies der sinn der worte ist und nicht Hildebrand mit dem 'so hehren mann' sich selber meint, halt ich mit Müllenhoff fest. wie sollte der held vor dem kampfe, in dem er seinen sohn würklich besiegte, sich für leicht besiegbar durch ihn erklärt haben? das charakteristische

dieser figur ist, wie bei Rostem und andern, die ungebrochene heldenkraft bei hohem alter.

Eine lücke nach 57 kann ich aber, hier mit Franck die rolle tauschend, nicht zugeben. warum sollte H. nicht unmittelbar zu dem aufruf an seine gefährten übergehn, der nur der form nach an seinen sohn gerichtet ist? an einem solchen aufruf kann ich nicht zweifeln: denn wär es, dass H. mit 58 sich selbst zum kampf anstachelte, so hätte der dichter vom publicum die frage zu erwarten, warum sein held nicht jene auskunft versucht habe. dagegen seh ich eine bedeutende lücke hinter 60. mit *niuse de motti* = *neóse de móte* kann der aufruf füglich schliefsen, 61 aber hör ich den hunischen gegner reden, der sich infolge des aufrufs für Hadebrand gestellt hat, und dessen kampf mit ihm in den letzten versen beschrieben wird, ohne sein für den gegner unglückliches ende zu erreichen. zu dem kampfe zwischen vater und sohn konnte und durfte es erst nach der niederlage einer reihe substituierter kämpfer kommen, wie ich das vor 40 jahren schon ausgeführt habe. dass aber 61 f nicht mehr zu dem aufrufe gehören, geht aus den worten *desero brunnono bedero*, die voraussetzen, dass sich schon ein paar von gegnern gegenübersteht, so klar wie möglich hervor. es könnte nur die frage sein, ob einer von ihnen rede, oder der zuschauende Hildebrand zu beiden.

48. Dieser wegen seiner allitteration rätselhafte vers kommt mir, wenn irgend etwas in diesem texte, wie eine interpolation vor. der ausdruck *bi desemo riche*, dh. doch 'unter dieser regierung', ist unpoetisch und der ganze gedanke schief: denn dass Hadebrand noch nicht landes vertrieben ist, sieht man einfach aus seiner gegenwart beim heere.

65. Ich versteh nicht, wie man die emendation *chlubun* verschmähen kann, wenn man sich an *clufon cellodbord* Byrhtn. 283 und *bordweall clufon* Äþelst. 5 erinnert. *steimbord* versteh ich aus an. *steina* 'pingere'; es muss aus *sténodbord* verhört sein. an. bedeutet *astæned* freilich 'mit steinen geschmückt', aber *stænan* El. 148 wol eher 'bemalen'. die stelle spricht von einem könig, der aus dem kriege zurückkehrt: *com þa wigena hleo þegna þreate þrydbord stænan — — burga neosan*; das geschäft, das mit der heimkehr proleptisch verbunden erscheint, besteht da wol eher im frischen weifsen der schilde, als im ersetzen herausgehauener überflüssiger steine.

Das lied kann, wie ich mir die handlung denke, nahezu den doppelten umfang des bruchstücks gehabt haben. von der beschaffenheit des textes aber glaub ich seiner zeit im anschluss an Lachmanns und Müllenhoffs urteil nicht zu viel gesagt zu haben.

Alsbach, im november 1904. M. RIEGER.

ZUM KAMPF IN FINNSBURG.

Durch Boers abhandlung Zs. 47, 125 zu diesem schlecht überlieferten rest von heldendichtung noch einmal zurückgeführt, versuch auch ich, etwas zu dessen verständnis beizutragen.

Z. 5. Wer die von Bugge (PBBeitr. 12, 23) nach Greins und meinem vorgang angenommene lücke von zwei halbversen nach *ac her forđ berađ* nicht zugibt, muss in diesen worten den fehler suchen, ohne ihm doch auf eine wahrscheinliche spur zu kommen. denkt man, was vielleicht am nächsten ligt, das fehlende subject und object zu jenem verbum ausgefallen, so könnte der fehlende erste halbvers zu 6 die negation des *fugelas singađ* enthalten haben, so dass Hnäf nach abgewiesenen deutungen eines vom wächter wahrgenommenen lichtscheins mit einem gewissen wilden humor auch eine vielleicht mögliche deutung eines soeben wahrnehmenden geräusches abwiese, bevor er dessen würkliche ursache ausspricht. das klirren oder rasseln der brünnen beim marsch konnte als ihr gesang gedacht werden : *hringiren scir song in searwum* Beow. 322, und so war auch der gedanke möglich : das sind nicht vögel, die ich singen höre, sondern brünnen, deren gesang dann sofort auf den eigentlichen ausdruck *gylleđ græghama* reduciert wird. die verse könnten gelautet haben:

ac her forđ berađ [*fyrdsearu rincas.*
nalles her on flyhte] *fugelas singađ.*

damit wäre die kenning 'vögel des flitzbogens' für im köcher rappelnde pfeile, womit Bugge die altenglische dichtersprache begabt hat, entbehrlich, und nicht minder die aasvögel, die den sich erst vorbereitenden frafs begrüfsen, auf die der dichter auch darum nicht verfallen konnte, weil er ohne zweifel wuste, dass weder aar noch rabe bei nacht fliegen; hat er sich doch in der tat dieses motiv bis 36, wo es schon tag sein kann, aufgespart.

8. Mit *weadæda* als subject ist kein gesunder sinn zu gewinnen. dass wehtaten einen volkskampf bewürken, wenn sie eben in diesem bestehn, ist unsinn. wenn man aber mittelst zweier änderungen, *đisses* für *đisne* und *wille* für *willađ*, den *folces niđ* (als 'hass' verstanden) zum subject macht, bringt man in den ausdruck eine dem stil fremde abstraction. z. 9 wird ohne änderung verständlich, sobald man sich entschliefst, *weadæda* für instrumentalen genetiv zu nehmen und das subject zu *arisađ* in *đe* zu suchen. jener genetiv ist nicht anders als *niđa* oder *wiges* in verbindung mit *nægan* Beow. 1439. 2206. Andr. 1185, oder *niđa ofercumen* Beow. 845, oder *niđa geblonden* Jud. 34. einfaches *þe* für 'is qui' ist nicht unerhört : im Runenlied list man *wan ne bruceđ þe can weana lyt*, im Heliand 659 *sie frumida the mahta*, 3962 *gilobda thie wolda*. was der redner sagen will, ist : sie begehn ein verbrechen, die da zum kampf anrücken, nun beginnt ein verbrecherischer kampf. denn die Friesen wollen sich ja an ihren gastfreunden vergreifen. das wort *weadæd* findet sich nur noch El. 495, wo es von der steinigung des Stephanus gebraucht wird. es scheint so viel wie *nidings verk* zu bedeuten; *wea* ist ein aus *weah*, as. *wah* entwickeltes subst. *weaha*, neben *weah* und *wah* steht ein *wôh* in gleicher bedeutung 'curvus, perversus', sowol von dem was man tut, wie von dem was man leidet.

12. Für das überlieferte sinnlose *landa* möcht ich, ohne änderung von *habbađ*, *randas* empfehlen, wie Byrhtnoth zu beginn der schlacht gebietet *þät hie hyra randan rihte heolden*. hat dem schreiber wie hier eine schwache nebenform vorgelegen, so brauchte er nur den strich über *a* zu übersehen. Bugges *linda* wäre dasselbe, müste aber vielmehr *linde* heifsen und verliert damit an übereinstimmung der buchstaben.

13. Das *þindađ* der quelle, wofür man bisher unverständlich *windađ* gelesen, hat vielleicht mehr sinn als Trautmanns conjectur *standađ*. es könnte wie das mhd. *swellen* die regungen der heldenbrust im angesicht des kampfes ausdrücken, die den vorkämpfern an der spitze vor allem zu wünschen sind, daher die mahnung durch *on orde* mit recht auf sie specialisiert wird, als hiefse es 'die ihr an der spitze seid'. 'steht an der spitze' hätte dagegen nur sinn als namentliche weisung an wenige auserwählte.

20. Sehr unglücklich find ich es, auf Greins erste auffassung zurückzukommen, wonach *gudere* appellativum wäre. wie könnte wol ein anführer seiner ganzen schar zurufen, sie möge nicht ihr junges leben beim angriff auf eine tür in gefahr bringen, wo ein bewährter krieger stehe, der es ihr nehmen würde? das trau einem alten epos zu, wer kann. die abmahnung ist nur einem einzelnen mann gegenüber denkbar (weshalb *he* und *bære* zu lesen), und einem solchen, der dem gegner offenbar nicht gewachsen war und mit ehren gehorchen konnte. dies ist durch *swa freolic feorh* zur genüge angedeutet; Gudhhere ist ein schöner junge, der *forman side,* zum ersten male dabei ist und sich keck zum angriff auf die tür vordrängt, er wird von dem anführer Garulf aus einem früher in der erzählung begründeten, also den hörern verständlichen interesse, sei es als sein eigner oder als sohn des königs Finn, zu sparen gesucht. im gegensatze zu dieser abmahnung (daher *ac*) übernimmt Garulf selbst durch die frage, wen er vor sich habe, den kampf, in dem er als erster der landsleute unterligt. mit *git* drückt der dichter eine art gerechter anerkennung aus: da noch wehrte Garulf, es war das letzte, das er vor seinem ende tat. diese auffassung der sache, die mir der text ergibt, find ich im wesentlichen bei Trautmann, nur dass er aus einem metrischen bedenken, das ich nicht teile, *Garulfe* list, dadurch das verhältnis der personen umkehrt, den vergeblich gewarnten jüngling zum subject der frage nach dem gegner und zum ersten opfer des kampfes macht. auf beiderlei weise haben wir ein tragisches, mindestens ein ethisches motiv in der wilden erzählung, von der man keinen so methodischen fortschritt verlangen sollte, um einen zug auszuschliefsen, von dem man nicht einmal wissen kann, wie fern er nur episodisch war.

29. 'Dir ist jetzt hier bestimmt, was von beiden du selbst bei mir suchen willst': so wäre das überlieferte zu verstehn, und es fragt sich nur, welche beide gemeint seien, zwischen denen der gegner die wahl haben soll. was anders wol, als wunden oder tod; dasselbe wäre flucht oder tod, jene wäre nur folge der verwundung. man denke an Irings flucht nach seinem ersten kampfe. so seh ich keinen grund zu einer änderung, die dem ausdruck mit dem dunkel seine sarkastische kraft nehmen würde.

35. Ich möchte nicht mit sicherheit den namen Gudhlaf neben 18 unerträglich finden. war Garulf nicht der jüngling, sondern der ältere warner, so ligt seine abkunft im hintergrund der geschichte und ist ein vater Gudhlaf doch wol ohne verwechslung mit dem gleichnamigen Dänen denkbar. wenn aber nicht, so ligt es weit näher, *Gudulfes* als *Gudheres* für *Gudlafes* zu vermuten.

36. Bei Trautmanns sinnvoller vermutung *hreowblacrahwearf hräfen wundrode* stört mich nur, dass *hwearf*, in welchem wie in *hweorfan* der begriff 'bewegung' liegen muss, von einem haufen von leichen gebraucht sein soll. ich gesteh aber, dass ich selbst ratlos bin.

43. Von einer deutlichkeit, dass der verwundete held einer der Dänen sei, seh ich nichts. vielmehr konnte nur ein Friese *onweg* gehn und von seinem könig über die erlittenen verluste befragt werden; Hnäf war in der halle augenzeuge. die Dänen hatten gegen die angreifende übermacht den vorteil, enge zugänge zu verteidigen, und blieben in den dadurch bedingten einzelkämpfen beständig sieger. nach fünftägiger dauer dieser für die Friesen verlustreichen kämpfe (während welcher sich freilich der rationalistische leser gedanken über die verproviantierung der eingeschlossenen machen kann) leitet z. 43 eine wendung ein, die von dem bisher dem kampfe ferngebliebenen Finn ausgegangen sein muss. worin sie bestand, scheint mir nicht schwer zu erraten : durch angelegtes feuer wurden die 60 mann genötigt, der übermacht im freien zu begegnen, und da erst ward Hnäf von Finn erschlagen, worauf die geschichte weiter gieng wie in der episode des Beowulf.

Um bei dieser gelegenheit einen einfall zu einer verzweifelten stelle los zu werden, geb ich zu erwägen, ob man nicht im ersten verse von Deors Klage lesen sollte : *Weland him be wifmyne wräces cunnade.* das wort begegnet Gen. 1861. leichter wäre *wifmen*, woraus Grein für diese stelle im glossar unnötig *vimman* macht, aber weniger schön.

Alsbach, im november 1904. M. RIEGER.

ZEHN GEDICHTE AUF DEN PFENNIG.

1. Daz der phenninch aller sterchist ist.

Vom Teichner[1].

Ainer vragt mich der mär,
Waz daz aller sterchist wär.
Do sprach ich : Herr pider man,
Wer dw wibel[2] lesen chan,
5 Da stet wol geschriben pey,
Daz ein herr vragt drey,
Waz daz sterchist mocht gesein.
Do sprach ainer, ez wär der wein,
Do sprach ainer, ez wären weib,
10 Do sprach ainer, dez chunigs leib
Der wär stärch für allew dinch.
Do sprach ich, der pheninch
Der hab noch di grosten chraft,
Wann er hab dw herschaft,
15 Daz im all dw werlt nachzogen.
Wer dann vor dem andern progent,
Der ist für dw hindern gůt.
Wer ein andern ziehen tůt,
Der ist stercher denn der hinder.
20 Er mocht inn geziehen nynder,
Hiet er nicht dw chraft v̈ber in.
Ye daz stercher zeuhet hin

[1] *aus der Wiener hs.* 2901 *bl.* 215*a*, 1 *bis* 215*b*, 2 *nach der neuern foliierung* (*im* 14 *jh. geschrieben, bei Karajan Über Heinrich den Teichner* 1855 *s.* 73 *mit A bezeichnet*). *damit verglich ich das Berliner Mgq.* 361 (*J bei Karajan; im* 15 *jh. geschrieben*), *bl.* 84*b*. *den anfang teilt Karajan s.* 29 *anm.* 44 *mit.* [*ich habe mir erlaubt, mehrfach auf die bessern laa. von J durch sperrdruck hinzuweisen. E. S.*]

[2] *im apokryphen* 3 *buch Esdrae c.* 3 *f behauptet ein jüngling, stark sei der wein, der andre, stärker sei der könig, Zorobabel aber, stärker sei das weib, über alle aber siege die wahrheit. vgl. RKöhler Kl. schr.* II 55. — *in einem andern spruche* (*Wiener hs.* 2901 *bl.* 192*a*, 2) *nennt der Teichner freiwillige armut* (armut mit willichait) *das stärkste.*

v. 5 Der vindet geschriben wol da pey *J*   6 ainer fraget *J*   8 der] *fehlt J*   9 Ainer sprach *J*   10 ainer] der dritt *J*   12 So sprich *J*   13 Der] *fehlt J*   14 hat *J*   15 alle welt nachzogt *J*   16 progt *J*   17 dw] den *J*   20 in sust geziechen nimrt *J*

Von natur den chranchen tael.
Da von ich der phenning val,
25 Daz er hat di grosten macht,
Seint im all dw werlt nach gacht.
Chünig vnd chaiser vahent an
Nach dem phenning reiten vnd gan.
Hiet der chaiser nicht zu geben,
30 So belib in auch nieman neben,
An sein diener schied er dan,
So wär er als ein ander man;
Wann er wurd der diener ploz.
Da von haist er ein herr groz,
35 Daz im volgt ein grozzew schär;
Das pringt auch der phening dar,
So er iemer zu geben hat.
So er paz gelaütet stat,
Ritter vnd chnecht di vmb in stant,
40 So gicht ⟨ein⟩ander man zuhant:
'Im get nach ein grozzew schar'.
Dez ist nicht, daz wist für war;
Si gent wol nach dem güt.
Weil er waz in armüt,
45 Do wolt nieman nach im raisen,
Do er waz dez gütz ein waisen,
Daz er wider schait dar van,
So ist er auch der diener an,
[215b] Daz si nymmer da wellent sein.
50 Dar an wint di worhait schein,
Daz dem mann nicht volgt der hauf.
Ez ist nor der nachlauff,
Als ich sprich, der phenninch chanch;
Seit er fleust den nachganch,
55 Wann der pheninch von im schaidet.

23 tayl *J* 24 ist dem pfening vayl *J* 26 dw] diss *J* 27 vahent] hebents *J* 30 Im belib halt niemant *J* 31 All *J* schieden *J* 33 ploz] par *J* 34 *bis* 35 *fehlen in J* 36 So ye mer leut nach im gat *J* 38 di] *fehlt J* 40 ander] yeder *J* 44 Dy weil *J* 46 Wirt er dann des guts zw waisen *J* 48 ist] wird *J* 49 sy pey im nit wellent *J* 53 der] dem *J* 54 verleust *J* 55 So *J*

Vnd auch von den laüten laidet,
Dw weil der phenninch vor draft.
Da von setz ich dez phenning chraft
Vber weib vnd v̈ber den chaiser.
60 Er macht ein vrawen haiser,
Also daz si missetüt;
Dez ir nymmer wurd zu müt,
Solt der pheninch ain nicht sein.
So betwingt er auch den wein
65 Ins vaz vnd wider draus.
Da von waiz ich chainen so chnaus
Noch so starch, der im genozz.
Doch ist ⟨er⟩ sonderleichen grozz,
Daz er alle tag stercher wirt.
70 Allez daz natürleich pirt
Daz nympt allez tagleich ab;
Nor der pheninch hat dẅ gab,
Daz er wechst an sein chreften.
Daz verstet in solhem heften,
75 E hat er an seinem sail
Wol gehabt der werlt ein tail.
Er hat all dw werlt mit twungen,
Als ers nv hat v̈ber rungen
All dw werlt mit seiner macht.
80 E da phlag man maniger slacht,
Yeder man als im behaget:
Ainer sag, der ander iaget,
Etleich sungen newen sanch;
So hat nw ainer den gedanch,
85 Wie er ein güter ritter wär;
Da waz ainer ein tichter
Gueter puech vnd maisterschaft;
So chert ainer sinn vnd chrafft,

56 Alß drat er den *J* 57 vor im nit drafft *J* 58 ichs pfennings *J* 59 Vber das weib *J* 60 mocht *A*, macht offt *J* 65 In das *J* 66 Do von so waiß *J* 68 Dannoch ist er sunderlich *J* 73 seinen *J* 75 an] *fehlt J* 77 het auch dy welt nit *J* 79 Alß diß *J* 81 in behaht *J* 82 iaget] sagt *J* 84 nw] *fehlt J* 85 gut *J* 86 So *J*

Wie er chloster vnd chirchen meret.
90 Daz ist allez nu vercheret,
Daz sein niemen tar gephlegen.
Wär ein man halt auf den wegen,
Daz er phlaeg der alten fueg,
So spräch ieder man: 'Nv lueg,
95 Er ist ein verdorben man,
Wil er solich ding nach gan.
Er solt lieber trachten vmb gůt,
Als dw werlt gemain nv tůt,
Phaffen, lain, edel vnd swach'.
100 Da von wär chan stercher sach,
Denn der phenning wesen chan.
Dem mueg auch dw werlt nach gan.
Als man nach dem phenning zogt,
Dez ist nicht, er ist der vogt,
105 Daz er vor allen läuten pranget,
Daz sein ieder man belanget,
Daz in aller nachnist wär.
Also sprach der Teichner.

2. Daz der phenninch zaihen tůt.

Vom Teichner [1].

Maniger sait, in wunder ser,
Daz man ny nicht zaichent mer,
Als man etzwen hat getan.
So sprich ich: Wers achten chan,
5 So geschiecht noch als vil wunder
Sam noch ie. Daz mercht besunder!
Von sande Jertten hort man sagen,
Wo der toter ward getragen,
Do geschahen zaichen groz.
10 Dem ist wol der phening genoz;

90 nu] *fehlt A* 94 spricht *J* 96 Er wil nur solchm *J* 98 Alß nu dy welt gemainclich tut *J* 100 ist chain *J* 103 Alß hernach *J* 104 Darumb das er ist *J* 105 Der vor *J* 106 Dauon eim yeden nach im belannget *J* 107 Der im gern der nachst *J* 108 sprach] redt *J*

[1] *aus derselben Wiener hs.* 2901 *bl.* 215*b*, 2 — 216*a*, 2.

Der ist tod, wo man in traet,
Vnd geschehent zaichen haet:
Chrumpen slecht, di plinten sehent,
Auch dw stumen werdent iehent;
15 Der vor lang nicht hat gesprochen,
Wie gar leicht im wirt gerochen
[216a, 1] In dw hant von phenning icht,
Mit der vart er hort vnd sicht
Vnd wirt auch der chrumphait an,
20 Also daz er rechet dan
Nach dem phenning all sein gelider.
Als ein man genaiget nider,
Der da sitzt mit swarem müt,
Daz er niemen an sehen tüt
25 Vnd auch niemen ein wort erzaiget,
Der ist chrumpt vnd vast genaiget
Vnd hat so betrubten tag,
Daz in nieman betrosten mag,
Vntz allain der phenning pot,
30 Der loest in von aller not.
Wie gar leicht ein man in gat
Vnd spricht: 'Lieber herr, auf stat,
Schawt, daz gelt wil ich ew schenchen!'
Mit der vart so tüt ⟨der⟩ sich (*l.* siech) lenchen
35 Hent, den fuezz, den andern gelider,
Vnd hat horen vnd sehen wider
Vnd hat auch dw tumphait floren,
Daz er reden wirt als voren.
Man vint mer denn ain man,
40 Waz man churtzweil vinden chan,
Der dw all vor im trib,
Daz er sein an trost blib
Vnd leicht immer phlichet dar,
Vntz er phenning wirt gewar,
45 So derscheint er fraudenreich.
Ist daz nicht genueg zaichenleich,
Das der phenninch lebens laer
Pringt ein man von solher swär,
Daz chain maister leben chan,

50 Der in pringen mocht dar van;
Vnd wann er von phenning höret,
Also drot wirt er gestöret,
Waz er vngemuetez trueg.
Vnd sind immer zaichen genueg,
55 Dannoch hat er mer getan,
Daz er mer denn ain man
Hat derchücht vom grab,[1]
Daz man phenning für in gab,
Daz er mit nichtew wär genesen,
60 Wär der pheninch nicht gewesen,
Der dem richter ward dar van.
Als ⟨seit⟩ ein sprichwort, daz wir han:
Hiet der wolf phenning,
Er mocht auch vil wol geding.
65 Also tüt der phenning zaichen
Vnd ist sunderleich ze straihen
Nur vmb ains, ders achten chan,
Daz er mag werden ein man.
Wer in hat, den setzt man voren,
70 Wer sein vater sey geporn.
Wie gar edel denn ein man,
Wirt er geltz vnd phenning an,
Er wirt vast herab geschoben.
Da von ist der phenig z loben.
75 Also beschaidenleichen specht
An gevaer mit got mit recht,
Also wär der phenich güt.
Aber der, so swern tüt
Leit durch der phenning willen,
80 Daz in nieman mag gestillen
Noch getrosten denn der schatz,
Der tüt wider gotz satz
Vnd ist auch vnerbär.
Also sprach der Teychnär.

[1] *hier folgt in der hs. nochmals v.* 55 *und* 57.

3. Daz der phenning ein güt freunt sey.

Vom Teichner[1].

Ainer vragt mich der mär,
Wer der pest vreunt wär,
Denn der mensch gehaben chan.
Do sprach ich : Nach meinem wan
5 So waiz ich vnder allen magen
Pessers nicht, torst ichs gesagen,
Denn den phening. Wer den hat,
Er ist werd an aller stat,
Wie sein vater sey genant.
10 Auer wer nicht in der hant
Phening hat oder ir geleich,
Wo der chumpt auf erdreich,
In hat niem recht fur vol.
Würd der chünig an phenning hol,
15 In liezzen all sein diener frey.
Hiet ein pawr güt da pey,
Sy zugen all zu im her.
Da von ist der phenning der,
Dem an vreuntschaft niem geleicht,
20 Wenn ainen mit helf entweicht,
Dez gerucht auch niemen mer.
Wer in hat, der hat auch er,
Wär er ein Jud vnd gieng am stab.
Da von niem wunder hab,
25 Daz man phenning gern hat.
Ez wär daz ein missetat,
Der nicht trächtig wär auf gelt.

[1] *aus derselben Wiener hs.* 2901 *bl.* 226*b*, 1 — 227*a*, 1; *citiert bei Karajan s.* 75 *anm.* 228. *verglichen hab ich damit das bei Karajan nicht erwähnte Berliner Mgf.* 564 (*aus dem* 15 *jh., hier O genannt*) *bl.* 155*a* : 'Der pfenning ist der best fründt'.

v. 3 *folgt in O hinter v.* 4 5 ich] *fehlt A* 6 Bessers trosts nicht ze sagen *O* 7 Denn der pfenning wirden hat *A* 8 Der *O* 9 sein] ein *A*, ains *O* 10 Halt der nicht inn seiner *O* 11 oder] vnd *A* — Pfenning vnd auch iren geleich *O* 13 Den hatt niemant *O* 14 der] *fehlt A* 16 Vnd hett *O* 19 an] kain *O* — niem] nicht *O* 20 Vnd wer allain mitt *O* 23 Wärr ein *A* 24 niemant fur wunder *O* 25 geren pfenning *O* 27 auf] nach *O*

Ez ist recht in alder werlt,
Wer mich ert vnd wirdichleichen setzet,
30 Er werd sein auch von mir ergetzet,
Daz ich in lieb hin wider han
Vnd im tün daz pest ich chan.
Seint der phenning dann di laüt
So gar wirdichleichen setzt vnd fräut,
35 So ist auch wol pilleich daz,
Daz im niemen sey gehaz
Vnd ims wol hinwider peutet,
Als in di werlt auch yetzunt trautet
Für beschaidenhait, für got
40 Vnd für aller tugent pot.
Waz man tugent vinden chan,
Ob dw laegen an einem man,
Es hiet all di leng nicht chraft
An der phenning vreuntschafft.
[227a] 45 All tugent muezzen weichen,
Wo man spricht: 'Da gent dw reichen'.
Doch izz nicht naturhaft
Von natur der maisterschaft
Vnd gepürt zu setzen voren,
50 Daz man pawrn setzt vnd toren
Für dw edeln maister güt.
Dw natur dez nicht entüt,
Ez chumpt von phening dar.
Da von solt in nieman zwar
55 Neiden vmb sein wirdichait,
Daz in dw werlt so lieb trait
Denn chain dinch auf erdreich.
Ez wär recht vnd pilleich,
Seint er dw laut so wirdig tüt,

29 wirdiglich setzt *O* 31 in auch lieb *O* 32 im] in *A* — ich] in *A* 33 Seydt *O* — dann mitt schall *O* 34 Vnns wirdigklichen setzet all *O* 37 erpiett hin wider *O* 38 wellt träuttet syder *O* 43 als die lenngin *O* 45 Alle *O* 47 Doch ist es *O* 48 Das man die reychen in würtschafft *O* 49 Setzen soll fur die geporen *O* 50 Man setzet offt pauren *O* 51 Fur ainen edeln weysen mütt *O* 53 Es kompt newr *O* 56 wellt nun lieber *O* 57 Dann dehain *O* 59 Seytt er die wellt *O*

60 Daz mann halt noch paz behüt.
Er solt nor in seyden slaffen
Oder wie mann mocht zaffen,
Daz seiner wirden zimleich waer.
Also sprach der Teychnär.

4. Was der pfenning wunders kan.

Die Berliner hs. O schaltet hinter v. 63 *des vorigen gedichts noch weitere* 124 *verse ein, die ich hier als einen besondern spruch mit einer aus v.* 147 *entlehnten überschrift zum abdruck bringe.*

Doch so müß ich sagen mer
65 Vnd uon newem heben an,
Was der pfenning wunders kan
Gefrumen vnd geschaffen.
Layen vnd auch den pfaffen
Sicht man damitt horden.
70 Auff erde ist kain orden,
Ym sey der pfenning uil lieb.
Ist er ain morder oder ain dieb,
Den man joch ertötten wil,
Mag er der pfenning haben uil,
75 Sein krummes müß werden schlecht.
Der pfenning kan soliche recht,
Das niemant pessers findet.
Er pyndet vnd empyndet.
Er richtet vnd entrichtet
80 Vnd krümmet vnd entschlichtet,
Er sönet vnd entsönet,
Er könet vnd enkönet,
Er machet manigen zu ainem zagen,
[156b] Der durch den pfenning müß vertragen,
85 So richtet maniger dester paß.
Den duncket: vnd tust du das,
Der pfenning hilffet dir dauon,
Das du macht zu hulden komen
Mit ainem, der das gericht hatt,
90 Der dich nicht verderben latt.
Als der pfenning wundertt;
Sünd tausent hundertt
Die nympt er alle sampt abe.
Dauon der den pfenning habe,
95 Der geb in nach der maß sein,
So tüt er im hilffe scheyn;
Wann er ist zu allen schanden gütt.
Der pfenning machet hohen mütt.
In hymel vnd auff erden
Er machet hailig werden. 100
Wer der pfenning hatt uil,
Der schaffet alles, das er will.
Sollt ich zü gerichte gǎn,
Möcht ich denn der pfenning hon,
Er müste reden da für mich. 105
Ditzs duncket nyemant vnpillich;
Er ist gar ain gütt geselle,
Er ist schyrmer vor der helle
Der weib vnd auch der mann.
Inn pan vnd ausser pan 110
Er wol die pringet.
Den closterman er zwynget,
Das er auß seiner zelle
Schier vnd auch uil schnelle
Gatt vnd württ ain ander man. [157a]
Der pfenning es alles samet kan,
Als ich euch will beschayden.
Cristen, Juden, Datten, Hayden
Machet er bürge veste.
Den pfenning ich des gestee, 120
Hett ich syn nach den willen mein,
Mir müstent vndertänig sein
Pulle vnd auch Pallerne,
Die gütt statt zu Berne,
Der baubst vnd der künig her. 125
Hie dißhalb vnd auch über mer
Wöllt ich es alles zwyngen,
Das müst er mir zupringen,
Was menschen pilde möcht gesein vnd leben.
So recht redlichen wöllt ich geben, 130

60 man in noch *O* 62 gezäffen *O* 63 seinen *O*

Das mir das alles sampt nigen
Vnd mir da nyemant nütz verzigen;
Wa ich für durch alle lanndt,
Da wer der pfenning fürgerandt.
135 Der pfenning kan solich kunst,
Er wirbet mir da gunst,
Die niemant kan dirre noch der,
Parfûsssen noch prediger.
Die tätt ich sein antaylig,
140 So sprechens, ich wer haylig
Vnd hette allenthalben recht.
Er sey ritter oder knecht,
In welcher acht der man sey,
So wer er mir mitt trewen bey
[157b] Mitt rede vnd auch mitt ratte.
Nyemant sagt vnns tratte,
Was der pfenning wunders kan.
Vnd kundt er reden als ain man,
Wer wöllte in vndersprechen,
150 Wer wöllte das zerprechen!
Das er geredte, das müste sein,
Seydt das er uor der helle peyn
Kan schyrmen vnd den hymel geben,
Er müste in toren weise leben,
155 Der in nit geren hette.
Wann er burg vnd stette
Machet vnd zerprichet;
Er turnieret vnd stichet,
Er rayet vnd tanntzet,
Er zieret vnd planntzet 160
Fur höher mǎg ain michel tayl.
Er machet fro vnd auch gayl,
Er kauffet alles, das der ist.
Gewalltig gott, gewalltig Crist,
Inn hymel vnd auff erden hie 165
Der wertt du gewaltig ye
Vnd aller creatur gar,
Helff vns hin in der engel schar
Vnd sey der fröude paradeyse!
Seytt der pfenning manig weise 170
Kan ⟨das⟩ virne vnd auch das newe,
Verleich vns rechte rewe,
Gewer uor vnnserm ende!
Hey dich pfenning, gott dich schende!
Die dich nicht hondt, sind die verloren, [158a
So werest du uil weger emporen,
Do du zum ersten württ erdacht.
Nun ist die red volbracht,
So ich aller beste kan.
Die nicht den pfenning mügent han, 180
Die habent gûtten willen;
So mügent sie sich gestillen,
Das sie nicht werdent der helle kindt.
Die aber pfenning reych sindt,
Die kauffent hie das hymelreych, 185
Das sie ymmer lebent ewigkleich
On alle mißhellung vnd schwär.
Also sprach der Teychnär.

Wir haben es also mit einer interpolation zu tun, und es entsteht die frage, ob diese vom Teichner selber bei einer spätern redaction des spruches nr 3 *eingeschaltet ist oder von einem fremden bearbeiter des* 14—15 *jhs. herrührt. mir machen freilich die überleitenden verse* 64 *f und der schluss den eindruck eines flickwerks, und die nochmalige aufnahme eines dem anscheine nach schon erledigten themas durch den dichter wäre auffällig; sicheres wird sich indes wol erst nach einer untersuchung der ganzen überlieferung der Teichnerschen dichtungen, an der es noch durchaus fehlt, sagen lassen. gewis ist jedesfalls, dass dieser spruch bis ins* 17 *jh. hinein eine aufserordentliche beliebtheit genossen hat, mehr als je ein gedicht des Teichners. die mir bekannten hss. und drucke zerfallen in drei gruppen: an die fassung* **a** *(wie wir forthin den in der Teichnerhs. O überlieferten text nennen wollen)*

schliefsen sich b — d an; eine längere version ligt in e, eine kürzere in f — q vor.

b) *Pergamenths. des* 14 *jh.s der Strafsburger Johanniterbibliothek A* 94, *nr* 17 : 'Dis ist von dem pfenninge' *(Prox-Oberlin, De poetis Alsatiae eroticis* 1786 *s.* 29; *v. d. Hagen-Büsching, Grundriss* 1812 *s.* 320*); abgedruckt bei C. H. Müller Sammlung deutscher gedichte aus dem* 12—14 *jh.* I 4, 216 (1784) *und danach bei Genthe Deutsche dichtungen des mittelalters* I 455 (1841): 'Ein rede will ich heben an, was der pfenning wunders kann'. 110 *verse. stimmt ganz mit c überein.*

c) *Berliner ms. germ. qu.* 1107, *bl.* 71*b* : Dis ist der pfennig : 'Ein red wil ich hören an'. 110 *verse. die früher Veesenmeyer gehörige hs. ist erwähnt bei Weckherlin* Beyträge (1811) *s.* 74 *und beschrieben bei Keller-Sievers Verzeichnis ad. hss.* (1890) *nr* 60. — *die vergleichung mit a ergibt, dass von den versen* 65—186 *hier* 13 *verse* (73. 79—80. 97—98. 101—106. 123—124) *ausgelassen und einer* (Er schaffet alles dz er wil, *hinter v.* 74) *eingeschoben ist.*

d) *Gothaer cod. chart. A* 216, *bl.* 102*a*, 2 (15*jh; vgl. Jacobs-Ukert Beiträge zur ältern litteratur* II 298) : 'Von dem pfening' 122 *verse.* — *eine kurze einleitung geht vorauf:*

Got schopfer wunderere,
Gar selik wer daz mere.
Herre, wir haben wol vernumen,
Daz nieman dich mak vberkummen
5 Mit keiner schlachte wunder
Als nu ein schwachez kunder,
Daz wundert zû aller zit fur dich.
Wer daz ⟨nicht weiss,⟩ wolle horen mich.

Dann folgen die verse 65—186 *aus a mit dem anfange:* 'Ein rede wil ich heben an' *und folgenden auslassungen : a* 111—116 *und* 123—124.

5. Erweiterung von nr 4.

e) *Münchner cod. germ.* 270 (15 *jh.*), *bl.* 76 *a:* 'Ain ander gût spruch von dem pffening'. 166 *verse.* — *auf eine einleitung von* 10 *versen folgt a* 65 *f* (= *e* 11 *f*), 71—78. 83—96. 99 *f* (= *e* 19—40), 121 *f.* 125 (= *e* 43—45), 117 *f.* 127 *f.* (= *e* 47—56), 133—137 (= *e* 53—57), 138—140 (= *e* 60—62), 141—

147 (= *e* 65—74), 156 (= *e* 80), 107—113 (= *e* 73—89), 157 *f.* 78 (= *e* 91—93), 159 (= *e* 98), 158 (= *e* 100). *die starken abweichungen und grofsen zusätze, auf die ich nicht näher eingehn will, scheinen mir dafür zu sprechen, dass e eine erweiterung von a—d und nicht etwa die grundlage dieser fassung ist. während in a—d nur der dichter in der ersten person spricht, tritt hier auch der pfennig ohne besondere einführung redend auf.*

Der welt lauff ist also geschaffen,
Das lernt man py dem pffafen,
Hab ich nun pfening vil,
So hab ich was ich wil.
5 Secht an, die uil pfening haben,
Man sicht ir wenig mit in begraben.
Wenn ir leben ain end hat,
Der pfening im nimer py gestat.
Nun was si hie durch got geben,
10 Das uolgt in nach zu dem ewigen leben.
Also wil ich die red heben an,
Wie vil der pfening wunders chan.
Der pfening chan wunders uil,
Als ich euch beschaiden wil.
15 Von wannen der mensch geporn sey
Er sey ritter, grauff oder fry,
Wie er auff erden geleben chan,
Gaistlich, weltlich, frawen oder man,
Die haben alle den pfening lieb,
20 Er sey mordar, rauber oder dieb,
Wa man in töten oder verderben wil,
Haut er nu der pfening vil,
Sein chrumes mûfs werden sleht,
Der pfening chan machen sollich recht,
25 Das man nit pessers vindet.
Der pfening pindet vnd enpindet,
Er macht herren groß zagen,
Die durch den pfening uertragen.
Dar vmb gedenckt maniger: Tů das!
30 Der pfening hilft dir one has,
Das du wol macht zehulden chomen.
Er ste zu schaden oder zů frumen

Gen dem, der das gericht inn haut,
Das er dich nit uerderben laut.
35 Der dir auch die sünd nimmet ab.
Wol im, der uil pfening hab,
Der bezalt nach der masse sin.
So tůnd si offt hilffe schein
Im himel vnd auff erden,
40 So hilfft er im, das er můß hailig werden,
Vnd auff erden zů grossen ern.
Du pfening, du solt dich zů mir cheren.
Aber hett ich pfening nach dem willen mein,
So müstent si mir vntertanig sein,
45 Der baupst, der pischoff, der cardinal;
Das täten si on alle wal.
  Ich pfening chan die leut beschaiden,
Cristen, juden vnd haiden,
Die chan ich pfening zwingen,
50 Das si mir müssent pringen
Alles, das mein hertz begerrt.
Das wil ich pfening sein gewert.
Hab ich pfening vnd chum in frömdu land,
So chumpt der pfening uor hin gerant
55 Vnd erwirbt mir gunst.
Der pfening chan sollich chunst,
Die auff erden niemant chan,
Weder noch pfarer noch cappelan,
Niemants auß genomen weder diß noch der.
60 Augustin, parfüsser noch prediger
Die wölt ich all machen zweiffeltig,
Si geschwuren, ich wer hailig.
Das pring ich pfening zů weg.
Si trätten zů mir auff den steg
65 Vnd geben mir all zů mal recht.
  Er sey ritter oder chnecht,
In welchin stat der man sei,
Der pfening macht, im stat maniger py
Mit hilff vnd auch mit raut.
70 Chain man chan beschaiden trat,
Wie uil der pfening wunders chan,

Das er raut menchem man,
Das er mûß sprechen fûr mich.
Das haut manicher fur wunderlich.
75 Der pfening ist zu allen dingen gût,
Er gipt manigem hohen mût.
Der pfening schat vnd ist nutz,
Er macht manigen vngeschütz.
Der pfening ist zû allen dingen vnuerdrossen,
80 Er (zû) erpricht purg wol verslossen.
Was ain chunig oder ain furst nit enden mag,
Das endet der pfening auff ain tag.
Der pfening ist auch ain gûtter gessel,
Er behelt die leut uor der hell,
85 Er pringt die frawen vnd die man
In den pan vnd auß dem pan.
Der pfening ainen oft ser zwingt
Vnd ain gaistlichen man pringt
Auss seiner zell pringt [?].
90 Sein mûß der teuffel walten.
Der pfening ist gar ain werder man,
Der pfening es alles wol chan,
Er macht ledig vnd enpindet,
Gold gar wol dar zu zimet (?).
95 Der pfening macht ain chalt vnd hitzig,
Er macht ain torn vnd ain witzig,
Er ziert, er pflantzt,
Er springt vnd tantzt,
Er wirret vnd bericht,
100 Er turniert vnd sticht,
Er enploßet vnd tecket,
Er erfrewet vnd erschr[e]ckt,
Er chan pauggen vnd pfeiffen,
Er chan tasten vnd greiffen,
105 Er vert, er laufft,
Er dingt vnd chauft.
Ich pfening gib freuden uil
Mer dann alles saitten spil.
O wie hett mich meniger so gern,
110 Vnd ich wil im doch nit werden.

Ich pin gar witzig vnd gar weiss.
Al welt sagt mir er vnd preisse.
Secht, wes chan ich pfening nit!
Al deß welt hat zů mir zuuersiht.
115 Ich můß chunen, vnd wär ich ain narr
Vnd säß ich halt uff welher pffarr.
Ich chan singen vnd sagen,
Ich mach held vnd zagen.
Es ist nichtz an mir uergessen.
120 Al deß welt haut sich zů mir uermessen.
Mich hett ieder man so gern.
Möcht ich im nun wern̄,
O we, uil sint der vmb neider,
Das ich in nicht mach den seckel swerr.
125 Es tůt in an irm hertzen zorn,
Das ich pfening ie ward geporn.
Ach, wie uil der ist,
Den ir hertz fault uor neid als der mist,
Dar vmb das si mich nicht auch haben.
130 Dar vmb si mir den ewigen flůch geben
Vnd sterben vor neid uil dester ee.
O wie geschicht in an irm hertzen so wee.
Das můß ich pfening liden,
Das hab ich ernarnet mit swigen
135 Vnd auch mit über sehen,
Das haut der pfening zů mir jehen:
'Wiltu mein dann haben vil,
So hüt dich uor gesselschaft vnd uor spil.
Junger man, versich dich zů aller frist,
140 So du groß fräud pflegent pist,
Das du nit gering wegst,
Das du staticlichen an sächst,
Das ich ain chüng über all chünig pin.
Das schrib in dein hertz vnd dein sinn.
145 Ich pin ain herr über all fürsten.
Lauß dich nach mir dürsten!
Es nimpt sich mengtlich vmb mich an,
Das nicht gipt vmb ain man,
Er sei dann mit pfening beswert.

150 Begert er dienst, er wirt gewert;
Wann niemant chan geslichten,
Das chan ich pfening pald uerrichten.
Das niemant zů weg pringen chan,
Des nim ich mich pfening an.
155 Ich gip mengem weissen man rat.
Der ist sälig, der mich on sund hat.
Auch ist pesser ain pfening durch got geben,
Dann taussent pfund in der kisten gelegen,
Ist am jungsten tag als ain wind.
160 Man uerliurt vnd gewint mich geschwind.
Gedult überwindt alle dinck.
'Nain', spricht der pfening,
'Der mich mit ern behalten chan,
Auß dem wil ich machen ain piderman.
165 Ich pfening chauff mir das himelrich
Hie uon den armen ewenclichen'.

Die dritte gruppe (f—q) enthält eine gekürzte fassung, die sich in der ersten hälfte an a, in der zweiten an e anschliefst und den pfennig noch häufiger redend einführt.

f) Münchner cod. germ. 713 *bl.* 52*a* : Ein spruch von dem pfennig : 'Nun sweigt, so wil ich heben an'. 76 *verse. abgedruckt bei Keller Fastnachtspiele* III 1183 (1853), *der die halbverse* 47—52 *nur als drei zeilen zählt. — die verse* 1—32 *sind gleich a* 65—76. 119—122. 125*f.* 117*f.* 127*f.* 133—138; *dann folgen mit geringen einschaltungen e* 75—82. 91*f.* 95—102. 107—112. 115*f.* 138. 141*f.* 153—156. 161—164. *für v.* 161*f ist allerdings in f* 71 *das häufig citierte*[1] *sprichwort eingesetzt:*

Man spricht, lieb gee fur alle ding;
Nein sprich ich pfening;
Wo ich pfening wennt,
Da hot die lieb ein endt.

[1] *Bolte zu VSchumann Nachtbüchlein* (1893) *s.* 400 *und zu Frey Gartengesellschaft* (1896) *s.* 282; *ferner Wattenbach Sitzber. der Münchner akad.* 1873, 704. *Walther Jb. für nd. sprachforschung* 27, 19*f. Kopp Euphorion* 8, 355. *Zanach Historische erquickstunden* IV 2, 567. *das gedicht 'Amor'* (1499) *bei Goedeke* I 394 *ist in Bern und Strafsburg vorhanden, vgl. Weller Annalen* II 10; *das büchlein 'Venus mit ihren gespielen'* 1580 (*Goedeke* II 575) *in Berlin Yf* 6601, 1 *und SPetersburg.*

gegen die ansicht, Rosenplüt habe den spruch gedichtet, wendet sich Michels Studien 1896 *s.* 131. 181; *Roethe* (*ADB.* 29, 271) *meint, vielleicht sei Hans Rosner der verfasser.*

g) *Münchner cod. germ.* 5919 *bl.* 306*a* : Ain spruch von pfeningen : 'Nun schbeig, so wil ichs heben an'. 76 *verse.* — *bis zum j.* 1876 *in Regensburg*; *vgl. Keller-Sievers Ad. hss. nr* 42.

h) *Wiener hs.* 3027 *bl.* 224*a* : Vonn pfhennigen : 'Nwn schweygt, so wil ich heben an'. *vgl. Hoffmann vF. Ad. hss. in Wien* 1841 *s.* 185; *Zwierzina Zs.* 41, 66.

i) *Dresdner hs. M* 50 *s.* 290 : 'Nu sweigt, so wil ich heben an'. 76 *verse. vgl. Keller Fastn.* III 1336.

k) *Leipziger universitätsbibliothek, hs.* 1590 *bl.* 66*a* : 'Nun schweigt, so wil ich heben an'. *vgl. Euling Germ.* 33, 161.

l) *Wolfenbüttel, hs.* 29. 6. *August.* 4° *bl.* 27*b* : 'Nu sweiget, so wil ich heben an'. *vgl. Keller Fastn.* III 1437.

m) *Berliner ms. germ. oct.* 267 *bl.* 93*b* : 'Nun schweiget still, so will ich heben an'. 76 *verse. um* 1560 *geschrieben. vgl. Matthias Zs. f. d. phil.* 20, 155.

n) *Luzerner bürgerbibliothek, hs.* 182 *bl.* 61 (*Keller Fastn.* III 1372) *nach Michels Studien über die ältesten deutschen fastnachtspiele* (1896) *s.* 131.

o) *Bamberger druck von* 1493 : Der pfenigmüntzer (*Berlin Yg* 5521; *vgl. weiter unten nr* 7), *bl.* 3*a* : 'Ein annder spruch von dem pfening : Nun schweigt, so wil ichs heben an'. 78 *verse. die halbverse* 47—50 *in f sind verlängert:*

[*A Papillon*] *La victoire et triumphe d'Argent contre Cupido dieu d'amours.* 1537. *nach einer hs. hsg. und verdeutscht von GSchmilinsky Archiv f. neuere spr.* 95,131—152. — *entfernter steht folgender spruch im Münchner cod. germ.* 270 *bl.* 79*a*:

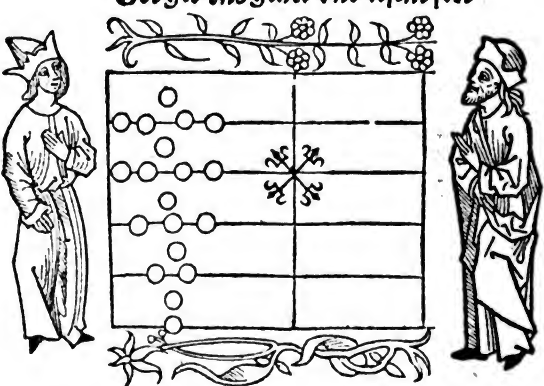
Die lieb, die wir zů samen haben solten,
Als dann am jungsten tag wol wirt uergolten,
Vnd die lieb, die wir haben solten zu der gerechtikait,
Als vns die hailig gschrift sät,
Vnd die lieb, die pas muter vnd chind
Vnd průder vnd swester vnd was der sind
Zů samen solten haben uon natur,
Das wir sind alle ainr figur,
Vnd die lieb, die man zu got solt haben,
Dar nach ain ietlich mensch solt graben,
Als man dann predigot uor vns allen,
Die lieb ist auff den pfening gefallen.

Ich acker, see, schneid, mee vnd pflantz,
Ich pul, hoffier, spring vnd tantz,
Ich arbeit, mach vnd prich,
Ich schallir, thurnier vnd stich,

und hinter f 64 *ist ein verspaar eingeschaltet:*

Mich nit so vnnütztlichen vertzerst,
Wa du in dem land vmferst.

p) Ein gespräch des herren Christi mit s. Petro : von der welt lauff, vnd ihrem verkehrten bösen wesen. Straßburg am kornmarckt 1629 (*Frankfurt aM.*). — *auf dies auf einem spruch Hans Sachsens* (1 404 *ed. Keller-Goetze* = *Fabeln und schwänke* 1, 356 *nr* 132) *beruhende gespräch folgt Conrad Hases spruch von etlichen ständen der welt* (*vgl. Matthias Mitt. d. ver. f. gesch. der stadt Nürnberg* 7, 182. 1888) *und dann* : Ein schöner spruch von dem pfennig : Nun schweigt, so will ich heben an'. *vgl. Keller Fastnachtspiele nachlese* (1858) *s.* 308.



q) *Jakob Köbels bearbeitung* : 'Von dem pfennig : Nun schweiget, so wil ich heben an'. 102 *verse.* 4 *bll.* 8°, *zwischen* 1503 *und* 1532 *zu Oppenheim von JKöbel gedruckt, dessen wappen (eine schleiereule auf passionsblumen), gehalten von einer stehnden frau, die letzte seite ziert* (*Berlin Yg* 6336; *facsimile* 1904 *von mir herausgegeben*). *das s.* 30 *reproducierte titelblatt, das den pfennig als 'den liebsten auf erden' bezeichnet, sucht den be-*



Jakob Köbels wappen (*aus q*).

trachter durch seine rätselhafte fassung anzulocken. soll der gekrönte jüngling auf der linken seite des rechenbretts etwa den pfennig selber vorstellen, und der bärtige mann auf der andern den dichter?

Den bibliographen, auch FWERoth, der 1889 *in den Beiheften zum Centralblatt für bibliothekswesen* 1, 459—493 *über 'Die buchdruckerei des Jacob Köbel, stadtschreibers zu Oppenheim, und ihre erzeugnisse' handelte, ist dieser druck bisher unbekannt geblieben.*

Zusätze zu f finden sich hinter v. 48:

Gulden ketten vnd perlen krantz
Kan ich alles hofflich machen,
Die krancken mussen mein lachen

und hinter v. 74:

Ich phennig hab manchen dinst mann,
Wann kung oder keyser ye gewann.
Ich kan vbel vnd gut.
Mein dynern mach ich freyen mut
5 Vnd mach auch manch weip vnsteet,
Die selten an gab vnrecht thet.
Phennig geistlich mut vorkert,
Phennig vil vnglaubens lert.
Phennig kan liegen, schwern vnd triegen,
10 Phennig kan streitten, brechen, kriegen,
Phennig kan zucht vnd eer vordringen.
Auch kan ich springen, ringen, syngen.
Phennig kem alles des ein teil,
Das seldt bringt vnd heil.
15 Welcher herr in der weldt phligt
Vnd den phennig hoch wigt,
Den wirt mann selden frolich finde
Mit kurtzweil bey seim gesinde.
Wer gedult getragen kan
20 In armut, der ist ein selig mann;
Vnd ist er seins muttes frey,
So wont im vil genoden bey
Von got, der kan den seinen lonen
Vnd geben zweier handt kronen:
25 Der tugent cron vff erdtreich,
Der eren cron ymm hymmelreich.

6. Junker Pfennig.

Vom Mysner[1].

Merckt, ich thun uch kunt,
Alls ding ist ungesunt,
Wann man macht zu vil:

[1] *aus dem Münchner cod. germ.* 1020 (15 *jh.*) *bl.* 53 *a von herrn cand. phil. Oskar Frankl in Wien freundlich für mich abgeschrieben.* —

Pfeyffen und seytenspil,
5 Harpfen und gygen,
Reden und schwygen,
Sagen und singen,
Tantzen und auch springen,
Zörnen und lachen,
10 Schlaffen und wachen,
Bülen mit schönen wyben,
Was man kan tryben,
Würt es zu vil gethan,
Man gewinet verdriß dar an,
15 Ußgenommen ein dinck,
Der heiset junckher Pfeningk.

Der kan nyemand leyden;
Cristen, juden, heyden,
Fürsten und auch fryen
20 Die hond in gern by in.
Wie einfeltig die lut sind,
Wo man in uff der gassen find,
Er kan sich liben;
Man thut in in den seckel schiben
25 Tag und auch nacht.
Der pfennig manchen dipp macht
Und auch die spiler,
Er mach⟨t⟩ verreter, wucherer.
Er ist der siben kunst gelert;
30 Das recht er verkert
Und stifft falschen eydt.
Er macht lib und auch leyt,
Er kan wenden schleyffen,
Er macht zwey zu ⟨der⟩ e greyffen
35 Und gewinnen sich ⟨ein⟩ zu gevatter,
Er sege ⟨in⟩ nit an über gattern.
Under leyen und pfaffen

vom Missener [*aber doch wol einem ältern. E. S.*] *rührt auch ein lied der Kolmarer meisterliederhs.* (*Bartsch* 1862 *s.* 560; *vgl.* 80. 169) *in Frauenlobs langem ton her, in dem der arme fahrende erzählt, wie ein sangesfreund seine zeche im wirtshause beglichen habe.*

v. 23 *und* 24 *sind wol umzustellen.*

Der pfening kan schaffen,
Dass man er büt,
40 Kappen, hut abzucht.
Kompt ⟨er⟩ uß Schluraffen lant[1],
Hat er pfenning, er wirt bekant
Und gewinnt freunt und basen;
Man stelt ym als dem hasen,
45 Als hirß und hinnen,
Man zart ym als jungen kinden,
Man thut ym das har zesen,
Man lackt ym als der meysen.
Er kan sich nit behalten
50 Uff bergen noch in walden,
Uff felsen und steynen,
Man macht in uß beynen,
Man sucht in felden, hecken,
In der batstuben mit ryben und auch lecken,
55 Man sucht in mit schriben und auch lesen,
In dem kerich mit dem besen;
Man stelt ym grulich zu,
Man bind in als ein kû,
Dass sich der pfening treugt.
60 Man fund, der sich seugt,
Er mocht ym nit engan.
Man sag, was man wölle,
So ist er ein from geselle
Und hat also verschult,
65 Dass ym yederman ist hult
Under allen orden.
Er ist der best artzat worden,
Als ich höre,
Wen ubel frör,
70 Dem keufft er mantel und beltz an;
Man spricht, er kan artzeneyen fur gebrechen.
Er hilfft die urteil sprechen,
Der ein pfant must lassen.
Er ist der best uff der strassen;

[1] *vgl. Poeschel Beiträge zur gesch. der d. sprache* 5, 420 *f.*
v. 60 *versteh ich nicht;* 61 *reimt mit* 70.

75 Als ich han vernommen,
Wan kauffleut zu Franckfurt kommen,
So ist er auch daby;
Sy keuffen gewant, spetzery
Und was in gefelt,
80 Wer nicht den pfening helt
Als ein pfunt,
Dem wird kein guldin kunt.
Gut kompt nit von guden.
Ir sind vil under den luten,
85 Die das ir verrassen
Und wöllen die hassen,
Die es her sparn
Als vor hundert jaren.
Under jungen, alten
90 Einer vertut, der ander wil halten.
Also ich versten,
So wer by dem pferd gut gen,
By dem schympff gut schimpfen,
Aber böß glat baum uffclympfen,
95 Die nit este han.
Hie mercken, frawen und man,
Was der pfening tut!
Wer hat den mut
Und lat ⟨in⟩ durch den büch,
100 Der wirt nit ⟨im⟩ seckel rauch.
Ein man sol hübsch zern,
Dancken got dem herrn,
Nicht uff pfening verflissen.
Ich lass uch wissen,
105 Wer dem trawt,
Den gerewet.
Der pfening ist krump und schlecht,
Er lonet als der tuffel sin knecht:
Do sin zil kommen was,
110 Do stieß er in in das fas
Und hing in in den rauch [1].
So lont der pfening auch

[1] *dies märchen vermag ich sonst nicht nachzuweisen.*

In solich gewicht,
Spricht Mysner in dem gedicht.

7. Überarbeitung von nr 6.

Der buchdrucker Hans S p o r e r, *der nach der ADBiogr.* 35, 272 *von* 1487 *bis* 1494 *in Bamberg tätig war*[1], *hat dort* 1493 *folgendes büchlein hergestellt:*

Der pfenigmüntzer pin ich ge- | nant. Vñ gib yn aus in alle lant | Mit mir kan mans wol schaffen | Vnder leyen vnd vnder pfaffen. | *[Holzschnitt: ein meister mit prägstock und hammer arbeitend; zwei gesellen reichen die fertigen münzen an acht vertreter verschiedener stände.]* 4 *bl.* 4°. *Auf bl.* 4 *a steht:* Zu Bamberg in der loblichen stat | meister Hanns das getruckt hat | Gesessen hinder sant Mertein | Im ·xciij· iar vor weihenechtin. | *(Berlin Yg* 5521.)

In diesem drucke sind zwei gedichte auf den pfennig vereinigt: 1) *eine bearbeitung vom junker Pfennig des Mysners auf bl.* 1 *b, und* 2) *der oben s.* 29 *unter o angeführte spruch vom pfennig auf bl.* 3 *a. die bearbeitung von nr* 6 *lässt die verse* 21 f. 27—36. 47—61. 83—90. 103 f. 109—114 *fort, stellt v.* 23 f *hinter* 42, *verlängert die kurzen zeilen und fügt* 23 *neue verse* (58—62. 73—90) *hinzu. da eine blofse angabe der varianten kein anschauliches bild dieser fassung ergeben würde, setze ich sie lieber vollständig her.*

Merckt, ir herren, ich thu eůch kund,
Etliche ding seind vngesund,
Wa man sein macht zu vil:
Trummeten, pfeiffen oder seittenspil,
5 Orglen, harpffen oder geigen,
Reden, sprechen oder schweigen,
Sagen vnd auch singen,
Tantzen, hofiren oder springen,
Zŏrnen, trutzen vnd auch lachen,
10 Ruwen, schlaffen oder wachen
Vnd pulen mit hübsschen weiben,

[1] *von ihm rührt auch der druck von Kuntz Has spruch her:* Ein hübß neues gedicht. das | itzund vō der werlt lauff spricht | Das der gewalt wol möcht fur-|kummen. das ein yder handel | plib jn seinem frummen. | 8 *bll. gedruckt* Im. LXXXXij. iare *(Berlin Yg* 5411).

Auch was man schimpfweis mag getreiben.
Vnd wirt sein zu vil gethan,
So gewint man zu letzst verdries daran,
15 Aus genummen an einem ding,
Das heist iungkherr pfenning.
Der pfenning mag niemant leiden;
Cristen, iuden vnd heiden,
Fürsten, grafen, rittern, freien vnd knecht
20 Den ist der pfenning allen gerecht,
Es sey bey tag oder bey nacht.
Der pfenning manchen dieb macht.
Der pfenning kan das geschaffen
Vnder leyen, münchen vnd vnder pfaffen,
25 Das man manchen eren thut,
Gen ym ab zeücht die kappen vnd den hut.
Kem einer dort her aus schlauraffen land,
Het er pfenning, er ward wol erkand.
Der pfenning kan sich freüntlich lieben,
30 Man thut yn in den peütel schieben,
[2 a] Man stellt ym nach als eim hasen,
Man gewint damit vil freünd vnd pasen.
Man stelt ym als dem hirsschen vnd hinde,
Man zart ym als eim iungen kinde.
35 Noch sag man, was man well,
Der pfenning ist ein erberger gesell,
Der pfenning spricht: ob ich kan,
Wen übel freüst, dem kauff ich einen rock an.
Auch vnder allem orden
40 Ist der pfenning ein guter artzt worden,
Er ist ein artzt für allerley geprechen.
Er kan wol an dem gericht vrteil sprechen.
Er ist auch der pesten einer auff der strassen;
Wer sein nit hat, mus dem wirt ein pfant lassen,
45 Das hab ich wol vernummen.
So die kaufleüt gen Franckfurt kummen,
So ist der pfening gewonlich auch dabey.
Sy kauffent darumb gewant vnd spetzerey
Vnd was dem mann wol gefellt.
50 Wer den pfening nit eben behellt,

Bey eim heller vnd bey dem pfund,
Dem wirt selten ein gůlden bekund.
Vnd als ich es auch kan verstan,
So ist bey dem pferd vast gut gan,
55 Bey dem schiff ist auch gut schwimmen.
Es ist pós glat paum auf climmen,
Die nit est haben, als ichs verstan.
Wer nit pfening hat, den sicht man ůbel an.
Doch so sey dem, wie ym well:
60 Nimmer pfenning, nimmer gesell.
[2b] Des pin ich innen worden.
Wer leůs im pusen tregt, ist ein herter orden.
Der pfenning der ist gut;
Wer den hat, dem macht er mut.
65 Lest er yn lauffen durch den pauch,
Er wirt fůrwar im peůttel nimmer rauch.
Yederman soll hoflich zeren
Vnd soll gedencken an got den heren.
Wer dem pfenning wol getraut,
70 Er empfint fürwar, das yn geraut.
Er ist krumb vnd dartzu schlecht,
Er lunt eben, als der teůffel seim knecht.
Man sucht yn auch mit dem pesen,
Mit schreiben vnd auch mit lesen,
75 Vnd dartzu in allen puchen
Thut man yn auch suchen.
  Kumbt kunst gegangen fůr ein haus [1],
So spricht man, der wirt sey aus.
Kumbt weifsheit gegangen darfůr,
80 So vindt sy zu geschlossen die thůr.
Kumbt zucht vnd eer in der selben mafs,
So mufs sy wider hin geen ir strafs.

zu v. 73 *vgl. nr* 6 *v.* 55*f.*

[1] *die verse* 77—90 *bilden einen besondern spruch, der auch im Münchner cod. germ.* 270 *bl.* 79*a und in einer Wolfenbüttler hs. vorkommt. aus letzterer gedruckt in Lessings* 5 *beitrag Zur geschichte und litteratur s.* 211, *im Teutschen Mercur* 1782, *august s.* 171 *und in Eschenburgs Denkmälern ad. dichtkunst* (1799) *s.* 404; *vgl. auch Madjera in den Fliegenden blättern* 106, 45 (*München* 1887); *Wander Sprichwörterlexikon* III 1273 *nr* 184 *und* V 1653.

Kumbt lieb vnd treû vnd wer gern hin ein,
So will niemant ir portner sein.
85 Kumbt warheit auch dar vnd clopffet an,
So mus sy lang vor der tûr stan.
Kumbt gerechtigkeit fûr das tor,
So vindt sy rigel vnd ketten daruor.
Kumbt aber der pfenig gegangen vnd geloffen,
90 So vindt er tûr vnd tor vorn vnd hinten offen.

8. Wie der pfenning gescholten und gelobt wird.

Meisterlied von Balthasar Wenck [1].

1.

Ir herren, wôlt jhr hie betagen,
Ein newes lied will ich euch sagen,
Wie der pfenning ist geschlagen.
Pfenning, von dir so heb ich an,
Du bleybst bey keinem armen man,
Der hacken oder rewten kan,
Du fleuchst arm leût zu allerzeyt,
Die warheyt ich euch hie bedeût,
Ihr dasch ist gmacht auß teûffels heût.

2.

Pfenning, du machst manchs hertz betrûbt,
Pfenning, du hast kein armen lieb,
Pfenning, du bist ein rechter dieb,
Pfenning, du bist ein môrder groß,
Pfenning, du bist des bôsen gnoß,
Du liegst im teglich in der schoß.
Ich bin dir ghaß, nun merck du das,
Dem armen fûlst du nicht sein faß,
Das er eß vnd trinck dest baß.

3.

Pfenning, du bist den armen gfer,
Pfenning, du rechter rauber schwer,
Pfenning, du grosser wucherer,
Pfenning, du bist nit lobes werd,
Das du geen solt auff der erdt,
Das hast du wol von mir gehôrt.
Du stiffst groß schand, mort vnd brand,
Du bist verderben manche landt,
Ich muß dich schelten baß zuhandt.

4.

Pfenning, inn hochmut bist du brangen,
Der arm der kan dich nicht erlangen,
Du stiffst erstochen vnd erhangen.

[1] *flugblatt aus der ersten hälfte des* 16 *jh.s* : Ein schön Lied wie der | Pfenning geschölten vnd | gelobt wirdt. | In Baltas wencks thon, | nachsinger. | [*holzschnitt : adler in rundem rahmen, umschrift* : VRB. AVG. DEFF + CAE . CAROLVS]. 4 *bll.* 8°. — *auf bl.* 4 *a steht* : ¶ Gedrûckt zu Nûrnberg durch | Christoff Gutknecht. | (*Berlin Yd* 8376). — *ein zweiter Nürnberger druck ist* : Zehen schône | Meister Lieder, Im Thon, wie | bey einem jeden folgen wirdt. | I. Der gute Montag. | . . . 2 *bogen* 8°. *auf bl. B* 8 *a steht* : Bey Valentin Fuhrmann. (*Berlin Yd* 7850, 42). *bl. A* 5 *b*: IIII. Wie der Pfenning gescholten vnd gelobt wird, In Balthas Wencks Thon, Nachsinger. — *Balthes Wenck hat noch ein meisterlied verfasst* 'Von den bosen weyben wie man die ziehen sol' : Höret so groß vngemach, vor zeyten eim biderman geschach . . . (Nürnberg, Jobst Gutknecht, 1521. 3 *bll.* 8°. — *Berlin Yd* 8371. *Weimar*).

Pfenning, in hochmut thust du naysen,
Pfenning, du stiffst vil kriegen vnd raysen,
Pfenning, du machst vil witwen vnd waysen.
Ich sprich als ee, du stiffst groß wee,
Du machest hochzeyt vnd brichst die ee;
Werst du nicht, das geschehe nymmer mee

5.

Pfenning, mitt deiner boßheyt bist du schnel,
Bringst manchen menschen in groß quel,
Das er verdammet leyb vnd seel.
Pfenning, du stiffst groß vngefell,
Du bist Lucifers gesell,
Du brachst Judas inn die hell,
Das er verriet die Gottes gůt;
Vmb dich, P[f]enning, du kleyne myet,
Darumb sitzt er in der helle glůt.

6.

Pfenning, es ist ein schwere sach,
Got selber wee durch dich geschach;
Pfuy dich, du böser pfenning schwach!
Pfenning, du stiffst groß vngefug,
Du machst laster vnd laides gnug
Vnnd brachst den vmb, den Maria trug;
Wann Gott ward kranck durch deinen klanck,
Man spant jhn an ein creütz, was langk,
Das haubt jm auff die achsel sanck.

7.

Pfenning, wilt du noch bleyben mein,
In argk will ich vergessen dein,
Will mitt dir geen fürbaß zum wein;
Ein yegklich mensch das seh daran,
Es soll nicht so gar schelten ein man,
Das es jhn wider loben kan.
Wer pfenning het, all ding vergelt, (?)
Ich lob jhn für des mayen blůt:
Pfenning, das dich got behůt!

8.

Pfenning, du bist erneren manchen baur,
Vmb dich wirdt jm sein narung saur,
Werst du nicht, er wer ein laur.
Pfenning, mit dir bezalt man wol,
Dich haben die schönen frawen hold,
Man kaufft vmb dich rubin vnd gold.
Wer dich hat, der selb bestat,
Man setzt jn inn ein weysen rath,
Man beůt jm zucht frů vnd spat.

9.

Pfenning, du machst ein thoren weyß,
Das man jn lobt vnd gibt im preyß,
Vnnd hilffst der seel ins paradeyß.
Pfenning, het einer gestolen roß vnnd rinth
Vnnd macht seiner freůndin ein kind,
Vmb dich vergibt man jhm sein sünd.
Vnnd spricht er schon, er wolts nymb thun,
Er kaufft vmb dich des hymels thron,
Gott soll jm geben seinen lon.

10.

Pfenning, die gutten kanst du schaffen,
Du machst nunnen, münch vnd pfaffen
Vnnd machst ein weysen dick zum affen.
Pfenning, man hat dich lieb vnnd wert,
Jung vnd alt yetzund auff erd,
Man darff dein wol noch hewr als ferd.

Frawen vnnd man schawen dich an,
Vil nutz der pfenning bringen kan,
Niemandt ist dem pfenning gram.

11.

Pfenning, du bist ein werder knecht,
All vnfryd machst eben vnd schlecht
Vnnd sprichst das vnrecht dick zu recht.
Keyn mensch nie deins geleychen fandt,
Inn aller welt bist du bekant,
In teůtschem vnd inn welschem land.
Du bist ein herr, sunst niemandt mer,
Dir beůt man die aller grȯsten eer,
Wo ich hyn wander weyt vnd ferr.

12.

Wer pfenning hat, der lebt im sauß,
Man bawt im kirchen vnd auch klauß,
Klȯster vnnd auch Gottes hauß.
Pfenning, du bist stifften bȯß vnd gut,
Du wendest manchem die armut,
Der tag vnd nacht jm selbs wee thut.
Burger, kauffleůt, wo einer außreyt,
Haben sie pfenning, sie werden gefreyt,
Ich weyß kein bessern in diser zeyt.

13.

Pfenning, niemandt dein verdirbt,
Mitt dir man Gottes huldt erwirbt,
Ee man hie auff erden stirbt.
Pfenning, du hilffst der seel geleych
Von mundt auff in das hymelreych;
Als ein múlstain schwimbt auff eim teych,
Also hilffst du dem sünder zu Gott, on allen spot,
Als Walthes Wenck gesungen hot.
Ir herrn, secht euch für, es thut vns not.

9. Lob der armut[1].

Wie kȯstlich vnd gut die armut zu der selickeit, vnd was nütz, er vnd wird bißher darauß entsprungen ist, wiewol niemant darnach strebt, sȯnder von manchem gewaltiglich veracht wirdt, als man teglich sicht, das mancher viel von der armut vnd andern dingen sagt und doch selbst mit dem wenigst nit angreufft. Gar lüstig und nützlich zuhȯren. *[holzschnitt: links tafeln ein herr und eine dame, denen der diener ein gebratenes huhn aufträgt, rechts weist der koch einen bettler, der einen krug in der hand hält, fort.]*

[1] *flugblatt des Nürnberger illuministen Albrecht Glockendon* (*um* 1530; *vgl. Montanus Schwankbücher* [1899] *s.* 487. *Hampe Nürnberger ratsverlässe über kunst und künstler* I 262) *im Gothaer museum, sammelband* II 42. — *ein seitenstück liefert Hans Sachs* 1533 *in seinem spruch* : 'Die tugentreich fraw Armut mit iren zehen eygenschafften (*folio* 1, 3, 269 *b*). *häufiger ist natürlich die* klage *über die armut, zb. bei Hans Raminger im Münchner cod. germ.* 270 *bl.* 55 *a* (*auch bei Keller Fastn.* III 1349), *in Lassbergs Liedersaal* III 387 *und in den Meisterliedern der Kolmarer hs.* (1862) *s.* 325. 336. 491. 558.

Die gröst dorheyt in aller wellt
Ist, das man eredt für weißheyt gellt.
Gelt hat man lieber denn die eer,
Nach armut fragt yetz niemant meer;
5 Man zeucht herfür ein reychen man,
Der ohren hat vnd schellen dran,
Der muß allein auch in den rath,
Das [*l.* Drumb] das er viel zuuerlieren hat.
Eim yeden glaubt so viel die wellt,
10 Als er hat in der daschen gellt.
Herr Pfenning zeugt man baldt her für,
Dem armen weyset man die thür.
Wer noch im lebenn Salomon,
Man ließ jn in den rath nit gon,
15 Wenn er einn armer weber wer
Oder jm stün sein seckel leer.
Die [*l.* Den] reichenn ledt man zu dem tissch
Vnd gibt jm wilbret, vögel, fissch
Vnd thut am endt mit jm hofieren,
20 Dieweil die armen stien for den thüren
Vnd schwitzen, das sie mochten erfriren.
Zum reychen spricht man: Esset, herr!
O Pfenning, man thut dir die eer;
Du schaffst, das dir viel günnstig seindt.
25 Wer pfenning hat, der ⟨hat⟩ viel freundt,
Den grüst und schwegert yeder man.
Will einer yetzt ein eefraw han,
Die erst frag ist: Was hat er doch?
Der erberkeyt fragt man niemer noch
30 Oder leer, weißheyt vnd vernunfft.
Man sucht ein auß der narrenzumfft,
Der jn die milch zubrochenn hab,
Vnd ob er sey ein kobelfsknab.
All kunst, eer, weißheyt ist vmbsunst,
35 Wo an dem Pfenning ist geprust.
Weyßheyt thut man kein er mehr an,
Erberkeyt muß ferr da hinden stan
Vnd kumpt gar kaum auff grünes zweyg,
Man will yetz, das man jn geschweyg.

40 Vnd wer auff reychtumb fleysset sich,
Der lugt, das er baldt werdt reich,
Vnd acht kein sünd, mort, wucher, schand,
Des gleichen verreterey der land.
Das yetz gemein ist in der wellt,
45 All boßheyt findt man yetzund ümb gelt:
Gerechtickeyt ümb gellt ist feyl,
Durch gellt kem mancher an ein seyl,
Wenn er mit gellt sich nicht abkaufft;
Viel sünd ümb gellt bleybt vngestrafft,
50 Vnd sag dir deutsch, wie ich das mein:
Man henckt die kleynen dieb allein.
Ein brem nit in der spinweb klebt,
Die kleinen mücklein es behebt.
Achab ließ nit benügen sich
55 Mit seinem gantzen königrich,
Er wolt auch Nabuths garten han;
Des starb on recht der arm frumb man.
Allein der arm muß in den sack;
Was gelt gillt, hat guten geschmack.
60 Armut ist yetzundt gar vnwerdt,
Was etwan lieb vnnd hoch auff erdt
Vnd was genem der gülden wellt.
Da was niemandt, der achtet gellt
Oder der etwas het allein,
65 All ding die waren doch gemein,
Vnnd da ließ man benügen sich,
Was an erbeyt das erdtrich
Vnd die natur on sorgen drug.
Nach dem man brauchen wurd den pflug,
70 Da fieng man an auch geytzig sein,
Da stund auch auff: Wer mein das dein!
All dugent waren noch auff erdt,
Da man nichts denn zimlich begerdt.
Armut ist ein gab von gott,
75 Wie wol sie yetzt ist der wellt spot.
Das schafft allein, das niemant ist,
Der denckt, das armut nit gebrist
Vnnd das der nit verlieren mag,

Der vor nichts hat in seinem sack,
80 Vnd das der leicht mag schwimmen weit,
Wer nacket ist, hat an kein kleyt.
Ein armer sinckt durch den walt,
Dem armen selten nichts entpfalt,
Die freyheyt hat ein armer man,
85 Das man jn doch muß betlin lan.
Vnd ob man jm schon gar nit gibt,
So hat er doch dester minder nit.
Bey armut fandt man bessern rath,
Denn reichtumb ye gegeben hat.
90 Das weist Quintus Curcius
Vnd der berümbt Fabricius,
Der nit wolt haben gut noch gellt,
Sünder eer, dugent er erwelt.
Armut hat geben fundament
95 In allen stenden anfang erkent,
Armut hat geben alle sted,
All kunst armut erfunden het,
Als übel armut ist wol an,
All eer auß armut mag erstan.
100 Bey allen völckern auff der erdt
Ist armut lang gewesen werdt;
Vor auß die Kriechen dar durch hand
Viel stet bezwungen, leut vnd land:
Aristides was arm vnnd gerecht,
105 Epaminum was streng vnd geschlecht.
Homerus was arm vnd gelert,
In weyßheyt Socrates geert,
Phocianus in millt übertrifft.
Den lob hat armut in der schrifft,
110 Das nichts auff erden ist so groß,
Das nicht von erst daß armut floß.
Das Römisch reich vnd sein hoher nam
Anfencklich auß armut her kam;
Denn wer merckt vnd gedenckt darbey,
115 Das Rom von hierten bawet sey,
Von armenn bawren lang regiert,
Darnach durch reichtumb gantz verfürt,

Der mag wol werckenn [*l.* mercken], das armut
Rom baß hat dann dan großes gut.
120 Wer Cregus [!] gewest arm vnnd weyß,
Hat wol das sein behalten mit preyß.
Da man fragt Salon ümb bescheyd,
Ob er het rechte selickeyt,
(Denn er was mechtig reich vnnd werd)
125 Sprach Salonn, man solt hie auff erd
Kein selig heyßen vor seim todt;
Wann man weyß nit, was nocher gat.
Wer meindt, er stee fest, heut mit streyt
Vnnd weyſs doch nit zukünfftig zeyt.
130 Der herr sprach: Euch sey wee vnnd leyd,
Ir reichenn, habt hie ewer freud,
Ergetzlickeyt inn ewrem gut;
Selig der arm mit freyem mut
Wer samellt gut durch ligens krafft,
135 Der ist vnnütz vnnd gantz zaghafft
Vnd macht sich feyst mit seim vnglück,
Das er erwürg an todtes strick.
Wer einem armen vnrecht thut
Vnd hauffen will damit sein gut,
140 Der findt ein reichern, dem er geyt
Sein gut, so er inn armut leyt.
Nicht richt dein augen auff das gut,
Das alle zeyt von dir fliehen thut!
Denn es gleych wie der adler gewint
145 Federn vnd fleucht durch den windt.
Wer reichtumb hie auff erd das best,
Christus wer nicht der ermest gewest.
Wer sein ohren vor den armenn stopfft,
Den hört auch gott nit, wenn er klopfft.
Albrecht Glockenthon Illuminist.
Besser ist armut mit sicherheyt denn reichtumb in grossen sorgen.

10. Klage über das geld[1].

Grosse Klag. Deß Trostlosen Gutarmen Kunst Manns. Vber das der Welt. Liebhabend Gelt. [*kupferstich: Ein bärtiger mann*

[1] *flugblatt (um 1625) auf der Berliner kgl. bibliothek. — ein andrer*

wandert mit mafsstab und lot, auf dem rücken einen mit malgerät gefüllten tragkorb, auf einen inmitten von geldsäcken und schmucksachen dasitzenden knaben zu, dessen kopf durch eine seifenblase oder glaskugel verdeckt wird.]

Ich trag an künsten schwer vnd hert,
Als ob ich trüg himmel vnd erdt,
An welche ich hab so vil gwendt,
Muß darbey bettlen gehn ellendt
5 Mit all mein künsten, so ich kan,
Weiß nicht damit, wo auß noch an.
O das ich wer ein bawer worden,
Ist gleichwol auch ein schwerer orden.
Weiln je die künsten sein veracht,
10 Verspottet vnd darzu verlacht,
Dran ist schuldig das liebe gelt,
Dauon Ouidius[1] vermeldt,
Spricht: Gelt bringt ein in groß geschlecht,
Das geld macht krumb vnd wider schlecht,
15 Gelt macht groß glauben vnd trawen,
Gelt hilfft offt zu schönen frawen,
Gelt macht das häßlich hüpsch vnd fein,
Gelt will vberall der konig sein.
Es wirdt als zwegen bracht mit gelt,
20 Wer gelts vil hat, ist ein frey heldt.
Ist mancher gar ein heyloß mann,
Gelt jhn wol wider heylen kan.
Drumb alle gute künst vnd witz
Gelten warlich ohn gelt gar nichts.
25 Homerus, der fast hochgelert,
War der kunst halben hochgeehrt;
Wann er solt komn jetzt in die welt
Vnd brächt mit jhm nit säck vol gelt,
So hieß man grad willkommen sein
30 Als in eins Juden hauß ein schwein.

druck 'Bey Stephan Michelspachern, Im Jahr 1615' *befindet sich in Wolfenbüttel, ein dritter von* 1617 *aus derselben presse im Germanischen museum zu Nürnberg.*

[1] *sollte hier nicht vielmehr die ironische lobrede auf die* regina Pecunia *bei Horaz* (*Epist.* 1, 6, 36—38) *gemeint sein?*

O Gelt, du holdselige zier,
Komm doch einmal auch her zu mir!
Wiewol reichtumb, gut vnd auch haab
Ist wol eine schöne Gottes gaab,
35 Aber wie in dem Syrach steht:
Wer vast mit gelt vnd gut vmbgeht,
Der bsudlet leib vnd seel damit
Als einer, der in ein bech tritt
Oder die händ mit kläbet macht.
40 Darumb, jhr reichen, gebt gut acht,
Last euch die armen bfohlen sein,
Den lohn nemet von Gott drumb ein!
Groß gut vnd gelt offt bald verschwind
Als der rauch im lufft und wind,
45 Obs schon ein künstler kombt hart an,
Als wöls mit jhm zu boden gahn,
Vnd mit seinr kunst muß gehn nach brot
Von hauß zu hauß, erbarms Gott,
Vnd hat auch gar kein gwisen sold.
50 Dann der, so der kunst helffen solt,
Ist leyder todt; drumb in kummer
Steckt die kunst, klagt mancher frummer.

¶ In Verlegung Johann Klockers[1], Hauß vnd Laden bey Barfusser Thor in Augspurg.

Den auf den voraufgehnden blättern zusammengestellten gedichten des 14 *bis* 17 *jh.s ligt allen zu grunde die vorstellung des gemünzten geldes als eines lebendigen wesens, dessen wundermacht und allgewalt hohen preises wert erscheint oder dessen ungerechtigkeit gescholten wird. zu einer solchen personification, dem natürlichen hilfsmittel der poetischen versinnlichung, hätte sowol der biblische Mammonas* (*Matth.* 6, 24) *ein vorbild abgeben können als die römische* regina Pecunia (*Horaz Epist.* I 6, 37) *und der bei*

[1] *bei demselben drucker erschien* 1628 *ein anderes bildergedicht* 'Deß wirths gütliche vermahnung an seine gäst' (*Weller Annalen* I 392*f*), 'Trawrige klag vber meinen säckel' (*ebd.* II 481. *ein älterer druck von Stephan Michelspacher* 1616 *in Wolfenbüttel, ein andrer von Matthaeus Buschweiller in Speier* 1617 *auf dem herzoglichen museum zu Braunschweig*) *ua.*

Augustin (*De civ. dei* 4, 21) *erwähnte* deus Aesculanus *und* deus Argentinus; *indes haben die mittelalterlichen dichter kaum von diesen überlieferten gestalten gebrauch gemacht*[1]. *vielmehr hat sich die mittelalterliche figur des* 'nummus' *oder* 'denarius' *offenbar selbstständig entwickelt. seit dem* 11 *jh. stellen* *lateinische* *satiriker seine gewalt dar, so Hildebert von Le Mans*[2], *Marbod*[3] *und anonyme genossen des Archipoeta*[4]. *eine klage der Justitia*[5] *redet ihn geradezu an:*

Quanta, numme, operaris,
Quod plus quam Deus amaris
A clero et laicis!

[1] *auf den* 'deus Argentinus' *geht wol der vers zurück*: 'Martyris Albini nec non et membra Rufini | Si quis habet, Romae quaeque valet facere' (*Albert von Beham und regesten pabst Innocenz* IV *hrsg. von Höfler* 1847 *s.* 72 *zu der stelle*: Videte, ne a Rufino et Albino seducti ... lynceos ecclesiae obnubilent oculos). *vgl. Wackernagel Kleine schriften* III 99 (*sant Albin und sant Rufin*) *und Wattenbach im Anzeiger f. kunde der d. vorzeit* 1873, 101. — *eine* lady Pecunia *wird in Barnfields Poems* (1598) *gepriesen*, königin Pecunia 1693 *in einem Jesuitendrama* (*Bahlmann Jesuitendramen* 1896 *s.* 201), sinte Pecunia 1671 *im nld.* '*Roomschen Uylenspiegel*' *s.* 388. — *an den neutestamentlichen Mammon erinnert der* 'Plutus ex arca loquens', *bei dem der Hecastus des Macropedius* (1538. *act* III *sc.* 7) *vergeblich um hilfe in der todesnot wirbt. ein neunstrophiges meisterlied*: 'Herr got, wie ist des Mammons macht' *hat Hans Ober verfasst* (*Wackernagel Das deutsche kirchenlied* III 516 *nr* 567).

[2] *Hildebertus Cenomanensis Versus de nummo s. satira adversus avaritiam*: 'Destituet terras decus orbis, gloria rerum Virtus'... (*Migne Patrologia lat.* 171, 1402) *und* Quod parum valeant artes sine pecunia: 'Moribus, arte, fide, coelesti pectore dignis' (*Migne* 171, 1456).

[3] *Marbodus* '*Quomodo servitur nummo*' (*Migne* 171, 1727) *und* '*Quomodo decipitur qui nummo servit*' (*Migne* 171, 1728).

[4] *Latin poems attributed to Walter Mapes collected by ThWright* 1841 *p.* 223 '*De cruce denarii*': Crux est denarii potens in saeculo; *p.* 226 '*De nummo*': Manus ferens munera; *p.* 355 '*De nummo*': In terris summus rex est hoc tempore nummus (= *Carmina burana ed. Schmeller p.* 43, *vgl.* 268 = *Novati Carmina medii aevi* 1883 *p.* 39. *Gartnerus Proverbialia dicteria* 1574 *bl.* 89*b*. *Mone Anzeiger* 8, 596. *Wackernagel Zs.* 6, 303. 15, 487). *Feifalik Sitzungsber. der Wiener akad.* 36 (1861), 175: 'Lex datur a summo, quod nullus bibat sine nummo'. *Dreves Analecta hymnica* 21, 149 (*aus Flacius* 1548 *p.* 34) '*De malo pecuniae*': Si mundus viveret.

[5] *MFlacius Varia de corrupto ecclesiae statu poemata* 1548 *p.* 15 '*Dialogismi Veritatis, adulatoris, Iustitiae*': Heu soror Astraea coelesti de Galilaea.

Iam te sine nullus sapit,
Per te homo, quod vult, capit;
Quod vis, totum perficis.
. . . .
Sed quem pudet incurvare
Tibi genu, numme chare,
Cum sis tam mirabilis!
De indigno facis dignum,
Demis de cruce malignum,
Nulli es odibilis.
Multis tamen es amarus,
Quamvis cunctis sis tam carus,
Quorum perdis animas,
Qui propter tui amorem
Et mundi vanum honorem
Poenas ferunt plurimas.

darum ist es leicht erklärlich, dass seit dem 13 *jh. auch in französischen gedichten der 'Dan Denier'*[1], *in englischen 'Sir Penny'*[2] *gefeiert wird, wie auch noch im spanischen märchen*[3]

[1] *Le Grand Fabliaux* 3, 216 : '*De dom Argent*'. *Jubinal Jongleurs et trouvères* 1835 *p.* 94 : '*De dan Denier*' : Es vers dont me vueill traveillier. 161 *vv.* = *Wright Walter Mapes* (1841) *p.* 357. *Jubinal Nouveau recueil de contes* II 426 (1842).

[2] *Ritson Pieces of ancient popular poetry* 1833 *p.* 39 : 'In erth it es a litill thing'. 123 *vv.* (= *Wright WMapes p.* 359 = *Wright-Halliwell Reliquiae antiquae* II 108. 1843 = *Halliwell Remains of the early popular poetry* I 159; *vgl.* IV 359 = *Hall Engl. studien* 21, 204). *Wright WMapes p.* 361 : 'Go bet, Peny, go bet, for thou'. *ebd. p.* 362 : 'Rycht fane wald I my quentans mak'. *Roxburghe ballads ed. by Chappell* 3, 81. 279. 6, 13. 16. 236. *Ashton Humour of the* 17th *century* (1883) *p.* 349 : '*No money, no friend*'. *anderes bei Halliwell aao. und in Originals and analogues of Chaucer's Canterbury tales* 1872—87 *p.* 458.

[3] *FCaballero Cuentos y poesias andaluces* 1866 *p.* 71. — *eine scherzhafte grammatische untersuchung* '*Nummus quae pars*', *die Wattenbach im Anzeiger f. k. der d. vorzeit* 1871, 340 *herausgegeben hat, fand ich auch in der hs.* 112 *der Leipziger stadtbibliothek, bl.* 3*b*. *Erasmus* '*Carmen de nummo*' : Ut quicquid cupis assequare Lesbi *bei Barlandus loci* (1529) *bl. f* 6*b*. *Celtes Epigramme, hrsg. von Hartfelder* (1881) 3, 46 '*de potentia nummi*'. 3, 91 '*ad nummum*'. *ein brief von Cecco d'Ascoli* '*Dominabilibus et amicis denariis et florenis*' *im Giornale storico della lett. italiana* 1, 73 (1883); *ein italienisches sonett von Angiolieri* 'Gli buon parenti, dica chi dir vuole' *ebd.* 1, 66. *Juan Ruiz in Scherrs Bildersaal*

don Dinero als ehegatte der herschsüchtigen frau Fortuna erscheint. in *D e u t s c h l a n d* *nennt zuerst Reinmar von Zweter*[1] *den 'herren Phenninc'. Hugo von Trimberg*[2] *rühmt seine macht:*

Pfenning hat manchen dienstmann,
Mehr dann künig oder keyser ye gewan . . .
Er machet auch manch weib unstete,
Die selten ohne gabe mißthäte.

wenn ihn dann der Teichner in drei sprüchen (*oben nrr* 1—3) *als den stärksten, als wundertäter und als besten freund feiert oder anderwärts*[3] *seine gefangenschaft beim geizhals und seine erlösung durch den verschwender erwähnt, so schildert ihn sein jüngerer landsmann Suchenwirt*[4] *als einen weitgereisten und überall bekannten alten mann, der ihm einmal auf einem ausritte begegnet und sich vorstellt:*

Der phennikch so piu ich genant,
Ich chan daz pöz und auch daz güt . . .
Der chayser hat mich lieb und wert.

im 14 *und* 15 *jh. haben dann noch andere fahrende spruchdichter das gleiche thema behandelt, so der Missner* (*oben nr* 6), *Muskatblüt*[5], *Jacob Kebicz*[6] *und namenlose meistersinger*[7]; *häufig kehrt*

der weltlitteratur 1855 *s.* 238. *GSion 'Mein beutel'* (1846) *bei Staufe Romanische poeten* (1865) *s.* 132 *usw.*

[1] *Reinmar von Zweter hrsg. von Roethe* (1887) *s.* 589 *zu* 61, 7. — *Freidank* 147, 1 *redet nur allgemein von der liebe zum* 'schatze' *und von der* 'pfenniucsalbe'; *vgl. Lassberg Liedersaal* II 39. *Zingerle Sprichwörter im mittelalter* (1864) *s.* 112. *Hermann Damen* (*MSH.* III 166*a*) : *Der pfennink ist ein erendiep'* . . . [2] *Renner* 1549 *bl.* 96*a* : *Von den pfenningen.*

[3] *'Von spilern vnd wuechrern'* (*Wiener hs.* 2901 *bl.* 231*a*, 2) : Ainer fragt mich der mär, Welher mer zu straffen wär, Der da wuechert oder spilt. Do sprach ich : Daz ist gezilt, Es ist vnderschaiden dran. Er ist vil ein pesser man, Der einen gevangen löst vnd freyt, Der vmbsust gevangen leit An sach, an missetat, Denn der in geuangen hat An sach in übermut. Also ist der p h e n n i n g gut; Er hat übels nie begangen, Er ist gar umbsust geuangen Vnd gepunden ins wuechrer hant, Daz im niemen lost daz pant An der tot, der nem sichs an. So nymtz weib ein andern man, Der verspiltz vnd pringtz hin wider In di werlt auf vnd nider, Daz mans nutzent wirt als vorn *usw.* [4] *Peter Suchenwirt Werke hrsg. v. Primisser* (1827) *s.* 93 *nr* 29. *'Von dem phenning'* : Ich rait allain in fremdes lant. 256 *vv.*

[5] *Lieder Muskatbluts hrsg. von EvGroote* (1852) *nr* 94 : 'Es mach verswigen nyt myn müt', 5 *str. zu* 16 *zeilen.*

[6] *Münchner cod. germ.* 811 *bl.* 36*b* : *'Von dem pfenning vnd von werltlicher torhayt'* : Durch got so will ich sagen. 170 *verse. gedruckt bei Keinz Sitzungsber. der Münchner akad.* 1891, 669.

[7] *Wiltener meistersingerhs. bl.* 116*b* : 'Her pfenning, was ir wunders

hier die klage wider, dass ehrlichkeit und kunst nichts gelte gegenüber dem pfennig. Muskatblüt 25:

Wer pennyge hat, der hat nu ere,
Were er dan ye gewesen
Ein reubere und ein wucherere . . .
Pennyng, du bist ein vientlich knecht,
Krom und lam die machstu slecht;
Wer pennyge hat, der ist gerecht,
Gienge er uff eyner krucken.

Kebicz 77: Der pfenning hat einen namen,
Dez sich all engel schamen:
Die werlt haysset in daz gut.[1]
Fürwar man im unrecht dut,
Er ist und hayst ein unrw
Alzeyt spat uud frw.

in den beiden meisterliedern spiegelt sich, wie schon Zingerle bemerkt hat, der einfluss einer stelle aus Vintlers Blumen der tugent[2] *wider, die zu den nicht in der italienischen vorlage stehnden partien dieses werkes gehört. so klingt das Wiltener meisterlied an die verse* 7213*f an:*

. . . . . . Nu secht den spot,
Was doch der pfenning wunders tuet!
Mein her pfenning, ir seit ze fruet *usw.*

und die zweite strophe aus dem Kolmarer liede ist nur eine breitere ausführung der Vintlerschen verse 7243*f*:

Hiet ainer alle weishait gar,
Die David het und Salomon,
Und wär als starch als Sampson,
Alle sein chunst wär enwicht,
Und hiet er nu der pfenning nicht;
Hat er aber gelt, so ist er lieb,
Er sei rauber oder dieb[3].

thut! ir seyt ain tail zw wert', *in des Stolln anckelweiss. gedruckt bei Zingerle Sitzungsber. der Wiener akad.* 37, 378 (1861). — *Meisterlieder der Kolmarer hs., hrsg. von Bartsch* (1862) *s.* 395 : '*Von dem pfenninc*': Ach pfenninc, swer dîn vile hât, der redet reht. 3 *str. zu* 13 *zeilen.*

[1] *vgl. Freidank* 56, 13. *Vintler v.* 7286. *Missner* (*oben nr* 6) *v.* 83.

[2] *Hans Vintler Die pluemen der tugent, hrsg. von Zingerle* 1874 *v.* 7206—7271.

[3] *der gedanke ist später noch oft ausgedrückt* : *Brant Narrenschiff* 17, 10 : 'Wer noch in leben Salomon'. *Bolte Alemannia* 17, 260 : 'Wer

ironisch gemeint ist Georg Witzels sechzehnstrophiges lied von 1530: *'O gelde, sey gegrüsset schon'* [1]; *andere lyriker* [2] *klagen unverblümt über das geld, das alle welt in die irre führe, während Jörg Graff* [3] *vom lobe des hellers sofort zu einer schelte der elf arten von bettlern und vagantengesindel übergeht, die der heller nähre. sehr verständig dagegen beurteilt Hans Sachs* 1539 *'die wunderparlich gut unnd böß eygenschafft des gelts'* [4]. *er beginnt, wie der Teichner in dem oben abgedruckten spruche nr* 1, *mit dem streite mehrerer gesellen darüber, was auf erden das beste sei; der eine rät auf brot, der andere auf wein, der dritte preist das geld (ähnlich wie die nr* 4 *und* 5):

Gelt macht edel, gibt wappen groß,
Gelt macht ein babst, vergibt die sünd,
Gelt gibt bistumb, pröpsten und pfründt . . .
Gelt rennet, stichet und thurniert,
Gelt dantzet, schmuckt sich und purschiert . . .
Gelt bringet aller kurtzweil viel,
Gelt macht singen und saytenspiel.

dann ergreift der dichter das wort, zählt eine ebensolange reihe von übeltaten des geldes auf und schliefst:

Gelt das ist weder böß noch gut,
Es ligt an dem, ders brauchen thut [5].

ich so schön als Absolon' (1588). *Erk-Böhme Liederhort* III 554 *nr* 1768*f. Salman und Morolf ed. Vogt* I 176. *HSachs ed. Keller-Goetze* XXIII 226: 'Het ich mein gut verzeret' (1561). *Logau Sinngedichte* I 7, 38: 'Ist man arm, was hilfft die jugend'. *ein gegenstück*: 'Wer mein müter ein hůr' *bei ValSchumann Nachtbüchlein* (1893) *s.* 401. *ähnlich im Münchner cod. germ.* 270 *bl.* 203*a*: 'Wer ich geporen von Judas art, Und wer der pöst, der je wart, Und wer mein můter ain hůr Und mein vater ain dieb, Ich het gelt, ich wär danest lieb'. *Eschenburg Denkmäler* (1799) *s.* 398. 409.

[1] *Wackernagel Kirchenlied* V 923 *nr* 1144.

[2] *Schöffer-Apiarius (um* 1536) *nr* 44: 'Wann ich betracht, was irrig macht' *und* 52: 'Kein gelt kein gsell' (*Weller Annalen* II 24*f*). *Böhme Altdeutsches liederbuch* (1878) *nr* 487*b*: 'Geld ist die klag', *vgl. Eyering Proverbiorum copia* III 289 (1601). *Erk-Böhme Liederhort nr* 1771: 'Ei daß dich all botz Velten'. *Strafsburger rätselbuch* (1876) *nr* 159: 'Seyt das p [pfennig] geet vor das g [gott] Und das v [untrew] vor das t [trew], So hot das v und das p solchs macht, Das man weder g noch t acht'.

[3] *Erk-Böhme nr* 1770 = *Kluge Rotwelsch* I 84: *'Gelobt sei, der zum ersten erdacht'*, 17 *str.* [4] *folioausg.* I 4, 413*a* = IV 228 *ed. Keller.*

[5] *von derselben anschauung geht HSachs* 1543 *in der hübschen erzählung 'von dem verlorenen redenten gülden' (folio* I 4, 410*b* = IV 215

auch das spätere gedicht des Hans Sachs 'Der pfenning ist der peste freunt' [1] *gemahnt an einen spruch des Teichners* (*oben nr* 3), *gibt aber zugleich anweisung, wie man jenen freund erwerben und erhalten soll. schwerfällig würkt dagegen die personification des geldes und der armut in einem prosadialoge von Martin Schrot* [2], *der auch* 1596 *in einer gereimten bearbeitung erschien* [3].

Aus der grofsen schar von gereimten und prosaischen variationen über das thema 'Nummus omnia efficit' [4] *heb ich nur einen* 1652 *erschienenen Nürnberger kupferstich* [5] *hervor, auf dem ein*

ed. Keller) aus, wo er den gulden über seine verschiedenen besitzer klagen lässt. vgl. JMaior Querela nummi perditi (Delitiae poet. germ. IV 237. 1612). *ein 'Klagspruch deß gelts'* (Ach das ich gemacht zum gelt! Wie plagt mich doch die gantze welt . . .) *steht in dem 'Dialogus oder gespräch zwischen dem gelt und der armut', München* 1596, *bl. Bb* 5 *b. — der italienische 'Contrasto del donaro e dell' nomo' ist von Claude Platin um* 1525 *ins französische übertragen als 'Le debat de l' homme et de l'argent' (Montaiglon Recueil de poésies françoises des* 15 *et* 16 *siècles* VII 302. *Catalogue James de Rotschild* I 355. 1884).

[1] *Folio* V 3, 388 *b* = *Keller-Goetze* XXI 220 = *Fabeln* II 544 *nr* 353 (1563 *verfasst*).

[2] *Dialogus . . . vom Gellt vnd der Armůt (mit titelbild).* 4 *bogen* 4° *o. o. und j.* (*Berlin Yz* 4166).

[3] 12 *bll. fol. angehängt an das New Müntz Buech. München, Adam Berg,* 1597 *fol.* (*Berlin Pl* 40). *hier tritt Pecunia als schlossherr zu Opulentia und gatte der Avaritia auf, Paupertas aber als ein armer köhler.*

[4] *Bebel Proverbia germanica, bearb. von Suringar* (1879) *nr* 214. *WBütner Epitome historiarum* 1576 *bl.* 412 *b* = 1596 *bl.* 351 *b* : *'Womit bezwingt man leut und land?' M. R. Eigentliche andeutung menschlicher liebe gegen dem geld* : 'Kein gemeiner ding ist inn der welt' (*folioblatt um* 1620. *München, kupferstichcab.*). *WilhWeber Gelt regiret die welt (Germ. mus. hs.* 7161 *a bl.* 8 *b*). *Homburg Schimpff- und ernsthaffte Clio* 1638 *bl. G* 4 *a* : *'Auff das schnöde geld'. Logau Sinngedichte* 1654 1, 4, 9. 3, 3, 25. 3, 5, 10 *f. Moscherosch Epigrammata* (1665) *p.* 171 (4, 86) : Nummus ad omnia utilis. *Riederer Die abenteuerliche welt in einer pickelheerings-kappe* 6 (1719), 3—22 : '11. *satyra. Vom gelde'. Der ergötzende schimpff und ernst, Hall* 1722 *s.* 324 : *'Nichts mächtiger ist in der welt'. Stoppe Gedichte* I 98 (1728) : *'Geld, geld, geld ist die quintessenz der welt'. Dorn BNeukirch* (1897) *s.* 102 *f. Abr. a s. Clara Lauberhütt* I 69. III 353 (1723); *Gehab dich wohl* 1737 *s.* 148. — *Valcoogh Reghel der duytsche scholiers* (1607) 1875 *s.* 105 : 'T' is all nae geldt, dat elck doet vragen' *und s.* 110 : 'Den penningh doet het volck in vreughden leven'. *JvNyenborgh Tooneel der ambachten* II 208 (1660) : 'Gelt is een wonderdingh, daer op dat jeder wacht'. *JdeDecker Lof der geldzucht* 1698 (*deutsch von BFeind*) *usw.*

[5] *Geld regirt die welt. Nürnberg, PFürst,* 1652 (*Berlin, kupfer-*

schmucker cavalier der dame seine liebe erklärt : 'Du edles fräulein Geld, du bist der erden herze'. — auf einer andern gruppe von bilderbogen ist die hauptperson ein verschieden bezeichneter geld-spender. auf einem 1570 *gedruckten kupferstiche*[1] *ist es ein blumenfressender esel, der hinten geld von sich gibt*[2]; *der auf ihm sitzende bärtige mann ruft den sich herzudrängenden leuten zu:*

Herzuo, jr kauffer all zuo sammn,
Wolt jhr eüch etwas nutzlichs kramn!
Hie kan bekommen yedermann
Ein esel, der gelt scheissen kann.
5 Ihr must eüch aber eilen geschwind,
Solch glück man nicht all tage findt.
Ihr sähen woll, wye hernoch thût lauffn
Die gantze welt mit grossen hauffen;
Dis drecks mitt fuog oder vnbill
10 Ein yeder etwas haben will.
Ihr dörfft eüch nitt mer arbeits fleissn,
Weil die esel gelt khünnen scheissen.

auf einen spender in menschengestalt weist dagegen das gedicht '*Ey daß der mit dem gelt nicht kompt*', *das in einer* 1590 *von Hanß Clemen Coler in Nürnberg herausgegebenen* '*Wunderbarlichen zeitung vnd gedicht deß gelts*'[3] *citiert wird. schon* 1587 *war dieser wundermann auf einem bilderbogen*[4] *gleich einem fahrenden quacksalber dar-*

stichcab. Nürnberg, Germ. mus.). reproduziert von Steinhausen Der kaufmann 1899 *s.* 90.

[1] 22,5 × 28,5 *cm.* 'Gedruckt im jar MDLxx' (*Berlin, kupferstichcabinet*). — *das Wolfenbüttler exemplar stimmt damit bis auf die jahreszahl* MDLxxxx *überein. eine spätere ausgabe* (*Goffart exc.*) 'Der bruder Esel mit dem gelt' *enthält* 44 *verse* : 'Herzu ihr kauffer all zusamen' . . . (*Nürnberg, Germ. mus.*); *vgl. Weller Annalen* II 489.

[2] *wie im märchen bei Grimm KHM.* 36; *vgl. RKöhler zu Gonzenbach Sicilianische märchen nr* 52 *und Zs. f. volkskunde* 6, 162. *Cosquin Contes populaires de Lorraine zu nr* 4.

[3] *anfang* : 'Einsmals ich über den marck gieng' (*Germ. museum*). *nachgebildet bei Steinhausen Der kaufmann* (1899) *s.* 88.

[4] *Juch hoscha, der mit dem geldt ist kommen. holzschnitt,* 18 × 33 *cm.* (*Berlin, kgl. bibl.*). — *auf einem gleichbetitelten Strafsburger kupferstiche von* 1625 (*J. B. excud.*), *der in Hirths Kulturgeschichtlichem bilderbuche* 3 *nr* 1657 *nach dem exemplare des Münchner kupferstichcabinets reproduziert ist, erteilt der spender den einzelnen ständen nicht blofs geld, sondern auch gute lehren* (*dialog von* 60 *versen*). — *ebenso ist auf einem kupferstiche bei Daniel Meisner* (*Thesaurus philopoliticus* 8 *taf.* 400.

gestellt worden, wie er von einem trompeter und einem narren begleitet in einem zelte hinter einem mit geld bedeckten tische sitzt. er spricht:

Weil nach mir schreyt alle welt,
So bin ich kommen mit dem gelt,
Wil jedem geben nach gebür,
Das man nicht weyter schrey nach mir.

In Frankreich aber ist, wie Gaidoz in einer lehrreichen arbeit[3] *gezeigt hat, seit dem* 17 *jh. die darstellung eines geldteufels volkstümlich, der gehörnt und geflügelt über die erde dahinschwebt und aus beiden händen und aus dem hintern münzen fallen lässt; handwerker und krieger, männer und weiber sind bestrebt, den goldregen aufzufangen, den teufel an seinem langen schwanze festzuhalten oder ihn durch flintenschüsse zu erlegen. dies bild ist nicht nur nach Italien gedrungen* (*Mélusine* 7, 54), *sondern auch in Deutschland, wo ja die vorstellung von einem fliegenden geldteufel oder drachen längst heimisch war*[1], *und in Russland nachzuweisen. ein um* 1660 *in Frankfurt gedruckter kupferstich von AbrAubry, betitelt 'Der Teüffel, das Geltt regirt nach sich die Weltt'*[2], *zeigt den geldteufel, den sieben personen am schwanze festhalten, während vier das geld von der erde aufraffen, dazu ein fünfstrophiges gedicht von E. B. M., 'Mein gott, wie schafft das teüffels geltt'. in Moskau aber waren noch vor einigen sechzig jahren bunte bilder des geldteufels* (*deneschwoi diawol*) *und seines hinter ihm herreitenden adjutanten mit dem merkurstabe* (*gospodin sträptschik*) *zu sehen, unterhalb deren bäcker, schuster, wirt, dame, geistlicher und maler das geld auflesen*[3].

Frankfurt 1626) *Geld und gut* (*Bona*) *neben Virtus und Pietas dargestellt als ein mann neben einem wagen voll geld. — um* 1650 *erschien bei PFürst in Nürnberg eir kupferstich: 'Da kommt der karren mit dem gelt, Freu dich! auf! du verarmte welt'* (*eine jungfrau mit geldsäcken sitzt auf einem von teufeln geleiteten wagen*); *das gedicht beginnt*: 'Man hat, seither der fried in Teutschland wiederkommen'. *ex. in Wolfenbüttel.*

[3] *Gaidoz Le grand diable d'argent, patron de la finance. Mélusine* 6, 193; 7, 3. 49; 8, 94. 187.

[1] *Hans Sachs Der pawer mit dem podenlosen sack* (*Fabeln und schwänke hrsg. von Goetze* II 532 *nr* 350 *und* IV 502). *Grimm D. myth.*[3] *s.* 971: *gelddrache, korndrache. — in die protestantische teufellitteratur des* 16 *jh.s* (*Osborn* 1893 *s.* 57: *geizteufel*) *ist diese vorstellung freilich nicht eingedrungen.* [2] *im Germanischen museum zu Nürnberg. nachgebildet bei Steinhausen Der kaufmann* (1899) *s.* 86.

[3] *JGKohl Reisen in Russland* I 137 (1841). *DARovinski Russkija narodnija kartinki* [*Russische volksbilderbogen*] (1881), *atlas* I 243.

Die illustrierten flugblätter der vergangenen jahrhunderte bieten wol noch mehr mit unserm thema in verbindung stehnde bilder, wie die klage des säckels[1], *das begräbnis des herrn Credit*[2] *oder die lieder auf die münzverschlechterung*[3]; *doch mag es für diesmal sein bewenden damit haben, nur auf eine eigenartige verherrlichung der erfindung des geldes möcht ich zum schlusse hinweisen. als Karls* v *sohn Philipp* 1549 *nach Antwerpen kam und die stadt ihm durch eine reihe stattlicher triumphbogen und darstellungen lebender bilder allegorischen inhalts ihre huldigung darbrachte, stellten die münzarbeiter auf einem gerüste dar, wie der in wolken thronende Gottvater dem vor ihm knienden menschen die erste münze* ('*insigne coelestis beneficii donum, nimirum politioris vitae administratricem humanaeque societatis conciliatricem MONETAM, omnis opulentiae, copiae, negociationis et civilitatis ex legitimo usu matrem*' *sagt der berichterstatter*) *überreicht. darunter erblickte man Saturnus, wie er auf einem ambos münzen schlug, und neben ihm die göttin Moneta, die, von ihren kindern Opulentia, Copia, Negociatio und Civilitas umringt, die neugeprägten geldstücke unter die zuschauer warf*[4].

[1] '*Des Seckels jämmerlich heulen . . . vber seinen herrn*' : 'Mein liber herr, ich kan wolan'. 66 *verse. Frankfurt, ConrCorthoys* (*Berlin, kupferstichcab. Braunschweig, herzogl. museum*). — *Frankfurt, HJMerian* (*Germ. museum*). — *anders die oben s.* 47 *n. citierte* '*Klag vber meinen seckhel*'.

[2] *Champfleury Histoire de l'imagerie populaire* (1869) *p.* 191 : '*Crédit est mort*'. *Scheible Die fliegenden blätter* (1850) *s.* 294 : '*Leichenbegängnis des Treues*' 1621. *FSwertius Epitaphia iocoseria* 1645 (*zuerst* 1623) *p.* 250 : '*De Picotin Crédit*'. *Trawrige klag vber den abschied deß herrn Credits* : 'Hör wunder, was in kurtzer frist'. 92 *verse. Nürnberg, PFürst* (*um* 1650. *Berlin, kupferstichcab.*). *Werlin im Münchner cod. germ.* 3637, 928 : '*Gestorben ist der guet Credit*' (12 *verse*). *Weller Annalen* II 487 : *Grabschrift des verst. Credits* (*um* 1680). *Monsieur Credit, Cöllen* 1739 (*Berlin, kupferstichcab.*). *eine nachcomödie* '*Credits begräbniß*' *ward um* 1730 *in Breslau gespielt* (*Schlesische provinzialbll.* 1798, 185).

[3] *Kipper und wipper. drei zornlieder aus dem j.* 1621, *von neuem gedruckt Frankfurt aM.* 1885 (*s.* 21 *das münzgespräch*). *Scheible Die fliegenden blätter des* 16 *und* 17 *jh.s* (1850) *s.* 44. 47. 52. 59. 61. 67 (*geltsiech*). 288 (*Epitaphium des guten gelds*). 301. 310 (*leiter der goldmünzen*). *GLiebe Das Judentum der deutschen vergangenheit* (1903) *s.* 68.

[4] *abgebildet bei Cornelius Scribonius Grapheus, Spectaculorum in susceptione Philippi Hisp. prin. Antverpiae aeditorum mirificus apparatus, Antv.* 1550 *bl. N* 3 *a.* — *in Rodenburgs nld. drama Sigismund en Manuella* (1635) *tritt das personificierte geld* '*in een langen roc vol munt geschildert*' *auf* (*Worp in Oud Holland* 13, 218).

Berlin. JOHANNES BOLTE.

ZUR SKIÖLDUNGENDICHTUNG.

Die folgenden untersuchungen knüpfen an das buch von Axel Olrik an, Danmarks Heltedigtning I, und führen einige puncte aus, die ich in der besprechung des Olrikschen werkes, Anz. xxx 26 ff, übergangen oder nur flüchtig berührt habe.

1. SAXOS ROLVOGESCHICHTE.

Als älteste Dänenkönige bringt Saxo, von den seitengliedern abgesehen, die reihe:

Humblus—Dan—Lotherus—Skioldus—Gram—Hadingus—Frotho I.

diese reihe als ganzes kann nur Saxos eigne combination sein; die bausteine entnahm er teils dänischer teils isländischer überlieferung. die drei ältesten generationen erscheinen nur in schattenhaftem umriss, ohne farbige sagenhandlung. Skioldus sodann, der rechtmäfsige anfang der 'ältern Skiöldungenreihe', wird etwas reicher ausgestattet, mit zügen die wenigstens zt. aus echter dänischer volksüberlieferung stammen mögen (Olrik s. 261 ff): eine gerundete erzählung, die man als epische fabel bezeichnen könnte, fehlt ganz und gar. deutlich hebt sich von der umgebung ab die trias Gram—Hadingus—Frotho I: episodenreiche abenteuergeschichten, deren vikinghaftes gepräge und nahe verwantschaft mit den isländischen fornaldarsögur Olrik vortrefflich gewürdigt hat (Sakse II 1 ff). Gram und Hadingus sind fremdlinge unter den Skiöldungen; doch wird man die möglichkeit nicht bestreiten können, dass schon Saxos isl. quelle sie auf den Dänenthron gebracht hatte, da wir auch in der Skiöldungasaga hinter dem Frið-Fróði die fremdartigen Herleif, Hávarð handrammi und Leif frœkni mit seinen sechs söhnen eingeschaltet finden.

Frotho I nimmt, nach entfernung von Gram und Hadingus, allerdings die stelle im stammbaume ein, die dem Frið-Fróði gebührt, nämlich zwischen Skiöld und Halfdan. dass aber die von Saxo erzählte vikinggeschichte Frothos I aus der alten sage von Frið-Fróði, der wünschelmühlensage, erwachsen sei, will mir nicht glaublich scheinen. die art wie Olrik s. 305 f. 315 den übergang von dem friedlichen eigentümer der goldmühle zu dem drachentöter und kriegerfürsten zurechtlegt, ist reichlich abstract. inhaltlich hat Frotho I mit Frið-Fróði keinerlei berührung — ausgenommen jene wunderlichen misverstandenen einzelheiten, die

Saxo in dem letzten alinea, s. 79 f, mit verzicht auf jeden zusammenhang unter dach bringt (vgl. die scharfsinnige erklärung Not. ub. s. 81 f) : das bestreuen der speisen mit goldstaub, die hier gar nicht begründeten *pulvinaria auro strata*, vielleicht auch die *duo cubicularii ingentibus saxis affixi* gehören dem Frið-Fróði. Olrik bemerkt s. 324 : 'ein stümpfchen überlieferung von Fróðis goldmühle wurde verwendet zur erdichtung einer vikingsaga . . .', dh. er sieht in den eben erwähnten einzelheiten gleichsam die keimhüllen der Frothogeschichte. näher, find ich, ligt die annahme, dass Saxo in jenem schlussabschnitte die paar züge von auswärts herbeigetragen hat die ihm von dem Frið-Fróði in unklarer erinnerung waren. man vergleiche, wie er auf den Helgi Halfdanssohn taten und beinamen des Hundingtöters Helgi überträgt (s. 80. 82). Frotho I hätte also mit Frið-Fróði nur den namen und die genealogische stelle gemein : als epische figur wäre er eine isländische neudichtung, die an den gold- und friedensherscher gar nicht anzuknüpfen ist. ob bereits die isl. saga diesen viking Fróði als vater Halfdans dachte, bleibt ebenso unsicher wie vorhin die stellung des Gram und Hadingus.

Auf Frotho I folgt die bekannte Halfdangruppe:

Haldanus — Roe
Helgo — Rolvo.

Was Saxo von Haldanus und seinen beiden söhnen mitteilt, steht nach art und umfang auf der stufe der kurzen anspruchslosen berichte, wie sie die Lejrechronik und Sven Aagesen von den meisten der alten könige darbieten. zieht man die Helgi-Hundingstöter-motive ab, sowie die persönlichen moralischen betrachtungen zumal bei Helgis blutschande, so behält man ein paar dutzend zeilen, worin etliche einfache vorfälle und personenverhältnisse ohne durchgehnden epischen faden berichtet werden. die quelle ist zweifellos dänische volkssage wie bei der Lejrechronik, die über diese könige sogar noch etwas mehr als Saxo zu melden weifs.

Ganz anders wird dies mit Rolvo. während Sven Aagesen den Hrólf Kraki mit vier zeilen bedenkt und die Lejrechronik kurz und schlicht sein wohnen in Hleiðra, seine beziehung zu der schwester Skuld und seinen fall durch Hiörvarð erzählt — : im gegensatz zu diesen berichten, die in den frühern bescheidenen mafsen verbleiben, setzt bei Saxo s. 83 eine ansehnliche Rolvo-

geschichte ein, die gegen den schluss hin eine bearbeitung der Biarkamál in sich aufnimmt (s. 90—108).

Olrik leitet diese Rolvogeschichte aus dänischer überlieferung her. es wäre Saxos erste ausführliche erzählung dänischer herkunft. die gründe dafür, Sakse II 147, reichen jedoch nicht aus, um die dänische quelle zu sichern, falls anderes ernstlich dagegen zeugt.

Olrik erwähnt erstens das fehlen der zu erwartenden norwegischen züge: Biarki ist bei Saxo nicht Norweger und erscheint ohne die lange jugendgeschichte; es mangelt der norwegische feind des Aðils, Áli. allein, Saxo führt seinen Biarco überhaupt nicht ein (s. u.), so dass auch jede angabe über seine heimat wegfallen muste; das fehlen des Áli würde sich genügend daraus erklären, dass die motivgruppe wozu Áli gehört bei Saxo durch eine jüngere verdrängt ist (unten abschnitt 4). weiterhin betont Olrik, dass 'Saxos erzählung nichts weifs vom eingreifen übernatürlicher mächte ins menschenleben, während die isl. überlieferung davon durchwoben ist'. hier zeigt aber die Snorra Edda, verglichen mit den parallelberichten, dass es auch auf Island fassungen gab, chemisch frei von übernatürlichem. sie bezeichnen entweder eine ältere oder eine in strengerem geschmacke gereinigte darstellungsform, keinen gegensatz von dänisch zu norrön. dafs bei Saxos Viggo nicht auf das herkömmliche namensgeschenk angespielt wird, kann mancherlei andre gründe haben als dänische herkunft; wir werden sehen, dass sich Saxos Viggogeschichte besonders klar auf die isl. version zurückführen lässt. die eigennamen sodann erbringen auch kein zeugnis. *Biarki* ist gegenüber *Böðvarr biarki* die mutmafslich ältere stufe, die auf Island im 12 jh. noch bestanden haben kann. die namensform *Atislus*, opp. isl. *Aðils*, kann Saxo leicht als die den Dänen geläufige eingesetzt haben: sie steht auch in der Lejrechronik. Saxos *Hiartvarus*, opp. isl. *Hiörvarðr*, ist zunächst entstellung aus *Hiarvardus* (so die Lejrechronik) und beweist schon deshalb nicht dänische herkunft der sage, weil die zweifellos norröne liste der Arngrímssöhne, Saxo s. 250, dieselbe vertauschung der formen zeigt. *Viggo* ist auch dänisch nicht sonderlich beglaubigt (Olrik s. 141); aber zugegeben, dass es ein dänischer name war und nicht erst durch Saxo an die stelle von *Vöggr* gesetzt wurde, dann träte *Viggi* in die gruppe von namen, die Olrik Sakse I 92

bespricht: namen, die, in Norwegen und Island ungebräulich, doch in norrönen sagen von nebenpersonen geführt werden. *Viggi* könnte somit in isländischer überlieferung als — ältere oder jüngere — variante neben *Vöggr* gestanden haben. Olrik weist ferner auf den zusammenhang der Rolvo- mit der dänischen Helgogeschichte. dieser zusammenhang beruht auf motiven, die auch unsern isl. Hrólfsquellen eignen; er ist sogar bei Saxo insofern mangelhaft, als die erhebung der Ursa zur dänischen königin, die voraussetzung für Aðils werbung, verschwiegen worden war und auch die zwei schwestern Rolvos plötzlich da sind (s. 86. 88), ohne dass man ahnt wie ihr vater Helgo zu ihnen kam: die beiden puncte hatte eben die dänische Helgoüberlieferung nicht gemeldet. wenn endlich Olrik die inhaltliche art der Rolvogeschichte in anschlag bringt (: merkwürdiger mangel an ausländischen kriegen und an lebensläufen der nebenpersonen), so ist zu bemerken, dass nicht alle isl. heldengeschichten des 12 jhs. diesen apparat besafsen; es gab auch eine altertümlichere schicht, dazu gehört die Hrólfsgeschichte, und noch in der fassung der jüngern Skiöldungasaga bei Arngrím fehlt ganz das von Olrik erwähnte 'at skildre de enkelte personers opvækst'.

Alle diese puncte würden somit isländischer vermittlung der Rolvogeschichte nicht im wege stehn. und die gründe die gegen dänische, für isländische quelle sprechen haben ein ganz anderes gewicht.

Sehen wir davon ab dass die dänische überlieferung in der Lejrechronik in bezeichnenden zügen von Saxo abweicht: Hiarvard raubt Hrólfs schwester; er lockt Hrólf aus Hleiðra hinaus, *qui cum vidisset non tributum sed exercitum armatum, vallatus est Rolff militibus et a Hyarwardo interfectus est* (die einfachheit der volkssage neben dem gliederreichen kunstmäfsigen bericht bei Saxo und den Isländern); als rächer ist Haki, frater Hagbardi, filius Hamundi, eingedrungen. ich nenne dies nur im vorbeigehn; denn denkbar wäre ja, dass zwei dänische sagenformen bestanden, wovon die eine (Saxo) weit ursprünglicher geblieben, die andre sich erheblich verjüngt hätte.

Für isländische herkunft der Rolvocapitel zeugt vor allem die weitgehnde ähnlichkeit mit unsern isländischen berichten. Olrik hat sie Sakse II 147 in starken worten hervorgehoben: 'die gröfsern sagen von Hrólf . . . stimmen in allen hauptzügen;

und die ähnlichkeit ist noch vollständiger in allen berserkerscenen, in den zahlreichen, die sich an Biarki und Hialti knüpfen, wie auch bei Viggis treueid'. eine so nahe verwantschaft zwischen Saxo und isländischen schriften kehrt sogar in den sagen der norrönen hälfte selten wider (etwa Starkads zwei neidingstaten, Brávallaschlacht, einiges bei Regner loðbrók): bei den Saxotexten die Olrik selbst auf die dänische seite rechnet fände sich eine so grofse übereinstimmung kein zweitesmal; erst in beträchtlichem abstande kämen Iarmericus und Haldanus-Hildegerus, zwei sagen die überdies offenbar ins norröne lager gehören. die übereinstimmung zwischen Saxos Rolvo und den isl. texten erstreckt sich, wohlbemerkt, auf episoden die niemals im liede dargestellt waren und deutlich einer jüngern, nachheroischen dichtungsschicht angehören. wäre es durch irgendeine objective tatsache bewiesen, dass Saxo in seinem Rolvo die dänische volkssage seiner zeit widergibt, dann wären wir zu der sonst nicht gestützten annahme ad hoc gezwungen, dass hier nun einmal junge dänische sage zu Saxos lebzeiten nach Island drang und in fornaldarsögur des 13. 14 jhs. uns entgegentritt. eine folgerung der sich Boer Arkiv 19, 53 unterwirft. weil es jedoch eine objective tatsache von jener art nicht gibt, dagegen die benützung isländischer fornaldarsögur durch Saxo gesichert ist, entrinnen wir jener verlegenheitsannahme ad hoc und können die grofse ähnlichkeit auf anderm wege erklären: es ist sagenstoff nicht von Dänemark nach Island, sondern von Island nach Dänemark gewandert.

Die jüngern, nachheroischen züge bei Saxo sind die folgenden; sie haben mehr oder minder ausgeprägt 'norröne' art, sagamäfsige haltung: selbst wenn auf Island keine zeile über Hrólf Kraki bewahrt wäre, also das eben besprochene hauptargument verschwände, würden wir Saxos Rolvo nicht für eine dänische volkssage, sondern für eine isländische saga halten. der zug, dass sich die helden beim gelage zu einer bestimmten tugend bekennen (*at taka sér íþróttir*, Not. ub. s. 92, Olrik s. 182); dass sich die berserkischen hofmannen mit knochen bewerfen; dass ein fremder kämpe bei seinem brautlauf mit der fürstentochter von dem tapfersten krieger des fürsten erschlagen wird, worauf die braut dem sieger zufällt; die bärengeschichte mit der stärkung des schwächlings durch das bluttrinken; die Viggoscene

mit der genrehaften contrastierung des unhöfischen burschen und des leutseligen königs; vor allem auch Hialtos besuch bei der beischläferin und ihre verstümmelung, ein auftritt dessen realismus und dick aufgetragene rohheit weit abligt von den gewalttätigkeiten der heroischen phantasie.

Auch die gesamtanlage der Rolvogeschichte, die gruppierung in sich geschlossener fabeln um einen bald im vordergrunde, bald im hintergrunde stehnden fürsten, hat das unverkennbare gepräge isländischer sagacomposition und stünde unter Saxos dänischem erzählgute vollkommen einsam da. man vergegenwärtige sich die reihe der 'danske sagn', Sakse II p. XI ff!

Von unsern isländischen berichten — Snorra Edda (< ält. Skiöldungasaga), Arngrím (< jüng. Skiöldungasaga), Biarkarímur, Hrólfssaga Kraka — weicht Saxos Rolvogeschichte auf dreierlei art ab. sie erscheint einmal altertümlicher als die drei letztgenannten quellen, wenigstens in dem negativen zuge dass das zauberhafte rankenwerk fehlt, wovon ja auch die auszüge der Snorra Edda (und der Ynglingasaga) frei sind. überblickt man die reihe: ältere Skiöldungasaga — jüngere Skiöldungasaga — Biarkarímur — Hrólfssaga, so wird man geneigt sein, in dem zunehmen der übernatürlichen teile die abfolge von zeitstufen zu sehen. Saxo stünde dann auf der ältesten stufe, mindestens auf der wo die ältere Skiöldungasaga steht, und das entspräche ja auch den äufsern daten. aber wie Olrik einmal mit recht die möglichkeit erwägt, Saxo könnte einen norrönen bericht gekannt, aber als zu phantastisch beiseite gelegt haben (s. 324), so darf es auch hier nicht als ausgeschlossen gelten, dass Saxos isl. quelle um einige fabelhaften züge reicher war. schlüsse ex silentio sind überhaupt bei Saxo gefährlicher als bei den meisten andern sagendenkmälern: wie der sammler der Þiðrekssaga, so steht Saxo aufserhalb des stromes der vertrauten heimischen sagenkunde und sammelt emsig, was ihm der strom an sein ufer treibt. vollständigkeit darf man bei ihm nirgends von vornherein erwarten.

Zweitens scheint Saxos isl. quelle da und dort eine seitenstufe, eine variante zu unsern isl. formen gebildet zu haben. namentlich die einfädelung der feuerprobe zu Upsala und das hochzeitsmotiv bei Agnars tötung fügen sich kaum in die entwicklungslinie unsrer isl. fassungen ein und sind doch schwerlich Saxos eigne zutat.

Drittens beruhn die abweichungen von unsern isländischen quellen darauf, dass Saxo eine beschädigte, aus den fugen geratene nacherzählung bietet; er hat, wie so oft, die epische situation nicht klar geschaut oder die zusammenhänge nicht mehr recht im gedächtnis gehabt, hat motive aus andern sagen als füllsel herbeigezogen usw. wir erkennen an Saxos sagen sehr ungleiche grade der wolerhaltenheit. Uffo und Ingelds vaterrache sind beispiele für trefflich bewahrte sagen; die Svanhildgeschichte und besonders die vaterrache der Halfdans- bzw. Haraldssöhne (buch VII) veranschaulichen einen zustand hochgradiger zertrümmerung und verwischung. die Rolvogeschichte nimmt eine mittlere stellung ein. die nachhilfen die sie nötig hat, um überhaupt verständlich zu werden, liegen meistens ziemlich nahe. aber in helleres licht treten manche stellen erst bei zuziehung der parallelberichte. unten in abschn. 3 und 4 besprech ich einiges davon.

Hier sei zunächst auf den erzählerischen mangel hingewiesen — die eigentliche 'sagenform' tastet er nicht an — in Hrólfs berühmter flucht von Upsala. Saxo lässt das schwedische gold auf wagen mitführen [1]. dass die feinde hinterher sprengen, ahnen wir kaum; es heifst nur : *insequentis se viri metu percita*, dann die wortreiche ermahnung der Ursa, und das gold *crumenis egeritur*, wozu die karawane doch wol halt machen muste : nichts mehr von der atemlosen jagd, die wir bei den Isländern miterleben, und da die flucht *sublustri nocte* geschieht, können die ringe nicht weithin glühen, wie es der dichter ihnen zudachte. die hauptsache aber : Saxo stellt sich vor, dass der grofse ring *inter alia auri insignia*, unter dem allgemeinen haufen des ausgeleerten goldes daliege, und dann könnte, genau genommen, der entscheidende zug der sage, Hrólfs zuruf an den Schwedenkönig, gar nicht von statten gehn. denn der setzt voraus, dass Aðils

[1] diese anschwellung des richtigen, sagenmäfsigen hornes, das ein reiter auf seinem rosse handhabt, erinnert unwillkürlich an die art, wie Saxo in der Svanhildsage die tötung Erps durch die zwei brüder und die worte *megut tveir menn einir tíu hundruð Gotna binda eða beria í borg inni há* (Hamd. 22) aus dem heroischen ins strategische umdichtet : *contigit autem, ut Hellespontici, praedae partitionem acturi, magnam suorum manum peculatus insimulatam occiderent. igitur, quod tantam copiarum partem intestina clade consumpserant, aulae expugnationem suis altiorem viribus rati* . . . .

den goldsammelnden kriegern weit voransprengt, und dass ihm erst zuletzt, wie er Hrólf auf hörweite eingeholt hat, der ring in den weg geschleudert wird. Saxo hat den hergang nicht geschaut; die bewegung, die ortsveränderung der figuren stand ihm nicht vor dem auge. es ist eine der vielen stellen, wo man deutlich sieht, wie Saxo mehr rhetor und allenfalls gnomiker ist als erzähler.

Merkwürdig ist die hastige art, wie Saxo s. 87 die bärengeschichte des Biarco und Hialto skizziert. man fragt sich, ob er nur diesen allgemeinsten inhalt im gedächtnis hatte, oder ob er die stelle später am rande nachtrug und so im raume beschränkt war (vgl. besonders s. 1 der Angerser blätter). für den nachtrag spräche der umstand, dass die bärengeschichte in befremdlicher weise die gewinnung der Ruta von dem Agnarkampfe abtrennt, da doch der zusammenhang dieser beiden vorfälle klar ausgesprochen wird (s. 88, 2 *victique sponsam victoriae praemium habuit*). in der tat könnte man die sechs zeilen vom bärenkampfe ausscheiden, ohne dass weitere änderungen nötig wären.

Der satz : *(Biarco) ab Atislo lacessiti Rolvonis ultionem armis exegit, eumque victum bello prostravit* (s. 88, 3) ist als zutat Saxos besonders durchsichtig : Hiartvarus soll platz bekommen, um *praefectus Svetiae* zu werden; denn in den Biarkamál befehligt Hiartvarus Schweden und Gauten (vgl. Olrik s. 39). nach der darstellung s. 121 stirbt Atislus erst nach Rolvos tode.

Am auffälligsten beschädigt ist in Saxos widergabe die episode von Agnars fall, die brautlaufscene, s. 86 f. auch Olrik s. 125 nimmt an, dass das knochenwerfen unursprünglicher weise in den zusammenhang der Agnargeschichte geraten ist. so wie der verlauf bei Saxo aussieht, kann man gewis nicht an eine besondere sagenform denken; wir haben eine wenig geglückte verbindung loser trümmer durch den redactor Saxo.

Die helden Hialto und Biarco treten hier zum ersten male auf, ohne einführung, ohne die angabe, dass sie zu den *athletae* des königs gehörten, deren zusammenströmen Saxo vorher gemeldet hat. es heifst : *In quo (convivio) cum pugiles omni petulantiae genere debacchantes in Hialtonem quendam nodosa passim ossa coniicerent, accidit, ut eius consessor, Biarco nomine, iacientis errore vehementem capite ictum exciperet.* die isl. saga belehrt uns, dass hier nicht ein 'Hialto quidam' zufällig beworfen wird

und einen nachbar namens Biarco hat; sondern der bedauernswerte Hialto ist die gewohnte zielscheibe der würfe, und der tapfere Biarco hat sich als beschützer neben ihn gesetzt: diese sachlage steckt offenbar schon hinter den andeutungen Saxos und ist nicht etwa erst durch die jüngere isl. saga ausmalend erfunden worden.

Davon abgesehen, bleibt das verhältnis der parteien, der angreifer und der angegriffenen, unklar. *Agnerus*, heifst es, ... *ingenti convivio nuptias instruit*: Saxo denkt sich also, sollte man meinen, das gelage bei Agnerus, nicht an Hrólfs hofe; doch ist gleich darauf von der 'regia' die rede, was man eher auf die dänische bezöge. es folgt der schon citierte satz *In quo cum pugiles* ... Biarco wirft den angreifer zu tode; *ea res* ... *pugiles regia abire coegit.* diese *convivii iniuria* veranlasst den bräutigam Agnerus, Biarco zum zweikampf zu fordern; Agnerus fällt; die 'pugiles' sind unversehens wider zur stelle, den tod zu rächen; Biarco erschlägt sie ebenfalls. — zunächst würde man sich dies so auslegen: die 'pugiles' sind die leute des Agnerus, die sich gegen die hochzeitsgäste, die Hrólfsmannen, schnöde benehmen. seltsam wäre zwar hierbei, dass jene, die einheimischen, vor Biarco die halle räumen; dagegen wäre es nicht übel begründet, dass Agnerus die tötung eines der seinigen an dem fremden, Biarco, rächte, und besonders die rache der 'pugiles' für Agnerus kann gar nicht anders verstanden werden als so, dass Agnerus ihr herr oder genosse ist.

Wie sich Saxo persönlich den hergang gedacht hat, enträtseln wir nicht. in seiner quelle spielte jedesfalls der auftritt mit dem knochenwerfen in Hrólfs halle und waren die 'pugiles' sämtlich Hrólfs leute, wie Fas. I 67. die unklarheit entstand durch die einmengung der brautlaufgeschichte, die ihre eignen 'pugiles' hatte, nämlich die fremden, die mannen des Agnerus. dabei wurde auch die begründung von Agnerus zweikampf völlig aus den angeln gehoben. Olriks gedanke, dass Agnerus von rechtswegen 'der gefürchtete und aufgezwungene freier' ist, dem ein tapferer im entscheidenden augenblicke die braut streitig macht (s. 126), scheint eine kaum zu umgehnde folgerung. ob die anders verlaufende, anscheinend gleichfalls gestörte berserkerepisode der Hrólfssaga s. 72—75 nicht einen ähnlichen hintergrund hat? ursprünglich so: 'Biarki mit Hialti weist die gewalt-

tätige werbung einer berserkerschar zurück'. an das hauswesen des grofsen Hrólf könnte sich die formel erst spät angesetzt haben!

Noch eine einzelheit! nach Saxo s. 87 stützt Biarco im zweikampf, um einen kräftigern hieb zu führen, seinen fufs auf einen baumstamm (*truncus*). Olrik hat dies Sakse I 17; II 148 als typisch für die anschaulichkeit des dänischen volkssagenstiles betrachtet. nach dem obigen können wir in dieser berserkergeschichte keine dänische volkssage sehen. ich habe den verdacht: sollte sich jenes aufstützen des fufses aus der Viggogeschichte herüber verirrt haben? hier heifst es in der einen isl. quelle, Fas. I 86: *Vöggr stė uppá stokk öðrum fœti*, nämlich beim ablegen des gelübdes; und eben bei der heitstrenging ist dies, als herkömmliche ceremonie, begründet (vgl. meine Zwei Isl.-gesch. s. XIX, dazu Fms. III 185).

Saxos Rolvogeschichte gibt eine isl. fornaldarsaga um 1200 wider. die isl. saga selbst kann erheblich altertümlicher gewesen sein als der bei Arngrím und der in der Hrólfssaga vorliegende text. aber Saxos widergabe deckt sich nicht entfernt mit dem originale und nötigt überall zu der prüfung, wieweit er jüngeres und unsagenmäfsiges hereingebracht habe. ob Saxo nach seinen heimischen kentnissen mehr über Hrólf Kraki zu sagen gewust hätte als die Lejrechronik, muss dahingestellt bleiben. Saxos erste ausführliche erzählung dänischer herkunft fällt also noch nicht in die gruppe der ältern Skiöldungenkönige: sie tritt erst in buch III auf den plan, mit Amlethus.

Kannte Saxo auch die Biarkamál durch isländische vermittler? mit der frage, wo das gedicht entstand, hängt dies gar nicht zusammen. ein dänisches lied des 10 jhs., in Norwegen und Island bekannt geworden, dann um 1200 von einem Isländer in Dänemark vorgetragen: darin ligt keinerlei litterargeschichtliche schwierigkeit. auch dass in der dänischen heimat das lied verklungen wäre, wogegen die Isländer es festhielten, entspräche nur den allgemeinen culturverhältnissen, die das gesamtbild des altnordischen schrifttums bestimmt haben. ja, man darf die frage stellen, ob Dänemarks mündliche überlieferung gedichte mit so deutlichen, unverdunkelten mythenbildern (z. 278—87) bis um 1200 beherbergen konnte.

Sobald man Saxos Rolvoprosa ins 'norröne' lager stellt, ligt die annahme am nächsten, dass das lied von ebendaher kam: die Biarkamál bildeten einen teil der mündlichen Hrólfssaga, wie wir entsprechendes in der Hervarar-, Hálfs- und Örvar-Oddssaga vor augen haben. gewisse widersprüche zwischen dem liede und der prosa hindern nicht, dass beide geraume zeit im zusammenhängenden vortrage lebten, wie ja aus mancherlei beispielen bekannt ist.

Ein gegenbeweis läge darin, dass die Biark. um 1200 auf Island nur noch in trümmern bekannt waren, während doch Saxo einen anscheinend vollständigen text hörte. ich glaube aber nicht, dass die isl. quellen einen schluss erlauben, wieviel von den Biark. übrig war um 1200 oder 20 jahre später, als Snorri seine Edda schrieb. die folgerungen Olriks s. 97 f überzeugen nicht. die allmähliche zerbröckelung des gedichtes wird man nicht daraus erklären, dass es als kampfgesang diente und diesem praktischen gebrauche gemäfs gekürzt wurde. die ungezwungenste erklärung ist hier wie in ähnlichen fällen die, dass der sagavortrag sich mit einem bruchteil der strophen begnügen konnte, in versform oder in prosa. die saga hat so das lied beerbt, es in gewissem sinne ums leben gebracht; dem stofflichen interesse genügte mehr und mehr die saga. so ist es in unsrer Hrólfssaga Kraka ergangen. aber die sagamänner konnten auch anders verfahren: das ganze gedicht in ihre frásögn aufnehmen. dass dies mit den Biark. im 12 jh. geschehn sei, lässt sich, soviel ich sehe, nicht widerlegen. wenn Arngrims stark abweichende sagenform schon der ältern Skiöldungasaga eigen war, dann hat sich diese eben nicht auf das Biarkilied aufgebaut; aber damit wird für die übrige isländische tradition nichts bewiesen.

Die zudichtung der jüngern strophen in künstlicherm stil und metrum — wahrscheinlich im 12 jh., Olrik s. 99 f, vgl. EM. s. xxv f — setzt nicht voraus, dass die Biark. damals schon verstümmelt vorlagen, denn grade die sicher jüngern strophen, die mit den goldkenningar, haben keineswegs die aufgabe, einen lückenhaft gewordenen zusammenhang zu flicken.

Auch darauf könnte man hinweisen, dass diese um 1200 doch schon vorhandenen isl. zusatzstrophen bei Saxo keine spur hinterlassen haben, wenigstens keine deutliche. aber da wäre zu entgegnen, dass die skaldische dunkelheit dieser strophen eine genauere widergabe durch Saxo ausschloss. die goldstrophen hat

er als entbehrlich und unverständlich einfach übergangen; str. 7 und 8 hat er in z. 88. 286 freier übersetzt.

Ich glaube daher, der annahme steht nichts im wege, dass Saxo mit der prosaischen Hrólfssaga auch die Biarkamál von Island bezogen hat. und dann böte sich die möglichkeit, die Odinsfeindliche stelle z. 286 f (Fas. I 107, 17 ff) als isländische zudichtung der christlichen zeit zu fassen. denn Olriks energischer, eindringender versuch, diese worte des gedichtes für einen Dänen um 900 glaubhaft zu machen (s. 74 ff), beschwichtigt nicht alle bedenken.

2. DIE VATERRACHE DER HALFDANSSOHNE.

Quellen sind die Hrólfssaga Kraka Fas. I 3—16, die Skiöldungasaga bei Arngrím s. 112 f, ein 'norröner' bericht bei Saxo s. 320 ff. Saxos fassung überträgt die fabel auf ganz andere personen: Frotho V mordet seinen bruder Haraldus, dessen söhne Haraldus und Haldanus üben die rache. es stimmt also zur Hrólfssaga der name Frotho für den brudermörder, aufserdem noch der name Regno = Regin für den beschützer der knaben; vgl. auch Sygne-Signý, bei Saxo die mutter, in den beiden andern quellen die schwester der knaben. ob Saxo die grofse verschiebung der personen selbst vorgenommen hat oder schon vorfand (so Olrik s. 324), untersuch ich nicht.

Die beiden erstgenannten isl. quellen haben einhellig, dass Halfdan von seinem bruder ermordet, von seinen söhnen Hróarr und Helgi gerochen wird. Halfdans bruder heifst in der Hrólfssaga Fróði, bei Arngrím Ingiald (Starkaðarfóstri). hierin hat zweifellos die Hrólfssaga das ältere; Ingiald ist durch verschiebung und rollenverschmelzung an diese stelle gelangt.

Dänische quellen kennen in verbindung mit Halfdan zwar keine vaterrache, aber einen brudermord. Sven Aagesen erzählt ganz kurz, dass die brüder Frothi und Haldanus um die krone stritten, und dass Haldanus seinen bruder erschlug. auch bei Saxo s. 80 ist Haldanus der brudermörder und ein vollendeter bösewicht; seine von ihm getöteten brüder führen die sehr verdächtigen namen Roe und Scatus.

Also nach den isl. zeugnissen Halfdan der getötete, seine söhne die rächer; nach den dänischen quellen Halfdan der töter, von einer rache verlautet nichts.

Man könnte das zeugnis der isl. denkmäler durch den Grottasöng str. 22 verstärken wollen; dies wäre dann unsre bei weitem älteste nordische aussage. mit der conjectur *vigs Halfdanar* für das hsl. *við halfdana* hätten wir : *Mölum enn framarr!* | *mun Yrsu sonr* | *vigs Halfdanar* | *hefna Fróða*, 'mahlen wir noch weiter! es wird der Yrsa sohn (Hrólf Kraki) die tötung Halfdans an Fróði rächen'. also wie in jenen zwei isl. prosaquellen Halfdan von Fróði getötet; die rache aber nicht durch die söhne, sondern durch den enkel vollstreckt. diese letzte abweichung liefse sich sagengeschichtlich zur not plausibel machen (s. u.). aber das conjicierte *vigs Halfdanar* ist wegen der stabstellung bedenklich. und die eben gegebene übersetzung schliefst in sich, dass dieser Fróði gar nicht der im selben gedichte spielende friedens-Fróði, der herr der riesenmägde, wäre : die weissagung würde vielmehr einen todschlag enthüllen, der mit dem friedens-Fróði nur genealogisch zusammenhienge, ja nicht eigentlich den todschlag selbst, sondern erst die rache dafür. diese zunächst wenig einleuchtende gedankenfolge stellt Olrik (s. 150) so sinnreich dar, dass man sich ihr schon ergäbe, wenn es mit dem überlieferten wortlaut in ordnung wäre. Rasks conjectur *niðr Halfdanar*, die graphisch noch etwas näher ligt, auch metrisch weniger anstofs gibt[1], würde eine sachlich ganz abweichende deutung zulassen : Hrólf wird für Fróði — den Fróði des gedichtes — rache nehmen an dem feinde, der soeben zerstörend einbricht, und der also dem dichter wol als Schwede vorschwebte. diese deutung hätte den vorzug, im kreise des liedes zu bleiben, nicht jählings und irreleitend von dem einen Fróði auf einen ganz andern abzuspringen. so wie die dinge liegen, kann also Grott. 22 kein verwertbares zeugnis ablegen zu Halfdans und Fróðis bruderzwist.

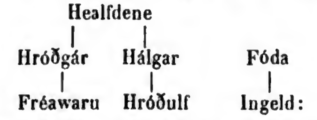
Dass die dänischen quellen mit Halfdan als mörder den isländischen quellen gegenüber das ältere bewahrt hätten, nimmt Olrik an (s. 176 f). zu der andern annahme könnte fürs erste der umstand führen, dass bei den Dänen Halfdans brudermord 'losgerissen, man kann wol sagen, sinnlos, dasteht' (l. c.), eine blofse trockne notiz : einer so kärglichen überlieferung möchte man in dubio die vertauschung zweier namen eher zutrauen als

[1] ein verwantschaftsname stablos vor dem nom. pr. : SnE. 2, 301 z. 5 der str.; Her. 9, 6; Vegt. 6, 2.

der norrönen tradition, die auch nach Olriks datierung mindestens seit dem jahre 1000 den brudermord inmitten eines kräftigen epischen zusammenhangs festhielt, so dass die beiden brüder über zwei leere, vertauschbare namen hinausgehoben waren. auch ist es von vornherein nicht wahrscheinlich, dass die noch im safte stehnde sage dem Halfdan, dem erlauchten, aber tatenarmen stammvater, grade als einzige greifbare handlung einen brudermord zugeschoben habe, und dazu noch einen ungesühnten.

Entscheiden können aber nur die englischen quellen — sobald wir nämlich den schritt wagen und das schweigen des Wídsíð und Béowulf durch hypothetische schlüsse ergänzen. von beziehungen des Healfdene zu Fróda ist ja leider nirgends die rede! setzen wir nun mit Olrik an: der zwist der brüder Halfdan und Fróði ist erwachsen aus einem zwiste des Dänen Healfdene mit dem stammfremden, bardischen Fróda, und einer dieser beiden hat den andern umgebracht. dann kann die weitere folgerung nur lauten: Fróda hat den Healfdene umgebracht, nicht umgekehrt.

Das altersverhältnis der beteiligten ist ja dieses:



dh. Fróda gehört derselben generation an wie die söhne Healfdenes; denn die junge Fréawaru wird dem jungen Ingeld vermählt (Bw. 2026. 2045). hätte nun, wie Olrik will, der alte Healfdene den Fróda erschlagen, so ergäbe sich die wunderliche sachlage: Hróðgár vermählt seine tochter dem Ingeld, um nicht den eignen, sondern des vaters todschlag zu sühnen; m. a. w.: nicht die tochter des täters, sondern seine enkelin müste die tat gutmachen. im leben mag ja derartiges vorgekommen sein; aber für die heldendichtung, die sich einfache, normale beziehungen auszuwählen pflegt, ist das nicht glaubhaft. dagegen ergibt sich ein verständiger zusammenhang, wenn Fróda den Healfdene erschlagen hat. dann vollstreckt Hróðgár (ev. mit Hálga) die vaterrache, und Fróda fällt in der schlacht, die Bw. 2040. 49 ff. genannt wird. dann gibt Hróðgár, um seine eigne tat gutzumachen,

seine tochter dem sohne des getöteten feindes. und daran schliefst sich der waffengang Ingelds mit den vereinigten Hróðgár und Hróðulf (Wids. 45 ff)[1].

Sobald man also den Béowulf in unsre frage hereinzuziehen wagt, kann er nur zu gunsten der isländischen und gegen die dänischen quellen aussagen : Halfdan ist der getötete, nicht der töter.

Demnach böte die sagenstufe des Béowulf raum für eine 'vaterrache der Halfdanssöhne'. aber unmöglich können diese als knaben, wie in der saga, den vater gerochen haben : denn ihr feind Fróda steht ja auf der gleichen altersstufe wie sie und hinterlässt bei seinem tode einen sohn, Ingeld. Hróðgár muss daher als reifer mann die rache geübt haben. man sieht die zwei möglichkeiten : entweder geschah der rachekrieg und Fródas fall zu einer zeit, als die dritte generation (in specie Hróðulf und Ingeld) noch im kindesalter war. dann könnte Hálga mitgemacht und sich dabei seine auszeichnung 'der tüchtige' (Bw. 61) erworben haben. oder aber die dritte generation war schon herangewachsen, Hálga seit langem tot, Hróðulf, der besondere schützling Hróðgárs (Bw. 1187 f), an der racheschlacht gegen Fróda beteiligt.

In diesem zweiten falle würde die vermählung der Fréawaru mit Ingeld bald auf Fródas tod folgen, weil ja Ingeld, als erwachsen, gleich schon als rächer zu fürchten war. in dem ersten falle läge ein zeitraum von sagen wir 15—20 jahren zwischen Fródas tode und Ingelds heirat. bei dieser voraussetzung gewänne das auftreten des 'eald æscwiga' entschieden an dichterischem hintergrunde : er, der *eal geman gárcwealm gumena,* dh. die

[1] Olrik verlegt die anstachelung Ingelds auf die hochzeit des jungen königs (s. 13. 136. 329); aber der Bw. wie die nordischen quellen führen darauf, dass das ereignis erst später eintrat. ferner ist Béowulfs bericht über den neu ausbrechenden streit z. 2033 ff als zukunftsschilderung gedacht (Müllenhoff Bw. s. 27). daher besteht der widerspruch nicht den Olrik s. 16 zu erkennen glaubt, und die daten s. 19 o. sind etwas zu modificieren. hier misst Olrik den Bardenkämpfen einen allzu langen zeitraum zu : von ca 450 bis 510 oder 520. nach dem oben ausgeführten begänne die fehde mit Healfdenes tötung (einen früheren anfang kennen wir wenigstens nicht); die rache der im mannesalter stehnden söhne schlösse sich bald an. dann die 15—20 jahre bis zu Ingelds vermählung, und nicht lange darauf sein rachezug und der abschliefsende kampf vor Heorot. in summa der zeitraum eines (kurzen) menschenalters.

letzte schlacht Fródas, höbe sich damit ab von der andern gefolgschaft des jungen Ingeld, die mit ihren eignen kampferlebnissen nicht um die 15—20 jahre zurückreichte. auch der umstand, dass nicht einer der töter selbst, sondern ein sohn eines töters mit Fródas waffe prunkt (Bw. 2054), deutet am ehesten auf die vorstellung : eine neue jungmannschaft hat die helden von damals abgelöst.

Anderseits bemerke man, dass nach der spätern nordischen sage (Saxo, Arngrím) Ingeld bei der tötung seines vaters schon erwachsen ist. und falls der Grottasöng str. 22 die sagenform enthält (s. o.) : Hrólf rächt seinen grofsvater Halfdan an Fróði, dann liefse sich dies aus einer vorstufe ableiten : Hróðgár und sein neffe Hróðulf, lange nach Hálgas tode, rächen gemeinsam den fall des alten Healfdene. es wäre die zweite der vorhin angedeuteten möglichkeiten.

Wahrscheinlicher ist doch die erste. dann hätten wir also für die vom Béowulf vorausgesetzte Skiöldungendichtung folgende ereignisse anzunehmen:

a) der Bardenkönig Fróda tötet den Dänenkönig Healfdene.

b) Healfdenes söhne Hróðgár und Hálga, im mittlern mannesalter stehend, rächen den vater : Fróda fällt in der schlacht und hinterlässt einen sohn Ingeld als kleines kind.

c) Hálga stirbt, sein unmündiger sohn Hróðulf wird von dem oheim Hróðgár aufgezogen.

d) als Ingeld herangewachsen ist, fürchtet Hróðgár seine rache und sucht ihn durch vermählung mit seiner tochter Fréawaru zu begütigen.

e) Ingeld lässt sich zu neuem kampfe aufreizen (setzt Heorot in flammen? Bw. 82 ff) und wird von Hróðgár und Hróðulf zurückgeschlagen (und getötet).

Die nachmalige nordische sage hat zunächst mit der folgenreichen veränderung eingegriffen : der Barde Fróda wird zu einem Dänen, einem Skiöldung, und spaltet sich in zwei gestalten:

der eine Fróði tötet seinen bruder Halfdan und fällt durch dessen söhne;

der andre Fróði fällt durch verrat eines fremden, Sverting, und wird durch seinen sohn Ingeld gerochen.

Dem ersten Fróði fällt a) zu, dem zweiten d) und e); in b) teilen sie sich.

Die neuschöpfung war, mehr innerlich betrachtet, eine zwiefache. einmal setzte man eine sippenfehde an stelle des stammkampfes (Fróði zum bruder Halfdans geworden). sodann schuf man die junge heldengestalt des rächenden Ingeld zum Dänen um, indem man gleichzeitig seine gegenspieler in stammfremde verwandelte und den endgültigen sieg auf Ingelds seite liefs (abweichend von e).

Schon jene vom Béowulf vorausgesetzte form zerfällt, genau besehen, in zwei epische fabeln, zwei vaterrachensagen. erstens a) + b) : Healfdenes tod, seiner söhne rache; zweitens d) + e): Ingelds vaterrache und fall. ein heldenlied hätte eine dieser fabeln umspannt, nicht beide. aber es bestand doch ein starker zusammenhang zwischen beiden : es war eine fortschreitende stammesfehde; und die eine hauptperson, Hróðgár, trat in beiden handlungen auf. nach jener nordischen neuerung war es in zwei vollkommen getrennte fabeln zerfallen. sie hatten keine einzige gestalt, nur den namen Fróði, gemeinsam. auch in der Skiöldungasaga, wo Ingeld an des brudermörders Fróði stelle getreten ist, liegen die beiden vaterrachen immer noch innerlich geschieden nebeneinander.

Der zug, dass Fróda einen sohn (Ingeld) hinterlässt, der später gegen Fródas töter kämpft, hat aber nicht nur in der zweiten, sondern auch in der ersten dieser vaterrachen nachgelebt. dh. also : nachdem Hróar und Helgi ihren oheim Fróði umgebracht haben, bleibt ein sohn Fróðis am leben, er tötet später den Hróar und wird — ursprünglich von Hrólf, vgl. oben e) — erschlagen. dies ist aus Arngrím s. 114 und Saxo s. 325 zu erschliefsen; vgl. Olrik s. 176. aber der name Ingeld hat an diesem Fróðisohne nicht gehaftet.

Zwei weitere änderungen der nordischen sage, die mit jener hauptumwandelung noch nicht gegeben sind, waren diese:

1) Die brüder Hróar und Helgi verlieren schon als kinder ihren vater und üben die rache im knabenalter. wie früh diese neuerung ist, wissen wir nicht. möglich war sie von dem augenblick an, wo man Fróði zum bruder Halfdans gemacht, also um eine generation hinaufgerückt hatte.

2) Helgi überlebt seinen bruder Hróar; Hrólf verliert damit jede beziehung zu seinem oheim Hróar (vgl. oben c) und jede betätigung in der vaterrachensage : die rache für Hróar an Fróðis

sohne fällt nun natürlicherweise dem überlebenden bruder Helgi zu, nicht dem neffen Hrólf. Hrólf ist aus der ganzen hier besprochenen dichtungsmasse ausgeschieden: er hat seine sagen für sich, tritt nirgends mehr seite an seite mit der ältern Skiöldungengeneration auf. es ist eine decentralisierung der 'ältern Skiöldungenreihe'. man beachte, dass jene fragwürdige sagenform von Grott. 22 (oben s. 16) grade in entgegengesetzter richtung fortgeschritten wäre: Hrólf hätte seine rolle in der (ersten) rachesage auf kosten der ältern sippeglieder ausgedehnt.

Nach Olrik könnten wir der motivreihe a) — e) oben s. 16 ein weiteres wesentliches glied beifügen. die Biarkamál z. 210f, Saxos prosa s. 86, Arngrím s. 115 und die Biarkarímur kennen einen Agnar, Ingelds sohn, der von Hrólfs kämpen Biarki erschlagen wird. Olrik s. 37. 124. 136. 139 vermutet hierin einen nachklang aus der schlacht vor Heorot, wo die Barden unter Ingeld ihre entscheidende niederlage erlitten, und s. 329 rechnet er zu der geschichtlichen grundlage eben diesen kampf, 'wo Ingelds starker sohn, Agnar, einem der Dänenkrieger, Biarki, erlag'. diese letzte annahme macht zeitlich-genealogische schwierigkeiten. die schlacht vor Heorot, woran sich noch der alte Hróðgár beteiligte, wird man eng anschliefsen müssen an Ingelds aufrüttelung, an den 'bruch der treuschwüre auf beiden seiten' (Bw. 2064 f). damals kann aber Ingeld keinen erwachsenen sohn gehabt haben. will man jenen Agnar als sohn des Barden Ingeld retten, so müste man wohl an unsre reihe a) — e) ein zeitlich getrenntes schlussglied anfügen:

f) der vor Heorot gefallene Ingeld hinterlässt einen jungen sohn Ægenhere, der, herangewachsen, den vater zu rächen sucht und dabei durch einen Dänen den tod findet.

Damit schritte man allerdings noch tiefer in das gebiet der vermutungen hinein!

Der scala bei Olrik s. 177 stellen wir somit diese stufenfolge gegenüber (ich wende hier die altn. namenformen an):

1) Der Dänenkönig Halfdan fällt durch den Bardenkönig Fróði, seine söhne Hróar und Helgi nehmen rache: Béowulf (?).

2) Der Dänenkönig Halfdan fällt durch seinen bruder Fróði, seine söhne Hróar und Helgi nehmen rache: Hrólfssaga Kraka.

Daraus zwei unabhängige sprossformen:

3) Der Dänenkönig Halfdan fällt durch seinen bruder Ingeld, seine söhne Hróar und Helgi nehmen rache : Arngrím.

4) Der Dänenkönig Halfdan tötet seinen bruder Fróði; keine rache : Sven Aagesen.

[3a) Der Dänenkönig Harald fällt durch seinen bruder Fróði, die söhne Harald und Halfdan nehmen rache : Saxo s. 320.

4a) Der Dänenkönig Halfdan tötet seine brüder Hróar und Skati; keine rache : Saxo s. 80.]

Die von der Hrólfssaga eingenommene stufe 2) könnte einst auch in der dänischen dichtung gegolten haben. über die epischen einzelheiten der saga ist damit nichts ausgesagt. dass dem bericht mittelbar ein lied zugrunde ligt, und dass die eingestreuten strophen reste dieses liedes sind, find ich immer noch wahrscheinlich (vgl. EM. s. LIV). die erzählung hat entschieden nicht die anlage, die rollen, die stimmung des prosaischen heldenromans. merkwürdig ist str. 1 mit ihrem '*Öll* er orðin *ætt Skiöldunga* . . at limum einum' : das einigt sich schlecht mit der voraussetzung, dass der auf den thron gelangte mörder gleichfalls ein Skiöldung ist. haben wir hier einen splitter ältester sagenform, die den Fróði als stammfremden fürsten kannte? — auch Olrik denkt einen augenblick an dänische heimat des stoffes (s. 327) : 'die waldbewachsene insel, wo sich die Halfdanssöhne bergen, führt uns nicht nach den umwindeten felsen Norwegens, Islands oder der Orkaden, sondern mutet so heimisch dänisch an, grad wie aus der zeit als noch die meisten inselchen der urwald deckte'[1]. hier möcht ich nur noch das verhältnis zur Amlethussage mit ein paar worten berühren. vgl. dazu Olrik s. 178 f.

Die ähnlichkeit zwischen unsrer sage (ich bezeichne sie mit der abkürzung Hds.) und der sage von Amleth ist von zweierlei art. es stimmt erstens die allgemeine situation : brudermord; vermählung des mörders mit der witwe; bedrohung des sohnes (der söhne) durch den mörder, bis die rache glücklich vollstreckt wird. zweitens sind ein paar besondere, bezeichnende motive gemeinsam : der geheuchelte wahnsinn bei Saxo s. 322; dass

[1] ich benütze die gelegenheit, um den lapsus EM. s. LIV zu berichtigen : die *geitr* Fas. I 9 sind nicht geifsen, sondern grind, schorf, und der hat nichts mit der heimatsfrage zu tun.

Helgi rücklings zu pferde sitzt und 'sich auf alle art närrisch benimmt', saga s. 9; das wortspiel Regins mit dem *varnagli* 'sicherheitsnagel — vorsichtsmafsregel', saga s. 15 (vgl. EM. s. LVI), neben den von Amleth für die vaterrache zubereiteten *krókar* 'haken — winkelzügen', Saxo s. 139 (nach Detters deutung in dieser Zs. 36, 10).

Jene erste, allgemeine übereinstimmung reicht sicherlich nicht aus, um Hds. als sprossform der Amlethsage darzutun, ja um überhaupt entstehungszusammenhang zu begründen. anders verhält es sich mit den speciellen berührungen.

Der geheuchelte wahnsinn kommt unbedingt der Amlethsage zu, 'die ganz darauf aufgebaut ist; das motiv ist in sich so bedeutungsvoll, dass seine flüchtige behandlung [in Hds.] nicht die ursprüngliche sein kann' (Olrik l. c.). mehr als das! für Amleth, den seine umgebung kennt, ist der geheuchelte wahnsinn die notwendige deckung. wogegen das grundmotiv der Hds. ist, dass die jungen rächer unter fremden masken und namen, unerkannt, bei den verwanten weilen. mit diesem incognito ist der verstellte wahnsinn einfach unvereinbar. es wäre nicht nur eine verdoppelung, es wäre eine schiefe kreuzung von motiven: der vermeintliche bedeutungslose fremdling würde durch den wahnsinn die aufmerksamkeit auf sich lenken.

Wie erklärt sich denn aber die *furoris simulatio* bei Saxo s. 322? Saxo bringt den zug erst ganz zu schluss der sage. schon beim blick auf Saxos text allein sähen wir: es widerspricht der logik einer sagendichtung, dass der mistrauische könig, der jahrelang auf die verdächtigen gefahndet hat und eben erst durch ihren erzieher vor ihrem anschlag gewarnt worden ist, sich jetzt noch durch die vorstellung täuschen lasse, um dann die nacht darauf verbrannt zu werden. namentlich aber wenn man Saxos zerrütteten zusammenhang mit hilfe der isl. saga einrenkt (EM. s. LV), zeigt sich klar, dass das wahnsinnsmotiv an dieser stelle den notwendigen ablauf der handlung zerstört. Regins doppeldeutige meldung muss die folge haben, dass die knaben zum rachewerk schreiten können, ohne vorher noch einmal in Fróðis hände zu fallen. der gespielte wahnsinn ist also hier eine fremde zutat, wol erst durch Saxo in erinnerung an Amleth hereingebracht.

In der saga sodann fliefst das närrische benehmen auf dem ritt zum feste zwar nicht 'lediglich aus kindischem übermut'

(Detter aao. s. 10), aber der unterschied von Amleth ist wesentlich: bei diesem der wahnsinn, damit er an dem hofe, wo jeder ihn kennt, ungefährlich erscheine; bei Helgi und Hróar die verstellte bäurischkeit, die unhöfische täppischkeit, damit die verwanten in den schweigsamen kuttenträgern nicht das fürstenblut erkennen. das rücklingsreiten mag ja eine einfache entlehnung aus der Amlethsage sein; das Amlethsche hauptmotiv aber, der scheinbare wahnsinn, kommt in der Hrólfssaga gar nicht vor.

Und ähnlich ligt es mit Regins wortspiele. Detters auffassung von *krókar* eingeräumt, bleibt nur eine ähnlichkeit in der sprachlichen ausgestaltung (*krókar* — *varnagli*), möglicherweise wider eine entlehnung aus der Amlethsage: das innere motiv ist widerum grundverschieden. Amleth gibt sich einer scheinbar kindischen beschäftigung hin, die in wahrheit wol bedacht ist und den gegnern verderblich wird; er spricht worte, die sinnlos klingen, aber klugen sinn bergen. in der Hds. ist es überhaupt keine handlung, die den doppelsinn trägt, es sind nur Regins worte. der zur meldung heilig verpflichtete zieht sich durch eine scheinbar harmlose, nicht sinnlose rede aus dem conflict. mit dem erheuchelten blödsinn hat dies nichts zu tun; es ähnelt mehr dem bekannten zuge von dem ausplaudern des geheimnisses an den ofen.

Die speciellen berührungen zwischen Hds. und Aml. beruhen somit einerseits auf störendem einschiebsel; anderseits betreffen sie ein formendetail, das über den ursprung der sage nicht entscheiden und über die völlige ungleichheit der gedanklichen motive nicht hinwegtäuschen kann. so sagt Olrik eher zu wenig als zu viel mit dem satze: 'die sage von Helgi und Hróar ist als ganzes etwas völlig anderes als der besondere Amlethtypus'. schaut man vollends auf solche hauptbestandteile der Hds. die bei Amleth nicht das mindeste gegenstück haben: die zweizahl der vaterrächer mit der würkungsvollen schattierung ihres wesens; die echt heroisch empfundenen rollen des getreuen und verschlagenen ziehvaters und der ihre sippe beklagenden schwester; das ungemein spannende und die lösung beschleunigende eingreifen der seherin, — dann zeigen sich Hds. und Aml. als zwei dichtungen aus verschiedenem stoffe, darum auch zweierlei sagen. denn die 'sage' ist kein aufserhalb der dichtung weilendes abstractum. die dichter, in deren kopf sich unsre vaterrache ge-

formt hat, mögen die geschichte jenes andern vaterrächers, des listigen scheintoren, gekannt und einzelheiten nach ihr modelliert haben: eine neue spielart der Amlethsage haben sie nicht schaffen wollen und, wie der augenschein lehrt, nicht geschaffen.

3. VIGGI VOR DEM KÖNIG.

Der reizvolle kleine auftritt, wie Viggi-Vögg dem könig Hrólf den übernamen Kraki gibt, wie er den goldring bekommt und zum dank die rache für den herscher gelobt, steht einerseits bei Saxo s. 88 f., anderseits in den isl. Skiöldungenquellen, die hier untereinander nahe zusammenstimmen: wir können die Snorra Edda s. 107 f als ihren vertreter wählen.

Olrik hat Sakse 2, 148 f die fassung Saxos liebevoll behandelt: 'an dichterischem reichtum trägt die dänische erzählung den preis davon'. auch jetzt, DHd. s. 127, stellt er sie über Snorris version. anders urteilte PEMüller Not. ub. s. 96; nach einem citat aus Snorri äufsert er: 'pulchra haec omnia et nativa non parum apud Saxonem turbata sunt, ita ut ex fonte turbido hausisse videatur'.

Über die ästhetische wertschätzung will ich nicht rechten; soviel aber lässt sich mit grofser wahrscheinlichkeit zeigen, dass Saxos form in den meisten, wenn nicht allen puncten auf die isländische zurückgeht.

Zunächst ligt bei Saxo ein misverständnis vor, das auch Olrik als solches anerkennt und in seiner nacherzählung s. 127 nach den Isländern berichtigt. Saxo erzählt: Adolescens quidam Viggo nomine, *corpoream Rolvonis magnitudinem* attentiori contemplatione scrutatus, *ingentique eiusdem admiratione captus*, percontari per ludibrium coepit, quisnam esset iste Krage, *quem tanto staturae fastigio prodiga rerum natura ditasset*, faceto cavillationis genere *inusitatum proceritatis habitum* prosecutus; und nachher: Quem vocis iactum Rolvo *perinde ac inclytum sibi cognomen* amplexus, urbanitatem dicti ingentis armillae dono prosequitur. dh. also, Saxo stellt sich vor, dass Hrólf von ausnehmender gröfse war, dass Viggi diese gröfse angestaunt und seine bewunderung in den scherzhaften bildlichen namen gekleidet habe, den der könig als witzige auszeichnung hinnehmen konnte. in würklichkeit war Viggi von der leibesgestalt Hrólfs enttäuscht, und das gegenteil von bewunderung gab ihm den namen *Kraki* ein.



denn *kraki*, von menschen gebraucht, war eine herabsetzende bezeichnung, deren sinn Olrik s. 186 so bestimmt: 'eine kleine kraftlose gestalt, ein kummerpflänzchen (vantrevning)'. dieser irrtum Saxos hat aber vermutlich eine weitere verdunkelung nach sich gezogen.

Im übrigen bestehn zwischen Saxo und Snorri diese drei über das stilistische hinausgehnden verschiedenheiten:

1) der goldring ist bei Saxo einfach der lohn für die 'urbanitas dicti'; bei den Isländern wird an den alten brauch der 'nafnfestr', an die namensgabe angeknüpft: da der bursche nichts hat was er schenken könnte, dreht der könig die sache um und gibt seinem namengeber ein geschenk.

2) bei Saxo hält Viggi die rechte mit dem goldring in die höhe, die linke versteckt er hinter dem rücken, da sie sich vor der andern schämen müsse: durch diese schalkhaftigkeit lockt er dem könig einen zweiten ring ab. dies alles fehlt bei Snorri.

3) der könig erwidert bei Snorri das gelübde des jünglings lachend mit dem sprichwort: 'mit wenig macht man Vögg glücklich!' dies fehlt bei Saxo.

Der zweite dieser züge findet sich genau übereinstimmend in der Refogeschichte Saxos (s. 434). hier ist er untrennbar in den aufbau eingefügt: die spitze der anekdote ligt darin, dass der könig nicht blofs einen, sondern zwei ringe spendet, dadurch die freigebigkeit des andern fürsten überbietet und den helden seine wette gewinnen macht. aufserdem schickt sich Refos gebahren trefflich für den schlaufuchs, aber gar wenig für die 'kindliche seele' Viggi, dessen charakter die ungeschliffene offenherzigkeit und die rasch begeisterte hingabe ist. der rechtmäfsige eigentümer des hübschen motivs ist also Refo. dass sich Saxos Viggo hier mit fremden federn geziert hat, beweist vollends dieser umstand: die eben unter 3) erwähnte replik begegnet noch bei Saxo als rudiment, misverstandener weise dem beschenkten in den mund gelegt (schon Not. ub. l. c. bemerkt): Viggo . . . . praefatus, *exiguo laetari munere*, quem fors diutinae tenuisset inopiae. die von Saxo gehörte saga enthielt also das sprichwort *Litlu verðr Vǫggr feginn.* dieser ausspruch aber ist natürlich unvereinbar damit, dass sich Viggi erst nach dem zweiten ringe befriedigt zeigt; er setzt den isländischen gang der handlung voraus: überwältigt von dem ungeahnt grofsen geschenke, bricht der bursche

in seinen heilwunsch und sein gelübde aus. hier erweist sich also gleichzeitig in dem zweiten und dritten unsrer puncte die neuerung auf seiten Saxos. und dass diese ganze verwischung und vermengung schon in dem vortrage des sagamanns eingetreten wäre, wird man nicht leicht glauben.

Der unscheinbare fall ist recht bezeichnend für Saxos verfahren. wir sehen, auch solche erzählungen bei ihm, die frei von widersprüchen sind sobald wir sie nur in sich betrachten, können dennoch auf verwechslungen und persönlichen eingriffen ruhn. und es zeigt sich, wie auch sonst, die merkwürdige vereinigung: einzelne wendungen in wörtlicher treue übertragen — der gröfsere zusammenhang vergessen. von Saxos arbeitsweise sich darnach ein genaueres bild zu machen, ist nicht leicht. aber eine schriftliche vorlage kann er nicht gehabt, auch nicht dem erzähler unmittelbar nachgeschrieben haben.

Bei dem erstgenannten unsrer puncte lässt sich ein verlust auf Saxos seite nicht so sicher nachweisen. die tatsache, dass die isländische gedankenfolge so ungezwungen geistreich ist, so organisch gewachsen anmutet, schliefst am ende eine geschickte erweiterung nicht aus. an unkenntnis der 'nafnfestr' bei Saxo darf man nicht denken; denn an andrer stelle, s. 192 o., nennt er sie selbst (Sakse I 63). doch wird folgende erwägung gleichwol zu dem schlusse führen, dass auch in diesem puncte das ursprüngliche und logische bei Snorri steht. so wie das wort Kraki von rechtswegen gemeint war, als herabsetzender spitzname, wäre seine schlichte belohnung durch den goldring über alle grenzen der leutseligkeit hinausgegangen: damit die grofsmut des geneckten königs überhaupt fassbar, menschlich wurde, muste das motiv der namensgabe erklärend, überleitend zur stelle sein. Saxo hat Viggos worte, wie wir sahen, als ausdruck lebhafter bewunderung verstanden: d a n n mochte ein königlicher lohn ohne weiteres glaubhaft erscheinen; das reichere motiv der 'nafnfestr' konnte aus dem gedächtnis schwinden.

4. HROLFS UPSALAZUG.

Liest man Snorris widergabe, SnE. s. 108 ff, so hat man den eindruck: ein feuriges heroisches lied, in prosa umgegossen und gekürzt, an drei stellen noch die dichterische form erkennbar (Not. ub. s. 91, EM. s. LVII). liest man dann Saxos etwas

ausführlichern bericht, s. 83—86, so kommt man — von allem rein stilistischen zu schweigen — in eine weiblichere, undramatischere, intriguenhafte, genrehafte gegend und empfindet klar, dass dies als inhalt eines stabreimenden liedes unmöglich wäre.

Auch Olrik hebt den unterschied widerholt hervor (s. 181. 207. 327. 334); man glaubt zu spüren: ungern hält er Snorris form für jünger als die bei Saxo. nach dem vorhin in abschn. 1 ausgeführten gilt uns Saxos quelle als eine isl. fornaldarsaga um 1200. wir sind daher nicht mehr genötigt, in Saxos bericht eine ältere, vornorröne sagenstufe zu erwarten; die äufsern chancen für Saxo und für Snorri liegen gleich, und man kann nach den innern eigenschaften abwägen, wie sich älteres und jüngeres verteile. Snorris text, als der altertümlichste unter den isländischen, macht uns hier die übrigen entbehrlich.

Begründet wird die Upsalafahrt bei Saxo damit, dass die Schwedenkönigin Yrsa, Hrólfs mutter, ihren geizigen gemahl zu verlassen und seiner schätze zu berauben wünscht und ihn daher *novarum rerum exhortatione solicitat*, den stiefsohn durch geschenke an seinen hof zu locken. diese 'Yrsaintrigue', damit also auch Yrsas teilnahme an der flucht, halten PEMüller Not. ub. s. 91 und Olrik s. 181 mit recht für jünger. vermutlich fufst sie erst darauf, dass Aðils zum vassallen der dänischen krone gemacht ist, der nach einer *liberandae patriae ratio* sucht. da dies gewis von Saxo herrührt — in der Lejrechronik ist Aðils umgekehrt Dänemarks oberherr —, wird auch jene einfädelung der Upsalafahrt Saxos werk sein.

Aber auch die isl. begründung: dass Hrólf bei dem Schwedenkönig den sold für seine kämpen einfordern will, findet Olrik 'künstlich und unheroisch' (s. 181). die ursprüngliche anlage denkt er sich so: Aðils lädt den stiefsohn zu sich, um ihn zu verraten. das motiv des Welsungen- und des Burgundenuntergangs und der Hálfsdichtung. was wäre aber in unserm falle der grund des mordplanes? ein grofser hort Hrólfs, der die begier reizen könnte, spielt nirgends; auch davon, dass Aðils eine kränkung zu rächen oder seinen thron gegen Hrólf zu schirmen hätte, wird nichts ersichtlich. aufserdem entkommt ja Hrólf der nachstellung, und man wird sich doch fragen, ob die verräterische einladung, durchkreuzt durch die flucht des geladenen, eine mögliche conception der heldendichtung war. alle tatsachen

weisen doch darauf, dass zwischen den beiden königen keine heimliche fehde gedacht wird; sie wollen sich nicht ans leben: sonst liefse Aðils den Hrólf nicht ohne kampf aus der burg entweichen, und Hrólf würde später sich nicht begnügen, den Schweden zu verspotten, wo es in seiner macht lag ihn zu töten.

Nach der isl. darstellung fügt sich alles wolverständlich aneinander. zwischen Hrólf und seinem stiefvater besteht zunächst ein wolwollendes verhältnis; daher die entsendung der kämpen zur unterstützung des Aðils. der geiz des Schweden führt dazu dass dem Hrólf sein recht vorenthalten wird, und das kann ein germanischer held nicht auf sich sitzen lassen. wie der bastard Hlöð ohne heeresmacht an den Gotenhof reitet, um sein recht zu fordern; wie sich Alboin mit vierzig mann zu dem feindlichen könig Turisind wagt, um von ihm die waffen zu empfangen, so unternimmt es Hrólf, mit einer handvoll krieger an den mächtigsten hof der Nordlande zu ziehn — *griðalauss*, ohne die zusicherung von freiem geleite — und seinen anspruch geltend zu machen. die vorstellung des dichters ist offenbar die: Aðils wird sich von seinen kleinodien nicht trennen wollen; die bedingungen zu einer ernsthaften fehde wären dann gegeben. da tritt nun aber die rolle der Schwedenkönigin ein, die naturgemäfs ihren heldenhaften sohn gegen den habgierigen gemahl begünstigt. durch Yrsa kommt Hrólf in den besitz der begehrten kostbarkeiten, seiner ehre ist genug getan, und er darf sich vor der übermacht zurückziehen. Aðils verfolgt notwendigerweise den räuber seiner schätze, und hier bildet sich nun die spitze der ganzen fabel: Hrólf gibt preis was ihn zu dem zuge getrieben hatte, aber er tut es triumphierend: denn gegen das gold des Schwedenhortes tauscht er das köstlichere gut ein, die demütigung des mächtigsten der Schweden. das ist mehr als die blofse rettung des lebens, das besiegelt das preiswürdige an Hrólfs fahrt, erhebt die hastige flucht des helden zur ruhmestat. das kleinod Svíagrís, das den dramatischen abschluss herbeiführt, ist aufs beste in die erzählung eingewoben, indem es schon zu dem geforderten lohne für die entsendung der krieger gehörte.

Den gedanken der die erzählung beseelt gibt Arngrím gut mit dem ausruf wider: *mira audacia, qui sic se auderet hosti concredere!* ähnlich wie es nach dem zuge des Langobarden zu Turisind heifst: *Mirantur qui aderant et laudant audaciam Alboini*

(PDiac. I c. 24). in beiden fällen ein wagestück des helden ohne die absicht der fehde und ohne tragischen ausgang; ein abenteuer, aber ein echt heroisches.

Das motiv des 'goldsäens' kommt ja auch anderweit vor (Olrik s. 37), doch in der schlichten form, dass es die verfolger aufhält. wenn das goldsäen als ruhmestat Hrólfs fortleben konnte, so stand sicherlich nicht nur die gedeckte flucht des helden dahinter, sondern der gedemütigte Schwedenkönig, und dieses zusammengesetztere motiv erscheint so eng und untrennbar mit dem eben skizzierten gange unsrer sage verwachsen; es liefse sich so schwer ein andrer epischer unterbau dazu denken, dass man wol zu der annahme berechtigt ist: wo Hrólfs goldsäen bezeugt wird, dürfen wir uns das übrige dazu denken; wir dürfen in dem verse der Biarkamál

qui Furivallinos [Sirtvallinos P] auro conseverat agros

und in dem '*Fýrisvalla fræ*' bei Eyvind Skáldaspilli (KGíslason Udvalg s. 9) ein zeugnis nicht nur für das einzelne motiv, sondern für die sage vom Upsalazug erblicken.

Wir haben die feuerscene an Aðils hofe bisher übergangen. sie bildet ein lösbares, für den weitern gang entbehrliches glied der handlung. zugrunde lag wol das thema: Hrólf und seine auserlesenen 'flýia hvárki eld né iárn', eine formel, die in alten gedichten leben mochte als trutzrede der Hrólfshelden oder als heitstrenging[1]. dieses thema hat zwei recht verschiedene ausführungen gefunden.

Bei Snorri kommen einfach die mannen des Aðils herein und stellen die fremden auf die probe. die neugier der Schweden, die boshaftigkeit ihres königs, der die verwegenen gäste zu demütigen wünscht, das müssen wir uns wol als ursache denken. man will die Dänen beim worte nehmen: sie sollen ihre trutzrede verleugnen oder am feuer schmoren (Fas. I 84). aber die überleitung ist dürftig, die abwesenheit des Aðils wird nicht erklärt usf.: an dieser stelle bietet Snorri bzw. die ältere Skiöldungasaga keine volle darstellung, sondern nur eine sparsame, lückenhafte skizze, und die jüngern quellen mit ihrem wilden aufputz können uns nicht helfen. denkbar, dass ein gegenstück

[1] so Fas. I 84 (vgl. I 103f); besonders feierlich bei Sigmund in der rede, die aus einem gedichte zu fliefsen scheint, Völs. c. 5, 14ff; ist dies von Hrólf Kraki her übertragen?

zu den wechselreden bei Saxo s. 84 in dieser lücke verloren gieng. der weitere gang bedarf insofern eines leichten eingriffes, als die beiden repliken 'Mehren wir noch die feuer . . .' und 'Nicht flieht der die feuer . . .' offenbar die stelle zu tauschen haben (wie es Olrik in seinen Danske Heltesagn, Kph. 1900, s. 26 vorgenommen hat) : die letzte schliefst unmittelbar an die spottende frage der Schweden an, die erstgenannte begleitet, mit leidenschaftlichem hohne, das ins-feuer-werfen der Schweden (dies richtig Fas. i 85). im übrigen scheint in Snorris texte alles vortrefflich gefügt.

Bei Saxo haben wir die friedliche unterhaltung am gelage: die könige 'taka sér íþróttir', Hrólf wählt die 'patientia' dh. hier so viel wie *harðfengi*, abhärtung; in der quelle kann er dazu die thematischen worte 'at flýia hvárki eld né iárn' gebraucht haben. dabei ergibt sich in der tat für Hrólfs feuerprobe eine klarere, weniger sprunghafte einleitung, als in dem (lückenhaften) isl. texte (Not. ub. s. 92; Sakse ii 150, DHd. s. 181 f); diese form mit dem friedlichen 'taka íþróttir' dürfte am ehesten eine selbständige sagenvariante neben der fassung der Skiöldungasaga gewesen sein (vgl. oben s. 62). im übrigen aber erregt diese hallenscene Saxos den verdacht den PEMüller Not. ub. s.92 aussprach: 'aut obscuram rei gestae famam ad Saxonem pervenisse, aut eum rem narratam perperam intellexisse'. wie ist es zu verstehn, dafs Aðils als seine tugend die 'munificentia' wählt, da das gegenteil nach einhelligem berichte zu seinem porträt gehört? als einfache maskierung des geizes kann der zug nicht würken, da Saxo ja weiter erzählt, dass Aðils sein wort wahr macht und Hrólf reich beschenkt. um die logik der erzählung zu retten, müste man sie sich wol so zurecht legen : Aðils will dem geruch des geizes worin er steht hohn sprechen; freilich muss er nun zuerst ernst machen und mit geschenken herausrücken; aber dabei getröstet er sich der hoffnung, dass er dem gaste bald den garaus machen und ihm alles wider abnehmen werde. allein dieser gedankengang wäre auffallend künstlich! dass des Aðils schenkung an Hrólf ein fremder zug ist, geht aus folgendem hervor. Saxo bringt die tautologie: 1) Hrólf empfängt schätze, darunter die grofse goldkette, von Aðils; 2) Yrsa führt bei der flucht heimlich die regia pecunia davon. epischer zweck der beiden reichtümer ist das säen des goldes auf der flucht. Olrik hält das

zweite dieser motive für den eindringling: 'das stehlen von Aðils schätzen ist ganz überflüssig, da Hrólf das gold schon bekommen hat, das er auf seinen weg streuen soll' (s. 181), dazu Sakse II 150: 'eine diebische königin ist sonst unbekannt in der alten sage; und sollte der geizige könig Aðils seine schätze nicht besser hüten?' dem steht aber entscheidend die tatsache entgegen, dass die entwendung der schätze durch Yrsa auch den isl. quellen eignet: das zweite motiv wird durch die doppelte beglaubigung als das ältere dargetan, das erste muss somit der störende eindringling sein.

Ferner wird man als stellen die Saxo nicht sagenecht nacherzählt hat folgende erwägen müssen. Rolvo soll am feuer seine abhärtung bewähren, schirmt aber die bedrohtere seite durch den schild — was ihm von Saxo als 'magna solertia' angerechnet wird und gelegenheit gibt zu einer rhetorischen antithese. dass hier ein überlebsel steckt von dem werfen der schilde, hat schon PEMüller Crit. unders. s. 29 angenommen. wenn dann eine magd, die zufällig dabei steht, das feuer löscht, so betont Olrik s. 182 die fähigkeit der dänischen sage, dem alltäglichen leben eine poetische seite abzugewinnen, macht es aber damit doch nicht verständlich, wie eine gleichgiltige person so entscheidend eingreifen kann, und hilft nicht über den gedanken hinweg, dass Saxo hier unbewust eine ganz andre sage hereinzog.

Die von Saxo gebotene form der feuerscene zeigt also einige schwer fassbare eigentümlichkeiten. sie nimmt sich aufserdem durch ihr genrehaftes, unheroisches colorit seltsam aus. genau dasselbe hätte sich in Hrólfs eigner halle zu Hleiðra zutragen können: im kreise seiner kämpen hätte der könig die tugend der 'harðfengi' bekennen und erproben können. wir vergessen bei Saxo ganz, dass wir in einem gefahrvollen unternehmen sind. bei dem isl. berichte zittern wir für die sicherheit und den ruhm der helden. dieser bericht ist der mittelbare abdruck eines heldenliedes, und der sprung übers feuer im besondern wird durch die zwei metrischen repliken gestützt. wenn Olrik ihn trotzdem für jüngere zutat hält, da 'eine solche scene nicht leicht wegschwände, wenn sie einmal vorhanden war' (s. 181), so möcht ich dieses argument in der heldensage im allgemeinen und bei Saxo Grammaticus im besondern lieber nicht benützen.

Obwol der Upsalazug auch ohne die feuerscene logisch be-

stehn könnte, poetisch ist der auftritt keineswegs müfsig. jene vorstellung die unsre sage trägt : 'die beherzten helden wagen sich ohne heeresmacht an den gefürchteten hof' wird hell beleuchtet durch den auftritt in der halle : er gibt den tapferen den spielraum, ihre rolle durchzuführen, sich in ihrem heldentrotze zu bewähren. erst durch diese scene bekommt die ganze fabel ihr gewicht und ihre fülle : denkt man sich Hrólfs aufenthalt am hofe ohne dramatisches ereignis, so besäfse der Upsalazug nur noch éin lebhaft bewegtes bild, die flucht mit dem goldstreuen. ich meine daher, wir haben keinen grund, mit Olrik s. 182 die feuerprobe und das goldsäen als dichtung ganz verschiedener zeiten zu betrachten.

Olrik bemerkt s. 207 zutreffend : den sprung übers feuer kann Hrólf nur in der reihe seiner helden ausführen; handelte er allein, so würde der auftritt kleinlich, würkungslos. auch schon beim ritte nach dem Upsalahofe und dann wider bei der wilden flucht schauen wir Hrólf notwendig vor uns an der spitze seiner auserlesenen. aber auch dem berichte Saxos muss die vorstellung der kleinen gefolgschar zu grunde liegen, obwol er ganz singularisch von Rolvo redet. einen modernen zug, die ausbildung des kämpendutzends, kann man darin nicht finden. auch Béowulf zieht mit 14 begleitern zu seinem abenteuer am Dänenhofe, mit 12 begleitern gegen den drachen; Gunther verfolgt den Walther mit 12 kämpen, usf. darin, dass Hrólf 'in recken wîse' auszieht und mit einer handvoll der wackersten gemeinsam gefahren besteht, ligt nichts junges. die neuerung tritt erst da ein wo man die kämpen individualisiert, mit namen und selbständigen erlebnissen ausstattet. in dieser hinsicht nimmt der Upsalazug eine stufe ein die noch hinter den Biarkamál zurückligt.

Die vorgeschichte der Upsalafahrt hat in der Skiǫldungasaga (Snorri, Arngrím) die bestimmte form : Aðils braucht hilfe gegen den Uplandskönig Áli; dazu schickt ihm Hrólf seine helden. dies könnte eine späte sagenverschmelzung der Isländer sein : sie kannten aus der Ynglingentradition das uralte, schon vom Béowulf beglaubigte factum : Aðils (Éadgils) überwindet mit fremder (gautischer) hilfe den Áli (Onela). so Olrik s. 202 ff. 333. an dem epischen gange des Upsalazuges brauchte diese verschmelzung nicht einen strich zu ändern. das fehlenÁlis bei Saxo

erlaubt keinen chronologischen schluss, schon deshalb weil ja Saxo für die Upsalafahrt die anerkannt jüngre begründung gibt, die für Áli keinen raum liefs. der isl. vers der Biarkamál, worin die Hrólfsmannen als *Aðils sinnar* angeredet werden, findet darin seine einfachste erklärung, dass die Hrólfskrieger im gefolge Aðils, damals als sie ihm die hilfe leisteten, ihre rühmlichste tat vollführten; die kurze anrede hat denselben gedankenwert wie ein satz 'die ihr euch im gefolge des Aðils einen namen gemacht habt' (EM. s. xxiv; anders Olrik s. 101 f). streng genommen, wird damit nur irgend ein kriegszug des Aðils bezeugt, nicht notwendig der gegen Áli. nun setzt sich jedoch in der hilfeleistung der dänischen krieger gegen Áli ein alter zug fort: die Dänen sind an die stelle getreten die im Béowulf die Gauten innehaben. da nun die Gauten als eigenes volk schon früh aus der heldensage verschwunden sind, wird auch in unserm falle ihre ersetzung durch die Dänen weit zurückliegen. und Hrólf, der ohnedies schon in beziehung zu Aðils stand, wird ja wol der erste Dänenkönig gewesen sein, dessen mannen in die einst gautisch-schwedische sage hereingezogen wurden.

Wenn man Hrólf selbst vom unternehmen gegen Áli fern hielt, so kann das einfach ein conservativer zug sein: die ältere dichtung wuste eben nichts davon dass in der schlacht gegen Áli der grofse Dänenherscher mittat. die sage vom Upsalazuge setzt nicht unbedingt voraus, dass die kämpen ohne ihren herrn zu hilfe gekommen waren. im gegenteil, wenn aufser dem solde der helden drei wertstücke für Hrólf selbst gefordert werden, so mag das darauf deuten dass einst auch er dabei war. dann wäre er durch die verschmelzung mit der Áligeschichte verdrängt worden.

Berlin im april 1904. ANDREAS HEUSLER.

KLAGENFURTER GEBETE.

Mitte december 1904 *sante mir hr dr theol. und phil. Johann Evang. Quitt, fürstbischöflicher ordinariatssecretär zu Klagenfurt, zwei hss. aus der bibliothek der ordinariatskanzlei zu wissenschaftlicher benutzung. ich danke ihm hier aufrichtigst für seine güte, und insbesondere noch sr gnaden dem hrn fürstbischof von Gurk-Klagenfurt, dr Kahn, der die erlaubnis zur verschickung der codices freundlichst gewährt hat.*

Die hs., an der das folgende altdeutsche stück befestigt war, besitzt einen starken pergamentumschlag, auf dessen rücken sich ein zettel mit buchstaben des 17 *jh.s befindet :* Maufeldi Philosophica 1 Ms. *der untere rand des ersten blattes trägt einen bedruckten zettel :* Manuscr. *mit dem beisatz* xxix e. 1. *daraus ergibt sich wol, dass die hs. einst einem grofsen geistlichen hause, vielleicht der bibliothek der bischöfe von Gurk gehörte; näheres darüber war nicht zu ermitteln. der codex besteht aus* 72 *blättern dickes papier, die in sexternen gelegt sind, mit den bekannten wasserzeichen der ochsenhörner und des gekerbten blattes,* 14×21.5 *cm. der einband scheint mir nicht gewerbsmäfsig hergestellt. über den rücken des pergamentumschlags ist ein dicker lederstreifen gelegt, an dem oben und unten mit knöpfen lederriemchen befestigt sind, die durch einschnitte des umschlages und durch ein besonderes pergamentblatt gezogen werden, das den schnitt des buches so umfasste, dass dieses in einer art von ledertasche stak.*

Die innenseiten des pergamentumschlages, die ränder vieler blätter und deren sonstige leere räume, dazu ein paar beiliegende papierreste, sind mit zahllosen federproben bedeckt, die immer wider sich an denselben worten versuchen : homo quidam fecit cenam magnam. *sie rühren von der hand her welche den grösten teil des codex, vielleicht alles geschrieben hat. ich zähle hier nicht blofs die einzelnen teile des inhaltes auf, sondern auch alle eintragungen durch den hersteller und besitzer der hs., weil diese notizen ein bild von einem vorlesungshefte eines studenten der Wiener universität aus dem* 14 *jh. gewähren : die beute des ersten jahrganges an der artistenfacultät ist hierin niedergelegt.* 1ª *oben :* Incipiunt suppositiones magistri Maulvelt. Incipiunt consequencie Maulfelt et cum hoc suppositiones magistri Maulfelt et plura talia a loyca. Expedit, ut terminorum acceptis lucide cognoscatur —. 6ᵇ Expliciunt suppositiones magistri Maulveld de Gallis (Hallis?) in domo Jacobi dicti Schronen anno 1385. Hic incipiunt colores vocabulorum et sic describuntur et per vacua spacia : color est —. *die angabe ist richtig, denn die beschreibung der* colores (rhetorici) *wird auf den freien rändern von* 14ª *ff.* 36ª. 38ª—42ª *fortgesetzt und beendet.* — 7ª Affectuose cognitionum sumariam —. 11ª Expliciunt confusiones magistri Maulveld anno 1385. finitus est liber ille in domo dominorum de Newnburga in vigilia Otmari abbatis (*sonntag,* 15 *nov.*). dicitur laus, Domine.

— 11ᵇ Quoniam in sophismatibus probandis — *von* 14ᵃ *geht es dann mittelst eines zeichens* 15ᵇ *weiter.* — 14ᵇ Circa restitutiones notandum est —. 15ᵃ et finis restitutionum magistri Gothardi Parisiensis. Deo laus. Anno 1387 in vigilia sancte Catherine (*freitag*, 24 *nov.*). — 15ᵇ *setzt* 14ᵃ *fort.* 17ᵇ Expliciunt consequentie consequentes breves et utiles per manus Purchardi dicti Gamoret de Sludernia. Deo laus. *federprobe:* Sigismundus Dei gratia rex Hungarie. — 18ᵃ Dyalectica est ars arcium —. *oben am rande :* nota substantia istius libri est pars arcium, et tytulus istius libri incipit sicut in illa magistri Petri Yspani (*diese angabe ist richtig; vgl. über Petrus Hispanus = Papst Johann* XXI *Prantl Geschichte der logik im abendlande* II 264 *ff*; II 32 *ff*, *bes.* 41 *anm.* 146; IV 211 *ff. gemeint ist die schrift* Summulae legicales). 21ᵒ *unten rot:* Maria hilf. 24ᵃ arbor Porphyriana (*vgl. Prantl,* III 46 *anm.* 168). 33ᵃ Expliciunt tractatus quatuor magistri Petri Hispani in vigilia conceptionis Marie (*samstag,* 7 *dezember*), Wienne anno Domini 1385, per honorabilem Purchardum de Sludrina, alias dictum Sumer(?)zwey in domo habitationis dominorum de Newnburga. — 33ᵃ Quia ars faciendi sillogismos est valde utilis et necessaria —. 35ᵃ Explicit inventio medii 1385. — 35ᵃ Modus et adjecta (?) rei determinatio —. 37ᵃ *unten :* Explicit tractatus de modalibus bonus et mitis magistri Burdani (*Prantl* IV 14 *ff*). — 37ᵇ Nunc instat inito capitulo reducendum —. 38ᵃ Explicit totum in summula magistri Petri (Hispani). — 38ᵇ Terminus est, in quo resolvitur propositio. — 44ᵇ Finis hujus tractatus Anglicani anno 1385, sicut et iste liber magistri Richardi de Biligam (?) in octava sancte Lucie virginis (*mittwoch*, 20 *december*). Incipiunt obligatoria magistri de Holandria (*diese schrift des* Johannes Holandrinus *wuste noch Prantl* IV 267 *anm.* 563 *nicht zu finden; Aschbach erwähnt in seiner Geschichte der Wiener universität* I 90 *anm. drucke davon nach Denis; den* Textus obligationum et solutionum *enthält die hs.* 5005 (*nr* 4) *der kaiserl. hofbibliothek in Wien aus dem* 15 *jh.*). Circa obligationes. primo sunt alique dictiones ponende —. 40ᵇ Expliciunt obligatoria magistri Johannis de Holandria anno 1385 Wienne. — 50ᵃ Restat nunc de insolubilibus —. 53ᵃ *unten :* Expliciunt insolubilia reverendi magistri Johannis de Holandria 1385 per Purchardum. — 53ᵇ Fallacia est defectus in forma argumenti —. 62ᵇ Expliciunt fallacie magistri Thome

Maulveld, finito anno 1386 in die Erhardi confessoris (*sonntag, 8 januar*) per Purchardum de Schludrina, Wienne scripte. *darunter die notiz :* Anno Domini 1386 in die translationis sancti Nicolay (*montag, 9 juli, nach dem kalender der Salzburger diöcese*) occisus est serenissimus princeps dominus Lewpoldus in Swevia in bello per rusticos de Swicia et cum innumerabilibus nobilibus Austrie, Karinthie, Styrie, Carniole, comes Tyrolis etc. *zu diesem vermerk über die schlacht von Sempach schrieb eine andere hand* (1503) : Ist alt 117 Jar. — 63^a (*zweispaltig, andere hand?*) Nota: signa sunt duplicia —. 65^d nota regulas grammaticales —. 66^c est finis notabilium. explicit. in die Felicis prespiteri (*samstag, 14 januar*) anno 1386. Expliciunt notabilia bona et utilia. anno 1386 conscripta sunt hec notabilia cum aliis ceteris precedentibus per Purchardum, dictum Gamoret de Valle Venusta. Deo gracias (*rot*). — 66^d *federproben :* non laudo florem, sed laudo floris odorem. — Mein dinst wiz vor, liber Hans, von gotz geneim purger czu sand Andre. — Nim xxiiii tayl ſalve und ayn tayl ingwer und ayn tayl muſcat und ein lôt pherſichkeren und vi alz vil gutez win, und laz ez ſtein xiii tag und ſtoz, daz ez czu ein mûz werd, vnd pwn daz auz, und daz gal ſchol mon legen daz driten tayl. salva, alz fur gewezzen iſt. — 67^a *von anderer hand :* Omnia que a primeva rerum origine precesserunt —. 72^b Explicit Algorismus. Deo laus. Anno Domini MCCCLXXXVI°. — 72^b *roter eintrag :* Ellend mich. — *auf der rückseite des vorderdeckels steht von der hand des schreibers :* In die sancti Thome (*freitag, 21 dezember*) Johannes de dama (?) disputabit sub antiqua Bursa ex opposita dictatorum anno Domini 1386. — Iste liber est Purchardi de Sludrina. in quo continentur omnia parva loycalia : Expositiones Maulved. Confusiones ejusdem, scilicet Sauchoph. Tractatus Hyspani. Restrictiones Gothardi. De modalibus Buridani. De inventione medii ejusdem. Baligani de veritate et scientia propositionum. Obligatoria Holandrini. Insolubilia ejusdem. Fallacie communes. In fine notabilia bona in loyca. — *daraus lässt sich schon ersehen, dass der algorismus* 67^a—72^d *nicht von dem schreiber und besitzer des codex herrührt.*

Nach seinen angaben muste man den hersteller und besitzer der hs. zunächst an der universität Wien suchen. da die veröffentlichung der Wiener matrikel durch den verstorbenen archivar Schrauf zwar vorbereitet war, jedoch nicht erfolgt ist, wante sich

auf meine bitte hr professor Oswald Redlich an den assistenten des Wiener universitätsarchivs, hrn dr Goldmann, der die matrikel freundlichst durchsah. allerdings ganz ohne erfolg, denn weder Burkhard von Schludrina noch sonst eine der daten des codex liefsen sich in Wien verificieren. Redlich sowol als Goldmann stimmen darin überein, dass Schludrina = Schluderns im Vintschgau = Valle venosta sei, das würde also die provenienz der hs. nach Tirol verweisen. ich hatte an Kärnten selbst gedacht, wohin auch der beginnende brief an einen bürger von Sanct Andrä leiten mochte. das haus Neuburg in Wien wird wol der Neubergerhof in der Schulstrafse sein, den dr Goldmann für 1395 *nachweist* (*Quellen z. gesch. d. stadt Wien* III 1, 446. I 4, 149). *auch die sonstigen nachforschungen hrn dr Goldmanns in andern matrikeln (Heidelberg, Prag) haben zu keinem ergebnis geführt. dass die angaben etwa scherzhaft erfunden seien, glaub ich nicht angesichts ihrer zahl und verteilung. somit bleibt der ursprung der hs. vorläufig im dunkel, obgleich die wahrscheinlichkeit für Tirol spricht. wie sie nach Klagenfurt kam, weifs ich auch nicht zu erweisen, und so hab ich nur die angenehme pflicht, hrn prof. Redlich und hrn dr Goldmann für ihre gütigen bemühungen bestens zu danken.*

Jenes pergamentblatt, dessen ich oben (*s.* 88) *gedachte, das mittelst durch schlitze gezogener riemchen an dem umschlage befestigt war und die schnittseite der hs. schützen sollte, ist durch diese manipulation arg mishandelt worden. nicht blofs hat es eine menge von löchern und brüchen bekommen, sind stückchen abgerissen, oben mehrere zeilen abgeschnitten worden, es ist auch die nach aufsen gewante seite fast völlig zerstört worden. wenn nämlich der besitzer seinen kostbaren codex mittelst dieser lederklappe vorne ganz verschlossen hatte, dann trug er ihn offenbar auch mit dieser seite in der hand, nicht mit dem rücken, wie wir zu tun pflegen, und hat dadurch die buchstaben dieser aufsenseite gröstenteils abgewetzt. ich darf einige erfahrung in sachen altdeutscher bruchstücke ansprechen, aber mir ist noch niemals ein blatt zur hand gekommen, das so hoffnungslos schien wie dieses. durch dritthalb monate habe ich es täglich in den hellen stunden und bei verschiedenstem lichte betrachtet und endlich, nachdem alles sichtbare mit lupe und stift aufgenommen, die buchstabeneindrücke nachgezeichnet waren, die beschädigte seite zuletzt mit stark durch wasser verdünntem schwefelammoniak bestrichen. dadurch ist noch einiges zum vorschein ge-*

kommen, aber nicht vieles; möglich, dass die langsame würkung des reagens noch später etliches bestimmter erkennen lässt. die vorderseite war, nachdem ich sie von schmutz und leim befreit hatte, besser zu lesen, obschon auch da manche stellen langen widerstand leisteten. der pergamentlappen bildete den rest eines doppelblattes. er ist 12 cm hoch, ein blatt hat in seiner grösten breite 11 cm. nach mafsgabe des üblichen verhältnisses zwischen höhe und breite bei mittelalterlichen hss. wird man für das vollständige blatt vielleicht eine höhe von 15 cm vermuten dürfen. die innenränder sind etwas über 1 cm breit. die verse sind nicht abgesetzt, sondern durch reimpuncte getrennt, grofse rote buchstaben kennzeichnen (mit ausnahme von 1ª, das schwarze initialen hat) die abschnitte. die schöne zierliche schrift setz ich ungefähr in das zweite drittel des zwölften jahrhunderts, nicht ohne vorbehalt, wie sich bei so schwierigem falle von selbst versteht. ich lasse zunächst einen genauen abdruck folgen, bei dem unsicheres cursiv gegeben wird.

1ª ſcolt dv himeliſcher voget. immer mer ſin
gelobet. von ewen ze ewen. dv rv̊ch ovch mich
ze beſeren. dvrch willen diner heiligen
vunf wnden. von allen minen ſvnden. alſo dv
5 ſie alle haſt getan. dˢ ich dich gemant han.
Ich bitte dich herre ſant iohanneſ. daz dv
mir genaden helfeſt. dich heiliger evang . . .
ſta. mv̊men *ſvne* deſ heiligen kriſteſ . . . .
zer vn̄ rihter. genæ̂diger vn̄ heiliger .
10 truwer vn̄ gůter. nim mich in dine hv̊t . .
durch dine heilige gnade. dv beware mich
vor allem vbele. AmeN.
Ovch enphile ich den lip min ze den go
teſ gnaden. vn̄ ze dinen hˢre ſante iacob.
15 wan dv ze vordereſt biſt nach got. dv
vater vn̄ herre min. dv vnde dˢ heilige
brv̊der din. ſante iohannes evangeliſte. ir
rv̊chet mich beide vristen. daz ich mich mit
diſem libe die ſele ernere. deſ rv̊che allez hi
20 meliſchez here. ze helfendᵒ vmbe die goteſ
craſt. vn̄ elliu himeliſchiu herſchaft. AmeN.

1[b] ein heiliger man . do er v . . . ſine brůder waren
ovf dem mer . wol nivn iar. warlichen ſage
ich ir daz. ſwer dize gebet ſprichet vmbe
ie . . . . . *lb* . . . . . . *de in ge* in die vreude
5 . . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
10 . . . . t . le. . . . . *ier*
J . . . .
. . . . ch . . . .
D . . . .
. . . . heiliger. . . . .
15 . . . . . ie . . re v[s]*nim* herre heileger
. . . . hte mir . Dvrch die
. die gotheit. dvrch vnſ . . . . . . l . . . . . .
entlibe mir. dvrch dine heilig . . . .
heiliger . chriſt entlibe mir dvrch dine
20 *t*ovfe herre heiliger chriſt ent

2[a] entlibe miR
chriſt entlibe mir dvrch din chruce heile . . . .
entlibe miR dvrch *dich* heilig. *war* . . t . . .
helle . . . . chriſt entlibe *mir*
5 . . . . . . dvrch . . . . heilig . . . . din
h[s]re heilig . . . .
. . . . riſt h[s]re heiliger . . . iſt . . . . .
Dvrch. . . . .
. . . .
10 . . . . ver heil . . . . got dv . . .
dvrch . . . . . . *nomen* . . . .
. . . .
D. . . . . *ob* . . . .
. . . .
15 . . . .
dv biſt. *bi ware* ie div gewalt. nv ha . . . .
nomen. dv ſolt vns noch zv chomen. nv bitte ich
din geſchaft. dich vil hohen magenchraſt. vn . . . .

ewigeu tvgent. daz dv mich beſchermeſt in *der*
20 *vbermvtigen* jugent. drivaltigiu einheit . . . . . er . . .
21 . . . . *uk* . . . .

2[b] . . . . her getan.
vn̄ bewar mir daz *herze* wol. vor den di ich noch tvn
ſol. vn̄ die mir zv ſigende ſin. ſware iſt div bvrde
min. Herre ich han geſvndet dir. daz maht
5 dv mir wol v[s]geben. vn̄ v[s]*ſel* . . . mir diz mv̊
dech leben. dir *minem* gote. want von dinem ge
bote. vn̄ mit dinem worte hieze dv w[s]den. von
niht himel vn̄ erden. engele vn̄ menniſcheit. mit
diner oberisten wiſheit. E wir hôren div bv̊ch
10 ſagen. daz dv erſchv̊fe inner ſehſ tagen. himele
vn̄ erde. vn̄ alle die geſchaft. div dar ovf iſt b[s]
haft. ez ſi zam od[s] wilde. dv beſchiede ieſlichem
ſin bilde. alſo ez noch hat. vn̄ imm[s] alſo beſtat.
Nv bitte ich dich h[s]re got. wande ich in den ſvnten
15 bin tot. erledege mich dvrch dine werdecheit. vō
der ſvnde vnw[s]decheit. vn̄ daz ich deſ todeſ werde
fri. d[s] vnzitech ſi. dv ſolt mich vor allen den
ſvnden bewarn. die mir an der ſele vn̄ an dem
libe ſchaden. die ſint maniger ſlaht vn̄ ane
20 zal. daz ich iht v[s]diene die vinſtern naht vn̄
den ewigen val. Herre erledige mich dine . .

Schon der mangel roter initialen aus 1[a] *lässt erschliefsen, dass auf dem blatte die reste verschiedener stücke sich befinden. die folge der seiten scheint mir aufser durch diesen umstand noch davon bestimmt, dass die bitte* entlibe mir, *vielfach widerholt, sich von* 1[b] *nach* 2[a] *hinüberzieht. dieses gebet scheint mir in prosa abgefasst, die hier sehr wol wie im gebetbuch von Muri mit versen wechseln mochte. aber auch schon die ersten zeilen von* 1[b] *bieten mir keine volle sicherheit für poetische abfassung, obwol wahrscheinlichkeit. ich habe deshalb nur* 1[a]*, den untern teil von* 2[a] *und* 2[b] *in den versuch einer reconstruction eingeschlossen, den ich hiermit vorlege.*

1[a] — *des* scolt dû, himelischer voget,
immer mêr sîn gelobet

von êwen ze êwen.
dû ruoch*e* ouch mich ze be*k*êren
5 durch willen dîner heiligen vunf wunden
von allen mînen sunden,
alsô dû sie alle hâst getân,
der ich dich gemant hân.

*I*ch bitte dich, hêrre sant Jôhannes,
10 daz dû mir genâden helfest,
dich, heiliger êwangelista,
muomen sune des heiligen Kristes,
*suozz*er unde r*a*iner
genædiger und heiliger,
15 *dû ge*trûwer unde guoter,
nim mich in dine huote:
durch dîne heilige gnâde
dû beware mich vor allem ubele. Amen.

*O*uch enphile ich den lîp mîn*en*
20 ze den gotes gnâden unde ze dînen,
hêrre sante Jâcob,
wan dû ze vorderest bist nâch got,
dû vater unde hêrre mîn.
dû unde der heilige bruoder dîn,
25 sante Jôhannes êvangeliste,
ir ruochet mich beide vristen,
daz ich mit disem lîbe die sêle ernere.
des ruoche allez himelischez here
ze helfende umbe die gotes craft
30 und elliu himelischiu herschaft. Amen. —

2ª — — —
dû bist bî wâre ie diu gewalt.
nû hâ*st dû dich des ane ge*nomen,
dû solt uns noch zuo chomen.
nû bitte ich, dîn geschaft,
35 dich vil hôheu magenchraft
unde . . . . êwigeu tugent,
daz dû mich beschermest in der ubermuotigen jugent,
drîvaltigiu einheit —

2[b] — her getân,
40 unde bewar mir daz herze wol
vor den, die ich noch tuon sol
und die mir zuo sîgende sîn;
swâre ist diu burde mîn.
hêrre ich hân gesundet dir,
45 daz maht dû mir
wole vergeben
und verselle mir diz muodech leben
dir, mînem gote.
want von dînem gebote
50 unde mit dînem worte hieze dû werden
von wihte himel unde erden,
engele unde mennischeit
mit dîner oberisten wîsheit.

E wir hôren diu buoch sagen,
55 daz dû erschuofe inner sehs tagen
himele unde erde und alle die geschaft
diu dar ouf ist berhaft.
ez sî zam oder wilde,
dû beschiede ieslîchem sîn bilde,
60 alsô ez noch hât
und immer alsô bestât.

Nû bitte ich dich, hêrre got,
wande ich in den sunden bin tôt,
erledige mich durch dîne werdecheit
65 von der sunde unwerdecheit,
und daz ich des tôdes werde frî,
der unzîtech sî.
dû solt mich vor allen den sunden bewarn,
die mir an der sêle und an dem lîbe schaden,
70 die sint maniger slaht und âne zal,
daz ich iht verdiene die vinstern naht unde den êwigen val.

Hêrre, erledige mich dîner —

Beurteil ich das fragment richtig, so zerfällt sein inhalt in drei abschnitte: die mitte — 1[b] 2[a] *— befasst ein prosaisches gebet,*

vorher und nachher befindet sich ein poetisches stück. an sich könnten alle drei ursprünglich zusammengehört haben: stammte das fragment aus einem gebetbuche, so mag gereimte (vgl. das gebet einer frau aus SLambrecht) und reimlose prosa von demselben verfasser herrühren. doch lässt sich nicht verkennen, dass hier zwischen den drei abschnitten unterschiede des inhaltes festzustellen sind. der erste wendet sich zunächst an Christus — v. 8, *dann wird — v.* 18 *Johannes der evangelist angerufen, von* 19—30 *dessen bruder, der apostel Jacobus, darauf noch* 2ª *ein paar heilige, die ich jetzt nicht zu nennen weiſs. darnach folgt das prosaische gebet, und dann v.* 31—72 *ein gebet an Gott. hat das erste stück seinem stoffe nach eine gewisse ähnlichkeit mit Heinrichs litanei, so schlieſst sich das dritte an die gattung der 'sündenklagen'. berücksichtigt man diese differenz und dazu die beschaffenheit des mittleren stückes, so erscheint es angemessen, das ganze fragment allgemein als 'gebete' zu bezeichnen. irr ich nicht, so lässt sich auch in bezug auf die form eine differenz zwischen den beiden poetischen stücken* I *und* II *wahrnehmen.* I *besitzt unter* 15 *erhaltenen reimpaaren* 9 *(wofern* 19 *f richtig beurteilt ist) ungenaue, also* $^3/_5$ *des ganzen bestandes,* II *dagegen unter* 20 *reimpaaren nur* 2 *ungenaue, somit* $^1/_{10}$. *darnach ist* II *entschieden jünger als* I, *und man wird es sich zur zeit der niederschrift abgefasst denken dürfen,* I *hingegen scheint erheblich älter.*

Weder aus den 30 *versen von* I *noch aus den* 40 *von* II *lassen sich meines erachtens wesentliche kriterien für die bestimmung von ort und zeit ihres ursprunges abnehmen. ich halte beide stücke für oberdeutsch, und im besonderen für bairisch. beide weisen übereinstimmungen mit dem formelgebrauch der geistlichen poesie des* 12 *jh.s auf,* I *mehr als* II. *genauere bezüge festzustellen, wird das geringe material nicht erlauben. die mundart des schreibers wird sich schwerlich von der der gedichte stark unterschieden haben:* â *ist nicht umgelautet* 2ᵇ, *dagegen* æ 1ª; û *bleibt ohne umlaut;* eu *für* iu 1ª. 2ª, *neben* iu; ou *für* û 1ª. 2ᵇ. *möglicherweise gehn ein paar differenzen der schreibung auf die dichter zurück:* u *für* iu *hat nur* 1ª. 2ª, *desgleichen* ai *für* ei; sc *begegnet nur* 1ª; *auffällig* k *in* 1ª, *dagegen* ch *im anlaut und auslaut* 1ᵇ—2ᵇ. 1ª *gibt den superlativ auf* -est, 2ᵇ *auf* -ist. *der declinierte infinitiv* ze helfende 1ª. *gegen innerösterreichische provenienz scheint mir nichts zu sprechen, vgl. meine zusammenstellung Zs.* 20, 186 *ff.*

Mit einigen bemerkungen zu dem wortschatz des fragmentes schliefs ich. v. 1 *f* voget : lobet *Lit.* 218, 7. *Millst. sdkl.* 541. — 3 von êwen ze êwen *vgl. Kraus note, Deutsche ged., Adelbrecht* 248, *s.* 133 *f. Vor. sdkl.* 745. *Messeges.* 94. *gebetbuch von Muri bei Piper, Nachträge* 41ᵛ, 13. êwen : mêre *Millst. sdkl* 228. *den fehler* beféren *für* bekeren *hat vielleicht falsche erinnerung verschuldet, vgl.* bezzere : bekêre *Kraus* x 93. — 5 *vgl. Vor. sdkl.* 234. *Roediger zur Millst. sdkl.* 533. *Muri* 42ᵛ, 5. — 8 *vgl. bair. sdkl. Zs.* 18, 137, 33. — 9 *ff vgl. Muri s.* 319 *ff.* — 13 *f vgl. Roediger zur Millst. sdkl.* 586. *Lit.* 226, 33 f *(von SJohannes Baptista).* — 15 f *vgl. Diemer* 376, 26 *(gebet einer frau).* — 17 f âmen *in den reim aufgenommen, vgl. Roediger Zs.* 20, 306 u. *Hochz.* 1092. *Entecr.* 134, 42. — 19 *vgl. Gr.* iv², 570. — 22 *vgl. Lit.* 226, 41 *(Joh. Bapt.).* — 28 *vgl.* here : ernere *Diemer* 377, 6 *(gebet einer frau).* — 1ᵇ entlîben *Vor. sdkl.* 721. *Lit.* 217, 1. — toufe *Lit.* 235, 2. *Muri* 30ᵛ, 2. — 2ᵃ chruce *Millst. sdkl.* 476. *Vor. sdkl.* 565. *Lit.* 235, 5. — 31 *Vor. sdkl.* 827. *Kraus* iii 55. vi 72. — 35 magenchraft — *den oberdeutschen charakter dieses wortes belegt Kraus zu* v 7. — 38 einheit *ist bisher nur in einem Vocabularius rerum einer hs. des* 15 *jh.s durch Diefenbach s. v.* unitas *aus älterer zeit belegt. Adelung nennt es 'ein wort der neueren weltweisen', vgl. Heinsius* i 926. *Grimm DWtb.* iii 198 *f. Heyne* i 694. *Lexer belegt es in der bedeutung 'einöde, einsamkeit' Nachtr.* 138; *sonst mhd.* einekeit. — 42 die vröuden zuo sigen *citiert das Mhd. wtb. aus fragm. (Myller,* 3 *bd.)* 41ᶜ. — 45 *f Vor. sdkl.* 451. — 54 *ff vgl. die von Steinmeyer Zs.* 18, 137 *ff herausgegebene bairische sündenklage v.* 126 *ff:* dô du geschüefe in sehs tagen allez daz geschaffen ist, daz sundert doch dîn karger list an mislîchem bilde zam unde wilde. *die einzige stelle, die einen zusammenhang des fragmentes mit der litteratur zu vermuten gestattet.* — 63 sunten *Millst. sdkl.* 52. — 67 unzîtech *wird von Lexer erst bei Megenberg nachgewiesen.* — 68 *f* spare : tage *Millst. sdkl.* 340. scaden : hân *Vor. sdkl.* 700. — 71 *Millst. sdkl.* 24. 181 *f.*

Graz. ANTON E. SCHÖNBACH.

SCHRETEL UND WASSERBÄR.

Damit die ganze zierlichkeit dieser von gutherzig-tierfreundlichem humor durchzogenen erzählung wider ans licht trete, bedarf es einer reihe von besserungen gegenüber der von der Heidelberger hs. gebotenen überlieferung. ich stelle sie im folgenden zusammen[1]:

4 *ein lachen zeiner stiure.* — 12 *an rî'cheitè dem grôzen.* — 19 *beren* wie 32. 33. 51. 61. 159. 175 *(gnuoc)*. 198. 208. 211. 227 *(überz)*[2]. 239. 263. 269. 271. 286. — 28 *qudmn.* — 36 f *Wan des tages âbent twanc In, daz er îlte vaste*[3]. — 43 *dô er in daz dorf hin quam*[4]. — 45 *hof.* — 49 *od*[5]. — 50 *darwert kérte der villân.* — 55 f *Von art ein reht gebûwer, Swie oft im hart und sûwer*[6]. — 58 *er gap doch güetlichen sîn brôt.* — 62 *den wirt grüezen dô began*[7]. — 66 *er sprach 'vil lieber friuwent mîn'.* — 70 *gehiure od ungehiure.* — 71 *dáz eislî'che kunder*[8]. — 97 *waz ez créatiure sî.* — 110 *ez wirfet û'f undè zetal*[9]. — 119 *unde sî'n untâ't geflogen*[10]. — 170 *ein fiuwer er bereite (fiur* Wackernagel*).* — 171 *als der hunger im geriet.* — 172 *sîn koste sôt er unde briet*[11]. — 181 *er leit sich bî daz fiuwer nider (fiur* Wackernagel*).* — 189 *ez was gar éislîchèn getân.* — 193 *an einem spizze îsenîn.* — 201 *ez ist sô griuwellich getân.* — 219 *ez briet sîn fleischel für sich dar*[12]. — 224 *vást ûf überz houbet hóch.* — 232 *bîzen, krimmen, kratzen.* — 235 *und überlû't engstlî'chen schrè.* — 254 *si wielken éz hin únde her*[13]. — 262 *daz alse harte ervorhte sich.* — 268 *und sach die ungevuoge.* — 274 *ez flôch von im undè verswant.* — 275 *war ez quœme, wér weiz dáz*[14]. — 278 *und raste diu kampfmü'eden lider.* — 279 *der*

[1] citiert nach GA. III 261 ff unter benutzung von Wackernagels besserungen. [2] ebenso *überz* 224.

[3] mit enjambement des pronomens wie 94 f. — *des tages âbent* für *der âbent des tages* ganz wie 288 *des hoves wirt* für *der wirt des hoves.*

[4] *hin* wie 164 *hin in den hof.* [5] s. 70. 146.

[6] diese formen der reimwörter in der hs., vgl. 160 sowie die durch das metrum geforderten formen *friuwent* 66; *fiuwer* 170. 181; *griuwelich* 201. [7] vgl. 302. [8] vgl. 250; nicht *egislîche* (wegen 318).

[9] s. 274 *ez flôch von îm undè verswant*; 313 *berunnen û'f undè zetal.*

[10] vgl. 139 *und sî'n trucnüsse mich verbirt*; 127 *daz mír hûsrâ't ist wilde.* [11] vgl. 241 *ez beiz, ez krazte in unde kram.* [12] s. 215 *und briet sîn fleischel fürbaz.* [13] s. 115 *diu wirfet éz hin únde her.*

[14] s. 296 *ze vil geredet, wáz touc dáz*; Heinr. Trist. 2685 *wâ von daz quœme, wer weiz daz?*

Norman sach wol die geschiht. — 287 *hof.* — 288 *des hoves wirt stuont vor der tür.* — 304 *wan er sich betruoc dâ mite*[1]. — 310 *nu lief daz schretelîn dort her*[2]. — 313 *berunnen û'f undè zetal.* — 319 *unde sprach dem bûman zuo*[3]. — 322 *lebt*[4]. — 336 *dun gesæhe schœner katzen nie.* — 337 *besich sie doch, ob ez wâr sî.* — 349 *kum.* —

Die verse dieses dichters fliefsen aufserordentlich glatt dahin: unterbrechungen finden nur statt bei compositen und wörtern mit schwerer ableitungssilbe, vorzugsweise am ende des verses: 8. 26. 165 *Norwegen*; 21. 301 *villân*; 79 *présant*; 92 *vâlant*; 143 *tumplich*; 151 *armuot*; 167 *bachhûs*; 197 *lîpnar*; 215. 295 *fürbaz*; 324 *bûman*; 331 *hérlich*[5]. im versinnern ist beschwerte hebumg bei solchen wörtern zwar auch zugelassen, aber nicht beliebt (57. 306 *lîpnar*; 264 *bachoven*); weit häufiger weicht der dichter durch leichte versetzung des ictus dem zusammenstofs der beiden hebungen aus, und bewahrt dadurch den vers zugleich vor eintönigem geklapper (12 *rî'cheitè dem*; 38 *hérbergèn durch*; 54 *gúot einvâltic*; 58 *gü'etlichèn sîn*; 71 *dîz eislî'che*; 119 *sî'n untâ't ge-*; 127 *mir hûsrâ't*; 139 *sî'n trucnü'sse*; 151 *éinvaltìgez*; 189 *éislichèn ge-*; 235 *ü'berlû't engstlî'che*; 248 *ir ietwéderz*; 278 *diu kampfmü'eden*; 292 *wirt güetlî'chen*; 318 *rief eislich*).

Leicht können diese accentverschiebungen genannt werden, weil die beiden beisammenstehnden silben inbezug auf accentstärke keine grofsen unterschiede aufweisen; dasselbe gilt von dem ein paarmal vorkommenden *undè* (110. 274. 313), dessen beide silben im zusammenhang der rede nahezu gleich schwach betont sind[6]. gröfsere härten, wie die endbetonung eines zweisilbigen simplex, sind sonst durchaus gemieden.

Sonst findet sich synkope der senkung nur noch bei der aufzählung der lebensmittel 154 f.

Hiatus ist zugelassen (5. 22. 30. 162. 193. 212). endlich bemerk ich noch, dass der dichter ebenso wie Konrad von

[1] diese einfache umstellung scheint mir besser als das altertümliche *betragte*, das dem vers gleichfalls aufhelfen würde. [2] s. 333.

[3] s. 346 *diu rede quam dem bûman eben.* [4] vgl. 293. 327.

[5] daneben aber auch mit versetzung des accents: 8. 77 *vón Norwégen*; 22 *éin Normân*; 50 *dér villâ'n*; 61 *dér Normân*; 72 *éin merwúnder*; 139 *sî'n trucnü'sse*; 250 *dîz unkúnder*.

[6] falls man nicht beschwerte hebung vor *und* vorzieht.

Würzburg (nach Schröders beobachtung Anz. xxv 366 ff) die senkungen streng einsilbig baut; daher ist zu schreiben: 5 *swenn*; 9 *edel hôchgeborn*; 11 *adel sîm*; 14 *küng*; 27 *übèr*; 29 *edeln künges*; 76 *künc*; 81 *füern*; auch eine reihe der oben angenommenen besserungen findet dadurch ihre begründung oder bestätigung (28. 45. 70. 224. 227. 232. 235. 268. 279. 287. 288. 322). — *tugenden* (v. 83) ist lautlich betrachtet jedesfalls auch zweisilbig, s. Wilmanns in seinen Beiträgen iv 128; meine Metr. untersuchungen § 222 anm.

Die sprache des dichters ist von beträchtlicher gleichmäfsigkeit: die vorsilbe *ge-* wird nicht synkopiert in *gemach* (39. 45. 86. 350), sowie vor *w* in *gewalt*, *gewin*, *gewan* (13. 88. 306. 329); aber stets heifst es *gnuoc* (157. 160. 175. 180. 318) sowie *glîch* (332) und *blîben* (85. 124. 204). — beim verbum ist *e* von *-et* stets synkopiert nach kurzer stammsilbe (*lebt* 293. 322. 327; *seht* 122. 126; *nemt* 152) sowie nach länge + *r* (*hœrt* 8. 186; *füert* 68; *türrt* 140)[1]; vgl. *hœrstuz* (dreimal 320 f); *e* bleibt dagegen in *wirfet* 110. 115; *erreichet* 99; *hilfet* 137. —

Alles in allem weist das kleine gedicht eine hochentwickelte technik auf: es ist deshalb auch kaum daran zu denken, dass es Heinrich von Freiberg zum verfasser hat, wie Bechstein vermutete[2]: denn im Schretel zeigt sich nicht blofs eine 'höhere kunst als im Trist.', sondern auch zum teil eine andere. Heinrich von Freiberg baut trotz dem streben nach glattem metrum öfter verse wie *die wurden állè besant, die tür sliezèn began* oder versschlüsse wie *tâc quám, zûo réit, árm sî'n*: dergleichen ist im Schretel sorgfältig gemieden. bei Heinrich finden sich 4 hebig klingende zeilen, im Schretel fehlen sie[3]; und auch von der silbenverschleifung macht Heinrich gebrauch.

Im sprachlichen charakter herschen allerdings mancherlei übereinstimmungen: *-an* : *-ân*; pron. *sie*; *duo* (: *zuo*); adv. *în*; *quam*; *găz*; *schrê*; *gît*; gekürztes *-lĭch*; *seite*; *sint — sider*; partic. *gevlogen* (von *vliehen*)[4]; endlich scheint auch Heinrich nur synkopiertes *gnuoc* und *blîben*, *glîch* zu kennen.

[1] *stiuret* (144) wird also wol *stiuwert* sein. — anders zu beurteilen ist natürlich der wechsel von *zestœret* und *gehôrt* im particip (130. 290).

[2] einleitung zu Heinrichs Tristan s. xix f.

[3] denn 113 f scheint mir die lebhaftigkeit der stelle mehr für zweisilbigen auftact zu sprechen.

[4] für Heinrich s. fast in allen diesen puncten Zwierzinas Mhd. studien Zs. 44 u. 45.

Aber bei Heinrich finden sich (in den von mir durchgesehenen ersten 3000 versen des Tristan) zahlreiche reime, die im Schretel fehlen: *ar : âr; al : âl*[1]*: ol : ôl*[1]*; ost : ôst; aht : âht; at : ât; -ēr (= œre), mēr (= mœre) : gër, hēr; geberden (= gebœrden): wërden, ērden; niht, geschiht : spricht, gebricht; lie* und *gie*; partic. *gelân* und *vorkart; tuon : sun; dû sages; sân* neben *sâ; sît* neben *sîder, sint; swâr,* sowie die apokopen *gehilz, schier, mēr (= mœre)* und *zwâr* (letzteres sehr oft, 707. 839. 866. 992. 1114. 1497. 1506. 2028. 2219). auch scheint Heinrich das possessivum *ir* bereits zu flectieren (s. verse wie *vallen sunder iren danc* 1769) und *eine* für den nom. sg. fem. zu gebrauchen (*eine kemendte was* 2680).

Nun wird ja niemand erwarten, dass ein stück von 350 versen alle die reime aufweise, die sich in 3000 versen finden: aber wenn man aus dem reimschatz des Tristan die bindungen entfernen wollte, die geringere sorgfalt, jüngere oder grobdialektische formen zeigen, so käme man ungefähr auf all die reime, die im Schretel tatsächlich fehlen, das an auffallenden reimen nur *gevlogen* (= 'geflohen') : *gezogen* sowie *ich zie : daz vie (= vihe)* aufweist. ein dem letztern genau entsprechendes beispiel findet sich im Trist. nicht: doch könnte man vergleichen *zâr (= zaher): clâr* 3519 sowie *vlê (= vlêhe) : ê* 5943, viell. noch *hô : dô* 2073; und inbezug auf die analogische beeinflussung der 1 person durch den stammvocal der übrigen: *ich spreche* (indic.) : *gebreche* 239. aber gerade bei verben wie *vâhen, emphâhen, versmâhen, gâhen* usw. kennt (oder richtiger gebraucht) Heinrich keine formen ohne *h*, wie schon Zwierzina Zs. 45, 66a. notiert hat[2].

Da somit beträchtliche verschiedenheiten in metrischer beziehung vorhanden sind, da der dialektische und jüngere charakter der sprache Heinrichs sich in seinen reimen viel stärker vordrängt, und da schliefslich die ganze technik der erzählung im Schretel viel sorgfältiger ist, so hat man trotz allerlei übereinstimmungen in der sprache (und hie und da in einzelnen wendungen) keinen genügenden grund, Heinrich von Freiberg für den dichter dieser würklich *hovelîchen mœre* zu halten.

[1] allerdings nur im reim auf eigennamen.

[2] ja Heinrich reimt sogar *slâhen* (= *slahen*), Zwierzina Zs. 44, 402 a.

Wien 6 februar 1904. CARL v. KRAUS.

ZUR KRITIK DER RITTERTREUE.

Auch dieses gedicht ist wie die von mir Zs. 47, 305 ff, oben s. 97 ff behandelten, Helmbrecht und Schretel, in glatten versen abgefasst. obwol es nur in éiner hs. und nicht gerade gut überliefert vorligt, ermöglicht die gleichmäfsigkeit der sprache doch eine, wie ich glaube, in vielen beziehungen vollständige sicherheit der textherstellung. da die beiden bedingungen dafür, glattes metrum und einheitliche sprache, sich in vielen dichtungen der nachklassischen periode vereint finden, so verlohnt es sich vielleicht, eingehnder zu zeigen, welch wertvolle mittel für die kritik und die erkenntnis der sprache jene beiden momente uns an die hand geben, und wie vorsichtig man bei der besserung verderbter verse namentlich im einsetzen vereinzelter älterer formen sein muss.

Ich folge bei der besprechung der einzelnen stellen dem texte des gedichts, wie er bei vdHagen GA. I 104 ff vorligt, und beziffere die verse, zu denen generelle bemerkungen gemacht werden, fortlaufend, um bequemer darauf zurückweisen zu können.

1) v. 4 *ze rėhte; dėkein ritter sól* : die hs. hat *die kein* st. *dekein* und zeigt sich überhaupt im gebrauch der kürzern und längern form, die beide dem dichter zukommen, öfter unzuverlässig. die kürzere ist gesichert 65. 118. 180. 222 (*keiniu*). 245. 262. 269. 311. 437. 475. 489. 542 (hs. *dekein*). 676. 750 (*keine*). die längere ist nötig, meist gegen die hs., 40 (*dėhein*). 122. 263. 436. 482. 513 (*dėhein*). 820.

2) v. 4 f *dekein ritter sol Nimmer niht gesprechen Entriuwen daz zebrechen* : ich lese *daz er breche.* charakteristisch für das gedicht sind die zahlreichen (24) reime zwischen infinitiven und wortformen auf *-e* : so werden durch den reim gesichert die infinitivformen *île, prîse, wese, stė, biete, jė* (= *jehen*), *lœse* (2 mal), *sî, beite, gedinge, sizze, teile, jehe* (bzw. *jė*), *schîne, melde, gebe* (2 mal), *wette, genieze, weine, strebe, verschulde, sende*[1]. dem schreiber

[1] 103. 145. 151. 301. 303. 319. 343. 365. 425. 427. 445. 475. 491. 533. 543. 601. 643. 713. 745. 751. 777. 839. 841. 853. daneben hat sich der dichter — einer der wenigen fälle, wo seine sprache ein doppeltes gesicht zeigt — auch der infinitive auf *-en* bedient, wie durch reime auf participia, formen von nomina usw. erwiesen wird : im ganzen 34 mal, worunter zt. dieselben infinitive, die er an anderer stelle ohne nasal reimt: *jėn* (11), *gesîn* (29. 479. 705. 755. 803), *stân, lœsen, geben, weinen.* endlich finden sich 21 neutrale reime von infinitiven untereinander.

waren sie anstöfsig, davon zeugen bei den zweisilbigen formen allerlei harmlose angleichsversuche (103. 445. 533. 839[1]; vgl. auch noch 421, wo vdH. durch streichung des folgenden *kunne* das echte gewonnen hat, wie die parallele v. 165 lehrt). zu diesen rechne ich nun auch die verderbnis des verses 6 : kein wunder dass der schreiber über den ersten derartigen infinitiv stolperte. — ganz besonders aber hatte er es auf jene infinitive abgesehen, wo infolge des abfalls ihrer *-n* (und eventueller contractionen unter ausfall des intervocalischen *h*)[2] lange vocale oder diphthonge in den auslaut traten. drei dieser fälle hat schon vdH. erkannt und gebessert : so gleich den ersten:

802 ir liezt mich ûz dem miste hie (: ie)
ziehen : von iu muoz ich in vröuden sîn.

ebenso wie hier *miste zie Von iu* usw. zu lesen, ist *zie* auch an einer andern stelle zu reconstruieren:

233 wir sîn mit den ersten hie,
dû solt ze einem rîchen ziehen ie.

dieselbe meisterliche schreiberhand verrät aber auch eine dritte stelle:

689 man zôch im ab sîn schuohe nuo:
er sprach : ich wil die tür tuon zuo.

hier ist jedesfalls *abe sîne schuo*, und sehr wahrscheinlich auch *zuo tuo* zu lesen.

Dasselbe rettende *nuo* hat sich dem schreiber in zwei weitern fällen (als reimwort auf *zuo*) eingestellt:

140 er wolt ez harte gerne tuon nuo[3]
253 wie sol ich armer kneht getuon nuo[3].

und der v. 68, in der überlieferten form zu kurz (*und rât mir wie ich nû tuo*) darf nicht mit vdH. durch einsetzung der form *râtet* aufs normale mafs gebracht werden, da dem dichter, wie wir gleich sehen werden, ausschliefslich *rât* zukommt, und obendrein *wie ich* anstatt *wiech* bei ihm sehr unwahrscheinlich ist (sub 15). aber auch *ùnde rá't mir* geht nicht an, denn der dichter macht von

[1] dass hier *hulde* geschrieben werden muss, geht aus v. 607 (*und gotes hulde erwerben*) hervor, wo die schwache form eine dem dichter fremde silbenverschleifung nötig machen würde.

[2] die gleichfalls durch reim oder vers widerholt bezeugt ist, s. u. sub 14.

[3] schon von vdH. gebessert. — denselben fehler hat der schreiber im Frauenturnier (nr 17 v. 111 f) begangen, s. das Freiberger fragment (Schnorrs Archiv 13, 146) v. 12.

der form *unde* nur im vorletzten fufs des verses gebrauch (sub 34). folglich werden wir auch hier auf die reconstruction der infinitivform *tuo* geführt : *und rât mir wiech nu süle tuo (: dar zuo).* damit erhalten wir zugleich einen vers, der dem oben angeführten vers 253 im ausdruck ganz nahe steht. und damit erhalten wir ferner einen so starken verdachtsgrund gegen die beiden übrigbleibenden verse, wo ein *nuo* im reim und das verbum *tuon* in seiner nähe ist, dass auch hier entsprechende änderungen geboten scheinen.

Ich schreibe also 420 *der hêre sprach : wie sol ich tuo* (st. *wie tuon ich nuo*), wozu widerum jener vers 253 im ausdruck stimmt, und ändere ferner die zeile 190 *daz er wol gein im tæte nuo (: zuo) Und hulfe im etswâ mit in gein im möhte tuo.* dass wir auch hier damit den alten wortlaut widergewonnen haben, bestätigt die stelle 319 f (*Mahtu doch her zuo mir jê und sage mir wie vil er stê),* wo der übergang von der umschreibung mit *mügen* zu dem reinen imperativ zu der ähnlichen freiheit in jenen widerhergestellten versen eine erwünschte parallele bietet.

3) v. 7 *Triuwe daz ist ein niuwez kleit.* die unerlaubte zweisilbige senkung braucht hier nicht durch streichung des *daz* weggeschafft zu werden, sondern der dichter hat *dâst* (resp. *dast*) gesprochen, sowie dasselbe *ést* (*est*) v. 475 und 702 den im gedicht sehr seltenen zweisilbigen auftact beseitigt[1]. auch *deich* für *daz ich* kommt vielleicht einmal vor, s. zu 325. dass der dichter die flüchtigkeiten der natürlichen rede nicht pedantisiert, wird sich noch öfter ergeben. so gleich

4) v. 8 *swelch ritter si an ze rehte treit* : l. *ritter s'an*, wie überhaupt der dichter das pronomen *si*, gleichgiltig ob es 'ea' oder 'eam', 'ii' oder 'eos' bedeutet, vor vocalischem anlaut niemals in die hebung bringt; es muss also auch geschrieben werden:

161 er sprach : s'ist schœn und wolgemuot
212 al wéinendè s'im nâch sach
324 der hêre sprach : nu gib s'im dar
541 dazs ûf der zinnen sæhe
643 dô lâgens ûf dem bette
787 er liezs ein wênik offen stên
855 alsust wurdens alle drî.

[1] daneben füllt *daz ist* hebung und senkung 24. 49. 187. 238. 314. 439. 523; desgleichen *ez ist* 261. 305. 309. 321. 610. 496.

Daher ist auch im eingang des verses, wo man an sich auftact und betontes *sî* vermuten könnte, die kürzung mit sicherheit anzunehmen und somit zu schreiben:

59 dazs ein schœne maget was
579 dazs im alle's prîses jâh
588 dô s'im des prîses hôrte jên
635 wart s' im dâ ze bette brâht.

In der senkung hingegen kommt antevocalisches *si* ein paarmal vor:

655 was si an ir wangen [1]
691 er hiez si alle gên hin vür [2]
715 (Sprach er), ist si aber guot [3].

Jene enklise ist aber nur vor vocal statthaft: ein *tœtens, liezs, dazs* usw. vor consonantischem anlaut kennt der dichter nicht (98. 401. 652. 672. 680; somit auch nicht 122. 558. 567. 587. 784): deshalb muss v. 72 mit schwebender betonung gelesen werden: *sprâchèn si zuo dem râte.*

5) v. 19 *dâ gedenket, ir ritter, an*, also mit unmöglicher zweisilbiger senkung, die aber weder durch streichung des *ir* (die die stelle ihres nachdrucks berauben würde) noch durch die synkope *gedenkt* beseitigt werden darf: denn der dichter wendet die synkope bei den auf *-et* endigenden verbalformen, einerlei ob im versinnern oder im reim, nur unter bestimmten lautlichen bedingungen an: keine synkope hat statt, wenn der stamm ausgeht auf *nk* (*dunket* 10. 744; *gedenket* 746), auf *-ng* (*geringet: gelinget* 109); auf *-nn* (*künnet* 489; *gewunnet* 801); nach länge auf *-b* (*geloubet* 281. 429. im reim 789); auf cons. + *b* (*werbet* 88; *erstürbet : erwürbet* 477); endlich nach *-ll* (*gevellet* 174; *gevellet : versellet* 441) [4]. dagegen wird stets synkopiert vor allem nach kürze (*(ge)habt* 73. 423. 484. 699. 805; *lebt* 370; *gebt* 474. 481. 750; *gibt* 861; *giht* 24; *seht* 733. 753; *sagt* 76; *kumt* 167; *nemt* 716; *sult* 428. 700; *beschert* 507; *ret* = *redet* 431); ferner nach dental, auch *s, z* (*rât* 79; *beit* 438; *halt* 287. 758. 859; *wolt* 769. 777; *wirt* 262. 502. 504. 728. *sent* 860; *möht* 748; *wizt* 342. 697. 798; *lâzt, læzt, liezt* 75. 707. 745. 749.

[1] hs. *iren*, aber der dichter flectiert *ir* nicht, s. z. st.
[2] conjectur: hs. *si gên alle.*
[3] s. sub 27.
[4] aber das leichtere auxiliar lautet *welt* (312. 488).

751. 770. 802; *lâzt : mâzt* 763; *müezt* 718. *verliust* 54; *kiest* 720); nach *-l und -n* (*teilt* 505; *lônt* 288); nach *-ch* (*sprecht* 67; *spricht* 380; *versuocht* 809; *geruocht* : partic. *versuocht* 797)[1]; nach cons. + *f* (*durft* 714; *hilft* 754); nach *r* (*geviert : geziert* 673; *gebuhurdiert : geziert* 669). dank dieser gleichmäfsigkeit sind wir imstande, mehrere verse als verderbt zu erkennen. so zb. gleich den, der unsern ausgangspunct gebildet hat.

Die besserung wird am einfachsten durch versetzen des vocativs an die spitze des satzes bewerkstelligt : *Ir ritter, dâ gedenket an* : jetzt ist dieser aus der anfangsbetrachtung stammende vers inbezug auf seine wortstellung auch parallel zu dem vers 859 der schlussbetrachtung : *Ir ritter, halt die triuwe wert.*

Als verderbt erweist sich ferner v. 68 *Und râtet mir wie ich nu tuo*, wo sub 2) bereits andere erwägungen auf die besserung *Und rât mir wiech nu süle tuo* geführt haben. — verderbt ist ferner v. 77, wo man unmöglich lesen kann *Dúnkt ez dân iuwér vrünt gúot*, weil diese synkopierte form ebenso gegen die sprache des dichters ist wie die schlechte betonung gegen seine verskunst; hier ligt die verderbnis aber ziemlich tief, denn der sinn ist gestört (*sô nemt* im nächsten vers ist ein notbehelf vdH.s!) und *dan iuwer vrünt* kann neben *dan iuwern vründen* des vorhergehnden verses nicht echt sein. aber wo man auf hunderterlei arten bessern kann, verzichtet man am besten gänzlich darauf. — v. 89 mag ein *et* ausgefallen sein, also *Læzt et mir got mîn gesunt*, das wir, allerdings beim imperativ, noch zweimal benötigen, nämlich v. 703 *Habt et niht wan senften muot* (denn *Habet* ist unmöglich!) und v. 814 *Nû grîft et her, waz ich sî*[2], und das ein drittes mal aus der sonderbaren imperativform *hilfe* herauszuholen ist, v. 549 *Hêre got, nû hilf et mir.* — verderbt ist ferner v. 170 *Swelch ritter beheldet dâ den prîs*, wo auch die zweisilbige senkung zeigt, dass die überlieferung gestört ist : l. *Swelch ritter dâ behelt den prîs*, verderbt v. 490 *Eiâ, lâzet mich ez traben*, nicht blofs wegen des *lâzet*, sondern auch wegen des hölzernen *mich ez*, das, wie sich noch zeigen wird, dem dichter fremd ist. wir werden also lesen : *Eiâ lâzt*

[1] hierher wol auch *gemacht : bewacht* (375), kaum nach den fällen Zs. 45, 23 anm. 2 zu beurteilen.

[2] letzteres schon von vdH. erg., dann aber in den laa. durch das sprachwidrige *grîfet* ersetzt.

michz ors hin traben, denn dem schreiber war die enklise des artikels ebenso fremd wie dem dichter gemäfs (sub 20), und um dem ausdruck *hin traben* zu entgehn, hat derselbe schreiber vier zeilen später das metrum widerum gestört, indem er statt *trabet* das gewöhnlichere *reit* einsetzte (l. also *Der ritter trabet ez nu hin*). — ein corrupter vers endlich ist 761 *beriht mich*, *waz hulfe daz*, wo vdH.s besserung *Berihtet* den satan durch den Beelzebub austreibt, und entweder *Beriht et* oder *Beriht mich des* zu schreiben ist.

6) v. 22 *Swenne die getriuwen sterben* : wider ein schlechter zweisilbiger auftact, aber der vers ist rasch geheilt, denn der dichter sagt stets *wen* und ebenso *dan*, falls letzteres nicht soviel als 'quam' ist, in welchem fall er es immer zweisilbig gebraucht [1]. es ist also (abgesehen von den stellen, wo die hs. bereits richtig *dan* überliefert, 307. 312 und im reim 835) zu schreiben 152 *Wen der turnei süle wese*; 298 *Sold ich dan gesunder leben*; 476 *Ir wolt dan mit mir teile* [2]; 494 *Er sprach : michn triege dan min sin*; 710 *Wé waz töhte dan min leben*. — v. 30 l. *mohte sin* (sub 10).

7) v. 39 f *Vertet wol diu zwei teil*; *Ze guot het er kein heil*: dreihebig-stumpfe verse kennt nur der schreiber. im ersten vers ist *zwéi téil* zulässig, da die beschwerte hebung ein zahlwort trifft (s. u.) : aber im eingang darf nicht geschrieben werden *vertete*, da der indic. dieses präteritums stets ohne -*e* verwendet ist (41. 219. 677 *tetz*), weshalb auch v. 786 (*Der ritter tet zuo die tür*) nicht in ordnung ist, sondern ein rückweisendes *der* verlangt (*Der ritter der*) [3]. man wird also zu betonen haben *vértet*; doch s. zu 332. im zweiten ist *déhein* einzusetzen (sub 1), die schreibung *het* aber sicher falsch, da der dichter im ind. prät. *hæte* sprach, wie der reim beweist (*stæte* 665), und was die zweisilbigkeit betrifft, auch der gebrauch im innern des verses (176. 725. 850; somit auch 182 *Wan er* | *hæte leider kleine guot* und 641 *Daz er si hæte* ⟨*dá*⟩ *gesehen*). also *hæte* mit elision. — ferner ist geboten *guote* st. *guot*, denn im ganzen gedicht findet sich bei

[1] aufser natürlich vor vocal, wo elision eintreten kann (639. 801); vor consonant steht *danne* = 'quam' 224. 608. 834.

[2] so schon vdH.

[3] vgl. 458 *Der ritter der vuor dráte*; 497 *der hére der bekande* und so noch öfter; daher auch 586 *Der vrouwen sin* [*der*] *stuont alsô*.

den masculinen und neutralen dativen das *e* niemals apokopiert aufser in dem diphthongisch auslautenden dativ *turnei* (192, vgl. dazu den genit. *turneis* 48; daher 496 nicht *in turnéie guot* sondern *in túrnei ⟨harte⟩ guot*) sowie im namen *in Frankrîch* (25; aber *-rîche* 571)[1]; aber sonst stets *ze rehte* (4. 8. 16. 366); *in dem lande* (114); *in strîte* (124); *an disem brieve* (155); *zuo dem knehte* (194); *ze dem wirte* (236. 322. 360); *mit schalle* (239. 407); *mit tranke* (356); *ze hûse* (410); *ûf helme* (575); *ze hove* (618); *ze bette* (635); *ze wunsche* (637); *gote* (731. 835); *ûz dem miste* (802); und ebenso natürlich im reim, wo die dative *lône* (91. 861); *lande* (179); *miste* (348); *baldikîne* (533); *gesteine* (535); *schilde* (575); *melme, helme* (577. 78); *munde* (593. 648); *tische* (615); *bette* (643) und *trône* (832) belegt sind. somit ist also an obiger stelle *ze guote* zu schreiben, sowie auch 271 *Vor zorne wir daz schuofen* und 516 *Daz muoz an dem orse stên* (st. *ors gestên*); endlich kann auch das verspaar 45 f (*Der tugentrîche lak ze hûs, Er muoste manegen grûs Von sînem vater dulden*) nicht bleiben (*hûs* kaum der alte dativ, s. 410), wogegen ja auch der zweite vers protestiert, sondern es ist etwa zu lesen: *Der tugentrîch ze hûse Muoste mange grûse* usw. — für die formen des nom. acc. masc. neutr. ist das material zwar klein (*grâve* 29; *name* 159; *bilde* 653; *herze* 722), aber doch genügend grofs, um die überlieferte form der verse 487 f (*Dô sprach der wirt al ein: Welt ir danne edel gestein?*) als unmöglich zu erweisen, gegen die obendrein die apokopierte form des adverbs *al ein* spricht (s. u. sub 9), ferner die dreihebigkeit des ersten verses, endlich die form *danne* (sub 6), die wir brauchen würden, damit wenigstens der zweite seine vier hebungen erhält, sowie die verschleifung. ich lese also: *eine: Welt édelèz gestéine*, wobei *Welt* der imperativ des verbums 'wälen' ist[2]. — und schliefslich kann auch der v. 416 (*Sint der tôt sînes teiles Niht vergaz*) nicht richtig überliefert sein: l. *Der tôte sît sîns teiles*, denn das wort bedeutet hier 'mortuus', nicht 'mors'[3].

8) v. 43 f *Niht mêr geben sînes guotes. Dô wart er trûriges*

[1] dat. *man* (91. 118) neben *manne* (63) gehört nicht hierher.

[2] die betonung wie 535 *Von édelèm gestéine.*

[3] der vollständigkeit halber seien noch die übrigbleibenden plurale von substantiven verzeichnet: *vriünt* (77. 268); *geste* (621. 857); *manne* (256); *steine* (766).

muotes : da vierhebig klingende verse nicht vorkommen, so ist im ersten verse *sîns* zu schreiben, im zweiten *trûrges* zu sprechen (und wenn man will auch zu schreiben). *sîns*, *eins* gebraucht der dichter öfter (l. *eins hêren* 53; *sîns vater* 188; *sîns erbes* 270; *mîns guotes* 280; *sîns teiles*, nach meiner herstellung, 415; *keins* 434; *mîns teiles* 830)[1]. — *geben sîns* fällt kaum unter den gesichtspunct der verschleifung : gesprochen hat der dichter die lautfolge *-eben* offenbar als *-em*, vgl. *begrâben in* 348 sowie öfter *sibenzic* 195. 238. 267. 296. 322. — 45 f sub 7.

9) v. 51 *Daz er allez dâ heim saz* : die betonung *dâ' heim* ist hart, und die apokope *heim* unmöglich; vgl. *dâ heime wesen* 128. überhaupt hält der dichter die adverbialen *-e* zähe fest : er sagt durchaus *balde* (104. 243. 335. 340. 352. 396. 688. 741); *stille* (112); *schône* (675); *inne* (228); *gerne* (350. 473. 704); *harte* (121. 142); *sêre* (225. 286. 752. 791. 817); *verre* (307. 534. 762); *schiere* (557); *rehte* (372[2]. 597. 723)[3]; *lîhte* (440)[2]; *hiute* (736); *dikke* (409. 657); *gelîche* (505); *lange* (742); ebenso natürlich im reim : *rehte* (88); *schône* (92. 831. 862); *drâte* (458); *sêre* (465); *ebene : vergebene* (847). keine apokope, sondern alte flexionslosigkeit (Wilmanns Gramm. II 608; Jellinek Zs. f. ö. G. 1904, 418) ligt vor bei den zweisilbigen adverbien *ze jungest* (18. 840. 864) und *alrêrst* (286. 544. 570. 573. 694)[4]; vgl. *hînt* (699) aus ahd. *hînaht* (Wilmanns aao. 621). — einige verse verraten sich auf grund dieser beobachtungen wider als mehr oder minder verderbt, so 183 (*Ez næhent vaste dem tage*), wo weder an *vast* noch an verschleifung gedacht werden kann : l. wol *Ez næhent vaste zuo dem tage*; ferner 509 (*Daz guot gap er im gerne gesliht*), wo *gerne* derselbe zusatz des schreibers ist, den vdH. an andrer stelle (717) bereits richtig entfernt hat; ferner 545 f (*Den hêren offenbâr Unde rief dâ vür wâr*), wo zu lesen ist *offenbâre* : *Und rief dâ zewâre;* ferner 735 (*Zwâr des wær ich wol wert*) l. *zewâre*[5]; dass *al ein* (487 : *gestein*) falsch ist, darüber s. schon sub 7. es verbleibt endlich noch die stelle 625 f (*Ze eines hêren*

[1] daneben *sînes*, *eines*, *keines* (38. 99. 185. 263. 625).

[2] gegen die hs. und vdH.

[3] *reht* im reim (79) ist nicht adverbium.

[4] sonst vielleicht noch *hiemit* (175, vgl. 672. 680. 781), doch kann man auch *hie mite* annehmen.

[5] also auch nicht *sêr man im* (382), sondern entweder *zsamen* (Haupt z. Er. 812) oder *man im* einsilbig wie *man in* im folgenden verse.

hôchzît Wan ez was erschollen wît), wo *wît* gegen den alten sprachgebrauch verstöfst, der auch noch der unsres dichters ist (*wîten* 629; *nâhen* 813; *nân* 111), somit wol zu lesen ist : *Zuo einen hôchgezîten : wîten.* kehren wir an den ausgangspunct zurück, so ist *dâ heime* nunmehr gesichert, somit wird der fehler in *allez* stecken : l. *al dâ heime.* der schreiber überliefert solche *al* ungefähr ebenso oft, als er sie durch die flectierten formen verdrängt[1] : so schreibt er richtig[2] *al weinende* (212. 738); *al umbe* (244); *al dâ* (780); *al hie* (543); *al den tac* (724); *al die wîle* (601); *al sîn muot* (37), aber falsch *wâren alle dar komen* st. *al dar* (630); *wâren im allez bî* st. *al bî* (365); *alle gemeine* st. *al g.* (471); und lässt das *al* (778) in demselben vers fort, den er vorher richtig überliefert hat (601). so wie es hier an beiden stellen heifst : *al die wîl ich lebe,* so wird offenbar an einer dritten zu schreiben sein (853), wo die hs. bietet : *er sprach : hêr wirt, die wîl ich lebe*, denn da die apokope *hêr* sonst nirgends bezeugt ist trotz massenhaftem vorkommen dieses wortes (sub 18), so ist wol sicher *wirt* durch *al* zu ersetzen. — v. 53 l. *eins* (sub 7) und *hêren* (vdH. in den laa.). — v. 54 l. *verliust* (sub 5). — v. 58 *Mit zühten was ir* ⟨*sô*⟩ *gepflogen*, vgl. 240 f. — v. 59 *maget* st. *meit*, s. schon Zwierzina Zs. 44, 355 anm. — 62 *iren gelîch* : l. *ir gelîch*; die flectierten formen sind aus dem ganzen gedicht zu eliminieren, — ich merke dies hier ein für allemal an.

10) v. 65 l. *dâhte* st. *dâht*, denn die lesung *dâ'ht kein wî'le âlsus* ist unmöglich, da der dichter *wîl* sonst apokopiert verwendet, sobald es adverbiell gebraucht ist (355. 682)[3]. — auch ist *dâhte*

[1] der grund ist in dem mitteldeutschen charakter dieser verstärkung gelegen, s. Zwierzina Zs. 45, 350.

[2] abgesehen von *al ze hant* (483. 686. 771. 807); *al eine* (487) und *alrêrst* (s. o.).

[3] bei den substantiven dagegen herscht bez. der feminina dieselbe abneigung gegen apokopierte formen wie bez. der masculina und neutra (sub 7) : so gilt als einsilbig nur *tür* (690. 833; wie auch stets *her, wer, tor, vor, vür, dar*), sonst aber durchaus als zweisilbig *êre* (17. 413); *mære* (117); *liebe* (204. 687); *rotte* (326. 327. 361); *spîse* (331. 617); *state* (398); *sorge* (656. 728); *herberge* (231); *vröude* (665); *milde* (825); *hulde* (607); *der brieve* (83); *keiner slahte* (180. 634. 676); *manger hande* (616); *der lîche* (378); *marke wert* (500); und so auch *kurzewîle* (667); im reim: *kurzewîle* (103); *lîche* (388); *êre* (465); *hulde* (839); ja auch *stunde* (nom. dat. 594. 647). — anders zu beurteilen sind ein paar oblique casus von

wahrscheinlicher als *dâht*, wenn auch beim schw. prät. nicht dieselbe consequente abneigung gegen die apokope zu herschen scheint wie bei den substantiven. im reim kennt der dichter nur die vollformen : *gedâhte : brâhte* (125. 695); *gâhte : nâhte* (225); *versuochte : geruochte* (249. 433); *mohte : tohte* (63. 245); *wiste* (347); *ruorte : vuorte* (455); *solde : wolde* (41. 295); *bekande : berande* (497); *künde : günde* (639); *hæte* (666); *getæte* (35. 405); *nâte* (457); und auch im versinnern überwiegen die vollformen: *dâhte* (247); *machte* (518); *möhte* (138. 299); *töhte* (710); *wiste* (nicht *weste*! 62. 835); *muoste* (46. 378. 788); *törste* (644); *erbeizte* (340); *vuorte* (451); *hôrte* (588); *solde, wolde* (129. 177. 228. 587. 684. 693); *begunde* (130. 251. 351. 752. 791. 817); *kunde* (385); *sande* (66); *rande* (307); *tæte* (190); *dorfte, dörfte* (222. 300); *geliebte* (336); *öpfertė* (388). die apokope findet dagegen statt vor folgendem dental (auch *s, z*) : *sold dem wirte* (322); *sold der hêre* (636); *vuort der hêre* (536); *wist diu vrouwe* (783); *Mîn hêre müest sichs immer schamen* (346); *Und leit sich nider al ze hant* (686); *Ich woltz zegliden als ein huon* (464)[1]. die andern fälle sind verderbt : *Niht bezzers ritters moht gesîn* l. *mohte sîn* (30); *Dâ moht niemant vol schouwen Vil ritter unde vrouwen* (663), also schon dem sinn nach unmöglich, l. *mohte man wol schouwen;* ferner *Vil guoten wîn über al Schankte man dâ mit schal* (619), alle beide verse zu kurz, und der zweite durch die unmögliche apokope im reim den weg zur besserung weisend (s. *mit schalle* zweimal sub 7, dazu den infin. *schallen* 520) : l. *wîn in allen Schankte man mit schallen*; ferner *Er wolt hin wider sîn geriten* (459), l. *Er wolte wider sîn ger.* : das *hin* hat der schreiber zugesetzt wie 335 *Er rante balde hin wider Daz geliebte im doch sider* : l. *balde widere : geliebt im sidere*[2]; endlich *Alrêrst begunde man melden* (544), wo *man* zu streichen sein dürfte als verdeutlichender vorläufer des subjects *Swer* (547)[3].

11) v. 67 l. *hêren* (mit vdH. in den laa.), denn der dichter

i-stämmen : *ritterschaft* neben *-schefte* (37. 127. 700); *wârheit* (138); *hant* (: *gesant* 84); *vrist* (: *mist* 275); *hant : want* (815); aber *armüete* (658).

[1] kaum *ich wolt ez brechen als ein huon*, denn was die hs. überliefert, ist origineller im ausdruck als das althergebrachte *brechen* (Haupt zu Er. 5483; Schönbach zu Jul. 450). übrigens ist der obige fall kaum als apokope aufzufassen, viel eher als enklise des *ez*, worüber unten sub 15.

[2] über *sidere* neben *sider* s. zur Rabenschlacht 189, 6.

[3] vgl. denselben fehler 529. 842.

kennt nur diese unsynkopierte form (1. 12. 70. 115. 139. 181. 184. 246. 308. 359. 377. 395. 467. 545. 587. 625. 627. 687), die daher auch v. 53 von vdH. (laa.) mit recht geschrieben wurde [1]. — v. 68 s. sub 2. — v. 69 f *Daz ich ze manne næme Der iu ze hêren zæme*? vgl. *ze manne nemen* 63 f.

12) v. 71 *wunderlîchen* hat vdH. richtig gesetzt für *-lich*, vgl. 86. 596. 743. daneben *-lich* 605 und viell. 240 [2]. — v. 72 *Sprâchên*. — v. 74 *vollenbrâht*. — v. 76—78 stark verderbt, s. sub 5.

13) v. 81 *Ist er ân êlîch wîp* : l. *â'n êlî'chez wîp*. in derselben weise stört der schreiber widerholt durch die flexionslose form das metrum; so ist zu lesen : *alsô grôz(ez) guot* (162); *klein(ez) guot* (182); *ein alt(ez) wîp* (213); *Welt edel(ez) gesteine* (488); *alsô guot(ez) pfert* (499); *Ein alsô guot(ez) ors gewan* (514) [3]. — dem dichter kommt die einsilbige form zu in *guot gemach* (412); *ein gúot ors* (450); *ein vil guot gewant* (584); *ein michel teil* (394); *ein michel schallen* (520) [4]. — v. 89 *mînên*?

14) v. 90 f *Rôtes goldes zehen pfunt Gib ich ie dem man ze lône*. der zweite vers ist zu lang, und dafür der erste recht dürftig. denn der dichter pflegt das *h* zu synkopieren. im reime sind mit synkope belegt die formen *nâhen* (adv. 111); *jâhen : gesâhen* (471. 579); *versâhen* (631); *lêhen : vlêhen* (283); *gehe(n)* (319); *nâhete* (457), wozu noch die hergestellten reime des infinitivs *ziehe(n)* (234. 802) und des substantivs *schuohe* (689) kommen. als klingend (aber deshalb doch kaum mit *h* anzusetzen) zählt blofs einmal *sæhe : geschæhe* (541). — dem entspricht das verhalten im innern : es ist also zu schreiben *Und sê* (151); *gesân die vrouwen* (573) [5]; *Sô wil ich iu lîn unde geben* (854, vdH. *lîhen*); *Ez nâte vaste zuo dem tage* (183) [6]; ferner *Dér ze zé'nteil sî sô rîch* (164) und *Nâch pfinsten über vierzên tage* (166). demnach werden auch die beiden *zehen* hier und v. 216 kaum richtig sein; im vorliegenden vers ist das überschüssige *ie* aus dem überladenen folgenden heraufzuholen : *Rôtes goldes ie zên*

[1] dazu im reim 287. 364. 530.

[2] *gelîche* im innern 505, im reim 94.

[3] richtig überliefert *ein niuwez kleit* 7.

[4] vgl. beim masc. *ein guot man* (743), neben *ein niuwer sark* (375); *ein nüzzer bote* (418).

[5] vdH. streicht *die* und setzt *gesâhen*.

[6] hs. *næhent vaste dem t.*

pfunt Gib ich usw., und 216 viell. zu lesen : *Si sant im ze zên pfunden nâch* (vgl. *ze zênteil* 164), denn *im zehen pfunt nâch* kann auf keinen fall richtig sein. — dann verbleibt nur noch éin fall, wo die synkope unterblieben wäre : *Und bin iu iezunt nâhen bî.* ich halte auch diesen vers für verderbt, ohne ihn einleuchtend bessern zu können. — v. 103 l. *kurzewîle*, s. sub 2.

15) v. 106 *Er dâht : ich wil sîn niht lâzen* : das *sîn* stört hier wie v. 346 *mîn hêre müest sich sîn immer schamen.* es ist also *wils* bzw. *sichs* zu lesen, sowie überliefert ist *Daz er ims iht verbære* (135); *Von sîner güete er ims niht sluoc* (846); *Wie wol ichs iuch bescheiden kan* (811); und wie also auch geschrieben werden muss : *Nû kiest daz iuchs iht riuwe* (720 st. *daz es iuch iht geriuwe*)[1] : womit sämtliche fälle, in denen *es* vorkommt, erschöpft sind, so dass also der dichter diese form stets incliniert hat, und die pedantischen *ich es*, *mir es* überhaupt nicht kennt. — analog ist die behandlung von *ez* : im reime findet sich *liez* : *mirz* (di. wol *mierz*, 474), im innern schreibt die hs. richtig *ichn weiz ob irz geloubet* (789); *gebt mirz umb bescheiden guot* (481); *swie mirz umb die vrouwen gê* (740); und so ist gegen die hs. auch zu inclinieren : *sô hân ichz mit den bœsen* (316)[2]; *daz ichz mit ougen ie gesach* (737); *mit den sporn erz ruorte* (455). auch hieraus ergibt sich, dass v. 490 *eijâ lât mich ez traben* verstümmelt überliefert und in *michz ors hin tr.* zu ändern ist, s. schon sub 5. somit kommt niemals *mich ez*, *mir ez* udgl. zweisilbig gebraucht vor. — schwanken herscht im gebrauch des acc. *ez* nach dem verbum; mit enklise : *wan ich hânz versprochen* (291); *man tetz* (hs. *ez*) *durch rehte hübischeit* (677); *ich woltz* (hs. *ez*) *zegliden als ein huon* (464)[3]; *und sagtz* (hs. *ez*) *dan iuwern vründen* (76)[4]; dagegen hat *ez* den wert einer silbe : *er wolt ez harte gerne tuon* (140); *der wielk ez in dem melme* (577); *nemt ez rehte in iuwern muot* (716)[5]. das subject *ez* wird enklitisch nach *-z* : *alsô müezz uns allen* (863), falls der vers echt ist, sonst behauptet es sich immer : *sô spricht ez an dem mære*

[1] *riuwe* wie 824, oder wie *ruochte* st. hsl. *geruochte* 250. 434; *dâht* st. *gedâht* 510.

[2] *hie gar* vor *mit* der hs. zu streichen.

[3] wider könnte man an die änderung *wold ez brechen* denken.

[4] allerdings ein sehr zweifelhafter vers s. sub 5.

[5] sicher falsch ist : *der ritter reit ez nu hin* : l. *trabet ez* s. sub 20.

(380); *alsust nam ez ein ende* (841); daher auch *sol ëz mir immer wol ergên* (515)[1]. — mit auslautender länge verschmilzt *ez* : *hêre, ichn weiz wiez* (hs. *wie ez*) *iu behage* (165); *ichn weiz wiez* (hs. *wie ez*) *iu gevalle* (278); *alsô zergê, ê'z* (hs. *ê ez*) *mêr geschehe* (623). daher ist auch von hier aus als verderbt zu erkennen : *und rât mir wie ich nu tuo* (68), l. *wiech nu süle tuo*, s. sub 2; und falsch auch *wie ez umbe den ritter sî komen* (318), s. u. sub 26.

16) v. 109 *Eteswâ von geringet* : l. *Etswâ*, wie die hs. richtig überliefert : *Etlich sint an êren blint* (264); *Waz ob lîhte etswer hât* (440). zu kurz ist : *Und hulfe im etswâ* (hs. *eteswâ*) *mite* (191); *Unde* ist ausgeschlossen, sub 34, somit wol *Und gehulfe im* zu lesen. damit sind sämtliche compositen mit *etes* aufgezählt. — v. 119 f l. *maget* : *gesaget*, s. o. — v. 122 l. *man enwil*. — v. 125 *Do siufzet er und gedâhte* : l. jedesfalls *Dô süfter* und wahrscheinlich *unde dâhte*, da 106. 305 das simplex in gleicher bedeutung überliefert und allein möglich ist; vgl. auch sub 29.

17) v. 127 *Mînen lîp ritterschaft alsô vol* : l. *sô* (mit vdH.), und *Mîn*, wie auch zu schreiben ist *Er sprach nû halt mîn hêren*[2] (287); *Ze schanden sîn genôzen* (274); *Daz ër ein ritter wiste* (347); *ich wil iuch haben vür ein man* (600); *Er zôch ein rigel vür die tür* (692); *Er gab im silbers wol ein last* (844). daneben sind die zweisilbigen formen überwiegend in gebrauch. — v. 128 *Daz dû dâ heime wesen sol (: wol)* : l. *diu* st. *dû* (nämlich die *ritterschaft*).

18) v. 130 *Der hêre begunde mit im gên*. das wort *hêre* gebraucht der dichter, soweit nicht elision möglich ist, durchaus zweisilbig[3]; es ist also zu schreiben : *Mîn hêre müest sichs immer schamen* (st. *hêr m. sich sîn*, 346 s. sub 10 und 15); ferner

[1] verderbt : *dunkt ez dan iuwer vrünt guot*, s. sub 5. — nach adverbien : *wan ez | was erschollen wîten* (626); *ze jungest ez im wol ergêt* (826).

[2] vdH. streicht *er sprach*, gegen den gebrauch des dichters (sub 27), und gegen seine sprache, der *haldet* nicht gemäfs ist (s. sub 3).

[3] 26. 50. 101. 112. 188. 204. 205. 225. 314. 324. 334. 342. 384. 407. 420. 431. 443. 445. 452. 460. 480. 497. 506. 518. 523. 531. 536. 561. 603. 636. 701. 707. 759. 773. 785. 788. 806. 815. 827. 833. 850; vor vocal wird elidiert : 142. 165. 309. 350. 597. 697. 797. 820 (*dekeinen*). der einzige fall des hiatus wäre 807, wo das *hêre* neben dem unmittelbar vorhergehnden auf Gott bezüglichen *hêre* kaum echt sein wird.

Der hêre 'z ors ungerne liez (st. *hêr daz*, 473, s. sub 20); *Er sprach : hêr, al die wil ich lebe* (st. *her wirt die*, 853. s. sub 9); schwieriger ist 255 zu bessern : *Dâ mîn hêre mit êren sî; mit êren* ist jedesfalls echt (vgl. 288. 363), somit ligt bei der abneigung des schreibers gegen die unnasalierten infinitive (sub 2) am nächsten die besserung : *Dâ wir mit êren mügen sî.* — jene zweisilbige senkung aber muss durch die schreibung *bgunde* oder *gunde* beseitigt werden, die widerholt (251. 752. 791. 817) den auftact einsilbig macht, den der dichter sonst nie aus pron. + präfix bestehen lässt[1]. in andern wörtern wird *be-* niemals synkopiert[2]. — v. 137 *Und liez in sînen brief sehen* : l. *besehen.*

19) v. 141 *Geriht er gegen dem alten gienk* : l. *gein* oder *gên*, da diese präposition niemals zweisilbig gebraucht wird (*géin dem* 131. 360; *géin im* 190; *réit gein* 337; *kwám gein* 555). verderbt ist 563 *Swer sich tschustes gein im vermaz* : l. *tschustes sich gein*; zu kurz ist 754 *Hilft iu gein mir ein ber* (denn *Hilfet* wäre so schlecht wie *gegen*), wo schon vdH. (la.) das fehlende *niht* vor *ein* ergänzt hat. — v. 151 *Und sê* (sub 14). — v. 152 l. *Wen* (sub 6). — v. 156 *Daz daz ⟨allez⟩ gar ergêt.* — v. 161 *sist* (sub 4). — v. 162 *grôzez* (sub 13). — v. 163 *ir* st. *iren.* — v. 164 *zênteil* (sub 14). — v. 165 *Hé're, ichn wéiz wiez iu behage*: wegen *wiez*, sub 15; und *ichn* sub 27. — v. 166 *vierzên* (sub 14). — v. 170 *ritter dâ behelt* (sub 5 und 18 anm.). — v. 182 *Wan er hæte leider kleinez guot* : der auftact wie 626 (*Wan ez was erschollen witen*, s. sub 9); über *hæte* sub 7; *kleinez* sub 13. — v. 183 *Ez nâte* (sub 14) *vaste ⟨zuo⟩ dem tage.* — v. 184 *Grôz wart ⟨dô⟩ des hêren klage.* — v. 188 *sîns* (sub 8). — v. 190 *Daz er wol gein im möhte tuo* : *gein* (sub 19); *möhte tuo* (sub 2). — v. 191 *Und ⟨ge⟩hulfe im etswâ mit* (sub 16). — v. 194 *zuo* (la.). — v. 198 *selber noch.* — v. 199 *guotiu.* — v. 203 *im wider seit alsô.*

20) v. 207 *Ze sîner sîten gurt er daz swert* : l. *gurterz swert.* dieselbe (von der hs. und vdH. stets entstellte enklise des artikels

[1] daneben zählt das präfix in *begunde* als metrische silbe 351. 422 (str. *Kunne*). 544 (str. *man*).

[2] es heifst also stets *bedâhte* (659); *behalden, -helt, -hielt* (170. 400. 511. 550); *behagen* (165. 421); *behüeten* (528); *bekant* (149); *bereit(e)* (205. 425. 532); *besaz* 564; *bescheiden* (481. 811); *bestêt* (825); *besunder* (469); *bewarn* (828) udglm.

auch 293 *Ich brent ê'z hûs entriuwen*; 473 *Der hêre'z ors ungerne liez*; und 209 ist — unmöglich! — überliefert *Dô er daz pfert dâ beschreit* : l. *Dô er'z pfert dâ überschreit*, vgl. 450 *Der hât ein guot ors überschriten*); ferner nach meiner besserung 490 *Eijâ lâzt mich'z ors hin traben* (sub 5)[1]; und so wol auch 461 *Lâzt michz ors beschouwen* (st. *schouwen*); und 498 *Dô' erz ors berande* sowie 696 *Und imz ors für brâhte*[2]. — eine genaue parallele dazu liefert der genetiv des artikels, der nach *mir, iu, alle* gleichfalls incliniert wird (wider stets von der hs. und dem hg. normalisiert) : *Ich beit iu's silbers wol ein jâr* (430); *Dazs im alle's prîses jân* (579); *Nû gebt mir's guotes keine pfliht* (750)[3]. — v. 209 *Dô erz pfert dâ überschreit* (sub 20). — v. 212 *Al wéinendè sim nâ'ch sâch* (sub 4). — v. 213 *altez* (sub 13). — v. 214 (*al*)*sam*. — v. 216 *Si sant im ze zên pfunden nâch*? sub 14. — v. 217 zu *Venezære* vgl. Schröder Frankfurter Münzzeitung oct. 1903, s. 5 des s.-a. — v. 222 *Keiniu* (sub 1). — v. 224 *danne* ist richtig, also nicht etwa *Mére dan* : über *danne* s. sub 6, und *mér* (bzw. *mé* wegen der reime 361. 661) wird stets einsilbig gebraucht (43. 197. 623. 801. 835) : nur das compositum *immer mére* ist zweisilbig bezeugt (810). — v. 229 *Der vrume des niht enliez* wörtlich ebenso 333 (wo vdH. *kneht* ergänzt, das aber an der ersten stelle nicht passt) : l. *Der biderbè des*, vgl. 344. 576. — v. 234 *Du solt zuo einem rîchen zie* (sub 2). — v. 240 *Ich wil tugentlîchen geben* (st. *alsô tugentlich*), falls nicht überhaupt ein passenderes adverb zu setzen ist. — v. 248 *Zeinem rîchen man stuont sîn sin* : l. *Zuo einem rîchen stuont s. s.* (conform 234).

21) v. 250 *Des guotes niemant geruochte*. die synkope *gúots (niemánt)* wäre sprachwidrig, denn der dichter gestattet sie nur

[1] kaum aber an der überhaupt corrupten stelle 78 (sub 5) : *swer'z beste dâ getuot* : denn der dichter sagt *Der daz selbe tæte* (793) sowie *Tet er ie daz beste* (33).

[2] damit ist der artikel überall gleichmäfsig in enklise, sobald ein *er, mich, im, ê* vorausgeht. nach dem verbum dagegen bleibt er ungekürzt: *nâm daz pfért* (306); *gáp daz sîlber* (353); *híez daz órs* (511); ebenso nach dem subst. : *wírt daz sîlber* (355); und nach dem gewichtslosen *dô*: *Dô' daz sîlber* (357); sowie nach präpositionen (208. 308. 491. 736. 756)

[3] wider unterbleibt die enklise nach verbum (*nâm des wégens* 354) sowie nach präpos. (*dúrch des rítters* 345). — der acc. masc. *den* wird nicht incliniert 581; somit werden auch an den übrigen stellen *den, dem* als silbe zu zählen sein (114. 115. 133. 189).

bei *sîns, eins* (sub 8) sowie bei dreisilbigen wörtern : *bezzers* (30); *ritters* (30. 345); *wegens* (354); *morgens* (381. 517. 651); *silbers* (430. 844)[1]; aber sonst bleibt das *e* erhalten : *guotes* (24. 61. 121. 406. 492. 764); *rôtes* (90); *wirtes* (358. 395); *nahtes* (376); *gotes* (607. 839); *goldes* (90); *landes* (595); *borges* (265); *manges* (627); *tages* (517); *prîses* (579. 588); *lônes* (631); *heiles* (642); *alles* (757); *vleisches* (804); dazu im reim *guotes : muotes* (43). daraus ergeben sich mehrfach verse als verderbt : 356 *Des knehtes man wol mit tranke pflac* (str. *wol*, das ja auch 58 fehlt); 436 *Ir keines ors was im reht* (nicht *kéins ors*, sondern *Ir deheines was im reht*); 529 *Und hulfe im guotes und êren* (l. *Und hulfe guoter êren*); 563 *Swer sich tschustes gein im vermaz* (l. *tschustes sich gein*, sub 19); 564 *Des tages nie keiner besaz* (l. *nie ir kein*, wie *Der kein* 245); 750 *Nu gebt mir des guotes kein pfliht* (l. *mir's guotes keine*, sub 20); ferner wird die synkope des *ge-* dadurch erwiesen 821 *Der gotes gnâden bin ich vol* (hs. *genaden*). — endlich werden 415 f und 829 f klingende verse mit 3 hebungen gefordert, somit les ich an ersterer stelle *Vil liute im wunschten heiles. Der tôte sît sîns teiles* (hs. *Gar vil l. im w. h. Sint der tôt sînes teiles*), und an zweiter : *Ich wil iu bîten heiles. Hie verzîe ich mich mîns teiles* (hs. *iu immer b.* und *mînes*). — der in rede stehnde vers aber ist durch streichung des präfixes in *geruochte* zu bessern (sub 15 anm. sowie zu v. 125). — v. 254 *Sende mir einen wirt zuo* (l. *Einen wirt mir sende zuo*). — 255 l. *Dâ wir mit êren mügen sî* (sub 18). — 260 str. *dô* (vdH.). — v. 262 *nimmer wirt*. — v. 263 *deheines* (sub 1). — v. 264 *etlî'che*. — v. 270 *sîns* (sub 8). — v. 271 *zorne* (sub 7).

22) v. 272 *in ein veste kuofen* : *ein* (für *eine*) kann hier und 682. 754 wol bleiben, sowie *sîn* (für *sîne*) 13. 103 als möglich erwiesen wird durch 857 (nom. plur.). die zweisilbigen *mîne, sîne* finden sich 503 (*mir* vor *iuwer*!) und 527. — v. 274 *sîn* (sub 17). — v. 278 *wiez* (sub 15). — v. 283 *rehtez*. — v. 287 *Er sprach : nu halt mîn hêren* (sub 5 und 17). — v. 292 *wérden erstóchen* mit unerlaubter zweisilbiger senkung : l. *werde* (sub 2). — v. 293 *é'z* (sub 20). — v. 298 *dan gesunder leben* : mit *dan* (sub 6) und flectiertem prädicativum, ähnlich wie 706 zu lesen ist *Diu vrouwe ist ouch halbiu mîn* (hs. *halp*), vgl. 479 *Daz sol*

[1] vgl. den alten halbadverbialen genetiv *âbends* (681). — endlich im genet. *turneis* (48), wie ja auch der dativ dieses wortes apokopiert ist (sub 7).

halbez wesen mîn. — v. 302 *mîniu* (st. *mîn*) wie 524 *sîniu.* — v. 303 *grôzen* (hs. *groz*). — v. 316 *ichz mit den bœsen* (sub 15). — v. 318 verderbt. — v. 325 *Und sprich deich im gebiete*[1] (:*miete*). — v. 332 *vertuon* stört hier das metrum noch mehr als *Vèrtet* in v. 39 : es wird also wol dasselbe, dem schreiber fremde verbum an beiden stellen unterdrückt sein. — v. 333 *Der bîderbè* (zu v. 229). — v. 334 *tuon sîn hère.* — v. 335 f *balde widere* : *sidere* (sub 10). — v. 337 *gein* (sub 19). — v. 338 *Der wirt* ⟨*der*⟩ *gienc* (sub 7). — v. 342 *wizzt* (sub 5).

23) v. 344 *Er wær* als auftact : diese einsilbige form ist auch 500. 733 gesichert, vgl. *müez* 512 : aber die conjunctive von starken vollverben behalten ihr *-e* : *vüere* (220); *hulfe* (761); und im reim *bæte* (405); *behüete* (527); *sæhe* : *geschæhe* (541); *riefe* : *sliefe* (645); *stieze* (746)[2]. somit ist *der* sicher zu streichen in dem vers 792 *Wâ vunde man* [*der*] *nu einen.* — v. 346 *hère* (sub 18) *müest* (sub 10) *sichs* (sub 15). — v. 347 *èr ein rìter* (sub 17). — v. 355 *wil* (sub 10). — v. 356 *wol* zu streichen (sub 21). — v. 358 *zorn* ⟨*der*⟩ *was* (sub 7). — v. 359 *Swaz.* — v. 365 *al bî* (sub 9). — v. 372 *rehte* (sub 9). — v. 374 [*é*]. — v. 377 *edeln.* — v. 380 *Sô.*

24) v. 381. 382 : *in* bzw. *im* werden hier wol incliniert sein, wie 743 zu schreiben ist *Dô sach ern jæmerlîchen an* und 414 *Dern nie gesach, der was im holt* und danach wol auch 392 *Dern mit ougen nie gesach*, überall gegen die hs. und vdH. — die volle form kommt, falls ich nichts übersehen habe, in vergleichbaren fällen nur vor 580 (*Die in*); 143 (*hiez in*); vom standpunkt der metrik aus zweifelhaft ist *man im* (406); *ich im* (492); *ich in* (276). — v. 384 komma zu streichen. — v. 388 *ópfertè.* — v. 391 *manger vil wol*, vgl. 697. — v. 392 *Dern* (sub 24). — v. 397 *und.* — 402 [*vil*] *vrô* (so schon vdH. in den laa.), vgl. 204. 585. — v. 404 *sîn* ⟨*aller*⟩ *meiste*[3]. — v. 414 *Dern* (sub 24). — v. 415 f *Vil liute im wunschten heiles. Der tôte sît*

[1] sonst allerdings stets *daz ich* (69. 310. 432. 698. 729. 760) wie auch immer *daz er.*

[2] so auch im präsens : *neme* (150); *lese* (: *wese* 151); *süle* (152); vgl. die indicative *denke* (198); *sage* (49. 187. 320); *wæne* (513).

[3] eine bewuste auslassung des schreibers, der in manchen fällen, wo er die vierhebigkeit des einen stumpfen verses verkannte oder durch änderung zerstörte, den andern gleichfalls auf drei hebungen reducierte, s. 39 f. 183 f. 545 f; der umgekehrte fall 829 f.

sîns teiles (sub 21). — v. 417 *gote : bote* wie 191 *mite : rite* (sub 7). — v. 419 verderbt und unklar. — v. 420 *wie sol ich tuo* (sub 2). — v. 421 f *behage. Er begunde* (vdH. in den laa.). — v. 425 *silber ist.* — v. 430 *iu's silbers* (sub 20). — v. 434 *ruochte* (sub 15 und 21). — v. 436 *Ir deheines* (sub 21). — v. 440 *lihte* (sub 9).

25) v. 441 *Einz* wie 718; dagegen *einez* 424; *keinez* 437. — v. 445 *gie dô*, vgl. 134. 359. 596. — v. 446 *hizze* (sub 2). — v. 455 *erz* (sub 15). — *[hin]* (sub 10). — v. 461 *michz ors beschouwen* (sub 20). — v. 464 *wolt ez brechen* (? sub 10 und 15). — *Ich erschrak sîn tûlank sêre*, vgl. 723. — v. 471 *al gemeine* (sub 9). — v. 472 *Ein sô schœnez ros si nie gesân* : l. *Schœner ros* ganz wie 662 für *Nie ein sô grôze hôchzît mê* zu lesen ist *Græzer hôchgezîte mê*. — v. 473 *Der hêre 'z ors* (sub 20). — v. 474 *mier'z.*

26) v. 475 *Êst umb kein silber veile* : über *êst* sub 3. *umb* findet sich noch 481 und 740, neben überwiegendem *umbe* (107. 113. 219. 231. 244. 318 (?). 386. 783. 784. 790). — v. 476 *dan* (sub 6). — v. 482 *deheinen* (sub 1). — v. 487 f *al eine Welt edelez gesteine* (sub 9). — v. 489 *künnet* (sub 5). — v. 490 *lât michz ors hin traben* (sub 5 und 20). — v. 493 *trabet ez* (sub 5).

27) v. 494 *Mich entriege danne mîn sin* : ein anscheinend tadelloser (*dan* st. *danne*, sub 6) und doch für diesen dichter zu kurzer vers : denn die negationspartikel *-en* füllt bei ihm nie eine senkung, falls ein *ich*, *mir*, *sô* vorausgeht; so wird betont : *ichn weiz ninder ir gelîch* (163); *der burger sprach : ichn tuon sîn niht* (289); und deshalb auch : *hé̂r, ichn wéiz wiez iu behage* (165) und durchaus mit einsilbigem auftact *ichn wéiz* (278. 421. 742. 789) und *son durft* (714); *son wird* (779); endlich *mirn darf niemant beiten* (426)[1]. somit fehlt an obiger stelle eine hebung, die sicher durch einsetzung von *Er sprach* zu beschaffen ist, denn der dichter lässt dieses nur höchst selten fehlen. so steht es 67. 72. 79. 87. (92). 116. 149. 161. 194. 232. 260. 287. 289. 309. 314. 321. 324. 340. 420. 423. 431. 439. 443. 460. 463.

[1] vgl. die schwächung des *en-* (= *in*) in *iu'ntriuwen* zu 508. — dagegen verschmilzt *er* mit vorhergehndem *dô*, *swâ* niemals zu éiner silbe (339. 411. 581. 658); so wird also *dô*, *sô* auch als auftactsilbe zu fassen sein in den versen 147. 328. 721.

474. 480. 483. 487. 501. 506. 512. 548. 596. 603. 609. 613. 690. 697. 701. 705. 707. 726. 738. 741. 753. 759. 765. 773. 796. 807. 853; vgl. *ruofen* 251; *(ge)dâhte* 106. 125. 305; wo es fehlt, handelt es sich um eine antwort auf directe frage (475. 811. 820), oder es ist durch den vorhergehnden satz dem sinne nach indiciert (744. 818). keines dieser momente trifft hier zu, somit ist die ergänzung des *Er sprach* vollkommen gesichert — genau so wie 715 *Ist si aber guot* durch vorangestelltes *Sprach er* (vgl. 92. 439) zu bessern ist: denn auch hier fehlt das inquit gegen alle sonstigen gewohnheiten. — v. 469 *Ez ist in turnei ⟨harte⟩ guot.* — v. 498 *erz* (sub 20). — v. 499 *guotez* (sub 13). — v. 501 *Der ritter sprach : ir wænt, ich tob (: gelobt)* : natürlich *ich wæn, ir tobt*!

28) v. 503 *Iuwer triuwe mir an mîn hant*; unmöglich ist *triu*, denn der dichter gebraucht das wort stets zweisilbig[1]. die belege sind 3. 7 (*dast*, sub 3). 13. 721 739. 760. 770. 779. 794. 856. 859; im reim 719. ebenso ist *vrouwe* stets zweisilbig (57. 73. 79. 84. 92. 153. 158. 213. 252. 539. 609)[2]. als verderbt ergibt sich 548 *Zehant diu schœne vrou dô sprach*, wo *dô* zu streichen ist; ferner 783, s. zur stelle. — somit wird der obige vers durch umstellung zu bessern sein : *Mir iuwer triuwe an mîne hant.* — v. 508 nachdem der ausruf sonst *entriuwen* lautet, so dürfte zu schreiben sein : *Ich gib iu 'ntriuwen rehten teil,* vgl. sub 27. — v. 509 str. *gerne* (sub 9).

29) v. 510 *An die vrouwen gedâht er niht* : l. *dâht* (sub 15 und zu 125), denn einsilbiges *vroun* ist nicht anzunehmen; die zweisilbige form kommt sehr oft vor (2. 95. 168. 465. 566. 586. 590. 593. 683. 693. 709. 711. 719. 730. 751. 763. 768. 772. 780), dazu im reim 227. 462. 573. 564. 747. ebenso steht es mit dem analogen *triuwen*, *getriuwen* (6. 20. 22. 508. 777; im reim 293. 823). daher ist 740 (*Swie mirz umb die vrouwen ergê*) zu lesen *gê*[3]. — v. 513 *Ich wæne ⟨niht⟩ daz ie kein man.* — v. 514 *Ein alsô guotez ors gewan* (sub 13). — v. 516 *orse stên* (sub 7). — v. 518 *Machte*, s. 375 f. 852. — v. 524 *stniu*, s. zu 302. — v. 526 *bâten.* — v. 527 *sîne.* — v. 529 *Und hulfe*

[1] aufser wo elision eintritt (17. 713. 758. 825. 858). hiatus kommt bei diesem worte nie vor, denn 837 fehlt *noch*, s. zur stelle.

[2] dazu mit hiatus 119. 219. 504. 706. — elision 169. 595.

[3] vgl. Lachmann z. Nib. 1867, 2.

im guoter êren (sub 21). — v. 541 *Dazs ûf* (sub 4). — v. 542 *kein* (sub 1). — v. 544 ff *Alrêrst begunde melde Den hêren offenbâre Und rief dâ zewâre Swer* . . . (sub 10 und 9). der v. 547 ist zu kurz, im folgenden eine lücke, die den zusammenhang unterbricht. — v. 548 str. *dô* (sub 28). — v. 549 *hilf et mier* (sub 5). — v. 552 *des êrsten* (sub 33). — v. 554 str. *ie.* — v. 555 *im* (la.). — v. 556 *nâch ritterlîchen siten*, s. 460. — v. 557 f *Wie schiere si genanden Daz si ze samen randen* (st. *genamen: geramen*) [1]. — v. 563 *Swer tschustes sich* (sub 21). — v. 564 *nie ir kein*, s. 245. — v. 565 *Er viel ⟨nider⟩ ûf.* — v. 567 *ir.*

30) v. 568 *mangen* (st. *manigen*) : gelegentlicher mitteilung Schröders verdank ich den hinweis, dass viele dichter blofs *manger*, *künges* kennen, während sie in *manic*, *künic* den ableitungsvocal bewahren (ev. neben *manc*, *künc*). hierher gehört auch unser gedicht, die flectierten formen werden durchaus für hebung + senkung gebraucht, sind also zweisilbig (46. 179. 391. 562. 568. 593. 616. 624. 627. 632. 670. 673. 678). ebenso füllt aber auch *manik* einen ganzen fufs (154. 167. 569. 728). daraus ergibt sich, dass die verderbnis des sinnlosen verses 650 bereits 649 beginnt (*Mank senftez küssen im dô wart*), somit *im dô* wol zu tilgen ist, s. zur stelle. — v. 573 l. *Alrêrst gesân die vrouwen* : die hs. bietet dieses *die.* — v. 579 *Dazs im allês prîses jân* (sub 4 und 20). — v. 583 *Sîn harnasch zôch er ûz zehant Und leit an ein vil guot gewant*; vgl. 685 : das hsl. *nider* ergibt unmögliche verschleifung und ist obendrein durch das sogleich darauf folgende *nider* (583) verdächtigt. — v. 586 *sin ⟨der⟩ stuont*, s. zu 338. — v. 588 *Dô sim* (sub 4). — v. 600 *ein* (sub 17). — v. 611 *stên*, s. 129. — v. 614 *ân* ist verdächtig. — v. 619 f *Vil guoten wîn in allen Schankte man mit schallen* (sub 7 und 10). — v. 622 *werelt* wie auch 755. — v. 623 *ê'z* (sub 15). — v. 625 f *Zuo einen hôchgezîten Wan ez was erschollen wîten* (sub 9 und 10). — v. 630 *al dar* (sub 9).

31) v. 633 *In vil guoten gewanden* : l. *gwanden*? kaum! eher wird ein andres adjectiv (des accenttypus ´ × ˌ) einzusetzen sein : denn v. 685 ist die form ohne synkope gesichert und 397. 584 wahrscheinlicher als die synkopierte; auch braucht man für *gewinnen* und seine formen nirgends die annahme der synkope

[1] dass *genande* späteren schreibern unverständlich war, zeigen auch andere stellen (GA. nr 2 v. 380; nr 48 v. 149).

(362. 514. 800. 801); vgl. *gewegen* (57). überhaupt ist der dichter kein freund dieser synkope : er behält das *ge-* bei vor *d* (daher *hân gedâht* 636; *dâht er* 510); vor *g, h, k*; vor *l* : stets *geliche* (62. 94. 163. 505) und *gelouben* (281. 429. 789); *geligen, geleit* (206. 266. 358. 699); *gelinget* (110); *gelobt* (502)[1]; vor *m*: *gemach* (259. 412) und in 6 andern fällen; ebenso vor *r* (denn 250. 434. 720 ligt die besserung zu nahe); und vor *s* (sogar *geselleschefte* 700)[2]; sowie vor *t, v, z*. synkopierung hat blofs statt in dem hergebrachten *gnâden* (821)[3], kaum in *genôzen* (274, l. *sîn gen.*), nicht in *geniezen* (745); *genomen* (374); *genanden* (conjectur 557). — auch *ze* wird nicht synkopiert : *zewâre* (546, falls die conjectur richtig ist; 261. 735 können nichts entscheiden); *zesamen* (382. 558). und *verl-* wird nie zu *vl-* (*verliesen* und seine formen 54. 305. 712. 760); daher ist v. 718 zu lesen *éinz verliesen* (sub 25). — v. 635 *Wart sîm* (sub 4). — v. 636 *Solt* (sub 10) *der hêre hân* (sub 31). — v. 641 *si mohte hân gesehen.* — v. 643 *lâgens* (sub 4). — v. 648 ff *Von ir rôten munde Manik senftez küssen wart Im in vriuntschaft unverspart* : über *Manik* sub 30. — v. 655 *an ir w.* — v. 660 *Des wart ir brûtlouft* (hs. *bosheit*) *alsô grôz?* — v. 661 *nie ⟨weder⟩ sint noch ê*, vgl. 186. — v. 662 *Grœzer hôchgezîte mê* (zu 472). — v. 663 *Dâ mohte man wol sch.* (sub 10). — v. 669 f *gebuhurdiert : wol geziert* (sub 5). — v. 671—674 sind zu streichen : der schreiber war von *Sach man dâ* (675) auf dieselben worte (679) übergesprungen, schrieb 679 f zu ende, bemerkte dann den fehler, und anstatt das verspaar wider zu tilgen zog er es vor, den text durch zwei verse eigner mache zu bereichern (673. 674), wobei er seine phantasie an v. 670 befruchtete. — v. 675 *schône* (sub 9). — v. 677 *tetz* (sub 15) *durch rehte hübischeit.* — v. 681 *âbends* (sub 21). — v. 682 *wil* (sub 10). — v. 686 *leit* (sub 10). — v. 689 *abe sîne schuo* (sub 2). — v. 690 *zuo tuo* (sub 2). — v. 691 *Er hiez si alle gên hin vür* (sub 4). — v. 692 *ein* (sub 17). — v. 696 *imz* (sub 20). — v. 697 *wizzt* (sub 5). — v. 699 *hînt* (sub 9). — v. 702 *ést* (sub 3). — v. 703 *Habt et* (sub 5). — *halbiu* (zu 298). — v. 710 *dan* (sub 6). — v. 712 *Lieber ich den lîp verlür.* — v. 714 *Son.*

[1] dadurch wird *zegliden* 464 wider unwahrscheinlich (sub 10 und 15).

[2] *gestên* st. *stên* 516. 611 ist fehler, denn es heifst *gestuont, gestalt, gestôzen, gesteine.*

[3] weder *gots genâden* noch *gotes genâden* ist möglich.

— v. 715 (*Sprach er*), *ist* (sub 27). — v. 717 *gerne* von vdH. mit recht gestrichen, vgl. sub 9. — *einz* (sub 25 und 31).

32) v. 719 statt *oder die* l. *od die.* sonst nimmt *oder* stets den ganzen fufs ein (80. 196. 242. 344. 349. 387. 435. 819; vgl. *aber* 317. 715). da der dichter das *-e* nach dental gerne apokopiert, wenn ein weiterer dental darauf folgt (sub 10), so würde das auf *ode* (statt *oder*) schliefsen lassen. — v. 720 *daz iuchs* (sub 15) *iht riuwe* (sub 15). — v. 726 *owê mich*, vgl. 604. — v. 729 *[ê]*. — v. 735 *Zewâre* (sub 9). — v. 737 *ichz* (sub 15). — v. 738 *(ge)sprach.* — v. 740 *gê* mit vdH. la. (sub 29). — v. 743 *ern* (sub 24). — v. 745 *lâzt* (sub 5). — v. 750 *mir's guotes* (sub 20) *keine* (sub 7). — v. 751 *lâzt die vrouwen eine* 'lasst sie ungeschoren'. — v. 754 ⟨*niht*⟩ *ein ber* mit vdH. (la.). — v. 755 *werelt*, vgl. zu 622. — v. 757 *ez allez* mit der hs. — v. 761 *Beriht et mich* (sub 5). — v. 764 *ir.* — v. 767 *Die næme ich vür mî'n teil niht?* — v. 775 *Iu daz pfert ze mînem schaden* (Jellinek). — v. 778 *al* richtig ergänzt (sub 9). — v. 779 *Son wird* (sub 27) *ich nimmer triuwelôs* (sub 28). — v. 781—784 halt ich für zusatz des schreibers : metrisch ist nur der letzte vers in ordnung, denn im vorletzten kann man weder *vrou* annehmen (sub 28) noch *drumbe*, da der dichter *dar* in solchen verbindungen niemals synkopiert[1]; die verse 781 f lehnen sich überdies an 758 f an, und *dar umbe* neben *hie umbe* ist nicht nach der art unseres dichters. — v. 786 *Der ritter* ⟨*der*⟩ *tet zuo die tür* (sub 7). — v. 787 *liezs* (sub 4). — v. 789 *Ichn* (sub 27). — v. 792 ⟨*der*⟩, sub 23. — v. 798 *Wizzt* (sub 5). — v. 802 f *miste zie. Von iu* (sub 2). — v. 805 ⟨*ûz*⟩. — v. 808 *mir* ⟨*immir*⟩. — v. 813 *nâhen?* sub 14. — v. 814 *grîft et* (sub 5). — 816 *schîmen* (Sievers). — v. 820 ⟨*de*⟩*heinen* (sub 1). — v. 821 *gnâden* (sub 31). — v. 827 *ich* ⟨*hin*⟩ *varn*, vgl. 831. — v. 829 f *Ich wil iu biten heiles. Hie verzîe* (sub 14) *ich mich mîns* (sub 8) *teiles.*

33) v. 832 *Ze dem himelischen trône* : schwerlich richtig, denn *zuo* wird nie verschmolzen, es heifst stets *zuo dem* (134. 192. 194); *zuo einer* (215); *zuo einem rîchen* (234. 248, s. zu den stellen)[2]; *zuo im* (338); *zuo in* (258); vgl. *zuo mir* (265. 319. 341). deshalb ist 552 *des* (st. *zem*) *êrsten* zu lesen, und hier *Zuo dem himeltrône.* — v. 833 f *Der hêre gienk ze der tür hin*

[1] *dar an* 151. 762; *dar ûf* 176. 478.

[2] dazu *zuo einen* 625 nach meiner herstellung.

wider, Er was vil vrôer danne sider : aber sonst heifst es wie *zuo dem*, so auch *zuo der* (593. 693), und der zweite vers besagt das gegenteil von dem, was er sollte; somit ist etwa zu lesen: *Der hêre zuo der tür hin wider Gienk : er was vil vrôer sider.*

34) v. 837 f *Swer triuwe unde êre Behalten kan sêre* : dass nach *triuwe* sonst kein hiatus zu finden ist, mag zufall sein, da er nach *vrouwe* vorkommt (sub 28) : aber ein zweiter hiatus, und gar nach dem tonlosen *unde* ist mehr, als der vers vertragen kann : l. *Swer ⟨noch⟩ triuwe und êre*, wobei *noch* wie 17 (vgl. 858) gebraucht ist. — überhaupt zeigt sich auch bei *und* — *unde* die gleichmäfsigkeit der sprache : denn *unde* wird nur im vorletzten fufs des stumpfen verses (60. 116. 144. 147. 157. 178. 200. 210. 247. 340. 403. 526. 603. 796. 854) und des klingenden (125 *dâhte*; 367. 664) aus alter tradition neben *und* (397. 576. 585. 772) verwendet, sonst herscht durchaus *und* (29. 138. 151. 161. 169. 221. 270. 294. 301. 320. 325. 521. 529. 602. 613. 654. 685. 686. 758. 813. 851). diese beobachtung zeigt, dass den versen 68. 191. 546 mit *Unde* nicht beizukommen ist. — v. 839 *hulde* (sub 2). — v. 842 f *Nâch dem wirte sende Hiez der vil t. g.* — v. 844 *ein* (sub 17). — v. 851 *Beidiu.* — v. 853 *Er sprach : hêr, al die wîl ich lebe* (sub 9 und 18). — v. 852 *lîn* (sub 14). — v. 855 *wurdens* (sub 4). — v. 865 f sind wol zusatz, wenigstens hat der reim *-ŏt : -ôt* keine analogie im gedicht : möglich, dass auch die beiden vorhergehnden verse aus der feder des schreibers geflossen sind, dem sicherlich auch die verse der überschrift (*miste be-*!) angehören.

Nunmehr dürfte dem text, von einzelnen verderbten und nicht mit voller sicherheit herzustellenden versen abgesehen, wol die form zurückgewonnen sein, in der er ursprünglich ans licht trat. die metrische technik des dichters zeigt sich hochentwickelt: zwar den hiatus hat er nicht gemieden (104. 119. 196. 219. 243. 331. 336. 340. 409. 440. 504. 575. 706. 736. 807), aber die verse sind nach guter alter weise vierhebig-stumpf oder dreihebig klingend gebaut, der auftact steht facultativ, enthält aber nur selten zwei (stets leichte) silben, und im innern des verses herscht bei abwesenheit jeglicher stärkern accentverletzung ein regelmäfsiger wechsel von hebung und senkung, der durch zweisilbige senkungen nicht gestört ist[1] und durch synkope der sen-

[1] denn die annahme der 'verschleifung' ist nirgends nötig : *tugenden*

kung nur unterbrochen wird bei compositen (*râtgeben* 66; *briefvaz* 148; *herberge* 231. 244; *münzære* 282; *stalmiete* 303; *selpvar*? 451; *armgrôzen* 553; dazu wird auch zu stellen sein *nâch sach* 212; *ûf stên* 683; *hin ûz gên* 769), in formeln (144. 147. 247. 403. 526), bei zahlwörtern (39. 50. 224. 327) und nach einer satzpause (502. 796. 799. 814), also in fällen, die fast ausnahmslos den feststellungen Jänickes entsprechen, die ich in meinem aufsatz zum Helmbrecht Zs. 47, 313 f angeführt habe[1].

Es hat sich im verlauf der arbeit gezeigt, dass die consequente betrachtung des versbaus der textkritik im hohen grade zugute kommt; es hat sich ferner gezeigt, dass darüber hinaus wie beim Schretel auch entscheidungen über die autorschaft, oder wie bei der Rittertreue, sichere resultate über die sprache des autors gewonnen werden können: auch dieser letztere punct kann, besonders bei kleinern dichtungen, wo die reime kein genügendes material an die hand geben, für fragen der höhern

(2) sowie *nigen der* (95) ist lautlich sicher nur zweisilbig gesprochen worden, ebenso *sibenzic* und die andern sub 8 angeführten fälle.

[1] ich benutze diese gelegenheit, um einige nachträge und berichtigungen, die mir von befreundeter seite zugekommen sind, anzufügen: svarabhakti zwischen *l* und *t*, lautphysiogisch kaum denkbar, lässt sich durch die schreibung *scilit* nicht stützen, denn die hs. (Ahd. gll. I 69, 17) bietet *s'clit* (hinweis von Sievers): somit muss für *über velt* (1815) ein anderer ausdruck gesucht werden, wol derselbe, der auch 416 vorhanden war (*ecke* B). — Wiessner verdanke ich einleuchtende besserungsvorschläge zu den von mir aao. s. 312f als verderbt bezeichneten versen 869 (l. *Ein guot vleisch lac ouch dâ bî*, vgl. 883); 1488 (l. *Daz im Gotelint was komen*, vgl. 1486); endlich 1103 (bei mir verdruckt 1107) *Sun* aus dem folgenden vers heraufzuholen und der satz zu verstehn als: 'schalte und walte nur frei (ohne selbst hand anzulegen)', vgl. Walth. 55, 10f. — s. 306 v. 608 ist *mîn* druckfehler für *dîn*. — die form *sune* endlich steht, wie mir Zwierzina schreibt, auch für Wolfram neben *suon* fest, braucht also kein epagogisches *-e* zu enthalten. — schliefslich bemerk ich noch, dass die härteren von den s. 315 f angeführten accentversetzungen wahrscheinlich durch besserungen beseitigt werden müssen: 142 *von kéinem snî'dære* (somit der zweiten kategorie, s. 314, zuzuzählen); 476. 575. 1021. 1236 l. *(n)immer mê* st. *(n)immer*, ein in späteren hss. häufiger fehler; 1017 *ze genôzen*: schwach flectiert (Mhd. wb. II 1, 396); 1331 *voller* oder *vollen*; 499 rechtfertigt die satzpause das fehlen der senkungssilbe. und so mögen auch die paar noch übrigbleibenden fälle zu beseitigen sein: verderbnis ist mir bei der so jungen und auf gemeinsamer vorlage beruhenden überlieferung jetzt durchaus wahrscheinlicher, als dass der dichter bei sonst guter declamation einzelne so starke härten zugelassen habe.

kritik oder für die zuweisung eines gedichts an einen bereits bekannten verfasser oft entscheidend werden. deshalb sollte die frage 'glattes oder freies metrum?' bei diesen spätern dichtungen stets den ausgangspunct jeder philologischen untersuchung bilden. wie weit verbreitet die glatte technik war, das ergibt sich schon aus einer durchmusterung der im Gesamtabenteuer vereinigten stücke, von denen hierher gehören die nummern 2; 8 (sehr verderbt); 12; 13 (stark verderbt); 14; 15; 16; 21; 22 (vielleicht)[1]; 23; 26; 27; 28 (mit beabsichtigter ausnahme von 192 ff); 30; 37 (stark verderbt); 38; 41; 57; 62; 68[2]; 73; 89. dazu kommen noch die gedichte Konrads von Würzburg, Die halbe Birn, und eine der erzählungen Herrands von Wildonje, deren glattes metrum längst erkannt ist (nr 4; 9; 10; 11; 43; 70), ferner die von mir behandelten stücke (nr 6; 65; 66). somit sind unter 75 gedichten des Gesamtabenteuers, die ich untersucht habe[3], nicht weniger als 31 in versen abgefasst, deren regelmäfsiger fluss wol nur durch die bekannten ausnahmen gelegentlich unterbrochen wird. zu besserungen, je nach der wechselnden gunst der überlieferung sehr zahlreichen oder ganz geringfügigen, ist man be all diesen texten gezwungen, soll die ursprüngliche glätte wider zutage treten. aber deshalb diese selbst zu bezweifeln wird niemand in den sinn kommen, der erwägt wie fehlerhaft jede einzelne hs., und wär es die beste, sich gegenüber einer reichen überlieferung erweist. ein dichter, der neun verse mit zierlicher kunst nach einer bestimmten metrischen technik baut und beim zehnten ohne erkennbaren grund die bis dahin erreichte würkung durch eine formlosigkeit vernichtet, ist eben so sehr eine ausnahme wie ein schreiber, der zehn verse überliefert, ohne einen einzigen fehler zu machen. gewis kann eine strenge formale kritik da und dort auch einmal den d i c h t e r bessern : aber das

[1] sicherheit kann nur ein auf grund sämtlicher hss. aufgebauter text geben. Lambel (Erzählungen nr 8) konnte nach dem plan der Pfeifferschen sammlung über das hss.-verhältnis nichts mitteilen, sodass die frage erneuter prüfung bedarf.

[2] die aus dem nachlass Haupts veröffentlichte kritische bearbeitung (Zs. f. d. phil. 7, 65 ff) schafft störungen des metrums, statt die vorhandenen zu beheben.

[3] denn die 25 stücke, die vdH. umfangreicheren dichtungen entnommen hat (also die nrn 67; 74—86; 88; 91—100), hab ich aus begreiflichen gründen beiseitegelassen.

halt ich noch immer für weniger schlimm, als ihm an allen orten aus blindem vertrauen zum schreiber unrecht zu tun. einer frisch-fröhlichen conjecturalkritik, die solche texte mit flickwörtern à la *dô, dâ, nû, vil, wol* oder mit teils antiquarischen, teils aus andern dialekten zusammengestoppelten sprachformen überschwemmt, möcht ich damit gewis nicht das wort reden. aber wer seinen dichter aus den gut überlieferten versen heraus vorerst genau studiert hat und in den gewohnheitssünden späterer schreiber einigermafsen bescheid weifs, der wird in den meisten fällen mit ziemlicher sicherheit an die kritik gehn — oder wenigstens die einsicht gewinnen, dass er es mit einem total überarbeiteten und verderbten text zu tun hat.

Wien. CARL VON KRAUS.

Nachtrag.

Durch zufall gelang ich zur kenntnis der noch heute lesenswerten recension, die Pfeiffer in den Münchener Gelehrten anzeigen 1851 dem Gesamtabenteuer vdHagens gewidmet hat. darin finden sich s. 714 ff eine reihe von emendationen die den von mir vorgeschlagenen conform sind (zu v. 22. 62. 106. 125. 165. 234. 283. 372. 374. 380. 417. 482. 501. 648. 803). aufserdem scheint mir Pf.s conjectur *Vor* st. *Von* (211) richtig zu sein, und erwägenswert sein vorschlag, v. 474 und 549 die form *mie* für den dativ 'mihi' anzusetzen, wenn ich sie auch für ostfränkische denkmäler sonst nicht belegen kann (doch vgl. *mi* bei Weinhold Mhd. gr. § 471).

Prag-Smichow. CARL VON KRAUS.

GÜNSER BRUCHSTÜCK
DES MNL. RENOUT VON MONTALBAEN.

Hr archivar JohAugușzt fand unter den von ihm verwalteten acten der kgl. freistadt Güns ein grofses pergamentdoppelblatt mit altdeutschen versen, das er mir zu genauerer bestimmung bereitwillig nach Berlin übersante. es ergab sich leicht, dass es sich um ein neues fragment des mnl. Renout handle : aber dies fragment zeigt besonderheiten der textgestalt, die es von der bisher bekannten Renoutüberlieferung sehr interessant abheben und dem hrn entdecker unsern dank dafür sichern, dass er das merkwürdige stück der vergessenheit seines archivs entrissen hat.

Das grofse doppelblatt, 37 *cm hoch und* 24 *cm breit, hatte als actendeckel gedient; wie der text erweist, war es dabei verkehrt gefaltet worden, so dass die innenseiten nach aufsen gekommen sind. die folge davon war, dass diese ursprünglichen innenseiten stark abgescheuert sind; oft sind vom ehemaligen text nur noch helle furchen zu erkennen, aus denen die tinte verschwunden ist; sehr oft fehlen selbst diese unsicheren spuren. es kommt hinzu, dass auf dem jetzigen vorderblatte eine hand des* 17 *jh.s in grofser canzleizierschrift vermerkt hat* : 'Wrothocollum Ciuitatis Günnfs Aō 15 95. 96. 97. 98. 99. 600' *(diese* 6 *zahlen untereinander); da die grösten dieser lettern* 7½ *cm hoch und ihre dicken schäfte tiefschwarz ausgefüllt sind, so geht auch dadurch viel text verloren. andere hände derselben zeit haben aufserdem in kleiner dünner schrift :* A° 1601 1602 1603 *notiert und lat. sätze hingeworfen :* Parum est ius in Ciuitate nisi sunt qui iura regere scit (*dies* scit *undeutlich*) *und* Omnia concludo (*oder* conando?) docilis forensia. *auch auf der jetzigen hinterseite stehn allerlei kritzeleien und federproben.*

Sehr viel lesbarer erwies sich der text der jetzigen innenseiten des doppelblatts. sie sind mit dickem papier beklebt gewesen und grofsenteils noch heute beklebt : unter ihm hat sich die alte schrift gut gehalten. freilich darf man, wie schon Augușzt erkannte, das papier nicht ablösen : es ist so fest aufgeleimt, dass jedes abweichen mit dem papier zugleich viel von der darunter befindlichen tinte fortnimmt. ich half mir, indem ich die obern schichten des papiers

vorsichtig abrieb und dann gegen das licht las: dabei blieb kaum ein zweifel.

Die hs. ist zweispaltig; jede spalte enthält 40 *zeilen. der beschriebene raum ist* $28^{1}/_{4}$ *cm hoch,* $17^{1}/_{2}$ *cm breit. der schriftcharakter weist in die mitte des* 14 *jh.s. die verse sind abgesetzt; am versanfang stehn flüchtig miniierte majuskeln, an den capitelanfängen gröfsere initialen, abwechselnd rot und blau. die capitelüberschriften sind ganz rot geschrieben.*

Das bruchstück erzählt, wie Maleghijs, als pilgrim verkleidet, von Karl mit schlechtem danke bewirtet wird, wie dann Roland den jungen Ritsaert gefangen vor den rachgierigen könig führt: keiner von Karls paladinen will den gefangenen henken, wie der könig das wünscht, bis schliefslich der böse Ripe sich dazu erbietet, falls die paladine ihm sicherheit vor ihrer rache zusagen: Ogier versagt sie; damit bricht das stück ab. die sehr einförmigen und stereotypen verhandlungen Karls mit den 12 *paladinen nehmen leider einen grofsen teil des raumes fort. die mnl. Renoutfragmente, die Matthes (Groningen* 1875) *gesammelt hat, bringen nichts von dieser partie; dagegen entspricht sie in der hauptsache den vv.* 10573—10840 *der hochdeutschen Heidelberger bearbeitung (Reinolt von Montelban, hsg. von Pfaff, Tübingen* 1885), *und dieser text erwies sich beim lesen der undeutlich gewordenen stellen als wertvolles hilfsmittel: hoffentlich hat er mich nicht verführt, mehr zu sehen als sichtbar ist. auch das knapp erzählende und stark kürzende mnl. prosavolksbuch von den Haimonskindern, das gleichfalls Matthes (Groningen* 1872) *herausgegeben hat, und den altfranzösischen Renaus (hsg. von Michelant, Stuttg.* 1562) *hab ich mit gewinn vergleichend herangezogen*[1] *(Heemsk. s.* 141—143; *Renaus s.* 252—273).

Der folgende abdruck gibt genau den hsl. text wider, unsicheres in cursivem druck. ich habe links die 320 *zeilen des blattes durchgezählt, natürlich in der richtigen folge, nicht nach der falschen faltung der hs., und rechts die verszählung der Heidelberger fassung angegeben. unter dem text sind, soweit das für verständnis und kritik nötig schien, entsprechende stellen und worte aus den andern fassungen des gedichts mitgeteilt worden.*

[1] *im folgenden bedeutet G dieses Günser fragment, H die hochdeutsche umdichtung, Vb das niederdeutsche prosa-volksbuch 'De vier Heemskinderen' und R das französische gedicht.*

IIra

Herre ſprac maleghijs die deghen do 10573
Eyne maltit doet mÿ gheuen no
Dat v god die gude
Lone dorg ſine demûde
5 Ic byn mit hungere beuaen 10575
In mach nicht langer ſtaen
Dit ſprac maleghijs die deghē da
Dat ghi deylhaftich mutē weſen za
A*n* den we*ghen* die ic hebbe ghegaen 10580
10 Vñ al der woldaet die ic hebbe ghedaen
Ic hebbe gheweſen vil ſchone da
To ſunte petere t*e* rome za
Vñ hebbe *oec* weſen al ghewiſſe
To ſunte iacop in galiſſe
15 Dor godes willen heb ic vele ghe gāgē
Vñ ſware penitentie vntfangen
Ic hebbe ghewesen de^s^ ſijt ghewijs
Jn prouentſen to ſunte gilijs
Oec heb ic ghe*weſen* ouer zee
20 Jn deme zvten lande van galÿlee
Alſo heb ic bi deme gudē daghe weſē
To ihrl'm vñ mîne tide gheleſen
Herre also helpe mi god
To ſent andreſe den ſcod
25 Here noch nÿe nequā ic daer
Daer ic den hunger hedde ſo ſwaer
Do ſprac karl ſum min leuen
Pelgrime mē ſal v eten gheuen

3 das uch got spar uwer leben *H* 10574; *aber* God sij u loon *Vb* 141 *bestätigt die la. von G. vgl. R* 252, 37 : a manger me dones, por Deu et por son nom. 4 demûde *mnl. sonst unbezeugt.* 8 De cest pelerinage, que conté vos avom, l'une moitié parmi, sire, vos en donon *R* 253, 36. *die vv.* 11—26 *fehlen in H, werden aber als echt erwiesen durch Malagis Reiseschilderungen R* 253, 17—32 *und noch mehr durch* 251, 15 *ff* Je vieng de Jherusalem, del temple Salemon, Si m'en ving droit par Rome, à saint Pere au baron, puis alai à saint Jaske et avant au perron. 25 *der apostel Andreas galt als schutzheiliger der Schotten; hier wird die nach ihm benannte 'heilige stadt' Saint Andrews gemeint sein, wie mir Schröder bemerkt.* 28 u *Vb* 141, dir *H* 10581.

Aldus dede karl die deghen vroet
30 Maleghise geuē eyne maltit goet
Alse hey was ghesetеn 10585
Tor taflen vn̄ solde eeten
Men brachte heme broet vn̄ wyn
Mit ghema*l* at die pilgrÿrin
35 Karl selue die edele here
Deynde vor deme *p* lmenere
Sine morsele sal heÿ pareren d
Vn̄ eyn morseÿl sal hey nemē za
Dat van eÿme pauwet veet ‖ =*was* 10590
40 Hey *stak*et in die pencrade heet

II r b

Do sprac karl die namecunt
Pelgreme do op dinen munt
Sprac karl die edele here
Pelgreme in vnser vrowen ere
45 Wel ic di gheuē dat beste morseyle
Dat dinē munde ey wart to deyle
=b Dat morseÿl entseync hey tor stede
=a Maleghiјs sinen munt op *dede*
Jn den munt mit sin*en* tanden
50 Die coninc was heme *do* na ghestandē 10595
Maleghijs heft hene ghe gr*epen* za
Vn̄ den vilger v*il* nc af ghebetē da
Die coninc wirt vorvart *vil sere*
Sine hant toch hey acht*er wart* vere

32 aen de tafel *Vb* 141, zu dem tische *H* 10586. *den versen* 34—49 *entsprechen in H nur* 10588—92; *dass hier H gekürzt hat*, *erweisen Vb und R.* 34 Malegiis at en koning Carel diende hem *Vb* 141. *lis:* mit ghemake (*so mnl. Renout* 1017 *im reim*). 36 *lis* palmenere; *das sonst mnl. anscheinend unbezeugte wort gibt das im afrz. R sehr häufige* paumiers *wider.* 39 een bout van eenen pau *Vb* 141, uns rosti paon *R* 253, 3; *H* 10590 *statt dessen*: ein morßel von eim feisten kappen.
40 pencrade *versteh ich nicht.* 42 vrient, gapet, en neemt een morsel *Vb* 141; *noch beweisender*: paumiers, oevre la bouce et nos le te donron *R* 254, 22 (*vgl. oben v.* 45); *H* 10592 *nur*: und stieß das Malegys in den mont. 44 ik sal het u geven om gode *Vb* 141. 49 beet sijn tanden tsamen *Vb* 141; le prist as dens *R* 254, 26; *H* 10594 *ist flickreim.*
52 *lis* vil na: by nach *H* 10596, bij na *Vb* 141. 54 met haesten toog de koning sijn duim na hem *Vb* 141; *H* 10598 *ist flickvers.*

55 Sinen vinger heÿlt heÿ in der hant
Vn̄ ſaet *neder* dar heÿ eyn ſ *t* vant 10600
Vn̄ ſa des mogi mi gelouen *za*
Op maleghiſe mit ſellen oughē da
Karl ſprac do to hande
60 Pelgreme god geue di ſcande
Do ic dat morſeÿl ſolde ſteken da
Jn dinē mv̊nt heveſtu mic gebetē za = so
Mittime ſcharpen tande
God geue dij grote ſcande
65 Dattu dat eÿ vornemes 10605
Dattu her to houe quemes
Maleghijs die weder reyp alſo
Edele cō. belget nicht daer vmbe *no*
Jc was mit hungere bevangē ſo
70 Dat ict morſeÿl hadde binden tandē do 10610
Dat ſecgic v coninc ſekerlijc
Jn wande nūmer mer to eyng[s] tijt
Vt vwer hant hebben ghe gheten
Aldus quāt dat ic vk hebbe gebetē
75 Also helpe ſunte iohan
Here cō. ghÿ ſint eÿn bederue man 10615
H i r q u ā v o r d e n c o n i n c r o l a n t
V n̄ l e d d e g h e v ā g ē r i j t ſ a r d e a n ſ i n e r hāt.
MEt diſſer rede mit diſſer tale
80 . . . . rolant in den zale

II[va]

Vn̄ mit heme rÿtſar*t*
Do ſprac die coninc t*er* vart
Nv ſijt goden hogen pelegrym 10620
By gode ghi ſolen ghe wroken ſijn

56 sitten *oder* setel? und ging sizen uff ein bank *H* 10600; *den reim* hant: bank *bestätigt auch Vb* 141: en ging sitten op een bank. 60. 64 *ff* God ſchende u, pilgrim, dat gij hier quaemt *Vb* 141. 63 *f sind in H ausgelassen.* 69 so *auch Vb* 142, *fehlt H* 10609. 72 ik en meende het niet te tijde te krijgen *Vb* 142 *sichert sowol den reim* to eynger tijt *wie das H* 10612 *überlieferte* krygen. 77 *f die gesperrten zeilen hier*, 217 *f*, 311 *f*, *sind in der hs. rot geschrieben: gereimte capitelüberschriften, die dem original nicht angehörten.* 80 *lis* Quam rolant (*so HVb*, a iceste parole que nos ci vos dissom, entra Rollans *R* 254, 32).

85 Dat wel ic dat is mi ghelouet
Ouer den die vk heuet gherouet
Do ſprac karl die deghen fyin
We ome rolāt leyue neue myin
Sal my gud vn̄ eere geſcheyn no
90 Dat moẏt mi comen van di alſo 10625
Wo iſt nû ergang
Brenghy my rijtſarde ghevangē
Adir brenghy en op vwe gheleide
Sprac karl de
95 Rolant antworde tvhant aldaer 10630
Ic br ghevange vor waer
dar mede vwen wille
vn̄ ſtillen
Do ſprac karl die deghen fyin
100 10635
alſo hio
Gy ic ſelue doen hāghē
An d galgh montfaucoen
Also parduen
105 Noch by iner kele
Rijtſaert ſprac dit wele to vele
Coninc ghy neworde nie ſo coene 10640
Dat ghy pyn verdone
Alſe langhe alſe leue[r] reyn̄ min brod[r]
110 Mins vad[r] kint vn̄ miner mod[r]

85f *fehlen H, werden aber gesichert durch Vb* 142 : gij sult nu gewroken worden over die u berooft hebben. 88 *l.* wellecome. 92 my *fehlt H* 10627, *steht aber Vb* 142. 96 ic brenge hem gevangen *Vb* 142. 97 dus doet er uwen wil mede *ebda*, nu dut damit uwern willen *H* 10632. 98 uwern unmut solt ir da mit stillen *H* 10633; *l. eher* oppenbaer vn̄ stillen. 100 solich gabe muße wilkomme sin *H* 10635; *ein flickvers, der in G sicher nicht stand; auch für* 101 *bietet H nichts.* 102 ic sal hem doen hangen *Vb* 142; *l.* gy heren, den sal ic selue doen hanghen? 103 *l.* an den galghen te Montfaucoen. 104? 105 *l.* noch tauent (*vgl.* 144. 167; *Vb* 142; *H* 10638) by ſiner kele. 106 *l.* dit were (*HVb*). 107 konig, ir sint nit so kone *H* 10640; gij en waert niet so koen *Vb* 142. 108 dat gij u pijnen soudet mij te dooden *Vb* 142; *l.* dat gij u sout pijnen my to verdone? *in H entstellt.* 110 *fehlt H, dafür ein flickvers.*

S *sprac do karl die*
Setteſtv dic noch teghen mi
icht *puten* kint vor waer
Dit ſprac die coninc karl al oppēbaer 10645
115 *S*inen ſtaf heſt hey vorheuen =gheuē
Rijtſarde eyn *ſlaic* op dē rugge gh=
b D coninc hey bi der kelen nam ſan
a Rijtſart was eyn coene man
Doe *w* *daer* ſumelic van dē herē
120 *heylde by dem* gheren

II[vb]

Do ſprac die degen rolant
Die beſte rittere den men vant
Here bi deme guden daghe
Dit en is mý neýn bequeme ſaghe
125 Dat ghi diſſen ghevangheneē ſlaet
Daer ane do ghi grote ouerdaet 10655
Sine engeſte ſint to groet
Hey ſteyt in ſorghe van dir doet
Karl weder reyp do dat
130 *Rolant inmaghe nyt wat*
sprac karl die coninc v
Hey *teghen my* 10660
Rolant ſprac hey neue
Geuangē hebdi en ghegheuē my
135 Vn̄ minen will *mede* to done
Wel ghi *en* hanghen ritter cone 10665

111 *l.* Sa sprac do Karl die coninc vri? (*vgl. mnl. Renout* 658). 112 set gij u dan tegen mij *Vb* 142. 113 du arger puten son *H* 10644 (*vgl.* aerger puten kint *mnl. Renout* 1098). *für* icht *l.* licht (*liederlich, vgl.* lichte wijf). 115 *l.* Einen (*HVb*). 119*f l.* Doe was daer ſumelic van den heren Die den heylde by dem gheren? *vgl. H* 5696: auch waren da ettlich ander herren, die den konig griffen by dem geren. *Vb* 142 *hat*: Doe beschutten de heeren den koning, *was wol nicht den alten sinn trifft.* 122—24 *fehlen H, dafür ein flickvers; zu* 123*f vgl. R* 256, 16: Avoi, sire empereres, ci a grant traïson; certes, n'est pas barnage de batre son prison. 125 diſſen] minen *Vb* 142, *fehlt H.* 131*f l.* Doe sprac Karl die coninc vri Hey vormat hem teghen my; *vgl. Vb* 142. 133 *hinter* neue *stand wol auch ein flickreim auf* my.

Rolant *weder reyp* alſo
d here eyn ic
Hey is van minen ma *men*
140 *en h* *ſolde* mic ſcamē
Do ſprac karl die diet 10670
Rijtſar dit niet
Alſo geue my god pardoen
o tauent ſal v ghen doe
145 *Des ſijt ſeker*
e galghen 10675
Vñ *ſee*
Jc en hoge *meer*
Da ſprak karl dye deghen fyer
150 *hang olyuier*
Neyn ic herre
w ande m
10680
Deme hertogen
155 *Karl ſprac*
10685
Neyn ic
Die cō reyp
160 *V ardanne*

1ʳᵃ

ghi eeren muten leuen
ghy hang*en* m*i*nen *neuen*

138 *l.* By god here neyn ic niet jho? 139 *l.* Hey is van minen maghen samen (samen *flickreim; oder* camen, *vgl.* 177) Dade ic en hanghen ic solde mic scamen; *vgl. H* 10669 : want er ist von mynen nehsten magen. 142 *man erwartet etwa* R. dit versteyt u niet; *vgl.* 202; *doch widerstreben die schwachen schriftspuren.* 144 *l.* No tavent sal ic u hanghen doen. 145—160 *entsprechen die verse H* 16074—87, *die den inhalt der verstümmelten zeilen in der hauptsache widergeben; doch fehlen in H die nicht mehr herzustellenden vv.* 147 *f*; *statt* kiesen 16079 *scheint G das mnl. ungeläufige* walen *gelesen zu haben*; *auch v.* 160 *weicht offenbar von H* 10687 *erheblich ab, und dass auch das fragm. den durch reimbedürfnis erzeugten sinnlosen* galge zu Parys *H* 16075 *gebracht hat, bezweifel ich; in Vb ist diese partie und das folgende so verkürzt, dass das volksbuch wenig nützt; R behandelt die gespräche ganz abweichend, viel reicher und mannigfaltiger.* 161 *l.* Dat ghi met e. *nach H.* 162 *l.* Welt ghy.

Neyn ic bӯ deme g d d 10690
Hey is van minen *maghen*
165 Jc fuldes hebb*en grote ſchāde vor waer*
Worde hey *lvt* mar r
Karl weder reyp *do*
Rijtſard dit *vo vk t eyn ſtr* 10695
Jc wel vk notauent *doen*
170 Hanghen to montſaucoen
Do reyp karl die coene
*To n*aeſt dē hertogē ſamſoene
*Wel*li wrekē minen anden ni 10700
Vū haen minē neuē to winde ſit
175 Die hertoge weder reyp daer do
Bi gode here neyn ic nicht alſo
Hey is van *minen maghen* comen
W[s] hey ghehangē *ic h des* luttel vromē 10705
Do ſprac karl die deghen *vye*
180 Weldine hanghen her berengyer
Die hertoge dat w der reyp *tohant*
Neyn here ic hedd *ſcande ī alle lant*
Do ſpr*ac* karl d *coninc* ſyer 10710
Welline hange ogyer
185 Ogyer ant*wor ghereyt*
By gode here *neyn*
Hey *is min h* 10715
So
Do reyp karl die
190 *hāgē*
Die hertoge dar weder reyt
By gode herre
Do sprac karl her 10720
hangē
195 *Neyn ic alſo ſin*

163 by deme goden daghe *nach H.* 166 *l.* worde hey lutmare gehanghen daer? *H hat des reimes wegen geändert.* 167 *l.* Karl weder reyp do Rytſard dit vorsteyt vk niet eyn stro. 173 *l.* niet. 178 *l.* heddes. 179 *l.* vyer. 181 *l.* weder. 182 *l.* heddes. 183—186 *die je erste lücke rührt von einem loch her und ist ohne bedeutung für den text.* 186—200 *entsprechen den versen H* 10713—727; *einen fruchtbaren vergleich behindert der textzustand des fragments.* 187 min rechte?

Dat enſal
Dat ıc dar by welle 10725

200

ı r b

Karl do weder reyp *echt*
Rijtſard dat ver*ſ*teyt v necht
Alſo *gheu* mẏ god *pardoen* 10730
No tauent wel ıc v henghen *doen*
205 Do ſprac karl *ſy*
Weldı henghē lpın
T pın wed rey
E rv herre neyn ıc n 10735
Jc byn by*ſchop vñ* pape *darto*
210 Sacrament *kan maken iho*
Ic engaf heme dat leuen nıcht
Vn ıc nwell em nemē 10740
Alduſ bat karl
Dıe twel ghenotē
215

Nů hŏrt weẏ was dye kone man
Dye rijtſarde to hane began.
10745
220 B *an beam*

Edele
Wel ghi my doen 10750
Dıe ghenoten
225 *Geloue ſweren*
Dat ſey mı ıcht
10755

205 fyn? *es sieht eher wie* ſyer *aus.* 206 *l.* Weldene henghen tulpin. 207 *l.* Tulpin daer weder reyp. 208 *l.* Entruwen herre neyn k niet. 212 *l.* enwelle hemt nemen nicht. 213—216. 219—230 *sind nur aus H* 10724—59 *zu erschlieſsen: sie scheinen zeile für zeile zu entsprechen, nur dass H* 10754—57 *in G nur durch das verlorene reimpaar* 227/8 *vertreten wird. dafür fehlen* 231/2 *in H.* 220 *l.* beamont: *vgl. Pfaffs anm. zu H* 10747.

Dat ſey
230
So wel ic wreken vwen anden za
Vn̄ rytſarde to winde hanghē da
Karl ſprac by ſunte iohan 10760
Ripe gh ſint eyn coene man
235 Karl reyp to hande
Dye genoten van dē *lande*
ort rolant vn̄
mes van bavier 10765
Gheuet vwe truwe to *pande*
240 *Dat ghy ripen endot eyn ſ*

I^va

Alſe rype heſt rijtſarde erhanghē da
Here ſeyt hier is vnſe truwe to pāde za
Dit ſegden die ridders wijs
Do reyp die coninc van parijs
245 Rijtſarde van normandien
Vn̄ diderike van ardāne den vrien 10770
Samſone vn̄ berengyere
Vn̄ belarde van mondidiere
Vn̄ moer vn̄ moene
250 Vn̄ gherarde van roſſeboene
Tulpine vn̄ gautier
Vn̄ gillimir vn̄ reynier 10775
Dit waren die genotē vā vrācrike
Do ſprac karl to en ghemeynlike
255 Gaet vort ghi barone done
Vn̄ doet dat ghi ſchuldic ſint to
Vn̄ ſekert rypen in ſine hant 10780
Dat ghi hem enſolē doen neynē pāt
Alſe rype heſt vhangē rijtſarde za
260 Ghi neſolē hem beradē torn noch ſcāde da
Herre ſeyt hir vnſe pant

237 *f l.* Comet (*oder* Gaet) vort r. vnd oliuier vn̄ dunames; venes avant, Rollans *R* 272, 37; *vgl. auch* 255. 240 *l.* neyn scande. 241/2 *fehlen H*; *vgl. aber Vb* 143 geeſt hier u trou, dat gij Rype nu of nimmer meer sult misdoen, al hangt hij mijn neve. 259 *l.* verhangen; *vgl.* 263.

Vnſe truwe in ſine hant 10785
Als rype heſt rijtſarde verhangē ſo
· Wíj neradet herre torn noc ſcande iho
265 Do ſprac Karl nicht ſtille
Rype hebbi al vwen wille
Neyn ic herre by ſunte iohan 10790
Míj gebreket noch an eýnē man
Den ic mer enſeý alleyne
270 Dan die andren al ghemeýne
Do ſprac karl die coene man
Rype zecghet cundíne ghenomē dā 10795
Ja ic herre id is ogyer die ſtarke
Gotfredes kínt van denemarke
275 Do ſprac karl ſyer
Gheuet vwe truwe ogÿer
Ogyer weder reýp daer do 10800
Bý gode here índoes nícht alſo
Mar ic ſekere v ín vwe hant
280 Also helpe mí ſunte amant

1[vb]

Henghet rype mínen neuen
Dreý daghe enſal hey nicht leuen 10805
Noch ſprac karl ſyer
Gheuet vwe truwe ogyer
285 Ghi mogent lichte makē ſo lanc
Ghi ſolē ſey gheuē zvnder danc
Ogyer entſrochte drowen neýt 10810
To dem cō. heý weder seyt
God gheue my laſter vñ ſcande
290 Heyt *rype* rijtſarde *mit*: hande •ſyner
Oſt ic he*ne* late vordinghen 10815

265/6 *lauten in H ganz abweichend* : do sprach Karle der herre: Ryppe, wolt ir auch truwen mere? (*doch vgl.* 10854*f*). *Vb* 143 *heifst die stelle* : de koning seide: Rype, genoegt u, en hebdij borge, dat gij tevreden sijt? *die differenz von H und G legt die annahme nahe, keine der beiden hss. werde die rechte gestalt der verse haben.* 267 Neen *Vb* 143, Ja *H* 10790. 268 gebreekt *Vb*, gebristet *H*. an eynē] een *VbH*. 269 ontsie *Vb*, entsizen *H*. 279 maer *Vb*, herre *H*. 280 so helpt mij God *Vb*, und swer das by sant Amant *H*; *vgl. mnl. Renout* 1147. 287. 292 *in H grob entstellt;* frochte *ist allerdings mnl. auffällig.*

Alle die ye lijf vntfinghen
Do balch karl dey cō. fyer
Vn̄ ſprac herre her ogyer also
295 Enghevi owe truwe nicht to pande 10820
Bẏ rijtſarde ic v hanghen do
Also geue mi god pardoen
An die galghe to montſaucoen
Do ſprac die ſtolte ogẏer mittien
300 Die mic hāghē ſal ic welne an ſien
Verbolghē wart do karl fyer
Vn̄ ſprac herre her ogyer 10825
Ghi doet mi pine vn̄ tor*en*
Na dem dat ic hebbe vorloren
305 Dat vorlus van mime kinde
Dat ic van *herten* minde
Vn̄ ghi *nicht helpet wrekē minē ruwe* 10830
Gheue*t noch* rypen vwe truwe
Oft ic do v vahen vn̄ binden
310 Vn̄ in minen kerker ſinden
Nů horet wat rijtſarde weder voer
Do ogyer rẏpen trůwe zwoer
Alse karl ſprac mittien
ſo he*ft rijtſaert* maleghiſe vˢſien 10835
315 Vn̄ trat ogẏre op ſinen voet
Heẏ ſprac te ſwaer is v deˢ cō. moet
Mi ne*ma* nicht miſſcheen
Ic hebbe maleghiſe gheſeen
Do ſprac ogyer an die
320 Waer is hey dat v gud gheſcie

Der vergleich von G mit H, für den meine anmerkungen das wesentliche material beibringen, lässt keinen zweifel, dass G der mnl. vorlage von H sehr nahe steht : H zeigt G gegenüber dieselben auslassungen, flickverse und flickreime wie in den andern partien, die sich an dem mnl. Renout messen liefsen, und, abgesehen von kleinen einzelheiten, behält G in der regel recht. aber G

298/9 *fehlen H*; *vgl.* 143. 303—5 *in den lücken fehlt nichts; vgl. zu* 183 *ff.* 306 van herten] voor al de werelt *Vb*, ob allen sachen *H*. 308 *vgl. Vb* 142 : wildij mijn leet helpen wreken. 313 *l.* Karl dat spr. 317 geschien *Vb*, gescheben *H*.

gehört doch nicht in dieselbe reihe wie die übrigen mnl. fragmente. dass es neben den üblichen mnl. formen reichliche elemente von mehr nd. oder md. charakter enthält [1], *bedeutet wenig neben der beschaffenheit seiner reime.*

Auf den ersten blick fällt der häufige und seltsame reim da : za (7. 11. 37. 51. 57. 61. 231. 241. 259) *ins auge (mnl. wäre das* daer : saen), *eine leere flickerei der schlimmsten art. und kaum minder ungeschickt und stereotyp würken die zahlreichen bindungen von* jho, no, so, do, to (so : do 69. 175. 277. 295; so : jho 101. 263; so : no 67. 89; do : no 1; do : stro 167; to : jho 209; *vgl.* 137). *also zusammen* 21 *reime dieser art auf ca.* 120 *reimpaare, deren ausgang leidlich feststeht; die* 1002 *erhaltenen reimpaare des Renout kennen den reim* da : za *überhaupt nicht und reimen* do, so *zusammen dreimal auf* to; *in den übrigen* 5 oe-*reimen des Renout kommt* vroe *oder* scoe *vor. streicht man jene flickreimworte von G, so ergibt sich:*

1 Herre sprac Maleghijs die deghen [do]
Eine maltyt doet my gheven. [no]
11 Ic hebbe ghewefen vil schone [da]
To Sunte Petere te Rome, [za]
51 Maleghijs heft hene ghegrepen [za]
Vnd den vinger vil na af ghebeten [da]
(*ebenso reimt H* 10595),
57 Vnd sa, des mogi mi geloven [za]
Op Maleghise mit fellen oughen [da]
(*H* 10601 augen : beruwen)

ebenso treten zu tage die reime 7 deghen : wesen, 37 pareren : nemen, 61 steken : gebeten (*H* 10603 stofsen : gebissen), 69 bevangen : tanden, 209 pape : maken, 231 anden : hanghen, 241. 295 hanghen : pande, 259. 263 verhangen (*oder* Rytsarde) : fcande (*H* 10782. 10786 gehangen : schanden); 89 *ergibt sich mit hilfe von H:*

Sal my gefcheyn gud und eere,
Dat moyt mi comen van di alene,

[1] *so hat das Günser frgm.* vn̄ (*mnl.* ende), nicht, ritter, herre, truwe (*mnl.* trouwe) ruwe, vil mit, unse, in en hene '*eum*', en '*iis*', mic dic uk '*me te vos*', dir '*tibi*', eyme deme mittime, sint '*estis*' *und* '*sunt*', hevet '*habent*', adir '*aut*', wo '*quomodo*', entfrochte '*timuit*', demůde, sa '*vidit*', ey < ie (reyp, neyt, feync, heilt), oughen '*oculi*', moyt '*debeo*', gud '*bonus*', nummer '*nunquam*', *die vorsilben* en- (*mnl.* ont-), vor- (*mnl.* ver-) *ua.*

und nicht weniger als 5*mal* (67. 137. 167. 175. 277) *ist so der unreine reim* riep : niet *verkleistert worden, den H in zweien dieser fälle* (10702. 10800) *erhalten hat, während er an den drei andern stellen durch* diet : niet *ersetzt wurde, wol schon in der vorlage von H : die Renoutfragmente reimen oft so. das ergebnis ist völlig*[1] *glatt und wäre es auch ohne die paar sichernden übereinstimmungen mit H-reimen.*

Und es führt weiter. jener reim riep : niet *schält sich ferner heraus* 287, *wo* neyt : seit (niet : seite) *ganz unmöglich ist*; 129. 201, *wo* dat : wat, echt : necht *evidente flickreime sind und H wider* diet : niet *bietet*; 181, *wo* tohant : in alle lant *ihn verschleiert, H ihn aber erhalten hat*; *endlich* 207 *und wol auch* 141, *wo sogar G anscheinend* diet : niet *liest* (*H* bericht : nicht). niet : sit *verbirgt* 173 *den reim* anden : hanghen, *der in H* 10700 *hervortaucht, wie* 271 coene : ghenomen (*in G flickreim* dan : man). al daer : vor waer *verhüllt* 95 to hande (*vgl.* 235) : ghevangen, 165 ſcande : ghehanghen : *dieser reim ist auch* 289 *wahrscheinlich* (*vgl. H* 10814). *beseitigt man* saen 117, *so kommt, wie in H,* man : nam *heraus.* sere : vere 53 *soll den leidlich reinen reim* vervaert : achterwart *ins versinnre bringen. hinter* waer : oppenbaer 113 *leuchtet* putenkint : coninc *durch.* leven : nemen 211 *erweist ebenso der rühr. reim* nicht : nicht, *wie die verbreiterung in H* (leben : eben, gezemen : nemen).

Reimdifferenzen mit H führen 29 *auf* deghen : geven (*G* vroet : goet, *H* konig : gutlich), 87 *auf* deghen : neve (*G* fyin : myin, *H* zuhant : Rolant); *unsichrer sind* 139. 177 magen : scamen, vramen (*G* samen *oder* camen [?] : scamen, comen : vromen, *H beidemal* clagen : magen); 265 deghen : te vreden (*G* stille : wille, *H* here : mere; *vgl. die anm.*) *und* 245 Normandie : Diderike (*zu der vorausgesetzten umstellung* vnd van Ardanne Diderike *vgl.* 160; vri *ist gewiss flickreim*)[2]. *H hat den unreinen reim gegen G richtig bewahrt* 55 hant : banc (*durch Vb bestätigt*) *und* 115 verhaven : geslagen *resp.* verheven : geslegen, *wie mnl. Renout* 1827 (*G* vorheven : ghegheven). *auf* ghekregen : ghebeten 73 *weist wol die reimlose zeile in H* 10613 *und das auch durch Vb gesicherte*

[1] 101 *lässt sich aus dem verstümmelten text nicht herstellen, gehört aber sicher auch hierher.*

[2] *der wunderliche pleonasmus* met disser rede, met differ tale 79 *deutet möglicherweise auf den grundreim* rede : getreden *hin* (*H* 10616 reden : gerytden), *der allerdings, abgesehen von dem schluss-*n, *kaum als unrein gelten kann : wenigstens meidet die mnl. reimtechnik diese reime von germ.* þ : d *auch sonst nicht.*

krigen : *allerdings ist die differenz* g : t *etwas schärfer als sonst meist. dazu der überlieferte unreine reim* sekerlijk : tijt 71 *und* daghe : sake (*hs.* saghe, *was keinen sinn gibt*) 123[1].

Summa summarum, ich zähle 46 *consonantisch unreine reime, unter denen mir höchstens* 6—7 *zweifelhaft scheinen. am beliebtesten sind die bindungen* p : t (12), ng : nd (9, nt : nc 1), g : v (5), c : t (3), n : m (3); *dazu vereinzelt* g : s, p : k, v : m, r : n, r : m (*unsicher* g : m, g : d, g : t, g : k, ie : ike). *also ein gutes drittel aller erkennbaren reime* (120) *können wir als consonantisch unrein erkennen, und schwerlich ist damit der ursprüngliche bestand erreicht.*

Die unreinheiten der nebensilbe hab ich obendrein noch bei seite gelassen. aber auch das überschüssige n *war dem redactor von G anstöſsig : es tritt zu tage fast ausschlieſslich in reimen, die schon aus andern gründen verschleiert waren* (87. 241. 263. 271. 295); 133 *wird* neve : ghegheven *wesentlich des* n *wegen seinen flickreim bekommen haben, denn reime wie* neven : leven *duldet G an andern stellen* (161. 281), *und sie sind der mnl. reimtechnik auch sonst nicht fremd. ob* 164 *hinter dem vorauszusetzenden reim* daghe : maghen *nicht auch ein* da : za *oder etwas ähnliches stand, lässt die hs. nicht erkennen.* 63 *ist der dat. sing.* tande *sicher nur angleichung an das reimwort* scande; *sonst steht im selben zusammenhang der plural* 49. 70; *auch das* n *von* Normandien 245, *von* stillen 98 *und andres beurteile ich so. — eine weitere consonantische unreinheit im reim der nebensilbe schimmert möglicherweise in v.* 5 *durch. das fragment hat sonst im partic. von* vaen *nur* vangen (16. 92, *vor allem* 69); *auch empfiehlt der rhythmus klingenden ausgang. so vermute ich, dass v.* 5—6 *ursprünglich hieſsen:*

Ic byn mit hungere bevanghen
Ic mach nicht ſtaen langer.

dass der mnl. Renout das part. bevaen *im reim gebraucht und auch H* 10575 bevan : gestan *bringt, entscheidet noch nicht.*

Mehr also als ein drittel aller reime des Günser Renoutfragments war ursprünglich consonantisch unrein. in diesem ergebnis liegt die bedeutung des Augusztschen fundes. eine derartige unreinheit des reims ist meines wissens in der mnl. literatur unerhört. der Renout, wie wir ihn bisher kannten, bringt es, obgleich er nach dem urteil des herausgebers von unsaubern reimen überflieſst, in

[1] g : k *auch in* ghewroken : hogen 83 ?

wahrheit nur auf 16 *fälle*[1] *in mehr als* 1000 *reimpaaren, also noch nicht* 2 *procent. das Günser blatt beweist also, dass die uns erhaltenen Renoutbruchstücke einen gefeilten und gereinigten text enthalten, in dem die technischen incorrectheiten der originalfassung bis auf wenige reste sauber beseitigt sind. schon die reimweise der Heidelberger redaction konnte auf einen ähnlichen schluss führen. freilich, die consonantischen unreinheiten von H erreichen (wenn ich von* ɩ : z *absehe) noch nicht die hälfte dessen, was G verrät: das übrige ist teils bei der umdichtung beseitigt, teils war es schon in der vorlage geglättet*[2]. *und wer wollte der keineswegs treuen hochdeutschen umarbeitung mit ihrer groben technik ansehen, was sie bei der sprachlichen umformung neu hereintrug? in dem Günser fragment, das die sprache des originals nicht ernstlich angetastet hat, erhielt der durchsichtige schleier plumper flickreime die alte reimtechnik leidlich unverfälscht.*

So tritt der Günser Renout den unreinen reimen des bären Wisselau an die seite, ja er übertrifft ihn in consonantischer sorglosigkeit bei weitem. die anderen archaischen eigentümlichkeiten jenes gedichtes hat unser fragment allerdings nicht deutlich erhalten: fehlende senkung spielt in ihm keine ernstliche rolle; dagegen sind dreihebig klingende verse nicht selten überliefert (vgl. besonders 4. 31. 43. 59. 63. 65. 91. 171. 235. 249. 255. 260. 306), *und weitere lassen sich herausschälen. das ist nicht belanglos, da die neigung des schreibers eher auf dehnung und überfüllung der verse geht. aber durch seine rhythmischen entstellungen zu sicherer erkenntnis des echten durchzudringen, wie das beim reim möglich war, dazu bietet das material keine handhabe.*

Die mnl. dichtung zeigt, wie sie uns überliefert ist, im allgemeinen eine vers- und reimtechnik, die bisher viel weniger von ihrer entwicklung verrät, als etwa die mhd. poesie, zumal des 11 *und* 12 *jhs. demgemäſs hat sich auch die mnl. literaturgeschichte nicht selten mit einem nebeneinander begnügen müssen, wo wir das nacheinander zu kennen wünschten. das Günser fragment beweist, dass*

[1] coene : willecomen 65, streec : greep 689, sach : was 740, boven : flogen 830, starc : warp 838, nam : man 861. 1326. 1901, verslegen : leven 1230, dregen : beweren 1270, stonden : spronge 1457, doot : moert 1610, graf : lach 1676, verslegen : heven 1827, maken : slapen 1961, make : cnapen 1995; *reime mit überschieſsendem* n *rechne ich nicht mit.*

[2] *H fand in ihr wol schon die reime* diet '*held*' : niet, bevaen : staen *und ähnl.*

jene gleichmäfsige technik zt. erst das resultat späterer ausgleichung ist, und deutet in verbindung mit dem Wisselau auf eine technisch unvollkommne periode früher mnl. Karlsdichtung zurück. so gibt es Matthes durchaus recht, wenn er Gaston Paris versuch abwehrte, den Renout ins 14 *jh. zu schieben. das* 14 *jh. vertrug seine technik nicht mehr, wie eben das Günser bruchstück zeigt. welches mafs von assonierender lässigkeit in der mnl. frühzeit trotz Veldeke möglich war, das hätte man ohne das Günser blatt kaum ahnen können, und das sichert ihm ein interesse über den einzelfall hinaus.*

Westend b. Berlin. G. ROETHE.

Zum anonymus Spervogel : die schlusszeile der strophe MFr. 25, 13 zeigt eine auffällige behandlung des dritten tactes. in ihm fehlt entweder die senkung (25, 33. 26, 5 *frûmkeit.* 26. 33. 27, 5. 19 *kûnn âne.* 28, 5. 19. 29, 12. 19 *ôbzes nie niht.* 26. 30, 19. 26) oder der tact zeigt die füllung ◡́× (25, 19. 26, 12. 19. 28, 26. 29, 5. 33. 30, 5. 33). ◡́× steht hier also auch im versinnern einfachem –́ (nicht –́×) gleich, und die beiden silben wurden wie im zweisilbig stumpfen versausgang auf die gleiche note gesungen. diese metrisch bemerkenswerte eigentümlichkeit der schlusszeile ist wol durchzuführen. von 28 strophen stimmen 22 ohne weiteres. 28, 12 wird *anesihte,* 30, 12 *dienst* zu schreiben sein. 27, 12 hat die schlusszeile gewis ohne das hässliche enjambement von *wirt* zu lauten : *der sol sich in der jugende niht sûmen*[1]. 27, 26 betone man *dô gab er beidiu rôch ùmb ein venden* (vgl. Frauenlob 120, 9. Hätzl. II 72, 77). 28, 33 etwa *vor aller sünde* oder *sô* (minder emphatisch als *alsô* 28, 26. 29, 6)? an dem *pfaffen* 27, 33 hat schon Schönbach sachlich anstofs genommen; *der schâfrûde* oder ähnliches würde der üblichen fabel besser entsprechen.

Beiläufig : ich möchte den biographischen gehalt der anonymussprüche jetzt geringer anschlagen, als ich das ADB. xxxv 140 ff getan habe. das Tantalusgleichnis 29, 13, das seine andere hälfte an Spervogels spruch 23, 13 hat, und das seltsame gleichnis von dem baum mit zweierlei art obst 29, 20, ein bild, das aus zwei haufen gepflückten obstes misverstanden scheint (HMS. III 42ᵃ), sprechen in ihrer unwürklichkeit eher gegen als für bäurische herkunft. und wenn neben den märchenhaften Fruote die herren von Hausen, Gebechenstein und Staufen treten, so war die wahl gerade dieser mustergönner vielleicht mehr durch den symbolischen klang ihrer namen als durch persönliche erfahrung bestimmt : waren sie doch die gebotenen vertreter von *hûs, gebe* und *stouf,* von obdach, kleidung und nahrung, wie sie der fahrende braucht. R.

[1] z. 11 etwa *swer in dem alter wirt wil wesen* (im anschluss an Wolfd. A 311, 3), oder rhythmisch glatter *swer alter welle wesen wirt.*

AUS DER GESCHICHTE DES 'HIATUS' IM VERSE.

Unter den aus dem altertum vermittels der theorieen des mittelalters und der renaissance ererbten begriffen des hiatus und der elision werden erscheinungen verstanden, die man sich vielfach nicht mit genügender schärfe klar macht. weder in der ästhetischen beurteilung noch in der theoretischen auffassung stimm man überein. vor allem erhebt sich öfters die frage, die man ja auch aufzuwerfen nicht unterlassen hat, ob wir es dabei mit einer metrischen oder sprachlichen erscheinung zu tun haben. sie ist deshalb so schwer und manchmal auch gar nicht zu beantworten weil in der tat die praxis beides verquickt hat. auch sonst sind, glaub ich, die dabei in betracht kommenden dinge zuweilen in verschiedener hinsicht strenger voneinander zu unterscheiden, als es in der regel geschieht.

In seinem bekannten aufsatz, Kl. schriften II 213 ff, geht Scherer stillschweigend von der voraussetzung aus, dass jedes zusammentreffen eines auslautenden schwachen *e* (-*ə*) mit vocalischem anlaut ein vom ästhetischen standpunct aus eigentlich zu vermeidender hiatus sei. er schliefst sich dabei an Haupts anschauungsweise über die mhd. verhältnisse an. auch für Burdach in den Forschungen zur deutschen philologie (festgabe für RHildebrand) s. 291 ff, ist die vermeidung dieses hiatus eine 'euphonische rücksicht', eine 'künstlerische schönheit' (vgl. besonders s. 322), und ähnlich scheinen die meisten theoretiker zu urteilen. während Scherer überhaupt keine weiteren unterschiede macht und nur interpunctionspausen sowie die verscäsur als eine milderung des 'hiatus' ansieht, nimmt Minor Nhd. metrik[2] 178 im anschluss an RMWerner fälle mit 'nebentonigem *ə*' wie *kléttertè auf*, *glóriè umglühte, stráhlendè im sonnenkranz, héiligè empfindet* (richtiger würde man bestimmen: fälle, in denen der silbe mit -*ə* eine unbetonte silbe vorangeht und im verse noch eine unbetonte silbe folgt) als 'erlaubt geltend' aus. im gegensatz zu dieser anschauungsweise mein ich aus Pauls behandlung der frage, Grundr.[2] II 2, 67 heraus zu lesen, dass er persönlich der ganzen sache gegenüber weniger empfindlich sei. so unverblümt wie ich es kürzlich bei HermAlthof gefunden habe (das Waltharilied, Leipzig 1902, s. IV anm. **) wird sich freilich so leicht nicht ein anderer

ausdrücken : 'ich bemerke, dass ich mich nicht bemüht habe, den bei den neueren deutschen dichtern im allgemeinen verpönten sog. hiatus zu vermeiden. meines erachtens sind nämlich die betreffenden regeln der antiken verslehre für uns nicht mafsgebend, denn bei den altdeutschen dichtern gilt das zusammentreffen aus- und anlautender vocale an sich durchaus nicht als fehlerhaft. wo sich in solchen fällen elisionen und zusammenziehungen finden, handelt es sich zumeist darum, zweisilbige senkungen zu vermeiden, deren erhaltung im hexameter oft gerade wünschenswert ist. jedenfalls aber führt das ängstliche ausweichen vor dem hiatus, zb. bei Voss und Goethe, nicht selten zu unleidlichen sprachlichen verstümmelungen, die wir vermeiden, wenn wir, frei von selbstquälerischem zwange, auf den natürlichen wegen unserer muttersprache wandeln'. aber auch WilhMeyer (Ludus de Antichristo s. 136) meint: 'ich glaube aus diesen und den obigen beispielen ergibt sich die gewisheit, dass der hiatus den dichtern lateinischer rhythmen aller zeiten für unschön galt und dass, wenn auch romanische und germanische dichter den hiatus vermieden haben, dies dem einfluss der lateinischen rhythmik zuzuschreiben ist'.

In der tat glaub auch ich, dass die lehre vom hiatus in theorie und praxis bei uns immer noch viel stärker, als man sowieso schon annimmt, unter fremdem einfluss gestanden hat, und es sehr zu fragen steht, ob man ohne diesen so leicht dazu gekommen wäre, auf den hiatus acht zu haben. unsere schriftsprache bietet dafür jedesfalls eine recht schmale grundlage, und wenn wir diesen ihren hiatusreichen charakter auch der grammatischen überlegung und dem schulmeisterlichen einfluss, die einen so breiten raum in ihr einnehmen, zuschreiben wollen, so zeigen doch auch die schriftsprache aus den zeiten, in denen solche einflüsse sich noch nicht so breit machten, und die mundarten nur geringe empfindlichkeit gegen den hiatus.

Die abhängigkeit von der fremde geht aus der geschichte der theorie, wie sie Scherer in ihren grundzügen übersichtlich dargelegt hat, deutlich hervor. die ältesten deutschen theoretiker, die er anzuführen hat, Schwabe und Opitz, bezeichnen ausdrücklich die lehre als 'neu und den Deutschen ungewohnt'[1]. Opitzens abhängigkeit von Ronsard und dem Niederländer Daniel Heinsius, der sich seinerseits wider ganz den Franzosen anschliefst, hat

[1] vgl. dazu Burdach s. 304 f.

Burdach aao. in helles licht gerückt. Georg Neumark (gegen 1650) beruft sich ausdrücklich auf die 'ädlen Italiäner und Frantzosen'[1]. daher erklingen in dem chor stets auch solche stimmen, die die strenge forderung zu mildern suchen. so spricht der fürst Ludwig von Anhalt-Cöthen von der erlaubten elision, Titz betrachtet beispiele wie *der späte abend* und den hiatus bei interpunction als unanstöfsig, Hanmann will sprachliche härten wie *der erst anfang* nicht einräumen, die in natürlichem gefühl sehr drastisch auch ein student namens Moller (1656) tadelt. im selben sinne spricht Prasch (Regensburg 1680), und wie der fürst von Anhalt Haendelius (Altdorf 1689). auch bei den strengsten theoretikern verlautet hier und da, dass der überwiegende gebrauch sich um die regeln nicht kümmere.

Mit recht wird als ein zeichen des fremden ursprungs der immer widerkehrende versuch, auch die vocale vor anlautendem *h* mit in die frage hineinzuziehen, angesehen. ich meine, dass unbeeinflusst auch das gebildetste und feinste ohr selbst in beispielen wie *bö'se kunde hinterbringen, vom gebirge her* oder *vom berge herunter* (über die bedeutung der besonderen in diesen beispielen zum ausdruck gebrachten betonungsverhältnisse siehe weiter unten) kein störendes klaffen empfinden kann. trotzdem rechnet Opitz auch mit dem hiatus vor *h*, den er ins belieben stellt; ein theoretiker aus dem anfang des 18 jh.s setzt in dieser hinsicht vocal und *h* gleich (Scherer s. 382); Lessing und Klopstock sollen den hiatus vor *h* gemieden haben (Minor s. 180 f). ebenso zu beurteilen ist der in älterer oder neuerer zeit hier und da auftauchende versuch, in fällen wie *wie ist, so ärmlich* krasis anzuwenden oder die aufeinanderfolge zu vermeiden.

Wie weit die durch die beobachtung fremden gebrauches und die übertragung fremder theorieen erregte aufmerksamkeit auf den hiatus nun doch in den verhältnissen der eigenen sprache eine stütze gefunden habe, dürfte aufserordentlich schwer zu sagen sein. schon seit den ältesten zeiten konnte das germanische unbetonte endvocale vor vocalischem anlaut tilgen. leider und merkwürdiger weise sind die ahd. beispiele noch nicht gesammelt und auf ihr wesen näher geprüft. diese prüfung müste entschieden versuchen, bei Otfrid zwischen metrischen und sprach-

[1] bekundet auch die orthographie *ädel* (*ä* wegen *adel*) den mann des grammatischen studiums?

lichen elisionen zu scheiden. dass sein metrisches verfahren weit über das sprachlebendige verhältnis hinausführt und von der undeutschen theorie beeinflusst ist, deren walten er ja selbst verrät, scheint mir keinem zweifel zu unterliegen. aber selbst bei denjenigen elisionen, die sich als sprachlebendig ergeben, ist es mir noch fraglich, ob aus ihnen auf eine abneigung der sprache gegen den hiatus geschlossen werden darf.

Physiologisch ist die sache wol so aufzufassen, dass das der sprache innewohnende streben, die endsilben zu kürzen, besonders dann zur geltung gelangte, wenn unmittelbar darauf der verhältnismäfsig schwierige glottisverschluss für einen anlautenden vocal zu bilden war, wodurch der articulationsaufwand für die vorhergehnde silbe leicht beeinträchtigt werden mochte. die gleiche sprachliche entwicklung gieng weiter, als die endvocale zu ə geworden waren. die sprachliche elision wird nun ferner noch von verschiedenen besonderen momenten abhängig sein, zumal von der enge der verbindung zwischen den wörtern, auch davon vielleicht, ob bestimmte wortformen verhältnismäfsig häufig vor vocalen stehn. aber es bleibt jedesfalls tatsache, dass besonders unsere schriftsprache immer wider die vollen formen neben den gekürzten einführt, und dass in allen arten unserer sprache die aufeinanderfolge von schwachem ə und anderen vocalen nichts seltenes ist. doch sind im einzelnen wesentliche unterschiede zwischen verschiedenen sprachperioden und verschiedenen sprachtypen, schriftsprachen und gesprochenen sprachen, den verschiedenen landschaftssprachen und mundarten in dieser hinsicht vorhanden. wie grofs sie unter umständen waren, das scheint einigermafsen überraschend eine strophe zu zeigen, die Christian Weise baute, als beispiel dafür, wie er 'in seinem leben noch keine gemacht habe'

Das erste ist das schöne Ammt,
Das andre ist die grofse Ehre.
Ich liebte ernstlich deine Lehre,
Nun loben wir Dich ingesammt.

und zwar lautet die regel, die dies beispiel erläutern soll : 'wenn ein vocalis in der pronunciatione prosaica verbissen, und wie man zu reden pfleget, elidieret wird, so gibt es im verse keinen guten klang, wenn er sol ausgesprochen werden'. also unter den der jetzigen sprache durchaus gemäfsen und einzig gemäfsen wortverbindungen in der obigen strophe müssen verschiedene der form

nach für seine sprache ungewöhnlich und anstöfsig gewesen sein. er scheint also, wenn ich ihn recht versteh, in der gewöhnlichen rede gesagt zu haben *die erst ist*, *die ander ist*, *ich liebt ernstlich.* auch *das schön amt*?

Bei der vielgestaltigkeit der formen, von denen fast immer dem einzelnen mehrere zu gebote stehn, ist natürlich die frage, ob es eine metrische elision bis zu dem grade gibt, dass einer nicht nur zwischen mehr oder weniger gebräuchlichen formen, etwa *kaufte* und *kauft*, wechselt, sondern auch formen gebraucht, die sonst in der sprache ungewöhnlich und unzulässig sind, sehr schwer zu beantworten. auch eine andre frage bereitet dabei schwierigkeiten, wie das auch Althof an der oben citierten stelle hervorhebt. wenn ein dichter sich erlaubt zu sagen *die sonn erwacht* oder *das köstlichst angebinde*, so ist das noch kein beweis für seine hiatusempfindlichkeit. denn die sache ligt hier eher so, dass er diese aus andern gedichten oder der mundart ihm bekannten formen dem regelmäfsigen wechsel von hebung und senkung zuliebe zulässt. selbst der nachweis, dass derselbe dichter sich nicht auch *die sonn verhüllt* gestattet, würde noch nicht genügend für sein eigenes ohr zeugen, weil wir bei jedem dichter der neueren zeit ohne weiteres voraussetzen dürfen, dass er unter dem einfluss der schultheorie steht. der beweis wär erst erbracht, wenn die natürliche folge von ə und vocal in auffallend geringem grade vorkämen. aus einem *aus der tief hervor* allein dürfte für Klopstock nicht die achtsamkeit auf den hiatus vor *h* geschlossen werden, da er sich die sonst vorkommende form *tief* hier erlaubt haben könnte, um die einsilbigkeit der senkung zu wahren. erst das fehlen von fällen wie *tiefe hin*, oder wie *tiefe hervor* im hexameter würde die beweiskette schliefsen. ein viel zuverlässigeres mittel, um die feinfühligkeit zu erproben, ist die mit rücksicht darauf getroffene wort- und constructionswahl, wie sie auch eine kunstvollere art ist den hiatus zu vermeiden, als die zulassung von minder geläufigen wortformen. und ein solcher beweis liefse sich wol nicht blofs da führen, wo uns etwa verschiedene fassungen eines und desselben werkes vorliegen.

Mustern wir nun die fälle, die als hiatus in unserer neueren literatur angesehen werden, so kommt es dabei auf mancherlei momente an, die mir bisher nicht genügend in betracht gezogen zu sein scheinen : auf die versart, auf das tonverhältnis zwischen

den silben, zwischen denen der angebliche hiatus sich findet, auf die selbstverständlichen oder möglichen pausen zwischen den silben, sehr wesentlich auch auf die art des vortrags. es ist nicht zu übersehen, dass es da, wo Goethe Schiller vorstellungen macht über den mehrmals vorkommenden fall, dass ein hiatus entsteht oder zwei kurze (unbedeutende) silben statt eines jambus stehn (brief vom 14 jan. 1805), weiter heifst 'beide fälle machen den ohnehin kurzen vers noch kürzer, und ich habe bei den vorstellungen bemerkt, dass der schauspieler bei solchen stellen, besonders wenn sie pathetisch sind, gleichsam zusammenknickt und aus der fassung kommt'. also beim lesen und bei mafsvoller recitation würde der anstofs weniger fühlbar sein. in den meisten fällen vermag, wie es mir vorkommt, unsere sprache den hiatus so zu verdecken, dass er einem unbeeinflussten ohr kaum auffallen dürfte.

In dem paradebeispiel für das sogenannte 'trauerschlucken' *die wasser rissen sich und sperrten grüfte auf* klafft es zwischen *grüfte* und *auf*. aber wir haben hier ausgeprägt monopodischen rhythmus; die klaffung würde weniger merkbar, wenn nicht ganz überbrückt, sobald es etwa hiefse *grúfte aùf den feldern klafften* oder *grüfte auf wüsten gefilden*, wo der rhythmus nicht aus monopodischem wechsel von hebung und einfacher senkung besteht und *auf* weniger eng zu *grüfte* gehört.

Am fühlbarsten ist für mich der hiatus vor im ton untergeordneten und also zugleich grammatisch eng mit den vorhergehnden verbundenen wörtern, besonders fällen wie *rufe ich, wuste er, hörte es,* in denen ja auch die sprache selber am entschiedensten zur befestigung der apokopierten formen neigt und das metrum sie ebenso entschieden bevorzugt (vgl. u. a. OSchröder Vom papiernen stil[3] 98). dagegen stört er mich kaum vor höher betontem worte, wie *der späte abend, trübe augen, eine alte.* erschwerend würkt vielleicht die ähnlichkeit im klang, wie bei *junge eltern* (*ə* und *e*). ein älterer theoretiker, sonst von der milden observanz, geht darin so weit, dass er fälle wie *see erbebt* beanstandet (Scherer s. 380). wenn sonst allgemein bei uns bei auslautendem vollen vocal hiatus zugelassen wird, nicht nur bei vollwörtern, sondern auch hinter *du, wo, so, die, sie, da, ja* usw., so ligt das nicht blofs daran, dass er in dem falle eben kaum zu vermeiden ist, sondern auch an der langen und stark geschlos-

senen aussprache solcher vocale, an die sich die articulation eines neuen vocals verhältnismäfsig leicht anschliefst, sogar unter erzeugung von gleitlauten, wie schon ältere theoretiker bemerkten (vgl. Scherer 381 f). man vergleiche dem gegenüber die kurze und möglichst offene aussprache auslautender vocale im romanischen in fällen wie franz. *Spa, tu as,* ital. *Po, Lecco, Ancona* usw. erschwerend scheint auch die widerholung zu würken. man wird Zesen (Scherer s. 377) nicht widersprechen, wenn er meint, 'welcher vernünftige mensch, dem so wol ohren, vom klange der worte, als eine zunge, vom geschmakke der speisen, zu uhrteilen, gegeben seind, würde wol bejahen, dass dieses wohl-lautete, wan man setzen wollte : *ich liebe alle armen*, da das *e* und *a* zwei mahl zusammen läuft, und das band recht übel auszusprechen machet?' aber es bleibt doch immerhin auch hier zu bedenken, dass wir die worte monopodisch lesen, und der doppelte anlaut *a* mitwürkt; ein *ich scheue alle obrigkeit* schiene mir weniger hart.

In weitem mafse nachgiebig sind theorie und praxis gegen den fall, wo die silbe mit auslautendem *ə* zwischen zwei unbetonten silben steht, zb. *doch wenn das äufserste ihm nahe tritt* (s. oben s. 147). Werner und Minor urteilen darüber 'während man umgekehrt meinen sollte, dass der hiatus bei der stärkeren betonung des auslautenden vocals um so übler vermerkt würde! elision wäre natürlich ausgeschlossen, da der vocal betont ist. aber es zeigt sich hier deutlich, dass der nebenton das abgeschwächte -*e* zu längen bestrebt ist, und dass also eigentlicher hiatus nicht vorligt'. für die Östreicher mag diese begründung nicht unrichtig sein; ob sie auch zb. für Schiller, bei dem solche fälle geläufig sind, gelten könnte, will ich dahin gestellt sein lassen. ich selber lese jedesfalls solche -*ə* kurz und empfinde doch keine störung. beim leisen lesen ist es vielleicht auch wider die geschlossene aussprache, die den übergang zum folgenden vocal gemächlich macht. bei ausgeprägter recitation mag gerade der hiatus ein nicht unwillkommenes mittel sein, die schwache hebung etwas zu kräftigen. auffallender ist auch hier ein fall wie *schüttelte ich ab* (Heine), und noch auffallender wäre *wandelte ich voll vertraun,* wenn die logischen abschnitte das pronomen noch fester an die verbalform heranzwängen.

Ich glaube also, dass unsere deutsche sprache, und besonders unsere schriftsprache, von natur gegen den hiatus wenig empfind-

lich ist, und dass mithin die praxis der neueren zeit durch die fremde theorie, entweder die der klassischen schule, oder die der französischen poetik, unmittelbar oder mittelbar sehr wesentlich bedingt ist. aber auch für die frühere zeit muss man zu einem ähnlichen ergebnis kommen; anders vermag ich mir die erscheinungen bei mhd. dichtern nicht zu erklären.

In sämtlichen gedichten Walthers vdVogelweide sind vielleicht nur zwei fälle von hiatus, und die nicht einmal ohne weiteres anzuerkennen (Wilmanns ausgabe s. 20). selbst wenn man skeptischer ist, so wie Paul Grundr. II 2, 67, verschwinden sie gegen die ungezählten beispiele der im metrum zu vollziehenden elisionen. eine seite von Wilmanns ausgabe (194), 18 verse, liefert die fälle *küen* [statt *küene*] *unde miltę, und daz*; *mórę ist*; *künftigę ère*; *miltę iht*; *heldę ûz*; *durch sîn èrę, als er nû tuot.* ganz gewöhnlich ist sie auch über stärkere und ganz starke interpunction, zb. in der letztangeführten stelle 36, 9; oder *wirbę ich nidere, wirbę ich hôhę, ich bin versèret* 46, 39; *kumet diu herzeliebę, ich bin iedoch verleitet* 47, 12; *sint vil miltę; iedoch* 35, 9; *edel Kerndœrę, ich sol* 32, 31; *vergib mir anders mîne schuldę, ich wil noch haben den muot* 26, 12; *nu seht waz er noch wahsę: erst iezę übr in noch risen gnôz* 27, 6; *die volgen mîme râtę: ichn râtę in niht nâch wâne* 29, 16; *wünsche mir ze velde, niht ze waldę: ichn kann niht riuten* 35, 18. seltener unterbleibt die elision bei stärkerer interpunction, wie unmittelbar nach der letzten stelle *si sehent mich bî in gerne, also tuon ich sie,* oder 32, 16 *frâge waz ich sunge, und ervar uns.* man wird doch nicht behaupten können, dass die hier metrisch zugelassenen formen sämtlich auch sprachgeläufig gewesen seien. ich meine, man beweist sich da leicht in eine teuschung hinein. Burdachs worte s. 322 'es hat heute das grammatische sprachgefühl über das ästhetische gesiegt. die schule triumphiert über die kunst, grammatisches bewustsein über das gebildete gehör, schriftgelehrsamkeit und schriftrichtigkeit über den lebendigen laut' kennzeichnen den geschichtlichen sprachverlauf ja sehr schön und im ganzen auch richtig, und ich habe zugegeben, dass Christian Weises andeutung uns zu denken gibt. eine gewisse übertreibung ligt aber doch wol in Burdachs worten, die neigung der sprache bei ungestörter entwicklung zur apokope des schwachen ə überhaupt und der einfluss folgenden vocalanlauts dabei, den wir ja oben ein-

geräumt haben (*hab ich* usw.), werden doch wol überschätzt. ich wüste nicht, wie man beweisen wollte, dass unsere *κοινή* das zusammentreffen von *ə* und vocal auf ein möglichst geringes mafs gebracht hätte, wenn sie möglichst ungestörter lautlicher entwicklung anheim gefallen wäre, und muss daran erinnern, dass stark apokopierende volkssprachen wider zahlreiche auslautende *ə* und hiatusfälle schaffen, zb. *ən räifə appəl, soll fragə ob əs war is.* wenn man die apokopereiche sprache eines Voropitzianers der spätern gegenüberhält, so erkennen wir allerdings den gewaltigen einfluss der überlegten schulweisheit, der uns germanisten ja auch heute oft genug verdriefst. indessen ist nicht zu vergessen, dass manche Voropitzianer die apokope aus metrischen rücksichten auch stark übertrieben haben können. es muss mithin hinter Walthers praxis eine bewuste übung der verstechnik stecken, und ich wüste nicht, wie die am stamme der deutschen sprache erwachsen sein könnte. auch die art und weise, wie die erscheinung bei Walther auftritt, scheint mir dafür zu sprechen, dass wir es dabei nicht zu tun haben mit einer nun einmal nicht zu vermeidenden schwierigkeit, sondern mit einer sache, der man gar nicht aus dem wege zu gehn beabsichtigte.

Goethe hat mit bewustsein den hiatus gemieden; er tat das, indem er wortformen anwante, die auch gebräuchlich, aber ihm sonst weniger genehm waren, oder aber, indem er ihm durch die wahl des ausdrucks und der construction aus dem wege ging. in 300 versen der Iphigenie zähl ich 27 beispiele für gekürzte wortformen wie *seel, sorg, weis,* dative *könig, brauch,* weitaus die meisten aber verbalformen mit enklitischem pronomen. noch sehr viel günstigere ergebnisse würde man bei einer untersuchung der verse Platens, des ganz einzigen sprachkünstlers, erhalten. dagegen hab ich in 400 Waltherschen versen 79 beispiele der elision gefunden. wir würden also unseren grösten mittelalterlichen lyriker als sprachkünstler recht gering einschätzen, wenn wir annähmen, er habe sich damit begnügt, vermittels weniger guter sprachformen den hiatus zu vermeiden. Goethe wollte in der tat dem hiatus aus dem wege gehn, Walther muss unbedingt auf einem ganz andern standpunct stehn, und zwar ist es einfach der, dass ihm ein *ə* vor vocal metrisch nicht zählte. er befolgte eine regel, die ihm in gewisser beziehung ja eine beschränkung war, in andern aber willkommen sein muste, da sie

ihm gestattete, wörter wie *ére* unter umständen einsilbig, solche wie *künftige*, *Kerndære* zweisilbig, zugleich die ersteren überhaupt und solche wie *ich* auch hinter tonloser silbe in der senkung zu gebrauchen. wir können nicht einmal ohne weiteres mit bestimmtheit sagen, ob ihm ein *ére ist* hiatus in euphonischem sinne gewesen wäre. da nun in der ihm lebendigen sprache gesprochenes ә vor vocalen ganz gewöhnlich gewesen sein muss, so könnte ich mir seinen metrischen gebrauch nur als eine tradition, oder als eine nachahmung, oder aber als den ausfluss einer schulmäfsigen lehre erklären. darüber was in würklichkeit die quelle seines gebrauchs gewesen ist, kann man meiner ansicht nach nicht zweifelhaft sein.

Im französischen verse ligt die sache genau so wie wir sie bei Walther finden, dass, von einsilbigen wörtern wie *que* abgesehen, ein ә vor vocallaut metrisch nicht zählt. hierin spiegelt sich zunächst wol ein sprachlicher zustand, dass nämlich die ә vor consonanten und aspiriertem *h* noch lauteten, vor vocal und stummem *h* bereits verstummt waren. aber wenn nun der vers auf dem standpunct bleibt, dass er das einsilbige *joi(ә)* nicht auch vor consonanten zulässt, obwol doch in der sprache selber ein derartiger ausgleich kaum ausgeschlossen gewesen sein dürfte, so scheint sich daraus zu ergeben, dass die sache der theoretisierenden erstarrung anheimgefallen war. ob wir das auch für das umgekehrte annehmen müssen, dh. die nichtzulassung von zweisilbigem *joiә* vor vocal im verse, oder ob hier für die französische sprache ein würklich störender hiatus gelegen hätte, das will ich nicht zu entscheiden versuchen. unter diesen umständen wird eine schulmäfsige tradition der metrischen regel in Frankreich aus der sache heraus wahrscheinlich. sie kann dadurch angeregt sein, dass in der lat. schulgrammatik die lehre vom hiatus und der elision immer weiter gelebt hat[1], und dass auch die lat. rhythmische poesie die elision zwar nicht mehr anwante, aber doch auch den hiatus vermied[2]. bei dem starken einfluss den die deutsche kunstlyrik von der französischen erfahren hat, und der sich ja ganz wesentlich auch auf die form erstreckt,

[1] auf theorie und praxis im 16/17 jh. sind sogar ganz vereinzelte verse Vergils und Homers von einfluss gewesen; vgl. Burdach aao. s. 300.

[2] vgl. Thurot Notices et extraits vol. XXII 2 s. 444ff; WMeyer Ludus de Antichr. 50. 62ff. 134ff.

wäre auch diese metrische regel mit überliefert worden. eine einigermafsen vernünftige anpassung auf die eigenen verhältnisse kann man darin finden, wenn nicht versucht wird, sie auch auf *h*-anlaut anzuwenden, wie das bei späteren und auch, wie wir gleich sehen werden, schon zu oder doch bald nach Walthers zeiten von anderer seite tatsächlich geschah[1]. ob etwa in der art der metra oder ihrem musikalischen vortrag, die gleichfalls unter französischem einfluss stehn, etwas lag, was geeignet war, das zusammentreffen der vocale mehr empfinden zu lassen, verdient immerhin in erwägung gezogen zu werden. in diesem sinne könnt ich mir noch am ersten Wilmanns vermutung aneignen, dass 'es nicht sowol das zusammentreffen der beiden vocale ist, welches unser ästhetisches misbehagen erzeugt, sondern das allzu geringe gewicht des ungedeckten *e*; die silbe erreicht nicht das metrische normalmafs der senkung' (ausg. s. 20 anm. 2).

Wenn nun ein metrischer gebrauch aus dem französischen, wo er doch in der sprachentwicklung, wie sie sich endgiltig vollzog, einen grund und ausgangspunct hatte, bei uns herüber genommen wird, wo ähnliche sprachverhältnisse (*glaub ich* usw.) jedesfalls in nur viel geringerem mafse vorlagen, so beweist das eine starke macht derartiger schulmäfsiger lehren. man wird sich heute gegen eine derartige annahme, die zu dem glauben an die naivetät des mittelalters wenig stimmt, nicht mehr so sehr wehren, nachdem schon mancherlei beobachtet ist, was dafür zeugt, dass doch auch diese leute verstandesmäfsigen berechnungen, theoretischen erwägungen, schulmäfsigen einflüssen sehr wol zugänglich waren.

Einen schlagenden beweis für meine voraussetzungen liefert uns ein mittelniederländischer dichter, der verfasser einer gereimten, etwa um 1270 entstandenen lebensbeschreibung der heil. Lutgart, ursprünglich in drei büchern, von denen zwei von van Veerdeghem in einer Kopenhagener hs. aufgefunden und herausgegeben worden sind[2]. van Veerdeghem hat ausführlich dar-

[1] ob die gröfsere freiheit Walthers bei stärkerer interpunction auf eigener einsicht beruht oder nicht gleichfalls blofs überliefert war, ist unsicher. wenigstens wird in der späteren franz. theorie dieser punct behandelt; s. Tobler Vom franz. versbau[3] s. 51.

[2] Leven van Sente Lutgart. vanwege de maatschappij der nederl. letterkunde te Leiden uitgegeven door Frans van Veerdeghem. Leiden 1899.

gelegt, in welchem umfang der verfasser, wahrscheinlich war es Willem van Afflighem, ein benedictinermönch aus Mecheln, zuletzt leiter der abtei zu STruiden in belgisch Limburg, die elision vor vocalen und vor *h* angewant hat. sie findet, wie gegen ihn zu betonen ist, vor vocal ausnahmslos — auch bei einsilbigen wörtchen, wie *ne*, *se* — und über jede interpunction hinweg statt. ich füge van Veerdeghems beispielen (s. LVI f) noch einige von bezeichnender art hinzu, die ich einem geläufigen gebrauch entsprechend ordne, je nachdem die elision von der senkung zur hebung oder von der hebung zur senkung stattfindet, obwol ich nicht finden kann, dass in dieser hinsicht die praxis einen unterschied zutage treten lasse. die versziffern, bei denen nichts weiter bemerkt ist, beziehen sich auf das zweite buch. zur hebung : 968 *daer grawe monekę ordne dragen*; ferner 223; 592; 844. zur senkung: 52 (*endę*) *andre goedę exempelkine*; 489 *t' ambáchtę, eer mén*; 850 *dies bodę ic bem*; 2069 *der vrowen vitę* ['Lebensbeschreibung']: *oc latic dat*; 11961 *op Gods genade, die sę en sal*; 13964 *al ware sę* (lis *waersę*) *allene meer verlaten*; 14031 *des wives hertę, al ware dat* [lis *waret*] *sake*; 3144 *te taelnę; al was si noch verwonnen*; 14026 *it constę. Idoch so ginc se halen*; vgl. noch 351; 422; 505; 792; 813; 858; III 2662. zugleich zur hebung und senkung : 1420 *enę edęle nonnę endę eene goede*; 3587 *te doegenę alle dagen* [lis *dagę*] *ontfinc*; 10698 *des soudestu cleinę eerę ontfaen*; 14397 *von suchtenę ende weennę* [= *wenene*] *almede*; vgl. noch 949. der herausgeber nimmt allerdings auch beispiele von hiatus an: jedoch zu unrecht. in weitaus der mehrzahl der fälle handelt es sich dabei, wie er schon selbst bemerkt hat, um wörter wie *exemple, bordne, ingle, andre*, für die auch die formen *exempelę, bordenę, ingelę, anderę* eingesetzt werden können. in andren hat entweder der herausgeber den vers nicht richtig aufgefasst (I b 2662 nicht *von mágęden schóne énde gróet*, sondern *von mágedén schonę énde gróet*), oder sie lassen sich bis auf ganz geringe ausnahmen leicht verbessern durch änderungen, die zt. auch schon aus andern gründen notwendig sind. 4306 müste *lóvené* = *lovene hem* sein, dh. das inclinierte pronomen enthalten, das *-ne* oder *-en* sein kann. wahrscheinlich aber ist *hem* einfach ausgefallen. 9543 verlangt der sinn *so sere* statt *sere*, das auch 5453 wahrscheinlich ist. 7979 *vrouwedę*, 7924 *vloiedę*, III 4197 *niwetę*, III 4481 *ten inde.*

jedesfalls bleiben so winzige ausnahmen übrig, dass sich die fassung 'ausnahmslos' notwendig ergibt. dass unsere beweisführung berechtigt ist, ersieht man aus den fällen vor *h*. hier handelt es sich da wo -ə erhalten bleibt durchaus nicht um jene wörter wie *bordne, ingle, andre,* noch liegen so leichte änderungen wie bei den anscheinenden ausnahmen der ersten art nahe. vor *h* herscht in der tat freiheit. zu den beispielen in der einleitung füg ich noch hinzu 17 *dat si daer leiddẹ, hebdi gehort*; 391 *al clagendẹ hebdi*; III 1063 *als ic u seggẹ, homo quidam;* 4545 *der vrouwen vitẹ hebbic bescreven*, ferner 61; 276; 368; 375. keine elision zb. 295 *volbrengen mogt, wel sute here,* 448; 885; 886.

Schon allein der letztere umstand, die elision vor *h* an sich und die dabei gestattete willkür würde zum beweis für die herkunft der sache genügen, wie uns die gleiche rein mechanische nachahmung des französichen gebrauchs, der selber — wenn auch willkürlichkeiten vorkommen — durch den unterschied des aspirierten und stummen *h* natürlich bedingt ist, jahrhunderte später bei niederländischen und deutschen nachahmern als beweisend gilt. Willems verfahren fällt um so mehr auf, als bei seinen landesgenossen in der älteren zeit sonst nichts ähnliches beobachtet ist. alle theoretiker musten sich, so weit ein urteil bei den noch wenig klar gelegten gesetzen der mittelniederländischen metrik möglich ist, bei der annahme begnügen, dass es zwar erlaubt sei -ə vor vocal und *h* im verse zu elidieren, aber überall daneben auch der 'hiatus' bestehe[1]. ebenso eigenartig steht aber auch der ganze vers Willems im mittelniederländischen da : er wechselt ganz regelmäfsig mit hebung und einsilbiger senkung ab. auch hier haben wir eine genaue nachahmung des französischen (und lateinischen rhythmischen) verses, allerdings mit so viel tact gehandhabt, dass mit nur mäfsigen betonungsfreiheiten das germanische accentprincip gewahrt bleibt. es stimmt alles, wie ich das an anderer stelle ausführlich nachgewiesen habe[2], aufs vortrefflichste zusammen : der verfasser verrät sich auch sonst in auffallender weise als ein mann von ausgeprägt litterarischer richtung, in seinem ganzen stil und in der völligen verselbständigung der poetischen fiction, als ein mann, dem wir die bewuste

[1] s. Jonckbloet Over middennederl. epischen versbouw s. 87 ff; van Helten Over middelnederl. versbouw s. 71 ff; Martin Reinaert s. 428 f.

[2] s. Neue jahrbücher für klass. philol. usw. XIII 424 ff.

und wolüberlegte nachahmung fremder regeln ohne weiteres zutrauen, zudem in seiner ganzen bildung und litterarischen richtung in weitgehnder übereinstimmung mit seinen französischen nachbarn, bei denen er studiert hatte.

Willem van Afflighem finden wir also inbezug auf unsere frage genau auf demselben standpunct wie fast 350 jahre später seinen landsmann Daniel Heinsius, der nur noch einen kleinen schritt weiter geht — wol unter classischem einfluss — und auch vor *h* die metrische elision durchführt (Burdach s. 310). Heinsius steht wie sein nachahmer Opitz unter dem einfluss der französischen theorie. von Willem können wir dasselbe in anbetracht dessen, dass die unmittelbaren zeugnisse für eine theorie aus jener zeit fehlen, nicht mit bestimmtheit sagen. aber an sich — auch nach der ganzen art des mannes — kommt es mir viel wahrscheinlicher vor, dass er einer ausdrücklichen lehre folge, als der blofs gefühlsmäfsigen nachahmung französischer praxis. es ist gewis nichts gewaltsames, wenn wir voraussetzen, dass mehrere jahrzehnte früher unsere kunstdichtung auf ganz ähnlichem wege, wenn vielleicht auch nicht mit ganz dem gleichen grad von bewustsein und überlegung zu ihren metrischen elisionen gekommen sei, wie Willem van Afflighem.

Soweit wir die erscheinungen überblicken, die als vermeidung des hiatus in unseren metren angesehen werden können, spielen also schulmäfsige fremde einflüsse eine grofse rolle. was Opitz als metrische regel anpreist, enthüllt sich nach Burdachs darstellung doch im grunde als ein recht merkwürdiger compromiss zwischen dem bestreben des grammatikers, die vollen formen zu erhalten, und der sclavischen nachahmung einer französischen versregel: man hat *liebe* zu sagen; aber an die gleichfalls gebräuchliche form *lieb* kann man insoweit ein zugeständnis machen, als man sie und ähnliche, zt. wol erst analogice erschlossene, vor vocalen vorschreibt. nur insoweit tatsächlich die apokopierten formen leichter vor vocalen als vor consonanten vorkamen, und -*ə* vor vocal von einem feineren ohr als misklang empfunden worden sein mag, hat die in gesetzgeberischer absicht aufgestellte regel eine mehr innerliche berechtigung. und ähnlich sind es öfter ganz verschiedenartige dinge, die sich hier zu einer mehr oder weniger klaren vorstellung von einer ästhetischen feinheit vereinigen. es braucht uns darum auch nicht sonderlich zu

grämen, wenn wir einmal nicht entscheiden können, ob elisionen sprachlich oder metrisch zu verstehn sind, oder sonst vielleicht eine frage, die wir gern aufwerfen möchten, unbeantwortet lassen müssen. sie sind eben manchmal nicht zu beantworten. ich kann es aber auch verstehn, wenn im gegensatz zu dem heiligen eifer eines Otto Schröder für hiatusreinheit unserer sprache andere die sache recht kühl auffassen. indessen leugne ich gar nicht, dass die ansicht von der verwerflichkeit des hiatus, mag sie an sich begründet sein oder nicht, geschickt gehandhabt jedesfalls dem wolklang der sprache nichts schadet und in der anwendung durch ein künstlerisches genie sogar zur quelle eines reizvollen genusses werden und zum künstlerischen bau des verses viel beitragen kann. ich glaube, dass in dieser hinsicht Platen hoch obenan steht.

Bonn, april 1904. J. FRANCK.

Blattfüllsel.

Von meiner beschäftigung mit den alten münznamen aus bin ich zu ein paar correcturen des Ulfila-textes gekommen, die, so unbedeutend sie an sich sein mögen, doch aufs neue zeigen, wie wol man berechtigt und verpflichtet ist, den schreibern unserer codices zeile für zeile und wort für wort auf die finger zu sehen. die fehler, die in Matth. 27, v. 5 und v. 9 dicht beieinander stehn, hat, soviel ich sehe, noch kein herausgeber gerügt.

Matth. 26, 15 (die stelle fehlt in unserer überlieferung) sind dem Judas Ischarioth *τριάκοντα ἀργύρια* geboten, in c. 27 ist von dieser als bekannt vorausgesetzten summe (vgl. Zach. 11, 12. 13) widerholt die rede : v. 3 *τὰ τριάκοντα ἀργύρια* — *þans þrins tiguns silubreinaize*; v. 6 *τὰ ἀργύρια* — *þans skattans*; wenn also v. 9 dem (ohne variante überlieferten) griechischen text *τὰ τριάκοντα ἀργύρια* abweichend von v. 3 entspricht *þrins tiguns silubreinaize*, so ist es klar, dass hier aus dem wortpaar *þans þrins* durch eine art haplographie das erste glied ausgefallen ist und ohne zaudern hergestellt werden muss.

Der gotische sprachschatz verfügte auf dem gebiete des geldwesens über zwei germanische wörter : *skatts* für eine silbermünze und *skilliggs* für eine goldmünze. das letztere kennen wir freilich nur aus den urkunden von Neapel und Arezzo — wenn

uns aber Matth. 17, 27 erhalten wäre, würden wir es dort ganz gewis als übersetzung von *στατήρ* finden. andere münznamen haben die Goten entlehnt, wobei auch das fem. *δραχμή* (lat. *drachma*) als *drakma* das geschlecht von *skatts* und *skilliggs* annahm (gesichert Luc. 15, 8 *drakmans* und *drakmin ainamma*, über *drakmein* v. 9 s. u.). in einem falle ligt eine neubildung vor : eben in dem oben Matth. 27, 3. 9 zweimal bezeugten *silubreins* = *ἀργύριον*. um diesem substantivierten adjectiv 'der silbern' das anstöfsige zu nehmen, brauch ich nur an unser 'der gulden' (mhd. *guldîn*) = 'aureus' zu erinnern; auch ein subst. *silberîn* = 'argenteus' verwenden die bibelübersetzer des 14 jahrhunderts Matth. 26 u. 27 genau so wie Ulfila, während Luther auf die ableitung *silberling* zurückverfallen ist, die schon im 9 jh. der ahd. Tatian braucht.

Wir sahen oben, dass Ulfila zweimal *ἀργύριον* 'silbermünze' durch *silubreins*, dazwischen einmal durch *skatts* übersetzte; von *skatts*, das constant das *δηνάριος* der biblischen vorlage (6 mal), sodann mit *daila* wechselnd *μνᾶ* widergibt, braucht er aufserdem den plural für das collective *ἀργύριον* mit der bedeutung 'geld': Luc. 9, 3. *silubreins* aber muss doch wol noch an einer dritten stelle eingesetzt werden, wo die überlieferung des cod. arg. das stoffwort *silubr* in unmöglicher weise pluralisch verwendet : Matth. 27, 5 *καὶ ῥίψας τὰ ἀργύρια* verlangt die widergabe *jah atwairpands þaim silubreinaim* statt des überlieferten *silubram*. die entgleisung des schreibers scheint zu bestätigen, dass sich die ulfilanische contrafactur von *ἀργύριον* nicht durchgesetzt hatte. — so kann man auch den acc. sg. *drakmein* Luc. 15, 9 nur als ein zurückgleiten des schreibers in griech. *δραχμήν* ansehen : es mag dies in der gotischen grammatik, besser nur im glossar, berücksichtigt werden, in einen kritischen text gehört *drakman*, wie einfach schon das folgende relativ *þammei* beweist.

E. S.

STUDIEN ÜBER FRÓÐI.

I. DIE QUELLE DES FRÓÐA ÞÁTT UND DER GROTTASǪNG.

Das anfangsstück der Hrólfssaga kraka, der Fróða þátt, beruht, wie Heusler-Ranisch Eddica minora LIV wahrscheinlich machen, auf einem gedicht, von dem die den sagatext unterbrechenden strophen überbleibsel sind. der sagaschreiber kannte es in weit besserem zustande als die Bjarkamál, aus deren trümmern er den schluss seiner arbeit formte. die handlung entfaltete sich in folgenden auftritten: 1. könig Fróði sucht seine neffen, deren vater er erschlagen hat, vergebens bei Vífil auf der insel (c. I. II). 2. auf dem ritt zu Fróði werden Ham und Hrani von ihrer schwester Signý erkannt. 3. in Fróðis halle ist die vǫlva im begriff sie zu verraten, wird aber durch Signýs gold daran gehindert, und sie entkommen in den wald (c. III). 4. mit ihrem ziehvater Regin erscheinen sie vor der königshalle und zünden feuer an. die mannen wagen den könig nicht zu wecken, denn er hat bei todesstrafe verboten, seine nachtruhe zu stören (Saxo). indessen schreckt ihn ein böser traum bald auf, stimmen haben ihn 'heim zur Hel!' gerufen. er hat nur noch zeit zu erfragen, wer das feuer angelegt hat, dann kommt er beim versuche zu entfliehen elend in einer grube um (c. IV. V).

Saxos bericht im VII buch spiegelt die poetische handlung nicht entfernt so treu wider. er hat es über sich vermocht, hier einen auszug zu geben, wobei nicht blofs der zusammenhang gröblich gestört erscheint, sondern auch auf das wo des erzählten die denkbar geringste rücksicht genommen wird — doch wol von Saxo selber, dessen gleichgültigkeit gegen alles anschauliche grofs ist. gleichwol ist sein bericht sehr beachtenswert. er allein bewahrt das aus der Hamletsage übernommene wahnsinnsmotiv, wenn auch am unrechten ort und nur in abstracter fassung (die concrete, das rücklingsreiten, erscheint in der Hrólfssaga unverstanden). wenn sich bei ihm die knaben als wölfe gebärden, indem sie sich wolfsklauen an die füfse binden und die kinder von mägden zerfleischen, so darf man zweifeln, ob dies motiv der urquelle zuzuweisen ist. es kann ebenso gut aus einem ausdruck wie *ungir úlfar* oder ähnlich (Sig. III 12, 3. HHu. II 1, 5) in einer versprengten strophe derselben entstanden sein.

Dagegen liefern eine wertvolle bereicherung des bildes die worte : *Frotho excitationis suae poenas ferro exigere solitus fuerat.* hier eine erfindung Saxos zu sehen, geht schwerlich an. der kern des motivs ist doch dieser : Frotho hätte entkommen können, wäre er rechtzeitig benachrichtigt worden. dies scheitert aber, wie in der saga an der dunkelheit von Regins warnungsworten, so bei Saxo an dem herrischen verbot des königs. von diesen begründungen schliefst die eine die andere aus. denn Regins dunkle strophe müste vor den ohren des königs selbst erklingen. sie passt also schlecht zu dem überfall auf den schlafenden, während das Saxonische motiv auf dem phantasieboden der nächtlichen scene, die der zusammenhang fordert, organisch gewachsen ist[1]. demnach war dies motiv das ältere. es konnte aber ziemlich leicht verdrängt werden, weil es in der tat, als einzelne erfindung betrachtet, sich nicht vergleichen kann mit der wuchtigen nagelschmiedvísa.

Aber seine wurzeln giengen tief, es sog sein leben aus dem charakter des Fróđi. Fróđi war der grausame tyrann, der brudermörder und bedrücker der hilflosen knaben, der ihnen durch zauberer nachstellt, bis er mitten in seinem wolleben vom feuerqualm erstickt wird, ein opfer der eigenen tyrannei.

Ein solcher typus des königs Fróđi wird bestätigt durch andere quellen. vor allen durch den Grottasǫng.

Die beziehungen dieses liedes zur rachedichtung (wie im folgenden die poetische quelle des Fróđa þátt heifsen möge) sind nicht damit erschöpft, dass es ebenfalls eine rache an Fróđi besingt. — Fróđi hat zwei riesische kämpferinnen als mägde in sein königshaus gebracht. er heifst sie an die mühle treten und den grauen stein in gang setzen. keine von ihnen soll ruhe noch ergötzen haben, immerfort will er ihr arbeitslied hören. da stellen sie den mahlkasten auf, legen den stein in sein lager, der könig aber treibt sie ungeduldig an. nun beginnt der stein sich zu drehen, und dazu erklingt ihr lied. es ist abend, die andern mägde entschlummern allgemach. sie aber mahlen dem

[1] in der episode der königsgeschichten, wo Sighvat Magnus des guten taufpate wird, sagt Sighvat : *ek þori fyrir engan mun at vekja konunginn, þviat hann bannar þat hverjum manni at bregða svefni fyrir honum, fyrr enn hann vaknar sjálfr.* Heimskringla ed. Finnur Jónsson (= Hkr) II 266.

Fróði reichtum und glück und frieden für sein land. auf die heilwünsche ihres sanges erwidert der könig mit dem herrischen befehl : schlaft nicht länger, als man eine vísa spricht! (das zweite zeitmafs ist unverständlich.) dann legt auch er sich schlafen. je weiter die nacht vorrückt, umso grimmiger regt sich in den mägden der unmut. sie erinnern sich ihrer freien und kriegerischen vergangenheit. Fenja hat lust auszuruhen, aber Menja will nicht aufhören, bis es Fróði genug gemahlen dünke. denn jetzt soll nicht mehr reichtum und frieden gemahlen werden, sondern verderben. 'wache, Fróði, wenn du lauschen willst unsern sängen und alten geschichten!' aber diese alten geschichten sind ein ausblick in die nächste zukunft : das kriegsfeuer bricht ein in den frieden des Fróði, der rächer kommt, der sohn der Yrsa, und das königshaus von Lejre geht mit allen schätzen in flammen auf. die jungen mägde aber mahlen im 'jötunmut', dass die mühle zerbirst und der stein entzweispringt.

Dies die scene des gedichts. sie hat, wie bei näherer betrachtung auffallen muss, eine gewisse verwantschaft mit dem letzten stück der rachedichtung. hier wie dort geniefst der könig sorglos sein leben, legt sich mit einem tyrannischen befehl schlafen [1] und muss mit schrecken erwachen, um alsbald in rauch und flammen unterzugehn, wie in dunkler nacht die rache naht. das beliebte motiv der nächtlichen brenna gibt nur den hintergrund ab für die beiden gedichten gemeinsame vorstellung. beide sehen den Fróði in demselben lichte : gerade seine tyrannennatur wird ihm zum verderben. ist es einmal das drohende verbot des weckens, das andere mal der befehl an die mägde nicht zu ruhen, so spielt doch auch im mühlenlied der süfse schlaf des herrn eine wichtige rolle (*sofi hann á dúni, vaki hann at vilja*), ja wahrscheinlich ist der gesang der riesenmädchen auch als schlummerlied für ihn aufzufassen.

Die übereinstimmenden züge in der behandlung desselben stoffes wird man nicht auf baren zufall zurückführen dürfen. der schluss kann nicht abgewiesen werden, dass dem mühlenlieddichter über die rache an Fróði mehr bekannt war, als dass sie dem Rolf krake zugeschrieben wurde. neben der quelle, die

[1] denn so wird das motiv gelautet haben, das bei Saxo zu dem oben citierten satze abgeblasst erscheint.

ihm dies factum lieferte, hatte er eine andere, die im einklang mit der brennascene der rachedichtung die rache als das verdiente verhängnis schilderte, das den tyrannen im süfsen schlafe überfällt. entweder schwebten ihm von dieser quelle nur stimmung und allgemeiner umriss des dargestellten vor, oder er hat sie sehr frei benutzt. letzteres ist an sich wahrscheinlich, denn der dichter sah in dem übernommenen stoff nur éines aus der vielheit von elementen, aus der er sein gedicht componierte.

II. LITTERARHISTORISCHES ZUM GROTTASǪNG.

Der dichter des Grottasǫng verschmäht es, das thema 'rache an Fróði' in vollständigem zusammenhang von ursachen und würkungen neu zu behandeln, er greift vielmehr den höhepunct heraus und zeigt ihn durch das medium einer ganz neuen erfindung. nicht mehr die rache an Fróði ist das thema, sondern die riesenmägde mit der zaubermühle. ihre natur, ihr schicksal und die würkungen, die es in ihrer seele auslöst, stehn für den dichter im vordergrunde des interesses.

Durch diese seine anlage rückt der Grottasǫng in eine linie mit einer anzahl eddischer gedichte, die ebenfalls darauf ausgehn, älterem sagenstoff durch erfindung neuer personen und auftritte, sowie durch psychologische kleinmalerei neuen reiz zu geben. die alte sagenhandlung erscheint dabei entweder vollständig oder bruchstückweise gespiegelt in den reden der auftretenden personen, oft so, dass der versuch gemacht wird, aus der situation heraus, auf der das ganze ruht, den sagenbelehrenden dialog dramatisch zu beleben. diesen versuch spürt man selbst in der Grípisspá. nicht blofs Sigurds ungeduld, auch Gripis stocken, sein versuch, den neffen, der sein schweigen übel nimmt, zu begütigen (v. 23), dann des letzteren drohung aufzubrechen und der höhnische bescheid darauf sind elemente, die diesem epigonenwerke innerhalb seiner engen, man möchte fast sagen spiefsbürgerlichen atmosphäre immerhin ein schwaches leben einhauchen. ein situationsgedicht, das seinen stoff restlos vereinheitlicht, ist das erste Guðrunlied; nicht sowol die trähnen, als die klage der Gudrún ist das ziel, auf das die composition zusteuert. ähnlich verhält es sich mit Gudrúnarhvǫt. in der Helreid ist Brynhilds absicht sich zu rechtfertigen wenigstens eine notdürftige motivierung für ihre nicht allzu lange selbstbiographie. der Oddrúnargrát setzt eine verstimmung zwischen

den beiden frauen voraus. sie wird dazu benutzt, Oddrúns erzählung einzuführen und zu motivieren[1] und sie dann noch einmal zu unterbrechen, freilich ganz zu anfang, so dass noch 17 visur ohne belebung aus der situation folgen.

Auch für das mühlenlied ligt der springende punct der composition in der einheit der rahmenhandlung mit der gespiegelten handlung. die rahmenhandlung wird von den beiden riesinnen getragen. in ihrem gesang pulst ein mächtiges dramatisches leben : wachsender ingrimm, umschlag vom segenswunsch zum fluch, mitreifsender eifer. auch der rückblick auf das leben in den bergen und auf den schwedischen schlachtfeldern ist in der seelenstimmung der mädchen wol begründet und steht, was seinen zweiten teil angeht, in bedeutsamem gegensatz zu dem frieden, den sie eben noch gemahlen haben, und der jetzt dem kriegsfeuer weichen soll[2].

In eine einzige visa drängt dies straff gebaute gedicht seine sagenbelehrung zusammen :

Mǫlum enn framarr!	*mun Yrsu sonr*
Hálfdanar vígs[3]	*hefna Fróða.*
sá mun hennar	*heitinn verða*
burr ok bróðir,	*vitum báðar þat*[4].

[1] der anstofs, den die herausgeber bis auf Detter-Heinzel an der stellung der visa B 11 nehmen, ist zu beseitigen. sie bezieht sich gar nicht auf v. 10 B, wie noch Detter-Heinzel annehmen, sondern auf das, was in der hs. unmittelbar vorhergeht (B 16, 5—8), die halb stolze, halb vorwurfsvolle äufserung : 'nach der weissagung eines sterbenden war ich einem glänzenden — *óðri* mit direkter beziehung auf moralischen wert wie wol auch Helr. 3, 6 — lose bestimmt' — im gedanken an das, was v. 12 B folgt. Borgný versteht die anspielung auf die so ganz anders lautende äufserung, die sie einst tugendstolz getan hat, und sucht Oddrún zu begütigen, indem sie auf ihre sonst stets bewiesene freundschaft hinweist.

[2] durch diese überlegung wird, denk ich, mindestens strophe 13 für das gedicht gesichert. vgl. AOlrik Danmarks Heltedigtning I, København 1903 (= DHD) 281 f mit note. [3] so mit erdrückender wahrscheinlichkeit nach NMPetersen und Bugge Norr. Fornkv. 433 zu lesen.

[4] die deutung, die Olrik DHD 150 f dem zweiten helming gibt, legt m. e. zu viel in das gedicht hinein. dass der fluch nicht blofs dem Fródi, sondern seinem ganzen geschlechte gelte, kann aus dieser stelle doch nicht geschlossen werden, die nur den begriff 'Rolf krake' näher ausführt, nicht die unheilsprophezeiung. wir werden den intentionen auch dieses bedeutenden dichters besser gerecht, wenn wir sie nicht überschätzen und nur von 'sagenbelehrung' sprechen.

Diese weissagung der riesenmädchen fliefst aus der erbitterung wie des todgeweihten Hamđi prophezeiung an seine mutter Gudrúnarhv. 8. indem sie in erfüllung geht — und das wort der framvísar tvær erfüllt sich unweigerlich —, sind die mädchen gerächt für die unbill, die Fróđi ihnen angetan hat. zugleich aber ist es eine rache für Halfdan. so erscheint die gespiegelte handlung als natürlicher abschluss der rahmenhandlung. die straffe composition, die dies bewürkt, steht innerhalb der oben herangezogenen gedichtgruppe vollkommen einzig da.

Aber man kann gleichwol nicht sagen, dass der rahmen mit der überlieferten scene zu einem völlig befriedigenden ganzen verbunden sei : das von den riesinnen beschworene bild des nahenden rächers zerflattert im nebel, sobald die mühle zerbirst. der hörer wird entlassen mit dem gefühl der stille vor dem sturm, aber der schluss bleibt unbefriedigend, weil das märchenbild der glücksmühle in die brennascene, die sich gleich entwickeln soll, schlechterdings nicht hineinpasst. das sehr ähnlich angelegte valkyrjenlied hat diese schwierigkeit vermieden, indem es die schauplätze der realen und der symbolischen handlung weit auseinander legt.

Man könnte einwenden, die rahmenhandlung (gesang der mägde, zerspringen der mühle) sei von dem inhalt der spá ganz losgelöst, letztere beziehe sich auf eine entfernte zukunft, denn Rolf scheine in der zweiten hälfte der oben angeführten strophe 22 als noch nicht geboren angesehen zu werden. dagegen spricht vor allem v. 19 : *mun herr koma hinig af bragđi*. dieser ausdruck kann nur auf die nächste zukunft gehn. darauf weist auch die ganze anlage des gedichts. das grofse ereignis, dem wir fühlbar in den letzten strophen entgegentreiben, kann nicht blofs das bersten der mühle sein. dies ist vielmehr nur das symbol dafür, dass die stunde des untergangs für Fróđi geschlagen hat. in strophe 20 werden beide ziele in ausdrucksvoller weise parallelisiert. in dem wortlaut von 22, 5—8 müssen wir also wol einen jener widersprüche statuieren, die von den alten hörern nicht empfunden wurden.

Etwas anders ligt die sache bei der matten schlussstrophe. wenn man auch sonnenhelle klarheit im mühlenliede überhaupt nicht suchen darf, so stehn doch diese drei zeilen in einem so zerstörenden widerspruch gegen alles was die vorangehnden vísur

aufgebaut haben, dass es schwer fällt, sie dem dichter selbst zuzutrauen. der Grottasǫng war, wie ich vermute, ursprünglich ein reines redegedicht, wie das valkyrjenlied. ein bearbeiter fügte erzählende verse, namentlich eine erzählende einleitung hinzu, wie das auch beim Hervǫrliede geschehen ist[1]. in dem praesens der ersten vísa verrät sich dies verhältnis noch, ferner darin, dass der gesang der mägde als spiegelung der äufseren handlung angelegt ist. nun sind mehrere der zugesetzten oder umgebildeten strophen nur dreizeilig (3, 4, 7, auch 14 wird wol hierher gehören). demnach dürfen wir auch die drei schlussverse dem bearbeiter auf die rechnung setzen. er wollte, wie es scheint, seinen letzten zusatz (23—24) wider in directe rede ausmünden lassen.

III. ROLF KRAKE ALS RÄCHER.

Wenn der Grottasǫng als träger der rache an Fróði Rolf krake nennt, so steht diese sagenform im widerspruch zu allen andern quellen. weder wo es sich um Fróðis untergang handelt, noch wo Rolfs taten erzählt werden sollen, wird irgendwie darauf angespielt.

Allerdings hat man versucht, an dem Widsid eine stütze für die version des mühlenliedes zu finden[2]. aber die bekannte stelle des ae. gedichts (45—49) zeugt nur von einem siegreichen kampf des Hrôdwulf und Hrôdgâr gegen die Hadubarden unter Ingeld, und die heute verbreitete auffassung, dass dieser kampf später zu denken sei als der fall des Frôda, trifft zweifellos das richtige. zwischen der Widsidstelle und der späteren nordischen sagenwelt besteht nirgends eine directe beziehung.

Unter diesen umständen haben wir zu fragen, ob nicht die sagenform des mühlenliedes als umbildung einer besser bezeugten überlieferung zu erklären ist. das alter des denkmals kann hiergegen keinen stichhaltigen einwand abgeben. denn nichts kann uns hindern, die gemeinsame quelle Saxos und des Fróða þátt und gar die Bjarkamál für mindestens gleichaltrig anzusehen.

In den Bjarkamál nun erschlägt Rolf den Hrœrek in seiner burg. alle schätze helfen dem kargen fürsten nichts, weil er es nicht verstanden hat, sich durch sie treue mannen zu gewinnen (Bjark. 115 ff). diese tat wird, wie Olrik DHD 29 ff höchst

[1] Heusler Zs. 46, 203 f.

[2] Bugge Norr. Fornkv. 444.

wahrscheinlich macht, auch durch den Beowulf vorausgesetzt. sie ist nach Olrik als historisch anzusehen. dafür spricht auch der charakter der Bjarkamálepisode. sie ist motivarm und ermangelt fast völlig der dichterischen anschaulichkeit. danach ist es zwar leicht zu erklären, wie sie in das vorliegende gedicht, das hohelied der fürstenmilde und mannentreue, gekommen ist, aber es wäre ein rätsel, wie sie ursprünglich in die überlieferung von Rolf hineingeraten sein könnte, wäre sie nicht eben historisch. Rolf krake hat also seinen jüngeren vetter Hrørek (Hrêdric) in Lejre überfallen und erschlagen, um sich der nach der Lejrechronik von Hróar daselbst gesammelten schätze (DHD 168) zu bemächtigen.

Es lag nahe genug, was hier von Hrørek berichtet wurde, auf Fróði zu übertragen. beide waren reiche, habgierige, unbeliebte fürsten, deren untergang als verdiente strafe aufgefasst wurde. so in den Bjarkamál und so auch im Grottasǫng.

Durch diese verwechslung wurde der fall des kargen fürsten zu einem rachewerk. dies scheint wider auf Hrørek zurückgewürkt zu haben, den die spätere überlieferung ebenfalls zum opfer einer rache, nämlich für Hróar, macht (DHD 172f).

Ob die übertragung erst vom mühlenlieddichter herrührt oder schon vor ihm eine verbreitete version war, lässt sich natürlich nicht entscheiden. hat es gedichte gegeben, die Rolfs rache an Fróði zum eigentlichen gegenstande hatten, so können wir uns doch keine genaue vorstellung von ihnen machen. wir haben nämlich keinerlei anhaltspunct, um zu entscheiden, wie nahe oder fern sie der brennascene der rachedichtung gestanden haben mögen. vermuten möchte man allerdings — obgleich die nordischen quellen über die kriegsarbeiten des berühmten königs völlig schweigen —, dass diese rache mehr als die der jungen Halfdanssöhne den charakter einer waffentat getragen hätte. je wahrscheinlicher man aber dies finden wird, umso weniger darf man glauben, der mühlenlieddichter habe ein solches gedicht gekannt. denn das lässt sich schwer damit vereinigen, dass seine composition der brennascene so nahe steht [1]. die rache

[1] die anspielungen auf blutigen kampf, die der Grottasǫng enthält (18, 1—3. 20, 7—8), auf dieselbe quelle zurückzuführen, aus der die person des rächers stammt, scheint recht mislich, weil diese ausdrücke sich dem dichter aus der vorstellung, die er von der natur der beiden riesinnen hatte, leicht ergeben musten.

als Rolfs werk war ihm entweder als einzelne überlieferung zu ohren gekommen, oder er schuf sie, indem er seinerseits Hrørek mit Fróði verwechselte.

IV. ZUR GESCHICHTE DER RACHEDICHTUNG.

Wenn wir nach dem eben ausgeführten die version des mühlenliedes als secundär bezeichnen, so soll damit nicht behauptet sein, dass die der rachedichtung beträchtlich älter sei: die brennascene ist untrennbar von der vorgeschichte der Halfdanssöhne[1]. ihre gefahren werden etwa in der stimmung ausgemalt, in der man sich seit dem 11 jh. auf Island in das leben von skógarmenn wie Gísli Súrsson versenkte. noch greifbarere ähnlichkeit zeigt, was der sagenkundige Odd Snorrason von der kindheit seines helden bis zur rache an Klerkon, besonders den nachstellungen der zauberin Gunnhild, zu berichten weifs[2]. der traum des Fróði von den rufenden stimmen hat ein gegenstück in der Eyrbyggja saga c. XI, wo die toten im Helgafell den Þorstein dorschbeifser bei sich willkommen heifsen[3]. die quelle des Fróða þátt dürfte also im 11 jh. auf Island entstanden sein. ob schon eine wesentlich ältere dichtung die knaben Hróar und Helgi als träger der rache kannte, ist recht zweifelhaft.

Die Halfdanssöhne sind die eigentlichen helden des rachegedichts. es nannte sie wahrscheinlich öfter als den Fróði. gleichwol wird es seinen namen nicht von ihnen, sondern von Fróði hergenommen haben, wie ja auch die Hrólfssaga ihre prosawidergabe Fróða þátt überschreibt. denn erstens war Fróði bei weitem der berühmtere name; auch die lieder, in

[[1] corecturnote: das ist anfechtbar, und der folgende datierungsversuch hat danach seine ansprüche einzuschränken.]

[2] Munch Kong Olaf Tryggvesöns saga af Odd Snorreson, Christiania 1853, s. 1 ff. 77 ff.

[3] Hrólfssaga c. V: *mik dreymði þat, at mér þótti vera kallat á oss, ok var mælt svá: 'nú ertu kominn heim, konungr, ok þinir menn'. ek þóttisk svara ok heldr styggt: 'heim hvert?' þá bar kallit svá nærri mér, at ek hafða veðrit af þeim sem kallaði: 'heim til heljar, heim til heljar', sagði sá sem kallaði, ok við þat vaknaða ek.*

Eyrbyggja ed. Gering, s. 27: *þat var eitt kveld um haustit, at sauðamaðr Þorsteins fór at fé fyrir norðan Helgafell; hann sá, at fjallit laukz upp norðan; hann sá inn í fjallit elda stóra, ok heyrði þangat mikinn glaum ok hornaskvǫl, ok er hann hlýddi ef hann næmi nǫkkur orðaskil, heyrði hann, at þar var heilsat Þorsteini þorskabít ok fǫrunautum hans, ok mælt, at hann skal sitja í ǫndvegi gegnt feðr sínum.*

denen Sigurds und Atlis tod dargestellt ist, trugen wahrscheinlich ohne ausnahme von diesen helden die namen, obgleich sie keineswegs durchweg die hauptrollen spielten. und zweitens konnte man über die namen der Halfdanssöhne leicht unsicher werden, weil ihre würklichen namen vielleicht nirgends im gedichte genannt waren, dafür Hopp und Hó, Ham und Hrani.

Eine weitere folge hiervon war, dass die namen Hróar und Helgi in der tat vergessen wurden. dem Saxo lagen sie in seiner norrönen quelle für die jugendgeschichte nicht mehr vor, sondern waren ersetzt durch Harald und Halfdan.

Dagegen hatte seine ziemlich secundäre quelle den Fróđi getreu bewahrt. ihn machte Saxo zum fünften könige des namens. er weifs aber von ihm aufser dem brudermord und der rache der knaben fast nichts zu erzählen. das wenige, was er vorbringt, kann sehr wohl von ihm selbst erfunden sein. die wikinge, die sich schlaff zeigen, weil sie verheiratet sind, sehen geradezu danach aus. und auch der hader der Signe und Ulvilda erregt verdacht, denn schon bei Frotho i spielt des königs böse schwester Ulvilda eine rolle.

v. WEITERES ZUR COMPOSITION DES GROTTASǪNG.

Die beiden besprochenen gedichte kennen den Fróđi als tyrannen, beide wahrscheinlich auch als brudermörder. am stärksten ist seine tyrannennatur im Grottasǫng herausgearbeitet. hier ist der könig glücklicher friedensfürst und verhasster bedrücker in einer person. diese eigenartige verschmelzung widersprechender züge verdient unsere aufmerksamkeit. die mächtige würkung des gedichts beruht zum grofsen teil auf ihr. aber es versteht sich von selbst, dass wir in dieser tatsache nicht die ursache ihres daseins sehen dürfen.

Die internationale märchenreihe, die dem Grottasǫng einen teil seines rahmens geliefert hat, erzählt von einem selbsttätigen wunderding, das schöne sachen hervorbringt, aber in falsche hände gerät, nicht zum stehn gebracht werden kann und so grofses unheil anrichtet[1] — zb. KHM nr 103. nordeuropäische schiffermärchen, die erklären wollen, warum das meer salzig ist, haben sich dies motiv zu nutze gemacht. sie erzählen von einer geraubten zaubermühle, die ihrem räuber, einem schiffer, unaufhörlich salz mahlt, weil er das wort, das allein sie zum stehn

[1] vdLeyen Märchen in den götterliedern der Edda 58 ff. DHD 292 ff.

bringt, vergessen hat. die mühle mahlt so lange, bis das schiff unter seiner salzlast mit mann und maus versinkt.

Das ethische leben dieser erzählungen beruht darauf, dass eben der, der die mühle ihrem rechtmäfsigen eigentümer geraubt oder gestohlen hat, zur strafe dafür ertrinken muss. am stärksten lässt ein hannoverisches märchen aus der sammlung der brüder Colshorn[1] diesen zug hervortreten. hier gehört die mühle einem armen schiffsjungen. er lässt sich von ihr frisches weizenbrot mahlen, wenn der schiffer ihm zu knapp zu essen gibt. letzterer zwingt den jungen, ihm selbst gute dinge mahlen zu lassen. schliefslich stöfst er ihn gar ins meer und behält die mühle für sich. nun soll sie salz mahlen. aber da der böse schiffer das wort nicht weifs, wird des salzes kein ende, und er leidet denselben tod wie sein opfer.

Also aus dem räuber ist ein tyrann und mörder geworden. eine ganz ähnliche phantasietätigkeit, den sinn des märchens weiter ausbauend, scheint am Grottasǫng gearbeitet zu haben. der reichtum des Friðfróði war es offenbar, der das motiv von der wunschmühle an sich zog. dieses letztere allein könnte sehr wol daran schuld sein, dass der reiche Fróði zum gehassten tyrannen wurde. das eigentümliche doppelantlitz also, das der könig im Grottasǫng zeigt, ist aus den beiden motiven 'Friðfróði' und 'wunschmühle' befriedigend zu erklären.

Und doch kann uns diese einsicht nicht genügen. der mühlenlieddichter hat ja nicht blofs den reichen, glücklichen friedensfürsten heimischer sage entnommen. auch das factum und die näheren umstände der rache waren ihm von derselben seite her bekannt. er wuste den verhängnisvollen schlaf des Fróði geschickt in seine composition zu verweben und benutzte den fall des königs durch Rolf als mittel, um das verderben, das die mühle mahlt, auf der bühne der heldendichtung in scene zu setzen. er hat sich also, wo immer es angieng, an die sagentradition angeschlossen. der märchenstoff, den er auflas, hat in der tat nur den rahmen abgegeben, freilich einen organisch angewachsenen rahmen. ist es wahrscheinlich, dass die tyrannennatur des Fróði erst dieser composition sollte entsprungen sein? müssen wir nicht eher annehmen, sie sei eins der elemente gewesen, die den rahmen attrahiert haben?

[1] DHD 294 f.

Als beleg dafür kann denn auch der oben für die rachedichtung in anspruch genommene satz des Saxo gelten : *excitationis suae poenas ferro exigere solitus fuerat.* der verhängnisvolle schlaf war also der schlaf eines tyrannen schon ehe der reiche Fróđi sich durch das arbeitslied seiner riesenmägde in schlummer singen liefs. und diesem zeugnis treten andere an die seite. auch die norrönen sagas, die dem Saxo für die biographien seiner Frothones vorlagen, kannten den Fróđi als unbeliebten tyrannen.

Spuren davon finden sich zunächst in der wikingsaga des II buches. zuerst sei hier darauf hingewiesen, dass des königs tod durch die rache der knaben durchschimmert in der alleinstehnden notiz : *duos ex cubiculariis palam insidiarum convictos, ingentibus saxis affixos pelago obruit* (s. 79). Helgi und Hróar hatten, wie oben hervorgehoben, in der überlieferung ihre namen eingebüfst und traten nur noch als 'sveinar tveir' auf. dass durch diese der grofse könig gefallen sein sollte, daran nahm man einmal anstofs. den alten sinn der sage preisgebend, zog man es vor, der tradition der heldensage gemäfs verrat gegen Fróđi spielen zu lassen. so wurde aus der brenna ein verräterisches gastgebot. dabei liefs man, wider in bewusstem gegensatz zu Fróđis elendem sterben, den könig vor der brennenden halle sein leben teuer verkaufen. diese todesart hat Saxo bei Frotho IV (s. 283), eine variante davon bei Frotho III (s. 252—254). der wikingsaga dagegen war noch etwas von dem erstickungstode bekannt (*vapore et fumo strangulatus interiit*, s. 323). daher liefs sie von dem letzten kampf des Frotho nur einen doppelzweikampf übrig, und der könig muste in der eigenen rüstung ersticken, von keines menschen waffe berührt. so blieb der glanz des wikinghelden ungetrübt. aber der höchst dankenswerte stoffhunger der sagamänner hat es nicht zugelassen, dass daneben die züge des verhassten tyrannen ganz ausgelöscht wurden. denn verrat umgibt den könig auf allen seiten, er ist in steter besorgnis um sein leben und nimmt seine zuflucht sogar zum goldstaub.

Wir haben hier ein interessantes beispiel dafür, wie in volkstümlicher überlieferung das sinnliche bild — hier der märchenheld, der das goldene mehl auf die speisen streut — sich erhält, die deutung dagegen wechselt. durch eine hübsche

combination wurde dies auch sonst vorkommende motiv[1] gerade auf den besitzer der goldmühle übertragen : er war so reich, dass er das goldmehl wie salz verwendete. da er aber zugleich so verhasst war, dass er die feindschaft aller zu fürchten hatte, so muste das gold wol ein gegenmittel gegen gift sein. darüber geriet dann die mühle in vergessenheit.

Es ist möglich, dass in der wikingsaga nicht blofs der goldstaub, sondern auch die verhasstheit auf den Grottasǫng zurückgeht. aber wenn man bedenkt, wie lose in dem ersten punct die anknüpfung an das gedicht ist, und wie mannigfache motive von anderweit in das sammelbecken der wikingsaga zusammengeronnen sind, so wird man dies nicht sonderlich wahrscheinlich finden.

Noch weniger wird man einfluss des mühlenliedes annehmen wollen, wenn sich auch in der grofsen Frothobiographie des v buches spuren des tyrannen nachweisen lassen.

vi. DIE EIRÍKSSAGA MÁLSPAKA.

In der grofsen Frothobiographie sind dänische überlieferungen vom friedenskönig mit einer norrönen quelle (oder mehreren?) zusammengearbeitet. letztere, oder doch die norröne hauptquelle, dürfen wir als Eiríkssaga málspaka bezeichnen. in ihr ist Frotho anfangs nicht der held, sondern das opfer des helden. der umschwung ligt da, wo er von Ericus bei den haaren aus dem wasser gezogen wird (s. 213). hier dürfen die zuhörer zum letzten mal auf des königs kosten lachen. von da an ist Frotho des Ericus herr, und die rolle des geprellten übernimmt der norwegische könig Götarus. er will dem Ericus die braut nehmen und wird dabei von dem schlauen überlistet. das ist ein auch sonst beliebtes motiv[2]. auf Frotho dagegen war eine ganze reihe von demütigungen gehäuft worden, und sie zielten zum nicht geringen teil auf seinen geiz. er kargt mit speise und trank, aber Ericus zwingt ihn nicht blofs hierin zur milde, sondern weifs zum schwerte auch die scheide von ihm zu erlangen. sicherlich sind diese dinge nur um des zungengewanten, kaltblütigen Ericus willen erfunden. indessen ist zu beachten, das Frotho auch abgesehen von seinem verhältnis zu Ericus als unbeliebt geschildert wird. *Tam effrenata militum*

[1] Panzer Hilde-Gudrun 314 note.

[2] Olrik Kilderne til Sakses oldhistorie (= Olrik) II 50.

procacitas non exteris tantum, sed etiam patriae invisum fecerat regem (s. 188). audienzen müssen durch geschenke erkauft werden (s. 189), allerdings nicht nach des königs, sondern nach Greps willen, aber der böse ratgeber bestätigt eben, dass wir es hier mit einem Ermenrich-typus zu tun haben. wer ein für den könig bestimmtes geschenk verloren gehn lässt, verfällt dem tode (s. 204). wenn der könig dieses grausame gesetz erst anwendet, nachdem er seine hunnische gemahlin um rat gefragt hat, so ist das nicht etwa als mildernder zusatz aufzufassen, sondern erklärt sich aus dem lebendigen dialogstil der saga. einen versuch den könig zu entschuldigen muss man allerdings wol darin sehen, dass der hass des volkes den 'hauskerlen' des unmündigen fürsten in die schuhe geschoben wird. der grund, weshalb man diesen zug erfunden hat, ligt auf der hand : man dachte an die andere seite dieser königsgestalt, den friedensfürsten, für den es sich ziemt, von allen geliebt zu werden.

Nach dem gesagten darf wol behauptet werden : des Fródi unbeliebtheit und habgier war der anlass, dass ein sagamann sich gerade seinen hof als schauplatz für die kunststücke des Eirík málspaki aussuchte[1]. Eirik siegt der reihe nach im seegefecht, im wortstreit, er triumphiert über zauberei, er sieht die ganze umgebung des königs zu seinen füfsen, gewinnt des königs schwester und zieht schliefslich den Fródi selbst triefend und hülflos aus dem wasser. was kann man von diesem nie verlegenen glücksritter mehr verlangen?

Die wolangeordnete reihe von Eiriks leistungen erklärt sich,

[1] man könnte einwenden, die sache verhalte sich gerade umgekehrt, und so argumentieren : weil Ericus auch über Colo triumphieren sollte — wie er nachher über Westmarus triumphiert —, erfand man die todesstrafe für den verlierer des geschenkes; und weil also Ericus ein geschenk bringen muste, verfiel man auf Greps gesetz über die audienzen. dies ist unmöglich aus folgenden gründen : 1. die todesart des Colo ist so absonderlich, dass jede andere näher gelegen hätte, schwebte nicht eben der geizige und grausame könig vor. 2. das gastgeschenk des Ericus bedarf nicht erst einer motivierung durch besondere vorschrift (Müllenhoff DAk. IV 330f. Nib. B. 1739ff), und Saxo hat also ganz recht, wenn er von einem zusammenhang zwischen dem eisstück und jener vorschrift nichts weifs. diese ist nicht für gäste, sondern für die leute des königs gedacht und zu vergleichen mit der gepflogenheit der bösen königin Þrýdo, jeden töten zu lassen, der ihr ins gesicht sah (Beow. 1933ff). 3. vollends unabhängig von Colos tod ist die direkte bezeichnung des Fródi als invisus s. 188.



wenn man so will, aus sich selber. dabei ist es jedoch nicht ausgeschlossen, dass einige ihrer glieder aus der Fróðisage stammen, also mit dem Fródi zugleich in die geschichte von Eirík hineingekommen sind. zu vermuten ist dies noch von der scene mit dem pferdekopf an der stange. durch dieses zaubermittel will Grep den Ericus verhindern, das königsgehöft zu betreten. auch der Fródi der rachedichtung hatte vǫlur und vísindamenn in seinem dienst. ein kämpe seines sohnes Eirík versteht bei Saxo 323 durch zauberlieder schwerter stumpf zu machen. es ist bekannt, wie sehr die heidnischen Germanen die zauberei fürchteten. der Gotenkönig Filimer liefs nach der sage bei Jordanes c. 24 die 'Halibrunas' in die einöde jagen. Erich blutaxt verbrannte seinen bruder Rǫgnvald mit 80 seiðmenn, *'ok var þat verk lofat mjǫk'* (Hkr. I, 149 f). so verbrennen auch die götter die zauberin Gullveig in Oðins halle (Vsp. 21). wer mit zauber umgieng, wurde gefürchtet und gehasst zugleich. da lag es nahe, einen tyrannen wie Fróði mit zauberern zu umgeben. vielleicht ist dies der ausgangspunct für die phantasie des mühlenlieddichters gewesen, als er dem Fródi die beiden riesinnen in dienst gab. denn von der zauberin zur riesin war nur ein schritt — es genüge darauf hinzuweisen, dass beide macht über die elemente haben [1] und Svarthǫfði, der stammvater der zauberer (Hyndl. 33), durch sein äufseres als riese gekennzeichnet wird [2]. so mag denn auch die zaubervorrichtung des Grep hier ihre wurzel haben. ein sagamann ergriff sie als willkommenes mittel, seinem helden einen triumph mehr zu bereiten.

Die hier entwickelte auffassung der Eiríkssaga málspaka steht im widerspruch mit der von Olrik. er fafst Kild. II 48 als grundmotive des ersten teils der Frothogeschichte, 'wie der Norweger Erich den könig Frute aufrüttelt, selbst seines reiches zügel zu ergreifen, und wie Erich zugleich des königs schwester zur braut gewinnt'. Ericus demütigt ja aber nicht allein die vormünder, sondern auch den könig selbst. wenn jene besonders schlecht davonkommen, so hängt das damit zusammen, dass der sagamann den unübertrefflichen Ericus zu ihrem nachfolger bestimmt hat. eben deshalb muss dieser den Frotho ein wenig

[1] Gering über weissagung und zauber 19.
[2] vgl. EHMeyer Germ. mythol. 143.

schonen. aber wäre Frotho nicht sein künftiger herr, so würde er ihn nicht mit dem unfreiwilligen bade davonkommen lassen, sondern ihm vielleicht gar die augen ausstechen wie Harald der gestrenge dem griechischen kaiser, dessen tochter er in derselben nacht entführt (Hkr. III, 95—97). die ermunternde ansprache, die Ericus an den aus dem wasser gezogenen hält, war wol einer der glanzpuncte der saga, wenn sie auch nicht entfernt so wortreich war wie bei Saxo. Saxo scheint hier auch insofern gefälscht zu haben, als dem original ein starker ironischer oberton zuzutrauen ist. Ericus sieht in dieser scene sarkastisch-gönnerhaft auf die bernska des königsknaben herab. äufserlich verzog die saga wahrscheinlich ebenso wenig eine miene wie etwa die Haralds saga harðráða c. 27 (wo auch die gesinnung unparteiisch ist). das hat Saxo dann nicht verstanden und ins moralisch-pathetische ausgebildet.

Die hvǫt des Ingeldliedes ist mit dieser sagadichtung nicht zu vergleichen. statt Starkað könnte man eher den Gjafa-Ref mit Eirík málspaki zusammenstellen. in der ältesten form der Ref-sage bei Saxo 433 ff kommen Refo und Bero vom norwegischen könig Goto zum Dänenkönig Gotricus, um einer wette zufolge seine freigebigkeit zu erproben. Refo weifs den könig zu veranlassen, ihm zwei goldreifen zu schenken, indem er nach empfang des ersten den noch ungeschmückten arm auf den rücken hält, und führt ihm schliefslich die tochter des Goto als braut zu. Ref und Eirík gehören also beide demselben typus des unverfrorenen glücksjägers an. in beiden geschichten handelt es sich um eine art mannjafnad zwischen zwei königen : wie Refo bei Goto den Gotricus rühmt, so Ericus bei Frotho den Götarus, p. 208 f. diese beiden könige sind der dänische und der norwegische, letzterer trägt in beiden geschichten sehr ähnliche namen. nicht blofs dies spricht dafür, dass die erzählungen vermöge ihrer inneren verwantschaft einander beeinflusst haben. wie dem Ref ein Bjǫrn zur seite steht, so dem Ericus sein bruder Rollerus. die heimat beider helden ist Rennisey (p. 205, Gautrekssaga ed. Ranisch 26, 19). Colo, der für den verlust des von Ericus dargebrachten eisstückes bestraft wird (p. 204 f), entspricht einigermafsen dem Refnef, der ein von Ref seinem könig angebotenes geschenk aus dem wege schafft (Gautr. 45). ferner töten die Schweden bei Saxo 435 den Ref durch einen

über seinem lager aufgehängten mühlstein — ein gangbares motiv (Ranisch LIX). damit ist man versucht zusammenzuhalten, dass der erwachende Eiríkr durch einen herabfallenden schild vor einem mordanfall geschützt wird (p. 222). denkt man sich in einer skaldenstrophe, in der auf den ersten vorgang angespielt wurde, den fallenden mühlstein mit hülfe des wortes *hvél* umschrieben, so konnte dies leicht als 'schild' misdeutet werden (cf. Egilsson s. v. *hvél*, *randhvél*) und daraus weiterhin die geschichte von dem schutz der Kraka entstehn. wenn Ericus sowol selbst eine königstochter zur frau gewinnt als seinem herrn eine braut zuführt, so kehrt der eine zug in der Gautrekssaga, der andere in Saxos Refsage wider, cf. Ranisch LVf.

Die nahe liegende ansicht, dass mindestens alle die züge in der Eiríkssaga daheim sind, die der Refsage nur in ihrer jüngeren form (Gautrekssaga) angehören, dürfte i. a. das richtige treffen.

VII. DER BRUDERMORD.

Die sagaberichte von dem bösen Fróði werden wir so deuten, dass es einen tyrannischen könig dieses namens, eine gestalt vergleichbar dem Ermenrich oder Ingjald illráði, unabhängig vom mühlenliede und der rachedichtung gegeben hat. es sind keine concreten sagenzüge, die diese gedichte mit der Saxonischen überlieferung verknüpfen, nur der charakter des fürsten. der charakter einer sagengestalt kann aber nur in bestimmten taten lebendig sein, in anschaubaren zügen, die durch das dichterische wort ausgedrückt werden können. und schlägt er sich etwa im stehnden beinamen nieder, so kann die ursache nur in einem bericht von bestimmten taten gesucht werden. welche tat ist der grund dafür gewesen, dass man in Fróði den unbeliebten herrn sah?

Die antwort ligt nahe: der brudermord. ein solches neidingswerk gehörte in einer zeit, wo der tötung eines menschen an sich noch nichts grausiges anhaftete, zu den schmählichsten dingen, die einem manne vorgeworfen werden konnten (HHu. I 36, 7—8. 47, 7—8. Atlam. 97, 5. Beow. 587). kein wunder, wenn man dem brudermörder auch andere hässliche züge andichtete. der könig, der die bande der blutsverwantschaft nicht achtete, konnte auch zu seinen mannen nicht in dem rechten verhältnis stehn, er wurde zu ihrem grausamen und geizigen

bedrücker. erzählungen, die den Fróđi in diesem lichte zeigten, waren dem mühlenlieddichter bekannt. er machte davon die anwendung auf Fenja und Menja. anderseits ligt der rachedichtung und wol auch dem Grottasǫng die vorstellung zugrunde, dass der bei nacht überfallene könig von seinen mannen nicht verteidigt wird. auch dies stimmt zu dem matníding, zu dem Hrórek-typus.

Man hat auch versucht, die bedeutung des brudermordes abzuschwächen. indem Fróđi als mächtiger, weithin herschender fürst vorschwebte — vielleicht beeinflusst vom Fridfróđi —, durfte er nicht mit eigner hand und aus eignem antrieb seinen bruder erschlagen haben. Arngrim erzählt c. IX, dass die 12 jarle des Fróđi den könig aufreizten, seinen halbbruder Áli durch Starkađ, den obersten seiner berserker töten zu lassen. Áli empfängt im bade sitzend den verräterischen todesstreich. da tut er einen ausruf, der im original etwa gelautet haben muss: *veldr því Fróđi, bróđir minn!* und stirbt lachend. die worte des Áli scheinen schon auf einer älteren stufe der sagenbildung geprägt zu sein, als noch nicht die 12 barones die eigentlichen urheber der tat waren [1].

Wie Fróđi in der wikingsaga von allen seiten verrat zu fürchten hat, wie er in der rachedichtung ohne schwertstreich stirbt, so ist auch der ebenfalls des verwantenmords bezichtigte Ingjald illrádi gewärtig, *at hvađanæva mundu fjándmenn hans at drífa*, und seine schar ist ohne kampf so zusammengeschmolzen, dass er nicht an verteidigung denken kann, sondern sich und seine trunkenen mannen in der halle verbrennt (Yngl. c. 40).

[1] das capitel zeigt spuren einer contamination. die berserker unter Starkad sowol wie die jarle repräsentieren den kämpenkreis, womit man den vater des Ingeld, den seekönig, umgab. zeugen dessen einerseits der name Starkad, anderseits die zwölfzahl, die sich bei dem wiking Haki (Ingeldslied 14) und bei berserkern (Arngrimssöhne, Eddica min. 105; Rolf krakes berserker, SnE 108) widerfindet. merkwürdiger weise gibt es eine ähnliche spaltung bei Saxo. er kennt am hofe Frothos III pugiles, die wie tiere heulen (204), und daneben zwölf vormünder, nämlich Westmarus, Colo, Isulfus, Aggo und acht andere (181). die unbeliebtheit des königs wird den vormündern (Grep) und den 'hauskerlen' in die schuhe geschoben, wie bei Arngrim der brudermord den jarlen und dem berserker. der zweite punct kann auf zufall beruhen, schwerlich auch der erste, obgleich zuzugeben ist, dass die berserker auch erst als gegner des helden erfunden sein können (vgl. S. 371 f, Hrólfss. c. 22 u. 37).

vergleichbar ist ferner Jǫrmunrekk. auch sein charakter wird bestimmt durch die neidingswerke, die ihm zugeschrieben werden. die strafe dafür ist sein unwürdiges ende, von den Hamđismál in ähnlicher stimmung ausgemalt wie Fróđis tod von der rachedichtung. mit genugtuung sieht die dichtende phantasie dem einen tyrannen von den verachteten gegnern hände und füfse abgehauen, den andern unsanft erwachen und in der grube verenden wie ein wildes tier, ohnmächtig beide. beide können sich trotz ihrer gewaltigen übermacht nicht verteidigen, ursprünglich vielleicht deshalb nicht, weil die mannen sich der treuepflicht ledig glaubten.

Trifft diese vermutung das richtige, so erklärt sich die verwechslung des Fródi mit dem Hrørek der Bjarkamál, deren product im Grottasǫng vorligt, umso leichter.

Ich habe diese parallelen angeführt, mehr um ihre allgemeine verwantschaft[1] hervorzuheben, als damit sie den satz begründen helfen, dass der brudermord an dem charakter des Fródi schuld ist. diesem satze wird man ohnehin die wahrscheinlichkeit nicht absprechen.

VIII. DER HADUBARDE FRODA.

Was den ursprung des brudermordes angeht, so möcht ich hier einer ansicht das wort reden, die von der gewöhnlichen etwas abweicht. dass Halfdan und seine söhne mit Healfdene, Hróđgár und Hálga identisch und alte repräsentanten des Skjoldungenhauses sind, ist evident. auch kann es nicht zufall sein, dass der gegner dieser Skjoldungen Fróđi heifst, umso weniger, als auch Ingeld, der sohn des Hadubarden Froda, in diesem zusammenhange auftritt. bei Arngrim c. 10 heifst ja der böse oheim Ingjald. der schluss, der aus diesen beobachtungen direct zu ziehen ist, kann aber nur so formuliert werden : die feindschaft, die zwischen Halfdan und seinen söhnen einerseits, Fródi oder Ingjald andererseits besteht, hängt, Fródis fall eingeschlossen, durch tradition zusammen mit der dänisch-hadubardischen fehde der englischen quellen. da letztere von Froda selbst nur das factum berichten, dass er durch die Dänen (nicht durch Halfdan, wie Svend Aagesön in teilweiser übereinstimmung

[1] bei Ingjald kommt sogar genetischer zusammenhang in frage. er scheint mit seinem namensvetter bei Arngrim c. 10 ursprünglich identisch zu sein.

mit Saxo es hat) gefallen ist, so bleibt die vorgeschichte seines todes von dieser seite ebenso ohne stütze wie die näheren umstände desselben. doch ligt eine erklärung für den brudermord in der geschichtlichen entwicklung selbst. als man Fróði und Ingjald zu Dänenkönigen machte, verlief fortan die für die Halfdanssöhne siegreiche fehde innerhalb des geschlechts, und da konnte sie kaum eine andere vorgeschichte haben als den brudermord. der staatsstreich, das unrechtmäfsige königtum des Fróði kam hinzu. vermutlich ist auch diese vorstellung bei der ausbildung seines tyrannentypus würksam gewesen.

Die von alten zeugnissen gelieferte beziehung des Fróði zu Halfdan beschränkt sich also darauf, dass beide zeitgenossen und feinde waren. dass Healfdene Frodas töter war, ist aus den englischen quellen nicht herauszulesen. und auch ein innerer grund führt darauf, dies für eine jüngere version zu halten.

Froda der Hadubarde scheint nämlich die erhaltung seines namens nicht den eigenen taten, nicht den umständen seines todes, sondern nur der tatsache zu verdanken, dass schon früh die rache besungen ward, die sein sohn Ingeld für seinen fall nahm (Beow. 2020 ff). durch die Starkaðarhvǫt im Ingeldsliede und seinen vorläufern wurden Ingeld und Fróði gefeierte helden und als solche unter die Skjoldungen aufgenommen. auf dieser basis erst vollzog sich die weitere sagenbildung von der rache an Fróði. wäre Fródis feindliches verhältnis zu Halfdan und seinen söhnen gegenstand eigener lieder gewesen, so hätten diese die auffassung verboten, dass er ein Skjoldung war. die art also, wie diese feindschaft in die erscheinung tritt, wird jung sein. dazu stimmt auch die form der rache sowol im Grottasǫng wie im Fróda þátt, sowie der umstand, dass beide differieren.

Halfdans geschlecht als gegner des Fróði kann sehr wol lange zeit durch die ältere Ingeldsdichtung allein überliefert sein, denn Fróðis feinde waren ja auch Ingelds. doch die namen musten ausgeschaltet werden, sobald die Starkadarhvǫt in der halle des Dänenkönigs erklang. eine zeitlang müssen sie also als einzeltradition ihren zusammenhang unter sich und mit Fróði-Ingjald bewahrt haben, ähnlich wie auch einige andere genealogische glieder der Skjoldungenreihe ein langes isoliertes leben geführt zu haben scheinen [1].

[1] DHD 319.

Noch eine andere veränderung muste das Ingeldslied eintreten lassen in dem augenblick, wo es den Fróði auf den stuhl von Lejre setzte. der erschlagene konnte vorher nichts anderes sein als ein seekönig. bei einem der landesüblichen raubzüge, wie sie germanische piratenfürsten seit den tagen des Gannascus [1] und vielleicht schon viel früher unternahmen, ist der Hadubarde Froda ums leben gekommen. der Widsið bezeugt ausdrücklich, dass er einem wikingstamme angehörte [2]. die verhältnisse des skandinavischen nordens musten dafür sorgen, dass sich dieser culturhintergrund unverfälscht erhielt. so wird er denn auch durch das Saxonische Ingeldslied noch vorausgesetzt.

Zwar heifst Fróði hier nicht mehr geradezu seekönig, aber aus dem preis, den Starkad seinem alten herrn spendet, schimmert noch sichtbar das bild eines wikingfürsten hervor. wenn der vater dem verweichlichten sohn als muster vorgehalten wird, so ist dieses von Saxo nach der schlimmeren seite übertriebene motiv aus der gewöhnlichen altnordischen vorstellung vom seekrieger geflossen : *þótti sá einn með fullu mega heita sækonungr, er hann svaf aldregi undir sótkum ási ok drakk aldregi at arins horni* (Yngl. c. 30). sicher hat dem dichter bei seiner 13 visa — nach Olrik:

men blodig paa bord *braden lagdes*
for stærke kæmper, *der fra strid de kom.*
rorskarle bed *i rimfrossent skæg;*
spande af sodmælk *ej de sobed for törst* —

der rex maritimus vorgeschwebt, der mit seinen mannen vom strandhǫgg lebt. gleichzeitig ist ihm jedoch zum bewustsein gekommen, dass dieser überlieferte zug nicht recht zu dem für sein gedicht wichtigen königssitz von Lejre passe, und so schiebt er den Haki ein, dessen name eine typische geltung und berühmtheit erlangt hatte [3].

Auch anderweit ist bezeugt, dass Ingelds vater ein seekönig war. man umgab ihn wie andere grofse wikinge (Hálf, Haki)

[1] Tacitus Ann. XI 18.

[2] Wicinga cynn, Wids. 47.

[3] zeugnisse : seine todesfahrt Yngl. c. 23 und kenningar wie Haka blakkr. auch in dem rückblicksgedicht S. 279 tritt Haki als Starkads herr auf, doch wol auf grund des Ingeldsliedes.

mit einer auserlesenen reckenschar[1]. der hervorragendste unter seinen kämpen ist Starkad, der ja von Ingelds rache unzertrennlich ist. demnach ist es wahrscheinlich, dass in der xiv vísa des Ingeldsliedes ursprünglich statt des Haki Fróđi selbst genannt war.

Weiterhin wurde der seekönig Fróđi zum selbständigen helden einer gruppe von wikingsagas. eine davon wurde von Saxo im ii buch verarbeitet. auch die grofse Frothobiographie setzt teilweise (p. 223 ff) eine wikingsaga voraus. diese schilderte den Fróđi unter anderm als gesetzgeber. denn die weitgehnde übereinstimmung seiner 'Russengesetze' mit denen des Hálf im Hrókshiede[2] muss doch wol so gedeutet werden, dass dieses wikingrecht aus norröner quelle geflossen ist[3]. die vorschriften über die schiffsbestattung weisen aufserdem mit bestimmtheit auf den wikingfürsten und damit auf die fornaldarsaga[4]. Saxo selbst fasste im anfang des vii buches einen Frotho als verteidiger des reiches zur see auf — das ist eben seine interpretation des *sækonungr*. von dem seekönig erzählen ferner kenningar wie *Fróđa flatslóđir* 'mare', aber auch *Fróđa hríđ* 'pugna' uä. (Egilsson 207).

Über diesen wikinggeschichten hat man meist vergessen, was an einfacheren motiven dem namen Fróđi angehörte, den brudermord und die rache der knaben. doch schimmert letztere bei Saxos Frotho i durch (s. o. s. 174). auch die verhasstheit, die mit dem brudermord hand in hand geht, kennen die sagas (Saxos Frotho i und Frotho iii).

Andererseits führt in dänischer überlieferung gerade der vater des Ingeld den beinamen 'largus', und der name des milden Fruote ist im xii jh. bis nach Süddeutschland gedrungen[5]. die

[1] Olrik ii 208 f. — *pugiles giganteis viribus pollentes*, Arngr. c. 9, = pugiles, die wie tiere heulen, dh. berserker, bei Frotho iii p. 204. s. o. s. 180 note.

[2] Eddica minora xxxv.

[3] anders Olrik ii 206.

[4] diese stelle kann auch aus dem grunde nicht auf dän. sage zurückgeführt werden, weil die gemeinnordische sitte der leichenverbrennung in schiffen gerade in Dänemark nicht nachgewiesen ist. hierüber orientiert neuerdings OAlmgren in Nordiska Studier tillegnade Adolf Noreen, Upsala 1904, 317 f.

[5] Panzer Hilde-Gudrun 313.

freigebigkeit steht einem von seinen kämpen umgebenen seekönig wol an[1], und doch ist dabei sicher noch eine besondere ursache im spiele gewesen, die verwechslung mit dem reichen Fridfróði. Svend Aagesön nennt diesen könig 'Frothi hin frithgothæ et largus'. in der fülle des goldenen zeitalters, in das man den Friedensfróði versetzte, darf auch die milde des fürsten nicht fehlen.

Dass Frothi hin frithgothæ (bei den Isländern hinn friðsami) und Fridfróði ursprünglich eine und dieselbe person sind, ligt auf der hand. die spaltung lässt sich vielleicht so erklären. man war sich bewust, dass der friedensherscher Fróði und der wiking desselben namens auseinander zu halten seien. da nun der letztere den echt wikingmäfsigen beinamen hinn frǿkni führte — wie Áli hinn frǿkni, Friðþjófr hinn frǿkni —, so stellte man ihm seinen namensvetter gegenüber als Fróði hinn friðsami. diese bezeichnung neben der kürzeren Fridfróði konnte zur folge haben, dass man später aus dem éinen friedliebenden Fróði deren zwei machte.

Der Friedensfróði hat wol sicher mit dem töter des Halfdan ursprünglich nichts zu schaffen. das schliefst natürlich nicht aus, dass auch über den erwähnten fall hinaus beide verwechselt werden konnten.

Der wiking Fróði gab wie andere wikinge seinen kriegern gesetze. auch den friedenskönig hatte man zum gesetzgeber gemacht, indem man die überlieferung vom goldring auf der heide näher ausführte[2]. kein wunder, dass man die beiden gesetzgeber identificierte, wie denn Saxo im v buch getan hat.

Und ferner : indem man den wiking einen schatzhütenden drachen erlegen liefs (S. 61 f), hatte man den bekannten goldreichtum des friedensherrschers im auge[3]. das goldmehl des wikings zeugt ebenfalls von einer verwechslung, allerdings nicht mit dem ursprünglichen Fridfróði, sondern mit dem Fróði des mühlenliedes.

Die eigenartigste verquickung der beiden könige aber ligt im mühlenliede selbst vor. der Fridfróði jedesfalls hat auf die goldmühle geleitet. ihm vorzüglich gelten zwei lyrische strophen, deren erste ein prachtstück der (wir dürfen wol hinzusetzen: jüngeren) eddischen dichtung ist:

[1] Olrik II 209. [2] Olrik II 204. [3] vgl. DHD 315.

Auð mǫlum Fróða, mǫlum alsælan,
mǫlum fjǫld féar á fegins-lúðri.
siti hann á auði, sofi hann á dúni,
vaki hann at vilja, þá er vel malit!

aber der charakter des königs bekommt erst farbe, das gedicht erst dramatisches leben, weil der ganze sageninhalt und die behandlung des rahmens bedingt sind durch den bösen Fróði, der seinen bruder erschlagen hat, seine leute peinigt und einer schmählichen rache zum opfer fällt. —

In obigen ausführungen sind die puncte in der sagenüberlieferung bezeichnet, wo die phantasie des mühlenlieddichters vermutlich angesetzt hat. über eins aber wissen wir wenig: welche sage ihm von dem Friðfróði bekannt war. die Friðfróðigestalt erscheint im Grottasǫng so stark mit fremden elementen versetzt, dass es mir bedenklich vorkommt, die schilderung des goldenen zeitalters in der Skjǫldungasaga[1] mit Olrik Aarbøger 1894, 153f zu erklären als einen blofsen versuch, 'die reichtumsmühle in richtige geschichte umzusetzen'. der rationalismus der Isländer wäre schwerlich auf äcker verfallen, die unbesät frucht tragen. weder Einar skálaglamm noch Snorri haben daran gedacht, diesen zug als geschichtlich in anspruch zu nehmen[2]. er gehört keinem geschichtlichen, sondern einem mythischen vorstellungskreise an (Vsp. 62) und darf für sehr alte überlieferung gelten, älter als die reichtumsmühle, wie ja auch der goldring auf der heide nicht auf den Grottasǫng zurückgeführt werden kann.

Also ein wolbefriedetes, fruchtbares, reiches land, ein goldenes zeitalter in grauer vorzeit, das ist die idee, die sich schon vor dem mühlenlieddichter mit dem namen Friðfróði verband. erst durch das gedicht wurde diese vage gestalt in das hellere licht der dramatisch bewegten heldensage gerückt. 'Frutes geschichte ist die wunschmühle, und nichts darüber' (Olrik DHD 305).

[1] Arngr. c. 3 und Upphaf allra frásagna in AM 764. 4°.
[2] Hkr. I 281.

Wismar, mai 1904. GUSTAV NECKEL.

ZUM HELIAND.

Ich erwähne im folgenden meistens nur die ausgaben von Sievers (1878), Heyne (3 aufl. 1883, nach der ich citiere), Piper (1897) und Behaghel (1903), auch in fällen, wo diese ausgaben blofs ältere auffassungen reproducieren. man vergleiche die hinweise, besonders bei Piper und Behaghel. NRP = vf. Die niederdeutschen relativpronomen, Lund 1904.

---

1. In der altgermanischen poesie schliefst sich öfters ein *that*-satz oder ein indirecter fragesatz an einen vorhergehnden abstracten nominalen ausdruck an (A, B). bald fügt der angehängte satz etwas wesentliches hinzu, ohne welches kein abgeschlossener gedanke vorläge; bald enthält er einen mehr oder minder wichtigen, jedesfalls doch entbehrlichen zusatz, eine nähere ausführung des gedankens, eine specialisierung, eine erklärung; bald widerholt er eigentlich nur das, was schon durch die nominale verbindung zum ausdruck kam, sodass ein vollständiger logischer parallelismus entsteht [1]. an die stelle des abstracten nominalen ausdrucks kann auch ein durch ein neutrales relativpronomen eingeleiteter satz treten (C). in demselben logischen verhältnisse zu einander, wie ein solcher relativsatz + *that*-satz oder indirecter fragesatz, stehn öfters ein durch ein adverb eingeleiteter relativsatz + präpositionsphrase (D). da die hier erwähnten constructionen zum teil falsch verstanden worden sind, setz ich eine anzahl belege zu gegenseitiger beleuchtung hierher.

A) Subst. + *that*-satz.

that sia bigunnun ... rekkean
... that giruni, that thie rikeo Krist
undar mankunnea marida gifrumida
mid wordun endi mid werkun Hel. 2—5 Cott.

Nach Piper wäre *that* ein relativpronomen ohne correlat, *marida* ein davon abhängiger genitiv; nach Behaghel Syntax s. 306 wäre *that* ein relativpronomen mit *giruni* als correlat, *marida* ein paralleler accusativ.

tho bigan imu thiu dad aftar thiu
an is hugea hrewan, that he habda is herron er
sundea losan gisald 5148—50.

[1] die ganze erscheinung des parallelismus in der altwestgermanischen allitterationspoesie hoff ich in einem besondern werke ausführlich zu behandeln.

that hie thia saka wissa,
that sia thuru nidskipi neriendon Krist
hatoda, thiu heri 5423—25.
thes (dass) *he im thea helpa ferlech,*
that he muosta sea mid is ogum an luokoian
Gen. 274—275.
tho skoldun sie thar ena dad frummean,
that sie ina te Hierusalem forgeban skoldun
Hel. 451—452.
gihugda thero wordo tho, the imu er waldand Krist
selbo sagda, that he an theru swarton naht
er hanokradi is herron skoldi
thriwo farlognian 4999—5002.
thar sie waldand god
swido theoliko thiggean skoldun,
herron, is huldi, that sie hebankuning
ledes aleti 98—101.
(*than gi*) *williad te iuwomu herron helpono biddean,*
that he iu alate ledes thinges 1568—69.
us is . . . tharf
. . . . thinoro wordo so self,
alloro barno betst, that thu us bedon leres 1590—92.
Die erklärung des ganzen gefüges findet sich unter nr 10.
was im botono tharf,
that ina giheldi hebenes waldand
2298—99. 3371 ff. 3389 ff. 3550 f. 3744 f.
(vgl. *þa heo ahte mæste þearfe*
hyldo þæs hehstan deman, þæt he hie wid þæs
hehstan broȝan
gefridode Judith 3—5).
Nu ik iu iuwes drohtines skal
willeon seggean, that ik an thesaro weroldi ni mot
mid mannun mer moses anbitan Hel. 4565—67.
endi them erlon brahta
wilspel, weron, that siu waldand Krist
gisundan gisawi 5943—45.
salige sind ok the sie her frumono gilustid,
rinkos, that si rehto adomian 1308—9.
ni welda an is kindiski tho noh is kraft mikil

mannun marean, that he sulik megin ehta.
giwald, an thesoro weroldi 840—842.
Truodon sie sidor
thiu mer an is mundburd (schützende kraft), *that hi*
babdi maht godes,
gewald, an thesoro weroldi 2069—71. 2285 ff. 1526 ff.
hwand he wissa iro twiflean hugi,
iro wređan willeon, that ni warun weros ođra
so grimme under Judeon 2663—65.
thina dadi sind, quađ he,
waldanda werđe endi thin word so self,
thin thionost is im an thanke, that thu sulika
githaht hađes
an is enes kraft 116—119.
al so is fard geburida,
that the godes sunu gangan welda
te theru mareon burg 3678—80.
so wurdun thes godes barnes
kumi thar gikuđid, that he, so kraftig, was
bi theru burg utan 4021—23.
er than that giwand kume,
that the lasto dag liohtes skine
thurh wolkanskion 4289—91.
Sia ni weldun gitruoian thuo noh
thes wiđes wordon, that siu sulik wilspel brahti
5946—47.
was imu is lif fargeđan,
that he is aldarlagu egan mosti,
friđu, fordwardes 4106—8.
Soroga warđ thar thuo gikudit
Adama endi Evun, inwidd mikil,
iro kindes qualm, that he ni muosta quik libbian
Gen. 81—83.
was iro liđes skolo,
that sie firiho barn ferahu binamin
Hel. 3844—45. 5136 ff. 5244 f.

B) Subst. + indirecter fragesatz.
wundrodun thes werkes (darüber), *bi hwi it gio mahti*
giwerđan so,

that undar so aldun twem odan wurdi
barn an burgun 203—205.
Tho bigan im the wiso man ...
thenkean thero thingo (darüber), *hwo he thea thiornun tho*
listiun forleti 312—315.
Tho was thero dadio (darin) *hrom*
Judeo liudiun, hwat sie them godes barne
mahtin ... harmes gefrummian 5113—15.
tho he that biliđi sprak,
hwo thar te them wingardun wurhteon quamin,
man, misliko 3511—13.
ak hetun ina forđ aftar thiu
umbi sulika sundea selbon ahton,
hwat he wiđ is frahon gefrumid habdi 5157—59.
He konsta is modsebon,
wredan willeon, hwo he thesa werold erist ...
biswek mid sundiun 1032—35.
wolda is muodsebon
ford undarfindan, hwat hie te frumu mohti
mannon gimarkon 5279—81.
endi im kud gidedun
godes mannes forgang, hwo habda the Judeono kuning
manno thena mareoston makeas eggiun
hobdu bihauwan 2805—8.
Thea stedi wissa Judas wel,
hwar he thea liudi to ledean skolda
4817—18. 1283 ff. 1288 ff. 3692 ff. 3897 ff. 4454 ff.

C) Relativsatz + *that*-satz (oder indirecter fragesatz).
Ak than gi willean te iuwomo herron helpono biddean,
thiggean theoliko thes iu is tharf mikil,
that iu sigidrohtin sundeono tomea,
than ... 1575—78.

Nach Sievers (anm.) und Behaghel wäre 1576 b parenthetisch zu fassen.

that hie it gihuggian ni muot,
thie man, an is muode, thes (was) *hie mest bitharf,*
hwo (nämlich wie) *hie that giwirkie ...,*
that hie ... 2525—28 Cott.

hebbiad that te tekna, *that ik iu gitellian mag*
warun wordun, *that he thar biwundan ligid,*
that kind, an enera kribbiun 405—407.

In diesen drei fällen stand dem dichter wol keine bequeme nominale ausdrucksweise zu gebote. ein **iuwes tharbes thes mikilon* 1576 liefse sich zwar denken; ähnlich in 1526. doch wir finden im Heliand die substantive *tharf* und *thurft* nur in verbindung mit dem verb *wesan* und den präpositionen *an* und *at.*

D) Relativsatz + präpositionsphrase.

for imu tho thar he welda,
an ena wostunnia 2695—96.
for imu tho thar he welda,
an en gebirgi uppan 2895—96.

Nach Heyne wäre der relativsatz in 2895 parenthetisch.

quað it tho thar he welda,
te them is godun jungarun geginwardun.
3297—98.

Der relativsatz also: 'wo er wollte' = 'denjenigen, denen er es sagen wollte'. nach Piper wäre der sinn: 'da es ihm gutdünkte'. wegen *thar* mit bezug auf personen vgl. unter nr 6.

daz leitit sia sar *dar iru leid wirdit,*
in fuir enti in finstri Musp. 9—10.

2. *sia wurðun gikorana te thiu,*
that sie than evangelium *enon skoldun*
an buok skriban *endi so manag gibod godes,*
helag himilisk word. *Sia ne muosta helido than mer,*
firiho barno, frummian, newan that sia fiori te thiu
thuru kraft godas gekorana wurdun 12—17.

Heyne übersetzt: 'kein mensch konnte sie [dazu] anregen, sie waren vielmehr durch die macht gottes dazu auserlesen'. Rückert schreibt in v. 15 *siu* für *sia* und bezieht es auf *gibod* und *word.* nach Sievers, Behaghel und Piper gienge das pronomen *sia* entweder auf (das pluralische) *buok* oder auf einen daraus zu entlehnenden begriff 'evangelien'. über Heynes übersetzung äufsert Sievers mit recht: 'diese deutung verstöfst nicht nur gegen den ganzen zusammenhang der stelle, sie ist auch sprachwidrig, da *helitho than mer* nichts anderes als plures (homines) bedeuten kann'. über Rückerts erklärung schreibt er: '*word godes* ist im Hel. überall als sing. zu fassen. aufserdem

heifst *gibod* oder *word frummian* nur ein gebot ausführen, und das passt abermals nicht in den zusammenhang'. allerdings könnte sich ein pluralisches pronomen auf ein formell singularisches *manag gibod* beziehen, aber das zweite argument ist stichhaltig. doch auch die von Sievers und anderen gegebene erklärung ist nach meiner ansicht falsch. mit Heyne fass ich *sia* als acc. pl. masc., leg aber dem verb *frummian* eine andere bedeutung bei.

In v. 9—40 steht das pronomen *sia* (*sie, sea*) noch achtmal (dreimal vor, fünfmal nach v. 15), und stets nur von den evangelisten gebraucht. mit beziehung auf *buok* hätte eher *thia* gestanden. die von vornherein natürlichste erklärung muss derartig sein, dass dem vierten *sia* dieselbe bedeutung beigelegt werden kann wie den vorangehnden und den nachfolgenden.

Das verb *frummian* steht im Heliand sonst kein einziges mal mit einem concreten sachobject (wie *buok*). entweder hat es, wenn es transitiv gebraucht wird, ein abstractes object (*brodarskepi, jungarskepi, gibodskepi, lera, willeon, regangiskapu, diurida, marida, lof, geld, fastunnea, dopisli, dad, werk, derbies wiht, ledes filu, harm, tionon, men, menwerk, firina, firinwerk, unreht, wam, witi, wraka, nodrof, manslahta, wigsaka, giwer, ferahquala, gerheti, wordheti, wapno nid*) und hat dann die bedeutung 'ausführen', 'vollbringen', 'zuwegebringen', 'tun'; oder aber es ist mit einem personenobject verbunden und hat die bedeutung 'vorwärts führen', 'forthelfen', 'unterstützen': *sie* (acc. pl. masc.) *frumida the mahta* 659, 'ihnen (den weisen aus morgenland) half er, der es vermochte'; vgl.: *þæt ic eade mæg anra gehwylcne fremman & fyrþran freonda minra* Andreas 933—934. der zweite fall trifft für unsere stelle zu.

Meine übersetzung ist demnach: 'ihnen durfte (brauchte) kein andrer der männer, der menschenkinder (kein mensch weiter, sonst kein mensch) helfen, sondern nur sie vier wurden durch die macht gottes dazu ausersehen'.

3. *efdo hwar thiu weroldaldar*
endon skoldi[*n*] 45—46,

'und wo die weltalter enden sollten'. dies ist nach meiner ansicht die einzig richtige erklärung der stelle; vgl. Grein Germ. 11, 210. beim finiten verb fehlt einfach ein strich über dem *i*, bezw. ein *n*. Sievers macht hier eine von seinen umstellungen:



efdo hwar thiu werold skoldi / aldar endon. Piper und Behaghel folgen ihm. Heyne schreibt: *efdo hwar thiu werold* [*gio*] / *aldar endon skoldi*; das glossar enthält, wie so oft, streitige angaben (unter *aldar* und *endon*). einen ausdruck wie *thiu werold endot aldar* (Sievers, Heyne, Piper, Behaghel) find ich an und für sich verfehlt. wo *werold* und *endon* sonst im Heliand zusammen auftreten, ist das verb intransitiv: *so hwan so thius werold endiod* 1950. 4047. und dann auch noch eine gröfsere änderung vornehmen, um ein solches resultat zu erlangen! man vergleiche: *Her* (bis Noah) *wæs seo forme yld þissere worulde, and seo oðer yld wæs þissere worulde oð Abrahames timan* Ælfric (Sweet, Anglo-Saxon Reader[6] XIII 151). dem and. *weroldaldar* entspricht hier in überzeugender weise das ae. *yld þissere worulde.* öfters steht das eine oder das andere von jenen wörtern (*werold, aldar*) allein, um den begriff auszudrücken: *Origenes wissagede hir bevorn, dat ses werlde solden wesen* Sachsensp. ed. Lübben s. 12, z. 26 f; *dat bok der openbaringhe, dat he delet in sos aldere* Lüb. Chron. ed. Grautoff I s. 64, z. 9. vgl. auch noch: *Dihto io thaz zi noti theso sehs ziti* Otfrid I 1, 49. aber nirgends wäre ein ausdruck wie 'die welt beendigt ihre alter' zu finden.

Beiläufig bemerk ich, dass *efdo* 45 besser durch 'und' widergegeben wird; vgl. zb.: *ek veit, hversu helgar ritningar hafa fyrir sagt Krist drottin koma i þenna heim, eða* (und) *hversu fedr ydrir duldust við* (verleugneten) *hann* Heil. manna sǫg. I 304, 13 (Fritzner).

4. *sohta im thiu wanamon hem,*
thea burg an Bethleem 358—359.
weldun im te Emaus
that kastel suokan 5960—61.

Die meisten herausgeber sagen wenig oder nichts über diese stellen und sind mit der 'burg in Bethlehem' und der 'burg in Emaus' ganz zufrieden. und doch war die geburtsstätte Christi keine 'burg', weder in Bethlehem noch sonstwo, sondern ein stall; und die jünger giengen einfach nach dem flecken Emaus. Rückert dagegen äufsert: '*te Emaus*, nach deutscher weise die locale präposition untrennbar mit dem ortsnamen verbunden, wie der abhängige zusatz *that kastel* zeigt'. das ist allerdings nicht richtig. der flecken heifst in and. sprache *Emaus,* nicht *te Emaus*; vgl. *be hwiu thiu maria burg Hiericho hetid*

3625f (nicht etwa *te Hiericho*)[1]. aber wenn appellativum und proprium zusammen eine feste verbindung bilden — und das geschieht im Heliand eben nur an den beiden hier besprochenen stellen — tritt die präposition hinzu. *that kastel* ist also kein 'abhängiger zusatz', sondern gerade das appellativum, woran sich das proprium anschliefst, ganz wie *thea burg* in 359, obwol dieses in regelmäfsiger weise vorangeht, während *that kastel* nachfolgt. und so entsprechen diese ausdrücke dem ae. *þa ealdan burh æt Baddanbyrg*, 'die alte burg B.', dem mnd. *de stat to Kartago*, 'die stadt K.', dem mhd. *diu stat ze Wiene*; vgl. auch *ze Wiene in der stat*, 'in der stadt W.' usw.

5. *wardos antfundun,*
thea thar ehuskalkos uta warun,
weros, an wahtu, wiggeo gomean,
fehas, after felda 387—390.
quadun that that ni mahti giwerdan so,
grimwerk fargeban, biutan god eno 2322—23.
sie sind so mislika,
helidos, gehugda 2493—94.

Nach den meisten ausgaben wäre *mislika* in dem letzten citate ein adjectiv im plural. Piper meint, es lasse sich das zur not erklären, doch sei es einfacher, das adverb anzunehmen. nach meiner ansicht ist letzteres das einzig mögliche. zu den inneren gründen kommt auch noch der schlagende vergleich mit:
Weros sind im gihugide,
man, misliko 2446—47.

Ist also in diesem falle doch wenigstens der vorschlag laut geworden, das *a* als den vertreter eines älteren *o* zu erklären, so scheint die verwendbarkeit derselben erklärung für die beiden andern oben angeführten sätze niemandem überhaupt eingefallen zu sein.

Das vorhandensein eines *a* für älteres *o* wird mehreren umständen zugeschrieben; siehe Holthausen As. elem. gr. § 152; vgl. §§ 29, 5. 134. 308, 5. 373. 464, 2. dass in den drei hier behandelten fällen beide handschriften *a* aufweisen, kann damit zusammenhängen, dass durch das einsetzen des *a* in eine ältere

[1] anders im ae. *his mynstre, þe is cweden on Hripum*; *to þæn porte þe mon hætt æt Hæþum*; mhd. *diu burc was ze Santen genant*; isl. *á Stǫðum, á Skǫrum, at Grenjum* usw.

handschrift nicht einfach eine unverfängliche modification der endung geschah, sondern — dem anscheine nach — ein ganz anderes wort entstand.

mislika sieht aus wie ein adjectiv im plural; *gomean* 389 ist ja ein höchst respectabler infinitiv; und wie könnte man bei dem schlichten *giwerđan* 2322 eine verkappung argwöhnen?

Ganz wie vielleicht schon mancher alte abschreiber, so haben sämtliche herausgeber in *gomean* einen infinitiv erblickt. Behaghel Syntax § 340 A gibt 18 belege für einen infinitiv bei einem relativen verb der bewegung (*gangan, kuman, gewitan*; *skulan, willian*; er lässt aus *siđon* 5784, eben wie die von Heyne unter *faran* falsch erklärten 555f. 3753). bei einem verb des zustandes (*wesan*) käme nach § 340 B ein ähnlicher infinitiv eben blofs in dem jetzt in frage stehnden falle vor.

Bekanntlich gibt es im ad. eine menge nomina agentis auf *-eo*, deren mehrere (wegen des geringen umfangs der denkmäler) nur je einmal belegt sind. beispiele:

starkes subst.	schwaches verb	schwaches nomen agentis
ahd. *skirm*, schutz	*skirmen*, schützen	*skirmeo*, schützer
ahd. *ambaht*, dienst	*ambahten*, dienen	and. *ambahteo*, diener (dagegen ahd. *ambaht*, ae. *ombiht*)
ahd. *urkundi*, zeugnis	*urkunden*, bezeugen	and. *urkundeo*, zeuge

und für meine zwecke noch dienlicher:

ahd. *skara*, eig. ordnung	*skerren*, ordnen	*skerio*, ordner; scherge
and. *lēra*, lehre	*lērian*, lehren	*lēreo*, lehrer

warum denn nicht auch:

and. *gōma*, die hut	*gōmean*, hüten	*gōmeo*, hüter?

Während die völlig isolierte stellung jenes *wesan* .. *gomean* 'waren .. um zu hüten', gegen die richtigkeit der landläufigen deutung spricht, würde ein *wiggeo gomean*, 'hüter der pferde', dem vorangehnden *ehu-skalkos*, 'rossknechte', in völlig regelmäfsiger weise parallel stehn; also:

'wächter fanden,
die draufsen rossknechte waren,
die männer, auf wache, aufseher über pferde,
über vieh, auf dem felde, ...'

ähnlich gebaut sind zb.:

Thea helidos frugnun,
thea thar an them arundie, erlos, warun,
bodon fon theru burgi 917—919;
hwand sie alle gebrođar sint,
salig folk godes, sibbeon bitengea,
man, mid magskepi 1439—41. —

Die gewöhnliche deutung des noch zu besprechenden satzes 2322ff ist: 'sie sagten, dass das nicht so werden (oder geschehen) könne, [keiner könne] sünden vergeben, aufser gott allein'. diese deutung mag richtig sein. da ausdrücke wie *that mag giwerdan so* im Heliand sehr gewöhnlich sind (141. 158. 203. 271. 1580 usw.), ist die stelle jedesfalls schon in alter zeit so aufgefasst worden. aber schrieb nicht der dichter *giwerdon?* durch diese annahme würden wir statt jener etwas sehr holprigen construction ein glattes gefüge erhalten: 'sie sagten, dass das keiner so gewähren, sünden vergeben könne, als gott allein'. bemerkenswert ist es ja auch, dass an der einzigen stelle, wo nach den ausgaben *giwerdon*, 'gewähren', im Heliand vorkommt, es gerade mit dem verb *fargeđan* zusammensteht:

that he it thi san fargiđid, god alomahtig,
giwerdot thinan willeon 4039—40.

gegen das bei einer sitzung der hiesigen philologischen gesellschaft ausgesprochene bedenken, dass *so* nicht gut zu einem object (*that*) passe, führ ich an:

that he is giwerkes so wundron skolda 160;
bi hwi he so that word gisprak,
gimenda mid is mudu 829—830[1].

6. *Habda im the engil godes al giwisid*
torhtun teknun, that sie im to selđun,
te them godes barne, gangan mahtun 427—429.
that sie im eft gikuddin, hwar he thana kuning skoldi
sokean an is seldon, quađ, that he thar weldi mid
is gisiđun to
bedon, te them barne 642—644.

über diese gefüge enthalten die ausgaben lauter irrtümer. *im* 428 sei ein zu *gangan* gehörender reflexiver dativ (Heyne, Piper);

[1] [aber Mon. hat 2322 *giwerden*, nicht *giwerdan*. R.]

to 428 stehe in verbindung mit *te* (Heyne), es diene als vorläufige allgemeine locale bezeichnung, welche durch das folgende *te them barne* specialisiert werde (Piper). *to* 643 stehe gleichfalls in verbindung mit *te* (Heyne; s. 322a: *to bedon te them barne!)*; *faran* sei zu ergänzen: *thar . . . to faran*, 'dahin gehn' (Grein, Sievers, Piper); das komma gehöre also hinter *to* (Sievers, Heyne, Piper)[1]; von dem zu ergänzenden *faran* hänge der andere infinitiv *bedon* ab (Piper).

Es verhält sich ganz anders. sowol *im to* 428 wie *thar... to* 643 heifsen 'zu ihm' und sind dem nachfolgenden *te them* [*godes*] *barne* parallel. *thar* auf personen bezogen ist nichts ungewöhnliches; vgl. zb. *thar . . to* = *te im, te themu barne* 836, *bedon . . . up te them alomahtigon gode . . .; thar . . .*, 'gebete emporsenden zu dem allmächtigen gotte . . .; bei ihm . . .' 1109—1112; *thena herron, thar . . . at*, 'den herrn, bei dem' 5919. ein dritter, den beiden hier in ordnung gebrachten gefügen ähnlicher satz, den die herausgeber nicht verderbt haben, ist:

hreopun im tho mid iro wordun t o
hludo, t e t h e m u h e l a g o n K r i s t e 3562—63.

mehr oder weniger beleuchtend sind aufserdem:

Tho sprak i m eft en thero twelibio a n g e g i n,
glauworo gumono, t e t h e m g o d e s b a r n e
1588—89;

the t h a r ne willean gilobean t o,
w a r o r o w o r d o (constructionswechsel)
1735—36; 2230—31 usw.

7. Die inconsequenz, mit der die herausgeber solche gefüge behandeln, in welchen ein dazwischenstehnder satz sich lógisch zu zwei umgebenden sätzen gleich verhält (indem diese sätze nahezu oder völlig gleichwertig sind, dh. verwante gedanken enthalten oder nur sprachliche variationen oder gar doppelausdrücke ein und desselben begriffs sind), veranlasst mich, hier eine schematische übersicht über die meisten im Heliand vorkommenden fälle zu geben.

[1] ebenso Behaghel, aber zu seinem eigentümlichen interpunctionssystem gehört auch: *that he mid them weroda f o r d, f o r i mid iro friundun* 799—800; *s o h w a t s o sie bi theru ahu habdun, g i w u n s t e s bi them watare* 1166—67; *Tho w a r ð san aftar thiu maht godes, g i k u ð i d is kraft mikil* 192—193!

A) Hauptsatz — nebensatz — hauptsatz.

that[1] *thu min gihuggies*	*than thu an thin riki kumis*	*wes mi than ginaðig* 5602 ff
than was gihelid hugi jungron Kristes	*thuo sia gihordun thiu wif*	*thuo warun sia an iro muode fraha* 5894 ff
ni mugun iuwa werk biholan werðan	*than mer the thiu burg ni mag biholan werðan*	*ni mugun iuwa dadi than mer werðan bidernit* 1393 ff[2]
hwand[1] *it motean skal erlo gehwilikomu*	*sulik so he it oðrumu gedod*	*so kumid it im tegegnes* 1700 ff[3]
thu skalt sulik men wrekan	*ef thu umbi thines herron friundskipi ruokis*	*than skalt thu Krist thiu ferhu beniman* 5367 ff[4]
ni mahta siu im nio giformon	*thoh siu iro barn armun bifengi*	*thoh skolda it that lif ageban* 738 ff[5]
fargaf fegiun ferah	*them the fusid was on helsið*	*than gideda ina Krist quikan* 2353 ff
thu haƀe grota giwald	*hwena thu gebindan willies*	*themu is himilriki bilokan* 3076 ff[6]
thoh skal hi (der weg) *te frumu werðan*	*so hwemu so ina thurhgengid*	*so* (der) *skal is geld niman* 1789 f

Beispiele aus anderen texten:

heo ealle forsceop drihten to deoflum	*forþon heo his dæd noldon weorðian*	*forþon he heo on wyrse leoht sette* Ae. Gen. 308 ff[7]
mochel moste he konnen	*ȝif he schole his modyr save*	*mochel more konneng moste he have* Merlin 1154 ff[8]

B) Nebensatz — hauptsatz — nebensatz.

ef thu it, waldand, sis	*het mi than gangan oƀar diap water*	*ef thu min drohtin sis* 2935 ff
ef thu it mid thinun wordun gesprikis	*than wirðid is likhamo hreni*	*ef thu im thina helpa fargiƀis* 2109 ff[9]
so hwe so that men forlatid	*so mag im giwirkean huldi heƀankuninges*	*so hwe so haƀad hluttra trewa* 900 ff

[1] dieser satz wird allerdings durch eine conjunction eingeleitet, aber im verhältnis zu dem zweiten satze desselben gefüges ist er ein hauptsatz ebensogut wie der dritte. [2] Heyne behauptet s. 337 b, dass *than mer the* 'eo magis quo' bedeute, und s. 275 b, dass *than mer* zeitlich stehe (!), übersetzt aber auf s. 340 b *the* richtig mit 'als'. [3] ähnlich 2451 ff. 2522 ff. 4360 ff. [4] ähnlich 5041 ff. [5] ähnlich 3506 ff. 4056 ff. [6] ähnlich 4611 ff. [7] verunstaltet von Sweet (Anglo-Saxon Reader s. 152) und anderen. [8] E. E. T. S. XCIII. [9] ähnlich 1689 ff.

Beispiele aus anderen texten:

wanne man vnde wyf in de echte sint ghekomen	*so schal newedder hebben eres liues macht*	*wenne se sint tosamende bracht* MSteph. Schachb. 5406 ff
what evere ȝe me chargen	*I schal it don with good wylle*	*what so evere to me ȝe putten vntylle* Merlin 736 ff*

Die interpunction in allen diesen gefügen mag man ja zum teil nach individuellem geschmack einrichten. ein komma vor, ein etwas gewichtigeres zeichen hinter dem dazwischengestellten nebensatze (A) find ich am natürlichsten; hinter dem dazwischengestellten hauptsatze (B) säh ich am liebsten ein komma oder einen gedankenstrich. aber auf folgerichtigkeit kann man jedesfalls anspruch machen, damit gleiches nicht unnötigerweise als verschiedenartiges erscheine, die auffassung des herausgebers weniger deutlich und das studium dem anfänger erschwert werde.

8. *so hwe so ina thurh fiundskepi,*
man, widar odrana an is modsebon
bilgit, an is breostun — hwand sie alle gebrodar sint,
salig folk godes, sibbeon bitengea,
man, mid magskepi, than wirdit thoh hwe
odrumu an is mode so gram,
libes weldi ina bilosian, ef he mahti gilestian so —
than is he san afehid endi is thes ferahas skolo
1437—43.

so muss man nach meiner ansicht dieses gefüge zergliedern. *than . . thoh* in v. 1441 steht doch mit *sie alle gebrodar sint* im innigsten zusammenhang, und *than* in v. 1443 schliefst sich an *so hwe so ina bilgit* ('wenn jemand zürnt') an. mit Heyne, Piper und Behaghel eine parenthese nach *magskepi* setzen, scheint mir unzulässig.

9. *so the odar was,*
the thurh is handmegin hobda bilosda
erl odarna 1444—46.

So interpungiert Heyne, und die vier letzten worte übersetzt er im glossar s. 266 b: 'einen andern mann tötete'. das klingt gewis sehr vernünftig. aber in demselben glossar s. 188 b steht: '*erl*, nom. sg. 1446'. der herausgeber hat augenscheinlich bei

verschiedenen gelegenheiten den bau des satzes verschiedenartig beurteilt. welches ist nun richtig? aus Sievers interpunction (kein komma bei *erl*) ist seine auffassung nicht zu ersehen, da er oft auch bei parallelen satzgliedern kein komma setzt. Piper und Behaghel stempeln dagegen durch ihre interpunction *erl* als object. also: drei (man könnte sagen $2^1/_2$) für das object, einer (oder $^1/_2$) für den nominativ. und doch ist der nominativ sicher das richtige. der nominativ steht dem relativ parallel. als beweise führ ich an:

so hwe so ina thurh fiundskepi,
man, widar odrana an is modsebon
bilgit 1437—39;

themu the hinan astad,
man, fan dode 3405—6;

Ne kumat thea alle te himile, thea the hir hropat te mi,
mann, te mundburd 1915—16;

fargaf fegiun ferah, them the fusid was,
helid, an helsid 2353—54;

that thea gesehan mugin
alla giliko, thea thar inna sind,
helidos, an hallu 1407—9;

He (Johannes) *sohta imu . . .*
thena heritogon . . ., the hetan was
Erodes aftar is eldiron, obarmodig man 2704—6;

ferner 26. 352. 389. 525. 632. 765. 836. 918. 1683. 2224. 3428. 3541 usw.

Also:

so the odar was,
the thurh is handmegin hobda bilosda,
erl, odarna.

Überhaupt wo ein substantiv einem vorangehnden relativ parallel steht, werden in der fachlitteratur allerlei irrige behauptungen gemacht: *thiu word* 26 sei apposition zu *godspell*, *mankunnies manag* 3541 sei parallele zu *sie*, *tinsi* 3191 sei prädicatsaccusativ usw.

10. Ein besonders interessantes gefüge, dem m. e. noch niemand auf den grund gekommen ist, führ ich hier zunächst ohne satzzeichen an:

us is thinoro huldi tharf
te gewirkeanne thinna willeon endi thinoro wordo
so self
alloro barno betst that thu us bedon leres 1590—92.
ich will den leser auf umwegen zum ziele führen.

A) *hwo hie hebankuninges*
willeon giwirkie 2519—20;
an thiu mag he thiodgodes
willeon gewirkean 3222—23.

was die ausgaben über diese stellen beibringen, ist falsch: *willeon gewirkean* heifst nicht dasselbe wie *willeon wirkean*, also nicht 'willen tun', 'willen vollbringen' (Sievers s. 461, Heyne s. 375), sondern 'gnade erlangen'. vgl.:

that sie mostin is huldi ford
giwirkean, is willeon 691—92;
so thes herron wili huldi githionon,
giwirkean is willeon 1171—72.

B) *was im is helpono tharf*
te githiononne 1187—88;
Im ni was sulikaro firinquala
tharf te githolonne, thiodarbedies,
te winnanne sulik witi 4920—22.

die verben *githionon* und *githolon* sind gewöhnlich transitive verben. regelmäfsig wäre also:

was im tharf te githiononne is helpa;
im ni was tharf te githolonne sulika firinquala.

in den obigen citaten ist aber die wortfolge eine solche, dass die logischen objecte der verben unter den formellen einfluss des nächststehnden substantivs *tharf* geraten sind. so ist es auch am anfang des jetzt zu erklärenden gefüges geschehen:

us is thinoro huldi tharf
te gewirkeanne,

'wir haben es nötig, deine huld zu erlangen'.

C) Trotz dem formellen anschluss des objects an *tharf* fühlte man noch immer den logischen zusammenhang mit dem verb. wenn unter solchen umständen ein paralleles glied hinzutrat, konnte es entweder auch unter jenen einfluss kommen : *thiodarbedies* 4921 (C); oder aber sich ihm entziehen : *thinna willeon*, 'deine gnade'.

Derartiges schwanken ist gewöhnlich. das reiche material hoff ich einmal in dem auf s. 187 in der fufsnote angekündigten werke vorlegen zu können.

D) In nähere beziehung zu *tharf* tritt wider *thinoro wordo* — logisch, darum hier auch formell; also: 'wir brauchen deine worte'. wegen der fortsetzung siehe nr 1 (A).

Also:

us is thinoro huldi tharf
te gewirkeanne, thinna willeon, endi thinoro wordo so self,
allaro barno betst, that thu us bedon leres.

11. *hiet them at erist geban*
thia that letst warun liudi kumana,
weros te them giwirke 3427—29.

so schreibt Heyne. dass *that* falsch ist, scheint mir klar am tage zu liegen. Piper und Behaghel setzen *thar*, Sievers denkt zweifelnd an *at*. für *thar* spricht der umstand, dass wo das verb *kuman* sonst im abschnitt XLII mit bezug auf die ankunft in dem weingarten benutzt wird, die partikel kein einziges mal fehlt: *quam thar* 3419. 3420. 3421; *thar .. quam* 3422. 3465; *thar quamun* 3431. 3436; *thar..quamun* 3448. 3492 f; *tharod .. kumen* 3506 f; *thar .. quamin* 3512. für *at* spricht das analoge *at erist* 3427. 3431. 3436, auch wol *at latston* 5072. unter solchen umständen empfehl ich das beibehalten beider wörter. allerdings ist *that* für *thar* ein besonders leicht begangener fehler. aber ebenso leicht kann statt eines *thar at* nur *that* aus der feder geflossen sein. das wahrscheinlichste, was wir — so lange wir für diese stelle nur die einzige handschrift besitzen — in die ausgaben einsetzen können, ist nach meiner ansicht:

hiet them at erist geban,
thia thar at lezt warun, liudi, kumana,
weros, te them werke.

12. *thoh wili imu the kraftigo drohtin*
gilonon, allaro liudio so hwilikumu, so her is
gilobon antfahit 3507—8.

die gesperrten dative stehn parallel; *imu* ist also nicht reflexiv, und in den interpungierenden ausgaben darf das komma hinter *gilonon* nicht fehlen. man vergleiche:

Than wirdit im god mildi,
liudio so hwilikum, so that lestian wili 1539—40;

Than seggiu ik iu te waron ok,
barno gihwilikum, that gi ne mugun ... 1463—64;
ak he im opanliko allun sagda,
them is godun jungarun, hwo ina ... 3176—77
und viele ähnliche stellen.

13. *That is thegnes kust,*
that hie mid is frahon samad fasto gistande,
doie im thar an duome 3997—99.

In allen mir bekannten fällen, wo das and. und ae. *dom* mit dem aisl. *-dœmi* in *eindœmi*, *sjalfdœmi* zu vergleichen ist (Sievers anm. zu 4490 ['4488'], vf. Anglia 27, 235), hat das substantiv ein possessives attribut: *an is selbes dom* Hel. 4490, *selbas duom* Gen. 277, ae. *on minne sylfes dom*, *on hyra sylfra dom*, *sylfes dome*, *on eowerne agenne dom*, *hiera agenne dom*, *Eafores anne dom*. gegen Heynes, so viel ich weifs, unbeanstandete übersetzung von *an duome* in dem oben angeführten v. 3999, 'freiwillig', trag ich ernstes bedenken. ich meine, es heifst 'mit ehren', 'ruhmreich'. vgl. v. 4002, v. 490 und: *on dryhtlicestum dome lifdon* (lebten im herlichsten glanze) Seefahrer 85.

14. *He ni wanda, that he is mahti gibotian wiht,*
firinwerk, furdur 5008—9.

der Cottonianus hat *firinwerko*. Sievers bezeichnet letzteres als falsch. Piper hält 'den accusativ für besser als den genitiv'.

Wenn wir die sache würklich untersuchen, finden wir einerseits (gen. + acc. ‖ acc.):

Thoh ik at minumu hus egi
widbredana welon endi werodes genog,
helidos hugiderbie 2119—21;
Thuo budun im medmo filo
Judeo liudi, gold endi silubar 5882—83 usw.

anderseits (gen. ‖ gen.):

ne williad thes farlatan wiht,
mengithahtio, thes sie an iro mod spenit,
ledoro gilestio 1353—55;
thie ni habdin menes filu,
firinwerco, gifrumid Gen. 253—254;
habdun medmo filo
gisald wider salbun, silubres endi goldes
Hel. 5786—87

und noch einige dutzend ähnliche belege.

Man wird sich leicht eine ansicht bilden.

Hier gilt gewis das nämliche, was ich in NRP § 29 anm. geäufsert habe.

15. *that hie kuning obar al*
thes werodes wari 5683—84.

so sämtliche ausgaben, die Pipersche mit der bemerkung: '*obar al* ist adverbial, *thes werodes* hängt ab von *kuning*'.

Die herausgeber haben den constructionswechsel verkannt; *obar al* hängt ebenfalls von *kuning* ab und ist dem folgenden *thes werodes* logisch parallel. dieselbe construction findet sich in:

ef he obar that folk kuning,
thes werodes, wari 5207—8;
thoh he si kuning obar al,
erdun endi himiles, endi obar eldeo barn,
weroldes waldand 407—9.

Abwechslung einer präpositionsphrase und eines genitivs begegnet nach meiner deutung NRP § 114 anm. auch noch in:

seggean ford
that (was) *sea fan Kristes krafte them mikilon*
gisahun endi gihordun, thes hie selbo gisprak,
giwisda endi giwarahta 33—36.

Verzeichnis der hier und in NRP behandelten Heliandstellen.

V. 3 f.	nr 1 A	V. 1405.	NRP	V. 3223.	nr 10
- 15 f.	nr 2	- 1437 ff.	nr 8	- 3297.	nr 1 D
- 26.	nr 9, NRP	- 1446.	nr 9	- 3428.	nr 11
- 34 f.	nr 15, NRP	- 1576.	nr 1 C, NRP	- 3507.	nr 12
- 45 f.	nr 3	- 1727.	NRP	- 3541.	nr 9
- 94.	NRP	- 2063.	NRP	- 3609.	NRP
- 359.	nr 4	- 2075.	NRP	- 3753.	nr 5
- 389.	nr 5	- 2322.	nr 5	- 3999.	nr 13
- 428.	nr 6	- 2493.	nr 5	- 4611.	nr 7 A, NRP
- 556.	nr 5	- 2520.	nr 10 A	- 4960.	NRP
- 581.	NRP	- 2526.	nr 1 C	- 5009.	nr 14
- 643.	nr 6	- 2895.	nr 1 D	- 5683.	nr 15
- 1354.	NRP	- 3077.	nr 7 A, NRP	- 5727.	NRP
- 1393 ff.	nr 7	- 3191.	nr 9	- 5960 f.	nr 4

Lund, im mai 1904 u. märz 1905. ERNST A. KOCK.

ZWEI NEUE HANDSCHRIFTEN VON CAEDMONS HYMNUS.

Dass wir in Caedmons hymnus, wie ihn die Cambridger hs. Kk 5, 16, bl. 128 v. uns überliefert, das älteste denkmal geistlicher poesie in englischer sprache zu erblicken haben, steht seit der meisterhaften untersuchung Zupitzas Zs. 22, 210 ff aufser allem zweifel. eben dort wurde auch die relative ursprünglichkeit der fassung des hymnus, welche später Aelfred dGr. seiner übersetzung der Historia ecclesiastica gentis Anglorum des Beda einfügte, trefflich und klar erwiesen : nicht eine blofse rückübersetzung von Bedas latein haben wir in den bei Aelfred stehnden langzeilen zu sehen, und die verse der Cambridger hs. widerum sind nicht blofs eine entstellte, jüngere umschrift dieser 'übersetzung' Aelfreds, wie Wülker Beitr. 3, 348 ff erweisen zu können glaubte; sondern Aelfred liefert uns einen echten, im wesentlichen unentstellten text, und dieser geht im letzten grunde auf eine fassung zurück, deren getreuste widergabe uns in der Cambridger hs. vorligt. die letztere also ist die älteste uns bekannte, ja vielleicht die erste niederschrift jenes hymnus, aufgezeichnet nur wenige jahrzehnte nach dem tode des dichters, 'dem durch göttliche gnade die gabe des gesanges verliehen wurde' : *qui miraculose didicit cantare et carmina in Anglico componere*[1].

Und zugleich war sie bis jetzt die einzige hs., welche ihren sprachformen nach unzweifelhaft dem 8 jh. zugewiesen werden konnte, die einzige auch, welche im dialekt des dichters, dem nordhumbrischen, auf uns gekommen war. denn eine weitere aufzeichnung des hymnus, welche Napier 1889 in den Modern language notes 4, sp. 276 f aus einer hs. der Bodleiana veröffentlichte (O), entstammt erst dem 11 jh. und hat die altertümlichen sprachformen nicht mehr, gehört auch einer andern mundart an, derselben wie Aelfreds text, welcher somit neben dem der Cambridger hs. die einzige aus früherer zeit vorliegende ags. fassung war.

Von dem ältesten denkmal geistlicher poesie in angelsächsischer sprache besafsen wir also eigentlich nur éine gute hs.;

[1] aus dem 15 jh. stammende überschrift zum Caedmoncapitel (im index XXII, im text XXI von l. IV) einer ältern hs. der Hist. eccles. in der Pariser Bibliothèque nationale (cod. lat. 5235, bl. 82 va).

jedoch sogar über die lesung mancher stellen derselben herschten bisher noch meinungsverschiedenheiten.

Auch das verhältnis dieser hs., die ich N nenne — ich behalte die siglen Zupitzas bei —, zu der nächst wertvollen, der westsächsischen fassung Aelfreds (W), war noch keineswegs aufgeklärt. wie kam es, dass Aelfreds text an einer entscheidenden stelle von Bedas latein (L), mit dem doch sein text wenigstens dem sinne nach hätte stimmen müssen, nicht nur der wortfolge nach — das war ja natürlich — sondern dem s i n n e nach sich unterschied? *filiis hominum* L stand gegen *eorðan bearnum* W. hier wird auffälliger weise L durch N *aelda barnum* gestützt, während sonst die übersetzung Bedas eben als solche naturgemäfs häufig von der alten fassung, also auch von N, abweichen muste: 'neque enim possunt carmina, quamvis optime composita, ex alia in aliam linguam ad verbum sine detrimento sui decoris ac dignitatis transferri' — mit N aber geht sonst ja W hand in hand.

Zupitza glaubte daher am sichersten zu gehn, wenn er, ohne etwas bestimmtes über die unmittelbare oder mittelbare vorlage von W aussagen zu können, Aelfred aus mündlicher überlieferung schöpfen liefs — am wahrscheinlichsten war ihm, dass diese aus dér fassung des hymnus, welche N uns bietet, geflossen sei.

Die beiden bisher unbekannten aufzeichnungen von Caedmons hymnus, die ich im december 1902 und im april 1905 zu Dijon und Paris in hss. von Bedas Historia eccles. fand, bieten für die textliche sowol wie für die litterarische überlieferung des hymnus einige neue beiträge. ich glaube bestimmt, dass eine durchforschung aller erreichbaren hss. von Bedas Hist. eccl. noch weitere aufzeichnungen zu tage fördern würde — sind doch a l l e bisherigen in lat. hss. der Hist. eccles. gefunden worden — und es steht zu hoffen, dass wir allmählich über die überlieferung dieses sprachlich wie litterarisch so ungemein wichtigen denkmals volle aufklärung erhalten werden. ja vielleicht wird sich auch sonst noch etwas von Caedmons werken entdecken lassen.

1. DIE DIJONER HANDSCHRIFT.

I

Mscr. 574 (334) der Bibliothèque municipale zu Dijon enthält vorn Bedas Historia ecclesiastica gentis Anglorum (vgl. Catalogue général des manuscrits des bibliothèques publiques de France,

Départements, v : Dijon, p. 142). — blatt 59 va beginnt das Caedmoncapitel (iv 24—hs. 22), und hierin steht der hymnus :

bl. 59 vb, 16 . . . . Quo accepto refponfo.
ftatim ipfe cepit cantare in laudē dī cōditoris
uerfuf quof numquam audierat. quorum
ifte ē fenfus ✝ Nupue fcuilun herga hefuricaes
20 pueard. metuda ef mechti. andhis modgedeanc
puerc puldur fudur fuae hae pundragihuaes
ecidrichtin orafialdelie uerft fcoopeordu
bearnum efento hrofe halig fceppendda. mið-
dumgeard moncinnes peardéci-drintinc ef-
25 ter tiade firum. onfoldufrea allmechtig.
✝ Nunc laudare debemuf auctorem regni cęlef-
potentiam creatorif
tif., 7 confilium illiuf facta patrif gl'ę. Quom
ille cum fit ęternuf dš. omnium auctor extitit.
qui primo filiif hominum cęlum ꝓ culmi-
30 ne tecti. dehinc terram cuftos humani generis
omnipotenf creauit. Hic eft fenfuf. non autem et
ordo ipfe uerborum. que dormienf ille canebat

19—25 *rechts von den ags. versen starker senkrechter randschnörkel.* 20 -gedeanc *auf rasur.* 28 *lis* : omnium miraculorum auctor, *vgl. Migne Patr. lat.* 95, 213 *und meine anm. zu* P *u. s.* 218 *f.* 31 et *fehlt* P. 32 que d. *über getilgtem* que d. — cantabat P. — *die ags. laa. von* P *siehe unten s.* 215 *ff.*

II

Ein katalog der klosterbibliothek zu Cîteaux von 1480—82 führt unsere Bedahs. auf (vgl. Catal. gén. aao. s. 361). aus derselben zeit stammen der einband und die aufschriften 'liber cistercij' bl. 2 r. 66 r. 114 r; 'de ꝯta bāca de lat' ref; xi' bl. 116 v. schreiber nr 8 des codex erzählt (nach dem jahr 1173 [s. unten s. 210]) bl. 115 r, 36 : 'Nos quoque uidimq in cisterciensi capitulo' . . . die hs. ist also in Cîteaux geschrieben.

Nach moderner zählung hat sie 117 bll. pergament 235 × 325 mm. die bll. 1 und 117 gehören zum einband. bl. 2—113 bilden 14 lagen zu je 8 bll. mit alter lagenzählung i—xiiii. bl. 114 + 115 = lage 15; bl. 116 = lage 16.

Der körper der hs. enthält, die seite zu 2 spalten mit durchschnittlich je 35 zeilen :

1 : Beda Hist. eccles. bl. 2 ra, 1—81 ra, 24.

2 : Beda Vita sancti Cuthberti (prosa) bl. 81 ra, 25—99 va, 30.

3 : eine mit Hist. eccl. IV 30 beginnende compilation der bei Cuthberts leichnam geschehenen wunder. bl. 99 va, 31—114 va, 8. — die hs. kann nicht vor 1104 geschrieben sein, wie bl. 113 va, 2 ff beweist : ... 'Facta est hec .. manifestatio ... anno ab incarnacione domini millesimo c°. IIII°. qui est quintus annus regni henrici'.

Die 3 werke sind von 4 schreiberhänden éines zeitalters copiert : hd 1 : bl. 2 ra, 1—23 ra, 23; hd **2** : bl. 23 ra, 24—81 vb, 36; hd 3 : bl. 82 ra, 1—93 ra, 5; hd 4 : bl. 93 ra, 6—114 vb, 8. — hd 4 zeigt besonders anfangs viele deutlich englische ꞃ = r; sie verlieren sich allmählich. (die angabe des Catal. génér. [aao. s. 142] über die englischen schriftzüge in unserer hs. ist ungenau.) die andern, mit hd. 2, die doch den ags. hymnus schrieb, haben gar nichts englisches. eine ganz rein englische hand (jedesfalls = hd 4) löst indes schon hd 2 einmal ab : sie trägt bl. 46 vb, 9—47 ra, 27 die indices zu buch IV, bl. 64 va, 11 —64 vb, 23 die zu buch V der Hist. eccl. ein. von demselben Engländer stammt auch die randglosse 'þeᵹen' bl. 63 v.

Die scriptoria zu Cîteaux pflegten frühzeitig eigene schreibregeln, welche die individuellen und besonders die nationalen eigentümlichkeiten der schreiber abzuschleifen suchten (vgl. Manrique Cisterciensium annalium tomi tres, Lugduni 1642, annus 1134, cap. VI 3 ff)[1]. solche tendenz lässt sich schon in der Bibelhs. (Dijon, mscr. 12—15 [9 bis]) beobachten, die laut bd 2, bl. 150 v um 1109 unter beteiligung des Nordhumbriers Stephan Harding, dritten abtes von Cîteaux (1109—33 † 34) dort geschrieben wurde[2]. zb. bd 2, bl. 10 rb beginnt eine durchaus englische hand : die anfangs dicht gesäten ꞃ werden aber weiterhin spärlich und verschwinden ganz. das gleiche bd 3, 137 ra—155 va, 157 ra ff. bd 4, 2 ra ff. zahlreiche auffrischungen und flickwerk in jüngerer schrift und neuem pergament finden wir bd **1**, 60 rb. 61 ra, **2**, 1. 4 r. 5 va. 10 rb (mit engl. ꞃ!), **3**. 123 r. 192. 200—203, wo sie sich deutlich von der alten schrift abheben : es ist der-

[1] die schreiber wurden beim abschreiben der bücher von dem 'armarius', dem bibliothekar, überwacht. vgl. JJäger Klosterleben im mittelalter. ein culturbild aus der glanzperiode des cistercienserordens (1903) s. 53.

[2] vgl. Dict. of nat. biogr. 24, 333.

selbe schriftcharakter wie in der Bedahs. — als muster für jüngere Citeauxer schrift mag mscr. 658 (397) (vgl. Catal. gén. aao. s. 193) dienen, das vorn Bernhards im j. 1139 geschriebene Vita Malachiae enthält (Manr. 1139, I 2): da die überschriften bl. 1 ra. 25 ra. 40 vb nur 'Bernardi abbatis' haben und erst eine spätere hand 'scti' hinzusetzt, so muss die hs. etwa zwischen 1140 und 1174 — wo Bernhard canonisiert wurde — entstanden sein. bl. 36v ff beobachten wir wider englisches ɼ und sein allmähliches sichverlieren .... nun, fast dieselbe schrift weisen die reparaturen in bd 4 der Bibel: vgl. bl. 2. 6. 8 uö. bl. 2v trägt ein buntes B, das von dem gleichen schreiber sein muss wie das auf bl. 3rb des Beda. kurz, alles lässt vermuten, dass dieser jahrzehnte nach der Stephansbibel geschrieben wurde. dasselbe gilt von mscr. 39 (21), das bl. 47 ff den Tractatus moralis Richards de SVictore enthält, der nach 1163 entstand — und dessen schrifttypus der des Beda ist; das gleiche für mscr. 32 (14) (mit engl. spuren) und 77 (57), 83 (63) (die beiden letzteren enthalten werke Bedas und haben hier und da englische buchstaben). all diese hss. unterscheiden sich anderseits dem schriftzuge nach von solchen, die nach 1173 geschrieben sein müssen, wie von mscr. 654 (393), dessen inhalt eine vita SThomae Cantuariensis bildet.

Die 'Bedagruppe' hat keine miniaturen wie die Stephansbibel und der noch ältere psalter (mscr. 30 [12]) — keine feinen initialen wie mscr. 657 (396), das aus dem anfang des 13 jh.s stammt: ihre initialen ähneln sich stark, sie sind einfach und entweder nur rot, oder, wie in der Hist. eccl., abwechselnd grün, rot, blau. 1134 verordneten die Instituta generalis capituli c. LXXXII: 'Litterae unius coloris fiant, et non depinctae' (Manr. 1134, VI 3. Jäger aao. s. 24). hss. wie die Cyprianbruchstücke in mscr. 77 (57) oder der Jheronimus in mscr. 83 (63), die fast nur schwarze initialen zeigen, mögen kurz nach dem erlass geschrieben sein, der später umgangen wurde.[1] für die Bedagruppe dürfen wir annehmen, dass sie entstand, als jene vorschrift noch beachtet

[1] Jäger aao. meint, das verbot sei bis ins 15 jh. würksam gewesen, und die cistercienser hätten darüber ganz die fähigkeit zu malen verlernt. doch scheint mir der vereinzelte fall, den er als beweis dafür anführt, mehr auf den ungünstigen umständen des augenblicks als auf den folgen jenes verbotes zu beruhen. die wenn auch nur bescheiden illustrierten Citeauxer hss. des 12 und 13 jh.s sprechen für die richtigkeit meiner behauptung.

wurde, doch nicht mehr allzu streng, dh. jedesfalls nach 1140. — unser mscr. 574 (334) datiert sich nun aber noch genauer durch einträge am ende:

4 : 6 verse auf den tod des Thomas v Canterbury bl. 114 vb, 1—6:

Rex milef. preful. edictif. enfe. cruore.
Impugnat. uiolat. prótegit. eccl^sam; etc.

v. 6 : Preful in ęccl^sa. militif enfe cadit;

diese hd 5 ist englisch. hd 6 schreibt z. 8 und 9:

5 : Ann9 millen9 centen9 feptuagen9 i9 erat pmas
ab enfe
q ruit ipfe thomaf.

das sind nicht v. 7 und 8 desselben gedichtes, wie der Catal. gén. s. 142 angibt, sondern der anfang eines bekannten gröfsern, das sich ganz im (Citeauxer) mscr. 219 (181) bl. 3 findet, nach chronologischen notizen zum jahr 1214 (vgl. auch Manr. 1170, iv 11). — es folgen ohne spaltentrennung:

6 : 'Miracula SThomae martiris', bl. 114v, 9—115r, 22 von schreiber 7, der engl. r hat und bl. 114v z. 27 von einer wunderbaren heilung zu Canterbury als augenzeuge redet — fortgesetzt bl. 115r, 23—115v, 14 durch hd 8. — der rest der hs. enthält

7 : 'epta de passione beatissimi Thomę mris 7 archiepe cantuarie' — bis 116v, 20, von zwei schreibern 9 und 10, deren arbeit nicht streng zu unterscheiden ist.

Majuskeln auf bl. 114v. 115r sind mit rot und ocker verziert — nur hd 6 (dh. nr 5) ist hiervon nicht berührt, schrieb also später als hd 7 (vgl. nr 6), die erst nach 1173 (canonisierung Thomae; vgl. Manr. 1173, i 1) gearbeitet haben kann. die 6 verse aber, welche nr 4 bilden, sehen so aus, als ob sie unter dem lebhaften eindruck der ermordung Thomas Beckets, dh. 1171 (vgl. Manr. 1170, iv 11), geschrieben seien. hatte doch der Engländer Gilbert, (8 abt von Citeaux 1163—66 † 67 [68?]) im streit zwischen Thomas — der seit 1164 Cistercienser war — und Heinrich ii von England, einem zwist, der bekanntlich mit jenem morde endete, lebhaft des erstern partei ergriffen — noch sein nachfolger Alexander (1166—75) suchte zwischen beiden zu vermitteln (vgl. Manr. 1164, iv 13f. 1166, i 5. — bd i 473. Gallia christiana iv [Paris 1728] 987. Dict. of nat. biogr. 21, 314).

Der Beda wäre dann vor 1171 geschrieben (was schon der Cat. gén., aber auf grund von nr 5 vermutet) . . . . unter Gilbert

jedesfalls, der Engländer und 'Anglicanis monachis propensior' war; unter ihm werden auch die übrigen s. 209 genannten handschriften englischer autoren entstanden sein. von diesen Engländern können noch die randkritzeleien : moꝛbida bl. 1 v, ðoꝛobéꝛmæ (?) bl. 21 r herrühren.

Wäre nun schreiber 2 einer dieser Anglicani monachi gewesen, so würde ihm gewis, mindestens beim ags. hymnus, eine englische besonderheit entschlüpft sein. aber während seine englischen mitarbeiter sich mühe geben müssen, um selbst die ꝛ im latein zu unterdrücken, lässt er die weit auffälligeren ƿ als p stehn . . . er würde sie sicher in v (u)* gewendet haben, hätte er sie nur als solche erkannt; und das muste ein Engländer. hat er doch alle ꝛ der vorlage als r widergegeben, und gegen jene 'unart' seiner englischen confratres mochte er oft genug im scriptorium haben predigen hören. dass er kein Engländer war, geht auch aus der art der fehler hervor, die er zeile 20, 21, 22 machte; jedesfalls ist auch der in z. 24 nicht die schuld des schreibers der vorlage, sondern die seinige (s. u. s. 218). einem Engländer wären solche verstöfse, die durchaus nicht alle in schreibernachlässigkeiten ihren grund haben, nicht passiert. später wird ein vergleich mit der Pariser hs. bestätigen, nicht nur dass die fehler der Dijoner hs. auf rechnung ihres schreibers zu setzen sind, sondern auch dass dieser den ae. hymnus nicht selbständig vor der lat. übersetzung Bedas einschaltete : er übernahm die spalte in der uns vorliegenden ordnung treulich aus der vorlage — es sei denn, dass die Ⳮ und die randzeichen der hs. darauf hindeuten, dass der hymnus in der vorlage der Dijoner hs. am rande stand. aber selbst dann hätte der schreiber der letztern nur ein mechanisches werk vollbracht. nur ein Engländer konnte darauf verfallen, den ae. hymnus einer Bedahs. würklich einzufügen. es wäre ja noch möglich, dass die um unsern schreiber arbeitenden Engländer — oder etwa Gilbert — ihn auf den vielleicht auf dem schlussblatte seiner vorlage oder in einer andern hs. stehnden ags. hymnus aufmerksam gemacht und ihn veranlasst hätten, ihn an der entsprechenden stelle dem lat. texte einzufügen. dann aber hätten sie doch gewis die abschrift überwacht, und es wären ihnen nicht alle die fehler entgangen, die dem Nichtengländer trotz alles strebens nach correctheit unterliefen. die bedeutung der ags. verse war diesem nämlich kaum in allen einzelheiten

klar, wenn auch die lat. übersetzung folgte. deshalb wol auch und kaum aus dem oben als möglich angedeuteten grunde wird er die fremdsprachliche stelle markiert haben [1].

Ich nehme hier voraus: schon die gleichartige textliche einordnung des hymnus in beiden hss. gibt uns die wahrscheinlichkeit an die hand, dass die Dijoner und die Pariser hs. (unmittelbare) abschriften ein und derselben hs. sind. die möglichkeit, der hymnus habe in dieser, mit ⁜ versehen, noch am rande gestanden und sei erst vom schreiber der Dijoner hs. dem texte eingefügt worden, während die Pariser nicht unmittelbar aus der gemeinsamen vorlage abschrieb, sondern einer hs. entfloss, welche den hymnus schon textlich eingeordnet hatte (dies letztere muss, das lehrt uns ein blick auf P, tatsächlich angenommen werden, da in P jedes randzeichen fehlt!), ligt etwas weiter ab. die Pariser hs. darf nicht als abschrift der Dijoner aufgefasst werden — das umgekehrte ist von vornherein ausgeschlossen.

2. DIE PARISER HANDSCHRIFT.

I

Cod. lat. 5237 der Bibliothèque nationale zu Paris enthält an erster stelle, wie der codex von Dijon, Bedas Historia ecclesiastica gentis Anglorum (vgl. Catalogus codicum manuscriptorum bibliothecae regiae, pars tertia, tomus quartus [Parisiis 1754], p. 57). auch in dieser hs. hat das Caedmoncap. (IV 24) die nr 22 [2]; der ags. hymnus ist dem lat. texte in derselben ordnung eingefügt wie im Dijoner codex; er steht auf bl. 72v:

1 accepto rn̄so / ſtatim ıpē cepıt cantaꝛe ın laudē deı cōdıtoꝛıs uˢſq quos nn̄qᵘ̧ audıerat / quoꝛ, ıſte ē ſenſq Nupue ſcuılın herga hefun rınca es pueaꝛð metuuðaes mechtı and hıs modgeð

[1] die zeichen können übrigens auch von einem späteren leser, einem englischen vielleicht, herrühren, denn die tinte ist etwas blasser als die des textes.

[2] es scheint dies überhaupt eine eigenheit vieler jüngerer hss. der Historia eccles. zu sein, deren ursachen ich jedoch nicht weiter nachspüren konnte: von den 15 hss. der Bibl. nat. haben nr 22 5 hss. (cod. lat. 5226. 5227. 5227a. 5230. 5237); nr 22 haben ferner wenigstens in dem dem buch IV voraufgehnden index 3 weitere hss. (cod. lat. 5233. 5234. 5235). in keiner der übrigen 7 hss., sofern überhaupt numerierung vorhanden, findet sich die nr 24 wie in der ältesten Cambridger Kk 5, 16: in 4 hss. findet sich nr 21 (cod. lat. 5228. 5229. [5235]. 5236). nr 20 gar haben 2 (cod. lat. 5233. 5234).

anc puere faður fuae hepunðragi huaes ecidrach tinor aftalde
5 he raeirft fcoopeor dupearnum efento hrofe halig fceppenððā
middum gea:d moncinnes peardeci ðrichtim aef te:tiade fi:um
olfolðu f:ea all mechtig Nunc laudar' dēmq aucto:ē :egni
celeftis / potentiā creato:is / ⁊ qfiliū illiq / fcā p:is glð. quō ille
cū fit et'nq dš / om̄, aucto: extitit / qui p'mo mia'cl'o:ū filijs
10 hom̄, / celū p culmīē tecti / de hinc te::ā cuftos hūani gni's
omp̄s c:eauit . hic ē fenfq / nō aut o:do ipē v'bo:ū / ē dor //
miens ille cātabat . . . .

3 f *in* hefun *hat oben einen haken nach dem* u *hin (bes.* f-*type?)*
7 N *schwarz, rot durchstrichen.*

II

Die hs., welche nach bl. 1r früher die signatur 'R 10206/2' trug, entstammt dem besitze Bigots, eines zu Rouen ansässigen gelehrten des 17 jh.s (vgl. Catal. aao.; LDelisle Le cabinet des manuscrits de la bibliothèque impériale, t. I [Paris 1868], s. 258 ff. 322 ff). eine kurze inhaltsangabe des codex brachte zuerst das buchhändlerische verzeichnis von Bigots hss., welches nach seinem tode erschien: vgl. Bibliothecae Bigotianae pars v, p. 14, nr 184 (Bibl. nat. impr. 1265).

Laut einer nach bl. 1r am 6 januar 1899 vorgenommenen zählung ist die hs. ein 'volume de 299 feuillets, plus le feuillet 92 bis'. der codex ist eine papierhs., und zwar die einzige unter den 15 hss. der Historia ecclesiastica, welche die Bibl. nationale besitzt. das papier hat als wasserzeichen teils das gotische p mit kreuzblume, teils eine wage (vgl. bl. 251). die blätter sind 205 × 290 mm grofs.

Die seiten sind nicht gespalten und enthalten durchschnittlich je 40 zeilen. die ränder sind mit einem stumpfen werkzeug vorgeritzt. die hs. ist einfach und schmucklos, fast nachlässig geschrieben; verzierungen finden sich nicht, von einigen hier und da bemerkbaren roten majuskeln abgesehen. bisweilen sind solche im texte blofs rot durchstrichen. der körper der hs. enthält:

1: Beda Hist. eccl. bl. 2r, 1—100v, 5; (zeile 6—8 das Explicit), der rest von bl. 100v ist durch zusätze von anderer hand ausgefüllt.

2: 'Chronica comitum Flandriae, ab anno 621 ad annum 1422, authore anonymo', bl. 101r, 1—183v, 13.

3: 'Litterae et alia instrumenta ad concilium Constantinense

pertinentia, praesertim ex parte Studii Coloniensis', bl. 185r, 1—299v. diese stücke sind meist lateinisch, von verschiedenen schreibern aufgezeichnet und tragen daten aus den jahren 1425ff. zwischen ihnen (bl. 266r. 280r. 285r—287r) finden sich deutsche 'litterae et alia instrumenta', alle irgendwie zu Köln in beziehung stehend; sie datieren von 1423—1425. allein auch poetische einträge hat unsere hs.; sie sind gleichfalls zwischen jene 'briefe' geschrieben: bl. 250v enthält ein (zweispaltig geschriebenes), bis 251r, 4 reichendes, 105 verse langes allegorisches gedicht in deutscher sprache, welches von zwistigkeiten auf dem Constanzer concil im j. 1414 (s. bl. 250va, 15f) und ihrer glorreichen schlichtung durch kaiser Sigismund berichtet. ein sich anschliefsendes gedicht (bl. 251r, 5—12) erzählt die papstwahl Martins v. auch die folgenden, weiter gegen ende der hs. eingetragenen gedichte beziehen sich auf das Constanzer concil:

Die kurfürsten *Brādēb.˜*, *Beyeʳn*, *Saſſē*, *Collen*, *Meyns*, *Tryer*, *Behemē* (bl. 294ra) beraten untereinander (als personen), auf welche weise dem reiche unter den gegenwärtigen umständen am besten frieden zu schaffen sei (14 verse). es folgt unmittelbar eine 18 verse lange dichtung mit der überschrift:

> ℂ Dye gůede ſtede wÿllent regheren.
> Dye ſůelent dyſſe·xvj·půntē hanteren.

ebenda sp. b, von unten nach oben geschrieben, steht eine jedesfalls zu dem kurfürstengedichte gehörige rede des Rex:

> Ir vůrſten radyt alle gaÿr
> Und nemet alſo des ryches waÿr
> Dat wyr der Werlde vrede machē
> Vnd recht rÿchten yn allen ſachen.

Bl. 295rab ist ein dem kurfürstengespräche inhaltlich verwantes gespräch der städte *Collen*, *Mayntze*, *Speÿr*, *Strayſbůrch*, *Baſel*, *Lůcerne* eingetragen (6 strophen ababcdcd), welchem ebenda sp. b sprüche in prosa (z. 9—17) und versen (z. 18—25) angehängt sind, die lebensregeln enthalten.

Mit dem ersten blatte von nr 3 (neue zählung: 185) beginnt eine alte blattzählung, die mit 21 einsetzt. daher darf dieser teil der hs., dessen entstehungszeit sich mit hilfe der daten, die er enthält, ziemlich genau bestimmen lässt (gegen 1430), und dessen entstehungsort gewis in Deutschland, und zwar in Köln zu suchen ist, nicht ohne weiteres auch für die bestimmung von

entstehungsort und entstehungszeit des ersten teils der hs., also auch nicht des Beda, maſsgebend gemacht werden. denn er hat früher einen band für sich gebildet (dessen erste 20 bll. nun fehlen), und ist mit nr 1 und 2, die ihrerseits éine hs. bilden (genau zu untersuchen, wieviel schreiber daran tätig waren und wieweit die arbeit der einzelnen reichte, fehlte mir leider die zeit), bloſs zusammengebunden und nicht in der gleichen schreibstube entstanden. aber auch der erste teil unseres codex, nr 1 und 2, ist sicher nicht weit von Köln, und gewis nur wenige jahre vor dem zweiten teile (nr 3) geschrieben : die schriftzüge tragen einen durchaus deutschen charakter und ähneln denen von 3 stark; nicht einmal in randglossen finden sich in nr 1 irgend welche jener englischen eigenheiten, wie sie die Dijoner hs. aufweist. wir dürfen getrost nr 1, den Beda, zeitlich wie örtlich erstens mit nr 2, dessen heimatsort wir auf grund seines inhalts mit sicherheit am Niederrhein zu suchen haben und für dessen entstehungszeit uns das jahr 1422 den terminus ante quem non liefert, zusammenstellen. denn beide werke haben denselben schrifttypus und sind zweifellos kurz nacheinander in eine hs. niedergeschrieben. und nur in Köln konnte weiter eine vereinigung, wie sie 1 + 2 + 3 bietet, stattfinden.

Auch der dialekt der deutschen verse weist auf Köln : *gaÿr* : *waÿr*, *noyt* und ähnliches; dazu *Gescheyt* (für *geschiht*), *ſteyt*; *aff*, *louē*, *gaue*, *verdrÿüen*, *Wÿff*, *kleyſt* : *begheyſt*; *vph* (*vp*); *toſamen*; ferner *dat*, *dyt*, *yt*, *wat*.

Der Beda mag also in der Kölner gegend oder in Köln selbst geschrieben sein, und zwar um 1430, vermutlich etliche jahre vorher.

Bigot wird die hs. in oder bei Köln erworben haben — unternahm er doch zur bereicherung seiner bibliothek ua. auch reisen nach Deutschland (Delisle aao. s. 323).

3. VERHÄLTNIS DER BEIDEN HANDSCHRIFTEN ZU EINANDER.

Ein vergleich zwischen D (Dijon) und P (Paris) ergibt fast buchstäbliche übereinstimmung in den ags. versen. doch muss die vermutung, P als die jüngere hs. sei abschrift von D, abgewiesen werden : verschiedene in D sich zeigende fehler haben in P keine entsprechung, und anderseits sind dem schreiber von P verstöſse begegnet, die sich gar nicht erklären lassen, wenn man D als unmittelbare vorlage von P auffasst. die fehler beider

hss. aber finden eine fast lückenlose deutung, wenn wir für DP eine gemeinschaftliche vorlage, die ich Y nenne, annehmen. nicht nur der (vermutlich französische) schreiber von D verstand die ags. verse, die er niederschrieb, nicht; auch der später lebende deutsche schreiber von P malte einfach buchstaben für buchstaben nach. so allein erklären sich die fehler.

Bei *ſcuhn* P z. 2 befremdet die endung *-ın*, die nur als *-in* gelesen werden kann; P steht damit allein da; die endung ist grammatisch unmöglich. der schreiber hat also entweder einen strich vergessen, oder es ist ihm, der *ſcuilun*, bezw. *ſciulun* der vorlage vor augen hatte (s. u. s. 221), eine entgleisung, bestehend in doppelschreibung des *i*, passiert.

Bei *hefun rınca es* P z. 3 (s. die anm. s. 213 oben) zeigt ein vergleich mit D z. 19 *hefuⁿrıcaes* die entstehung des fehlers: Y bot *hefūrıcaes*; während nun der schreiber von D den nasalstrich zuerst übersah und erst nachträglich ihn durch überschreiben eines *n* auflöste, glaubte der von P nicht nur zwischen *u* und *r*, sondern, wegen der länge des striches, auch zwischen *r* und *i* ein *n* einschieben zu müssen.

Schwieriger erscheint die erklärung des *uu* (*un*?) in *metuuðaes* P z. 3. Y kann unmöglich hier eine länge gehabt haben; das *u* ist kurz und unbetont. wahrscheinlich war der strich des *t* oder der obere endstrich des alten angelsächsischen unzial-*e* (Є; vgl. das facsimile von N bei Wülker Geschichte der engl. litteratur² [1906], s. 33), die vermutlich beide über das *u* hinwegragten, fälschlich als nasalstrich aufgefasst worden.

D z. 20 weiſs ich für das *e* in *-deanc* keine sprachliche deutung. dass die vorlage dem schreiber unklar war, beweist die rasur. Y bot hier wol vereinzeltes *đ*: der schreiber hielt das durchstrichene *d* vermutlich für die ligatur *d* + *e* und gelangte so zu *dea-*. der schreiber von P hingegen übersieht den strich im *đ* und schreibt richtiger *modgeðanc* z. 3—4.

Die leichte entgleisung *puere* P z. 4 corrigiert sich durch *puerc* D z. 21. setzt man anstatt des falschen *p* — so las nicht nur der französische schreiber des 12 jh.s, sondern auch der deutsche des 15 die ƿ-rune — das richtige zeichen, so erhält man *ƿuerc* als schreibung von Y.

Aus *puldur fudur* D z. 21 und dem bloſsen *faður* P z. 4 ergibt sich für Y ohne weiteres *ƿuldurfadur*. der erste teil des

compositums ist in P weggefallen, weil dem schreiber eine optische contraction passierte: *-dur* × *-dur* wurde einfach gelesen, ebenso wol *ƿue-* × *ƿul-*. so entstand das optische bild *ƿue-* × *-dur*, mit den beiden randsilben geschrieben *puere faður*. — *a* konnte, inmitten von drei *u* stehnd, durch den schreiber von D leicht zu *u* verschrieben werden.

Bei einem abwägen zwischen *ſuae hae* D z. 21 und *ſuae he* P z. 4 wird man die entscheidung wol zu gunsten von P fällen müssen; denn wie hätte wol der deutsche schreiber von P darauf verfallen können, ein in der vorlage stehndes *ſuae hae* oder *ſu*Ɛ *h*Ɛ (N) — von den westsächsischen fassungen W und O (s. unten s. 223), die *swa he* bieten, muss man hier absehen — zu *ſuae he* zu differenzieren! die formen von (N und) D hingegen legen, wenn sie auch grammatisch einwandfrei sind, doch die vermutung einer doppelschreibung nahe. hier also wird wol P die treueste überlieferung bilden.

droch tin P z. 4 — diese deutsche form war dem schreiber wol mechanisch in die feder geflossen — hat der schreiber selbst zu *drich tin* gebessert.

An der D z. 22 entsprechenden stelle hatte Y offenbar *aerıſt*: *a* konnte als *u* (vgl. *-fudur* D z. 21), *ɼı* als *ɼꝛ* = *rr* verlesen und *r* geschrieben werden: — dass der schreiber hier das (ja mit *aerist* gleichbedeutende) spätae.-me. *verst uerst* vermutet und also von seinen englischen genossen etwas englisch gelernt habe, ist nicht anzunehmen — er hat sodann das *a* vorn erkannt und übergeschrieben — dass jedes verweisungszeichen fehlt, mag durch seine unsicherheit erklärt werden; auch kann er nicht *a uerſt* gemeint haben, das auch zum sinn passte[1]. — das ganz sinnlose durcheinander *raeırſt* P z. 5 ist nur aus einem *heaerıſt* (Y) zu erklären. nachdem *he* bereits geschrieben war, wurde das schluss-*e* noch einmal und zwar falsch als *r* gelesen — ein sehr häufiger fehler; *ɼı* las der deutsche nicht *ri*, sondern *ɉı* = *iı* . . . ist doch die schreibung *j* für *i* in cod. lat. 5237 gang und gäbe und überhaupt in der schrift des 15 jh.s allgemein.

Der grobe fehler *pearnum* P z. 5 ist durch doppelschreibung entstanden . . . *peor* . . . *pear* . . .

Dass dem *da* (D z. 23) in P z. 5 *ðā* entspricht, lässt auf ein

[1] vgl. Stratmann Dict. of old engl. lang.[3] s. v. *furst*. — Zupitza-Schipper Alt- und me. leseb.[5], glossar, s. v. *fyrst*.

d in Y (vielleicht aber auch blos auf einen über dem *a* stehnden dehnungsstrich) schliefsen.

Zu D z. 24 vgl. Zupitza-Schipper Alt- u. me. lesebuch s. 2 = N v. 4 : '*yc* in *dryctin* aus *in*' : die zwei falschen *-in* sind vielleicht unabhängig von einander in N und in D entstanden (doppelschreibung; vgl. unten bei *olfolðu*); unmöglich ist jedoch nicht:

X *drihtin* (*dryctin*) . *drintin*

N: *dr*(*in*)*tin* . *dryctin* (*yc* über *in*) — Y: *drichtin* . *drintinc*

D = Y — P : *drǫ́chtin* . *drichtim*

immerhin aber erscheint die annahme eines solchen übereinander ziemlich gekünstelt. wahrscheinlich ist aus

drintinc ef-ter D z. 24—25 und

drichtim aef ter P z. 6 für Y zu erschliefsen :

drichtinæfter; das unorganische *c* am ende (D) ist der bogen des *a* der vorlage, fälschlich *c* gelesen. P ist hier correcter, macht immerhin einen strich zuviel ans ende (*-im* ist ags. nicht zu belegen), der wol auch seine vorlage in dem a-bogen hatte; weiterhin aber las der schreiber dann doch richtig *ae*.

olfolðu P z. 7 gegenüber *onfoldu* D z. 25 ist blofse verschreibung auf grund des dem innern gehör vorausklingenden *l* der zweiten silbe. —

Nicht nur aus dieser vergleichung der fehler des ags. textes ergibt sich, dass DP ein und dieselbe hs. als vorlage benutzten; auch eine stelle des lat. textes spricht dafür [1] :

An der D z. 28 entsprechenden stelle haben die ältern hss.: *omnium miraculorum auctor extitit; qui primo filiis hominum* ...

In D aber fehlt *miraculorum* ganz (vgl. s. 207, anm. zu D 28). in P z. 9—10 heifst nun die stelle : *om̄ auctoꝛ extitit / qui pˢmo miaˢclˢoꝛū filijs hom̄* ...

An der richtigen stelle, zwischen *omnium* und *auctor*, fehlt also *miraculorum* gleichfalls, steht dagegen völlig sinnlos weiter hinten. die lösung ist wol die : der schreiber von Y hatte *miraculorum* (vermutlich infolge optischer contraction von *-um* ...

[1] gröfsere teile des lat. textes zu vergleichen, war mir nicht möglich. die vergleichung würde ergeben müssen, dass die Dijoner und die Pariser Bedahs. auf éine vorlage zurückgehn.

um . . .) ausgelassen, bemerkte den irrtum und schrieb das wort, mit einem verweisungszeichen versehen, an den rand:

omnium auctor extitit qui primo *miraculorum*
filiis hominum . . . .

während der schreiber von D das zeichen ganz übersah und infolgedessen *miraculorum* ausliefs, schrieb der von P alles sinnlos hintereinander. —

Ich fasse zusammen: D hat sich in 5, P in 9 fällen fehler zu schulden kommen lassen. 2 mal ist D von der vorlage abgewichen, ohne dass die abweichung sprachwidrig wäre. P hat an 5 stellen die ursprünglichere lesart. nur 2 mal sind D und P an demselben orte, aber doch nach verschiedenen richtungen hin, entgleist. im übrigen aber herscht eine erstaunliche übereinstimmung: beide hss. haben zb. das falsche *p* für ƿ; die fehler lassen sich fast lückenlos aus der gemeinsamen quelle erklären.

Der text von Y darf also kritisch hergestellt werden.[1]

4. DIE VORLAGE.

Nu ƿue scuil*u*n herga   hefunr*ic*aes ƿueard,
met*u*daes mechti   and his modge***da***nc,
ƿuerc *ƿuldurfa*dur;   suae he ƿundra gihuaes,
eci drichtin,   or astalde.
5 he ***aeri***st scoop   eordu *b*earnum
efen to hrofe,   halig sceppend:
da middumgeard   moncinnes ƿeard,
eci dri*ch*ti***n***,   *a*efter tiade
firum o*n* foldu,   frea allmechtig.

*
* *

5. SPRACHE UND ENTSTEHUNGSZEIT DER VORLAGE.

Die aus DP wider hergestellte hs. Y kann nun als selbständiges sprachdenkmal betrachtet werden.

Die sprache ist altnordhumbrisch. echt nh. ist zb. die form *tiade* v. 8 (vgl. Bülbring Altenglisches elementarbuch I, § 223). die worte *astalde* 4, *allmechtig* 9 zeigen angl. fehlen der brechung vor *l* + cons. dass *a* vor *r* + cons. v. 1. 5. 7

[1] an den einfach cursiv gedruckten stellen ist eine der beiden hss. verlassen und durch die andere berichtigt; an den fett gedruckten entspricht der text weder D noch P. — *r* ꝛ, sowie *ſ s* sind normalisiert; die falschen *p* als wyn-runen gedruckt.

gebrochen erscheint, hindert nicht, die formen für nh. zu halten, trotzdem N hier keine brechung hat[1]; ja *-geard* N v. 7 entspricht Y v. 7, ohne dass man dies vereinzelte *ea* durch den vorhergehnden palatal erklären dürfte. *g* wurde erst lange nach der brechung infolge des einflusses des durch brechung < *a* entstandenen *ea* palatalisiert (vgl. Bülbring § 132 c. 297. 492). — *þuerc* 3 zeigt uranglische vereinfachung des gebrochenen *ĕ* vor *r* + palatal (vgl. Bülbr. § 193).

hefun 1, *efen* 6, *metud-* 2 ohne *u*-umlaut dürfen in einem altnh. text nicht überraschen. N ist vor 750 geschrieben (vgl. Zupitza Zs. 22, 215) und damals war der *u*-umlaut nh. kaum allgemein. es 'finden sich in einigen der allerältesten texte nur die ersten anzeichen dafür' (Bülbr. § 229) — so in den (kentischen) Epinaler glossen. die erscheinung ist zudem in erster linie mercisch. ob umlautslose flexionsformen eingewürkt haben könnten — eine nh. eigenart, die durch zeitige schwächung des nachtonvocals > *e æ* (*hefaen* N 1. *heben* 6; *efen* Y 6) wol begünstigt wurde —, oder dass in *metud-* der dental geschützt haben könnte, braucht man also nicht zu erwägen. dass der unterschied fliefsend ist, lehrt das sogar ws. auftretende *meotodes* W 6 (Zup.-Sch. s. 38. vgl. Sievers Ags. gr.[3] § 104, 3 a. 1. Bülbring [§ 233] bringt zwei weitere beispiele für u-umlaut vor dentalen im ws.).

maecti . *allmectig* N 2. 9. *sue* (ws. *swā*) *he* . *æfter* N 3. 8 lehren, dass altnh. die schreibung für $\breve{\overline{ae}}$ — $\acute{e}$ zwischen *æ ae e* schwankte. nh. rest ist dies gewis auch in R[1] (Sievers aao. § 2 a. 3. 152 a. 159. 3). in den formen, welche Y hat, nämlich in *mechti, suae, he* (D *hae*; nh. sonst auch *hee*), *aefter* (D *efter*), *allmechtig* (*almechttig* kreuz v. Ruthwell) dürfen wir dasselbe erkennen und diese formen von Y für altnh. halten : denn kentisch könnte zwar *efter* D 8 sein — und diese form muste ja, wie oben gezeigt, hinter der von P zurücktreten —, aber für das *i* in *mechti* sowol als das unveränderte *a* in *all-* würden sich kaum kentische entsprechungen finden lassen. die äufserung Bülbrings § 210 'vor *ht* steht nur *æ*' : (eine vor velarem *ht* geebnete form) '*mæht, mæhtig*, wie im nördlichen nordhumbrisch... überhaupt', ist daher zu berichtigen. ähnlichen (m. e. rein gra-

[1] dass *wa-* N 1. 7 alt ist und nicht erst eine späte, aus früh gebrochenem *wea-* (< *wa-*) entstandene form (wie sonst nh. *wa-* oft < *wea-weo-*), ist durch *barnum* 5 verbürgt.

phischen) wechsel in unbetonten silben kennt man als altnh. eigenart: *-aes* Y 1. 2 schliefst sich hier an.

oo v. 5 = ō (neben *o* v. 2. 4. 6 =) kommt nach Sievers § 8 vor allem den ältesten hss. zu. wir haben hier, wie in N, eine form ohne palataleinfluss, der sonst wol nh. häufiger zu spüren ist. — *e* in *sceppend* ist eine besonders nh. verbreitete schreibung für die umlautsform des (palatalisierten?) *a* (vgl. Bülbr. § 182); das gleiche N v. 6 [1].

v. 1 les ich *scuilun*, denn *ui* = *y* ist nh. schreibung. vielleicht aber ist doch ein steigender diphthong anzusetzen, wie ihn das nördliche nh. hat, das hier allein palatalwürkung zeigt (Bülbr. § 302). Sievers (§ 423, 8 a. 1) bringt die formen *scylun sciolun scilon* bei — Bülbring (§ 252) ist geneigt in der nh. form *sćiolun* *u*-umlaut aus älterem *sćylun* (statt *sculun*) zu sehen.

i für festes *y* nach palatalen braucht nicht auf spätere denkmäler beschränkt zu sein : *-cinnes* v. 7.

Auf hohes alter des textes weisen auch die in unbetonten mittel- und endsilben vorwiegenden *u* und *i* — Y ist hierin sogar zt. altertümlicher als N — vgl. v. 1 (die endung *-in* in *scuilin* P wäre grammatisch unmöglich, vgl. s. 216) 2. 3. 4. 7. 8. — *gi-* N 2. 3, Y 3 erklärt Zup.-Sch.s glossar für nh. präfix; mir scheint es in erster linie ein kennzeichen der altertümlichkeit des betr. textes. *ge-* find ich zb. oft in den (jüngeren) nh. evangelien (vgl. Bouterwek CXL f. — s. auch Y 2); ebenda findet man beispiele für den ausfall des *h* im anlaut (*efen* 6).

[1] hier hat man wol *scepend* (verschrieben aus *sceppend*) und nicht *scepen*, wie alle ausgaben schreiben, zu lesen. *scepen* als speciell nh. part. präs. = 'schöpfer' ist aufser gerade N v. 6 m. w. nicht belegt. die gewöhnliche nh. form ist *sceppend*; für so frühe zeit muss die vernachlässigung des westgerm. *pp* und des durchaus integrierenden *d* überraschen. alle andern fassungen des hymnus haben *pp* und *-nd*; besonders fällt *sceppend* Y v. 6 ins gewicht. der schreiber von N dachte wol zunächst ein part. prät. zu sehen (als solches ist *scepen* nh. häufig); er vergafs nachher, das zweite *p* nachzutragen. doch ist auch die schreibung *scepend* für part. präs. allenfalls noch zu rechtfertigen. nicht so *scepen* ohne *d* : *d* muss nach *n* eingesetzt werden, und das um so sicherer, als selbst das von Wülker Gesch. der engl. litt.[2] (1906) s. 33 gegebene nicht photographische facsimile von N nach *scepen* deutlich die verwischten reste eines *d* zeigt. wir haben es nicht etwa, wie Wülker zu glauben scheint, mit irgend einem satzzeichen zu tun : ein solches kommt sonst in ganz N nicht vor.

Zu den genannten altertümlichkeiten treten *cht* v. 2. 4. 9, sowie *d* = *þ* *đ* v. 5 (7 vgl. D z. 23).

Echt nh. ist das fehlen des auslautenden *n* in den obliquusformen *eordu* v. 5 *foldu* v. 9, sowie in dem inf. *herga* v. 1. Wülker wird sich allmählich doch dazu entschliefsen müssen, *fold*ˇ N v. 9 als *foldu* und nicht mehr als *foldan* zu lesen, wie er es noch in der neusten auflage seiner Lg. (1906) s. 32 tut. er und Sweet (Anglo-Saxon Reader s. 195)[1] scheinen die einzigen zu sein, die noch an dieser letzteren, frühnordh. kaum zu belegenden form festhalten (vgl. Bülbr. § 557 anm.). Zupitza las schon Zs. 22, 214 anm. nach dem vorgange Wanleys ohne zögern *foldu;* in seiner ausgabe im Lesebuch ist er jedoch zurückhaltender. eine neue auflage des lesebuchs wird die durch Y gesicherte lesung *foldu* bringen dürfen.

Nach allem ist die sprache von Y ungefähr eben so altertümlich als die von N: die vorlage von D und P ist also etwa um 750 in Nordhumbrien geschrieben, und zwar jedesfalls im nördlichen teile dieses landes.

6. VERMUTUNGEN ÜBER DIE ÄUSSEREN SCHICKSALE DER HANDSCHRIFT Y.

Wie eine solche nordenglische hs. gerade nach Cîteaux kam, wo dann die abschrift D angefertigt wurde, ist leicht zu vermuten[2]. schon Stephan Harding (vgl. s. 208) mag sie sich aus seiner heimat verschafft haben. von sonstigen beziehungen erwähn ich: 1. Engländer kamen oft nach Clairvaux — also sicher auch nach Cîteaux (Manr. 1118, IV 3. 1130, VI 2. 1132, VIII 2. 5 — 'Anglus vel Scotus'). 2. SMalachias reiste über Nordhumbrien nach Clairvaux und liefs einige seiner begleiter dort zurück (Manr. 1139 I. 1141 I 1 ff. 1143 V 8. 1148 IX f). — auch sagen die Instituta generalis capituli cap. XXXIV: 'semel in anno saltem ecclesiam matrem per abbatem suum, si sanus fuerit, visitet filia'. nun fallen überhaupt in jener ersten zeit die meisten gründungen der Cistercienser nach England und hiervon widerum der gröste teil nach dem norden. die zweite englische gründung zb. ist Ruthwell; von R. aus wird 1136 Melrose neu gegründet: 'cele-

[1] nach Zupitza Zs. 22, 214. ich vermag zur stunde nicht nachzuprüfen, ob Sweet in der neusten auflage etwa *foldu* acceptiert hat.

[2] auch die Cambridger hs. Kk 5, 16 (mit N) kam früh nach Frankreich; vgl. Migne aao. 19.

bris olim Meilrosensis abbatia . . . agminibus sanctorum . . .' und zu diesen gehörten Cuthbert und Beda (vgl. Manr. 1129 ff. 1131, vi 1. 5. 1136, viii 1 ff. Janauschek Origines Cistercienses i 21 ff). dieselbe Bedahs. wird dann einige jahrhunderte später nach der Kölner gegend gewandert sein — die reichlichen beziehungen der Cistercienser mutterklöster zu den rheinischen gründungen boten dazu gelegenheit — und dort einen abschreiber gefunden haben. dass ein deutscher Cistercienser unsere hs. P in Frankreich geschrieben habe, was an sich ja recht wol möglich wäre, da in den französischen klöstern zahlreiche deutsche mönche aufnahme gefunden hatten (vgl. zb. Manr. 1130, vi 2), macht mir die zusammensetzung des cod. lat. 5237 unwahrscheinlich, wonach die hs. in Köln oder dessen umgebung entstanden sein muss.

7. DAS VERHÄLTNIS DER HANDSCHRIFT Y ZU DEN ANDEREN FASSUNGEN DES HYMNUS.

Wir kennen 4 ags. überlieferungen des hymnus:

1. N, nh. 1 hälfte des 8 jh.s

2. Y, nh. ca. mitte des 8 jh.s = { D geschrieben 2 hälfte des 12 jh.s
P = 1 = = 15 =

3. W, das ws. Aelfreds, ende des 9 jh.s (vgl. Wichmann Anglia 11, 96), nach 5 hss. (Zup.-Sch. aao.).

4. O, ende des 11 jh.s auf den rand von fol. 129 eines lat. Beda des 10 jh.s geschrieben (Hatton 43, Bibl. Bodl. ed. Napier aao.).

O ist ziemlich reines spätws.: *myhte* 2, *myhtig* 9, *ylda* 5, *wurc* 3. — in seltsamem widerspruch hiemit stehn *metudes* 2 und besonders *tida* (!) 8 : diese beiden formen sind zweifellos als reste einer altnh. vorlage stehn geblieben. auf eine solche zeigen auch die varianten[1]:

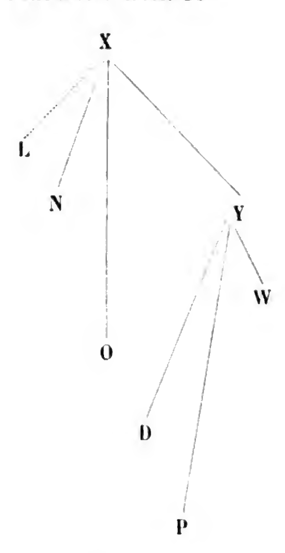
	N	O	Y	W: B	C	L(w)	O(w)	U
v. 1. a		+ *we*	+ *we*		+ *we*		(+ *we*)	+ *we*
b					*her.* vor *sc.*			
v. 3. a							*wer(o)a*	*wera*

[1] von rein dialektischen und graphischen varianten seh ich ab, ziehe dieselben jedoch bei den hss. von W in betracht.

	N	O	Y	W: B	C	L(w)	O(w)	U
v. 3. b			P: -*þuldur*		*wuldor godes*			
c								*wuldres* statt *wundra*
d		*gehwilc* (!)			*fela* st. *gehwaes*			
v. 4. a		*ord*			*ord*		*óor(d)*	*ord*
b	*astelidæ*	*astealde*	*astalde*	*on-stealde*	*astealde*	*on-stealde*	=	=
v. 5. a								*æres*
b		*gesceop*					*gesceop*	*gescóp*
c	*aelda*	*ylda*	*eordu*	*eorðan*	=	=	=	=
v. 6	*til*							
v. 7		— *ða*						
v. 9. a		+ *on*	+ *on*					
b	*fold*[v]	*foldum*	*foldu*	*foldan*	=	=	*folda(n)*	*foldan*

Die var. v. 1 b. 3 b. c. d. 5 a. 6. 7 sind belanglos; auch v. 5 b spricht wol nur für die verwantschaft O(w) : U; vgl. auch v. 3 a. dass O und O(w) zusammengehn (eo), beruht nur auf dialektischer übereinstimmung. die übrigen varianten stellen die gruppe CO(w)U in den vordergrund der W-hss. und scheinen mir ein urbild W zu fordern, das NOY näher steht als das von Zupitza im Lesebuch gegebene : dies urbild zeigte v. 1 *we*, v. 4 vielleicht *orastealde*, vgl. besonders C und O(w). v. 3 a lässt vermuten, dass es die form *werc* bot — vielleicht bestätigt eine erneute collation des ganzen textes von Aelfreds Bedaübersetzung, dass auch für diese, nicht nur für den hymnus, die hss. CO(w)U den vorzug verdienen. die zuletzt erwähnten varianten der W-hss. des hymnus machen ganz den eindruck, als ob sie reste der nh. vorlage Aelfreds seien. die annahme einer solchen erhält durch die tilgung des *n* in O(w) (v. 9 b) eine schwache stütze.

Der nächste verwante von W ist Y : vgl. v. 5 c; beide zweigen hier von NO, auch von L (Bedas lat. übersetzung des hymnus) ab. v. 1 a notiert für N eine kleine abweichung vom urtexte X:



Ob v. 9a dem urtext entstammt oder von O und Y unabhängig zugefügt wurde, ist nicht zu entscheiden. es wird jedoch durch die präposition bewiesen, dass *foldu* bezw. *foldan* nicht als acc. aufgefasst werden muss (wie von Zupitza Lb. und Z s. aao. 219 ff; auch noch von Wülker Lg.[2] s. 33), sondern als gen., in OY als dat. (*foldum* O entspringt gewis einem *foldu* nh. vorlage, sofern es nicht doppelschreibung [*firum on foldum*] ist). denn sonst wäre *foldu* N *foldan* W eine poetische variation von *middungeard* v. 7 : es bildet jedoch mit *firum* eine einheit . . . *firum* (*on*) *foldu* (-*an*, -*um*).., und diese ist variation von *eordu* (-*an*) bezw. *aelda bearnum* v. 5! und warum sollte in diesem zweiten teil des hymnus *middungeard* variiert sein, wo das parallele *heben* v. 6 ohne variation gelassen und nur durch *til* (*to*) *hrofe* erweitert wird? auch müste eine variation zugleich eine steigerung sein oder zum wenigsten auf der höhe des poetischen tones bleiben; das ist aber nicht der fall, wenn wir wie Zupitza *firum* als variation zu *eordu* (-*an*) bezw. *aelda bearnum*, *foldu* (-*an*) als solche zu *middungeard* betrachten : dieses sinken des tones stünde in keinerlei verhältnis zu der gewaltigen

steigerung, welche der dichter von v. 5 ab mit dem begriff 'Gott' vornimmt : *he* > *halig sceppend* > *moncinnes ƿeard* > *eci drichtin* > *frea allmechtig.* diese auffassung stimmt auch besser zu Bedas latein und würde die interpretation desselben durch Zupitza Zs. 22 wesentlich vereinfacht haben. —

Sonst bestätigt und ergänzt sich aufs schönste das von Zupitza gesagte : dass aber Aelfreds aufzeichnung nicht auf mündlicher tradition beruht (wie Zupitza aao. 216 noch glauben muste), sondern unsere hs. Y zur vorlage hatte, scheint allein durch v. 5c erwiesen. man mag mündliche überlieferung für die linie X—Y annehmen und dadurch die abweichung erklären; doch warum sollte die verderbnis *aelda* > *eordu* nicht auch beim abschreiben entstehn können? — wie dem auch sei : nicht nur Aelfred glaubte die echten verse Caedmons vor sich zu haben, sondern auch, und das ist wichtig, der dem 8 jh. angehörende schreiber von Y, denn weshalb stünde sonst in DP das ags. dem lat. voran? — *sensus* D z. 19, P. z. 2 wird dadurch freilich zum nonsens. die echtheit der ags. verse erhält somit eine neue stütze.

Da wir annehmen müssen, dass Y dem schreiber von D sowol als dem von P schon jene einordnung des ags. hymnus in den lat. text darbot, so dürfen wir uns Aelfreds verfahren so vorstellen : er übertrug die lat. prosa, wobei er, wie Zupitza mit recht hervorhebt, versus durch *þá fers* und *þá word* übersetzte, um dadurch die genauigkeit und echtheit der verse zu betonen. den nonsens, der entstanden war, vermied er durch die 'übersetzung' *sensus* = *endebyrdnes* ('ordo'; vgl. Zupitza aao. s. 217 f); sodann schrieb er die nh. verse ins ws. um, liefs die folgende lat. übersetzung Bedas weg, desgleichen dessen 'entschuldigung', denn nun lag ja kein grund mehr vor, zu sagen: '*Hic est sensus, non autem et ordo ipse verborum*'; jetzt nämlich hatte Aelfred den urtext in echter 'endebyrdnes' aufgezeichnet, wenn auch mit den durch seine ws. mundart geforderten abweichungen.

Dijon, den 4 juni 1903.
Limburg adLahn, den 23 mai 1905.

PAUL WUEST.

STUDIEN ZU DEN ÄLTEREN DEUTSCHEN GRAMMATIKERN.

1.

DIE LEHRE VON ACCENT UND QUANTITÄT.

Man kann oft lesen, dass die älteren deutschen grammatiker accent und quantität verwechselt haben. damit wird gemeint, dass sie betonte silben lang, unbetonte kurz nannten. die quelle dieser verwirrung sucht man gewöhnlich in der metrik. weil man in der schulscansion antiker verse die längen betonte, die kürzen unbetont liefs, habe man geglaubt, antike metra im deutschen nachzuahmen, wenn man die längen und kürzen des schemas mit betonten und unbetonten silben ausfüllte, und dann weiter gemeint, dass man die betonten silben des deutschen lang nennen dürfe.

Die metrik hat gewis einen grofsen anteil an der verwirrung, aber sie trägt durchaus nicht allein die verantwortung. und diese verwirrung geht weiter als gemeiniglich bekannt ist. man hat nicht nur accentuelle verhältnisse durch ausdrücke der quantitätslehre, sondern auch quantitative verhältnisse durch termini der accentlehre bezeichnet.

Beide arten der confusion sind nicht auf dem boden der deutschen grammatik entstanden, sondern in sie hineingetragen worden aus der gleichzeitigen lateinischen und griechischen grammatik. ihre wurzel hat die verwirrung in der modernen aussprache der alten sprachen. und begünstigt wurde sie durch gewisse schwankungen der antiken terminologie.

Diese tatsachen soll der erste abschnitt dieser abhandlung darlegen. aus naheliegenden gründen fällt das hauptgewicht auf die angaben der lateinischen theoretiker. ihre zeugnisse citiere ich mit den zahlen der testimonia in FSchoells untersuchung De accentu linguae latinae im 6 bd der Acta societatis philologae Lipsiensis (Lipsiae 1876). selbstverständlich kommt es mir gar nicht darauf an festzustellen, inwieweit die angaben der römischen grammatiker auf wahrheit beruhen. es ist also cum grano salis zu verstehn, wenn ich sage, dass in der neuern zeit zwischen acut und circumflex nicht m e h r unterschieden wurde.

Mein interesse richtet sich auf die b e g r i f f e und p r i n c i p i e n der alten deutschen grammatiker, nicht auf die einzelnen positiven

angaben. wie zb. der eine oder der andre sich zu den betonungen *lébendig—lebéndig* stellt, kümmert mich hier nicht. die beispiele kommen nur insoweit in betracht, als sie den sinn der regeln und termini erläutern.

I

Der begriff des griechischen worts *προσῳδία* umfasst gewöhnlich die *τόνοι, χρόνοι* und *πνεύματα*. einige rechneten zu den *προσῳδίαι* auch die sogenannten *πάθη* : *ἀπόστροφος, ὑφέν, διαστολή*[1].

Accentus, die übersetzung von *προσῳδία*, kommt einerseits neben *tonus*, *tenor* und andern ausdrücken[2] in der engern bedeutung von *τόνος*, anderseits in der weitern bedeutung von *προσῳδία* vor[3]. deshalb finden sich bei den grammatikern die verbindungen *productus accentus, correptus accentus, longus accentus, brevis accentus*[4].

In der regel werden drei *accentus* = *toni*, *tenores* unterschieden : *acutus, gravis, circumflexus (flexus, inflexus)*. in jedem wort hat eine silbe den acut oder den circumflex, alle andern silben den gravis. in diesem sinne hat also jede silbe einen accent.

Accentus bedeutet aber auch so viel als 'hauptton'. '*accentus in ea syllaba est, quae plus sonat*' (Schoell LV[a], vgl. XI). in diesem sinn hat *accentus* mithin zwei gattungen, den acut und circumflex. '*omnis accentus aut acutus est aut circumflexus*' (Schoell XXVI[a]).

Aber die haupttonige silbe nennen Cicero und Quintilian wider *acuta* (Schoell LVI. LVII). wenn Quintilian schreibt *trium* (scil. *syllabarum*), *porro de quibus loquor media longa aut acuta aut flexa erit ... est autem in omni voce utique acuta, sed numquam plus una nec umquam ultima ... praeterea numquam in eadem flexa et acuta ... ea vero quae sunt syllabae unius, erunt acuta aut flexa, ne sit aliqua vox sine acuta*, so gebraucht er *acuta* im selben zusammenhang bald in engerm, bald in weiterm sinn.

[1] Dionysii Thracis Ars grammatica ed. GUhlig p. 170f s. v. *προσῳδία*. Uhlig erschliefst für *προσῳδία* auch den engern sinn von *τόνος*.

[2] Schoell aao. p. 88ff.

[3] vgl. Dositheus bei Schoell p. 87 XXX : *Accentus in graeca lingua sunt* VII (weil nämlich die *πνεύματα* hinzukommen), *in latina* V : *acutus gravis circumflexus longus brevis*. auch solche, die *accentus* = *tonus* gebrauchen, rechnen doch zt. länge- und kürzezeichen udgl. zu den *accentus*. vgl. Schoell Testimonia caput IV passim.

[4] vgl. Schoells index.

Die *τόνοι* werden im allgemeinen als musikalische silbenaccente definiert. beziehungen zur quantität bestehn, aber der ton wird nicht eindeutig durch die quantität bestimmt. wol kann den circumflex nur eine silbe mit langem vocal haben, aber nicht jede silbe mit langem vocal ist circumflectiert. doch ist im lateinischen die verbindung zwischen accent und quantität inniger als im griechischen. alle einsilbigen wörter mit langem vocal haben den circumflex, alle einsilbigen mit kurzem vocal den acut.

Nun treffen wir aber bei einigen lateinischen grammatikern definitionen des acuts und des circumflex, die nur die quantität in betracht ziehen. Servius bei Schoell xxvi[a] : *acutus dicitur accentus quotiens cursim syllabam proferimus, ut árma; circumflexus vero, quotiens tractim, ut Mûsa.* ähnlich Pompeius (xxvi[b]) und Cledonius (xxvi[c]). das hindert den Pompeius freilich nicht, die gewöhnlichen regeln der betonung vorzutragen, also auch der langvocalischen ersten silbe von *leges* den acut zuzusprechen (Schoell lxx[b]); dass für ihn aber doch die begriffe lang und circumflectiert so ziemlich in eins verschwammen, beweist eine stelle wie die bei Schoell xcvii[b] : *invenimus apud plerosque artigraphos produci horum pronominum ultimas syllabas cuiâs, nostrâs. sed legistis in accentibus quoniam latina lingua in ultimis syllabis accentum non habet,* oder die folgende (Gramm. Latini ed. Keil v 248, 2): *sed vide ne producas ultimam syllabam et dicas illó, quia Latini in ultima syllaba accentum non habent.*

Die anschauung, wonach acut und circumflex sich durch nichts unterscheiden als durch die quantität des vocals der von ihnen getroffenen silben, dass also eine acuierte silbe eine betonte silbe mit kurzem, eine circumflectierte silbe eine betonte silbe mit langem vocal ist, diese anschauung hat schon für die deutsche gelehrsamkeit des mittelalters bedeutung gewonnen: auf ihr beruht Notkers accentuationssystem [1]. sie ist für die nhd.

[1] ein zeugnis für das weiterleben der von Servius, Pompeius usw. überlieferten definitionen im mittelalter liefert Remigius von Auxerre, vgl. Thurot Comptes rendus de l'académie des inscriptions et belles-lettres 1870, p. 244. nur durch die identificierung von lang und circumflectiert erklärt es sich ferner, dass sogar in der zeit nach 'der widerherstellung der wissenschaften' das unbetonte, aber lange *a* des ablativs mit dem circumflex statt, wie Quintilian (Inst. or. i 7, 3) verlangte, mit dem apex versehen wurde. ein gelehrter wie Lipsius erklärt dies für einen misbrauch, duldet es aber

grammatik von der gröfsten wichtigkeit geworden. da man nun aber auch die alte lehre von den *τόνοι* wider kennen lernte, so entsprang daraus verwirrung über verwirrung.

Einen weitern anlass zur confusion gab die tatsache, dass von jeher *longa* und *brevis* von vocalen wie von silben gesagt wurde. in lässiger weise sprach man schliefslich nicht nur von positionslangen silben, sondern auch von positionslangen vocalen. dieser gebrauch ist im mittelalter aufgekommen, vgl. Thurot Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque impériale xxII 2 p. 419.

Die vieldeutigkeit der kunstausdrücke hätte vielleicht wenig geschadet, wenn den wörtern lebendige anschauungen entsprochen hätten. aber die aussprache der alten sprachen war gerade in bezug auf quantität und accent total verändert. acut und circumflex wurden nicht unterschieden. die musikalische natur der accente empfand man wenigstens in Deutschland und Italien nicht [1],

non tam inscitiâ quam comitate, qui do me et permitto sive typographis sive vulgo.' De recta pronunciatione Latinae linguae (Opera omnia, Antverpiae 1637, I 469). seltsamerweise drang die hier besprochene auffassung der accente auch in die griechische schulgrammatik ein. GHUrsinus lehrt in seiner Grammatica Graeca 2 ausg. Norimbergae 1714 p. 17 : *Acutus syllabam suam pronunciando attollit, ut in vocabulis* Herr, Sonn, Mann. *Circumflexus cum mora quadam proferendus est, ut in* Heer, Sohn, Wahn. m. a. w. er betrachtet die accente als kürze- und längezeichen. allerdings fügt er hinzu : *Circumflexi sonus non satis hodie certus.*

[1] vgl. JCScaliger Poet. IV cap. 47 : *Accentum dixere veteres soni moderationem in tollenda ponendaque voce. ita enim loquebantur, vt canere viderentur, id quod multis etiamnum peculiare nationibus est. Taurini Ligures soli Italorum accinunt loquutionibus. In Gallia Aruerni. Non temere factum puto, quod ab iis, qui Latine loquebantur, desitum sit. Quid enim risum maiorem mouere queat, quam si ita pronuncies*

Ar virum ca Tro pri o
ma que no iae qui mus ab ris

Quod quoniam a nullo accepimus praeceptore : voluimus hîc explicari, ne alios quoque vel lateret, vel falleret : sicuti diu nos quoque fefellit. Iodocus Willichius De modulatione oratoria, citiert in Hermanni vdHardt Dissertatiuncula de accentuatione, Helmstadii 1713, p. 24 : *Quare* (weil nämlich Cicero im Orator XVIII von verschiedenen tönen spricht) *modulatio quam hodie plerique usurpant, ab Italis quibusdam, nisi fallor accepta, plurimum damnanda est. Haec enim ferè in eodem tenore versatur sine discrimine temporum : Et diceres μονοτονίαν, nisi quod in principio flexus sit, penè ad ditonum, et in fine cantui gallorum non absimilis est.* in Frankreich scheint im mittelalter, wie Thurot Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque impériale xxII 2 p. 393 annimmt, die betonung

was freilich nicht hinderte, gedankenlos die ausdrücke hoch und tief auf die accente der eigenen sprache zu übertragen.

Wichtiger noch waren die veränderungen in quantitativer hinsicht. gekürzt wurden alle nicht betonten vocale und auch betonte vocale in geschlossener silbe (wodurch aber die positionslänge der tonsilbe in mehrsilbigen wörtern nicht angetastet wurde!), gelängt alle betonten vocale in offener silbe; *vĕnit* und *vēnit*, *lĕgē(bamus)* und *lēgĕ(ramus)* wurden nicht unterschieden. vergebens kämpften die gelehrten orthoepiker gegen diese misbräuche an; sie dauern ja bis in unsere zeit herein.

Übrigens sehen wir, dass selbst die orthoepiker nicht immer im stande waren, klare vorstellungen zu gewinnen. in seiner wahrhaft bewunderungswürdigen abhandlung De recta linguae graecae et latinae pronunciatione unterscheidet Erasmus ganz richtig zwischen accent, der für ihn tonhöhe ist, und quantität und bemerkt witzig, man könne hier von den eseln lernen, *qui rudentes corripiunt acutam vocem, imam producunt.* er weiſs sehr gut durch beispiele aus den modernen sprachen, namentlich dem niederländischen, den unterschied langer und kurzer vocale in einsilbigen, consonantisch schlieſsenden wörtern zu erläutern[1];

des lateinischen noch wesentlich musikalisch gewesen zu sein. angaben, wie die Alexanders im Doctrinale v. 2282—94, scheinen mir keine andere auslegung zuzulassen. doch hätte es mich zu weit geführt, die ma.liche betonung weiter zu verfolgen. hier sei nur noch ein ma.liches zeugnis für die übliche verwechslung von lang und accentuiert mit angeführt: *Propter quod nota quod per accentum non intelligo plus quam prolongationem et breviationem sillabarum, id est acutam et brevem ipsarum prolationem, ita quod per prolongationem sillabe signatur acutus vel elevatus sonus, per breviationem gravis suspensio . . . video quod multociens dictio, que naturaliter* (nämlich nach der grammatik) *in aliqua sillaba est brevis, habet acutum et productum accentum.* als beispiel folgt ua. *maris.* (Mari, I trattati medievali di ritmica latina, Memorie del reale Istituto lombardo. 20 bd, VIII [Trattato di Nicolò Tibino] z. 142ff). — ich bitte, auch die oben folgenden bemerkungen über die verschiebungen der quantität auf die aussprache in den germanischen ländern zu beziehen. für Frankreich bezeugt Erasmus andere verhältnisse. wegen Italiens vgl. Scaliger aao.: *cum tenorem a quantitate non distinguant : atque barbare pene omnia pronuntient : omnia enim producunt Itali* usw.

[1] vgl. bei Havercamp Sylloge altera scriptorum qui de linguae Graecae vera et recta pronunciatione commentarios reliquerunt (Lugd. Bat. 1740) 113: *Dic Batavice album, sentis unicum i : dic latum, sentis geminum* (*wit : wyt*; Erasmus dialekt diphthongierte nicht). *Rursum dic Batavice*

aber wo die hilfe der muttersprache versagt, wird er unsicher. kurze vocale in offener silbe kannte das nl. nicht; dies ist der grund, weshalb er es für schwierig erklärt, den unterschied kurzer und langer vocale zu erfassen, *quoties vocalis claudit syllabam.* nur im zusammenhang der rede trete durch den gegensatz der unterschied hervor[1]. ferner glaubt Erasmus tatsächlich, dass durch die position der vocal gelängt werde, wenn er sich auch noch immer von dem natura langen unterscheide[2].

Bei Gerard Vossius sehen wir, dass die begriffliche scheidung zwischen accent und quantität und die fähigkeit, den unterschied in lebendiger aussprache sinnfällig auszuprägen, keineswegs miteinander gehn müssen. im zweiten buche seines werkes De arte grammatica (Amsterdami 1635) behandelt Vossius ausführlich die lehre von quantität und accent und setzt ihren unterschied ganz klar auseinander. wenn er nun aber von denen, die antiken lehren folgend *dúmtaxat, alíquando* betonen, sagt (p. 181): *Aliud quoque est in quo, nisi me ratio fugit, errori eorum mantelum inveniat nemo. Dum enim primam in* dumtaxat *acuunt, ac secundam in* aliquando; *corripiunt sequentem, quae positione producitur. Nempe eos in errorem hunc impulit, quòd non distinguerent inter accentum et quantitatem; quasi idem sit acui et produci*, so kann ich das nur so verstehn, dass für Vossius *acui* und *produci* wol theoretisch getrennt, für seine innerste empfindung aber identisch sind, so dass nicht betontes *-tax-* in *dúmtaxat* ihm kurz erscheint, während es nach der lehre von der position lang sein muss. theoretische trennung von kurz und unbetont und praktische identifizierung prallen hier aufeinander. diese auffassung ist zum mindesten wahrscheinlicher, als die annahme, dass Vossius ein so feines ohr besafs, dass er einen quantitätsunterschied zwischen betonten und unbetonten positionslangen silben mit kurzem vocal wahrnehmen konnte.

lagenam, audis unicum e : dic Flandrice carnem, audis geminum (vlesch : vleesch). Idem discrimen in optimo et bestia (best : beest); ultimo et forma calcearia (lest : leest) usw.

[1] *veluti si dicas* da bóna mâla *ex duabus brevibus praecedentibus et una sequente sentitur a productum in* māla. aao. 117.

[2] *Nec illud te fugit me aliquanto productius sonuisse natura quam positu longas*, aao. 158; *Nec te fugit hic* (in κεχρημένον) κε *praeter naturam suam porrigi, quod à muta liquidaque excipitur* aao. 160.

Ganz naiv tritt die identifizierung von länge und ton auf bei einem spätern niederländischen philologen, Perizonius, der freilich auf den namen eines orthoepikers keinen anspruch macht. in den anmerkungen zu seiner ausgabe der Minerva des Sanctius (Amstelaedami 1714) bemerkt er p. 24, anknüpfend an die lehre des Vossius, dass die alten *in exadversum et aliquando simul et tertiam a fine acuisse et sequentem produxisse : id vero qui factum fuerit, haud satis capio, quum utique nulla vox in duas simul syllabas recipiat tonum, sicut id et ratio pronunciandi, atque ipsa auctoritas Veterum nos docet.* es wird also hier als selbstverständlich angesehen, dass, wenn die vorletzte silbe von *exadversum* gelängt wird, dies so viel sei, als ob sie den ton habe. *Quasi idem sit acui et produci!* allerdings weifs Perizonius gegen Vossius auch einzuwenden, dass *producere* und *corripere* nur von vocalen, nicht von silben, gebraucht wurden, aber im weitern verlauf heifst es wider deutlich (p. 25) : *Neque vero video, (licet satis norim, quod ingerunt identidem Vossius et Alii, inter Accentus et Quantitates Vocalium in pronunciando esse distinguendum) quomodo audiri potuerit in quotidiani sermonis pronunciatione, quae celerior esse solet, acutus ille et elevatus sonus in antepenultimis τῶν* Aliquando *et* Exadversum, *si penultimae tractim et producte pronunciarentur.* es sei allerdings zugegeben, dass in der aussprache der alten manche dinge vorkamen, *quae ex eorum scriptis liquido satis percipi nunc nequeant*, aber schliefslich wird es für die modernen als zu lästig und schwierig erklärt, etwa die ersten silben von *legebam* und *legissem, legerem* und *legerim, edo* (esse) und *edo* (gebe heraus) in der aussprache zu unterscheiden.

Die moderne verwischung quantitativer unterschiede in accentuell gleichen silben hat sogar bewirkt, dass gegen ende des 17 und im 18 jh. viele die richtigkeit der griechischen accente bestritten, weil sie mit der quantität nicht übereinstimmten, dh. weil kurze silben betont und lange unbetont waren. als urheber dieser anschauung wird bezeichnet[1] Isaac Vossius mit seinem buch De poematum cantu et viribus rhythmi (Oxonii 1673).

[1] von Foster in dem weiter unten besprochenen werke p. vii uö. JDMichaelis nennt an dem später zu erwähnenden orte unter den gegnern der accente vor IVossius : Beza, Scaliger, GerhVossius, ferner 'Salmasius epistola ad Sarravium.' über Beza vgl. weiter unten. Scaliger zog nicht in zweifel, dass die Griechen die silben betonten, die jetzt die accentzeichen

Vossius wirft den modernen dichtungen vor, dass sie nicht nach der metrik gebaut sind, aber eigentlich kann er sich die dichtung nur accentuierend vorstellen. er benutzt nun einzelne angaben, dass in alten schriften anders accentuiert wurde, als in den gewöhnlichen griechischen texten[1], um schlankweg die ganze überlieferte griechische betonung für falsch zu erklären. *Qui enim cantus aut lectio subsistere possit, siquis Homericos versus, ita ac vulgo fit, pronuntiet?*

Ἠέλιος δ' ἀνόρουσε λιπὼν περικαλλέα λίμνην
Οὐρανὸν ἐς πολύχαλκον, ἵν' ἀθανάτοισι φαείνῃ
Καὶ θνητοῖσι βροτοῖσιν ἐπὶ ζείδωρον ἄρουραν.

Longe aliter veteres; sic nempe illi accentus digerebant.

Ἠέλιὸς δ' ἀνορoῦσε λιπὼν περικάλλεά λἱμνην
Ὄυρανον ἐς πολυχάλκον ἱν' ἀθανατοῖσι φαἐἱνῃ
Καὶ θνητοῖσι βροτοῖσιν ἐπὶ ζειδῶρον ἀροῦραν (p. 19).

Man sieht, die accente stehn durchaus auf vershebungen. sehr weislich sind drei verse gewählt, in denen keine zweisilbigen in der senkung stehenden wörter (wie etwa ἴδεν νόον Od. ι 3) vorkommen. wie Vossius sich die durchführung des prinzips denkt, hat er nicht gesagt.

Die richtigkeit der üblichen lateinischen betonung wagt Vossius nicht zu bestreiten, er behauptet nur, dass man beim vortrag von gedichten anders accentuiert habe als in prosa (p. 32). seine auseinandersetzungen zeigen wieder, dass für sein gefühl lang und accentuiert identisch sind. *qua enim quaeso ratione,* ruft er aus, *musicis numeris adstringi possit, Tityre tu patulae recubans etc. si patulae et recubans accentum habuerint in antepenultima, et pro anapaesto fiat quodammodo dactylus.* er lässt nicht nur einige gelehrte zeitgenossen sagen, dass es keine lateinischen wörter gebe, *quae longum in ultima accentum habeant syllaba*, sondern behauptet auch von Quintilian, dass er *reprehendit in Latino*

tragen, vgl. Fosters replik auf Gallys zweite abhandlung, im anhang von Fosters buche s. 15 f. GVossius sagt nur, dass die Griechen in alter zeit keine accente schrieben. nichts anderes sagt auch Salmasius in seinem brief an Sarravius vom october 1648, in Marquardi Gudii et Claudii Sarravii Epistolae curante Petro Burmanno (Lugd. Bat. 1711) ep. 183 des anhangs (Claudii Sarravii Epistolae ex Bibliotheca Gudiana auctiores).

[1] die alten hätten ἑτοιμον, ἐρῆμον, τροπαῖον, ταχυτῆς, βραδυτῆς betont *'et sic in caeteris omnibus, ita ut accentus verae et naturali syllabarum semper conveniret mensurae'* (p. 20).

sermone, quod nullas in fine syllabas habeat longas. das hat natürlich Quintilian nicht gesagt; die worte, auf die Vossius anspielt, lauten (Inst. or. XII 10, 33) : *Sed accentus quoque, cum rigore quodam, tum similitudine ipsa, minus suaves habemus; quia ultima syllaba nec acuta unquam excitatur nec flexa circumducitur sed in gravem vel duas graves cadit semper.* und wenn Vossius fragt : *Expediant si possint, quomodo pentametri duobus anapaestis a Musicis terminari potuerint, si penultima producatur syllaba,* so möchte man ihm das wort seines vaters entgegenhalten : *Quasi idem sit acui et produci.*

Welch üppige saat in Holland, Deutschland und England aus dem von Isaac Vossius gestreuten samen aufgegangen ist, kann man aus dem verständigen, gründlichen und gelehrten buche des Engländers John Foster An Essay On the Different Nature of Accent and Quantity (Second Edition Eton 1763) ersehen. die tatsache, dass in verschiedenen von der universität Oxford ausgegangenen griechischen texten die accentzeichen weggelassen waren, hatte Foster zu seiner untersuchung angeregt, einer untersuchung, die ihn vollständig von dem ursprünglich gegen die accente gehegten vorurteil befreite. er fand in der wissenschaftlichen terminologie eine arge verwirrung : derselbe autor gebraucht das wort accent in vier verschiedenen bedeutungen 'expressing sometimes elevation, sometimes prolongation of sound, sometimes a stress of voice compounded of the other two, and sometimes the artificial accentual marks' (p. XIII). und weiter rügt er an gegnern wie verteidigern der griechischen accente den mangel einer würklich lebendigen vorstellung von den in betracht kommenden akustischen phänomenen. durch blofse buchgelehrsamkeit könne dieser mangel nicht ersetzt werden. zu der verwirrung von accent und quantität habe der umstand beigetragen, dass in den nördlichen sprachen, speciell im englischen, acut und länge gewöhnlich in derselben silbe sich zusammenfänden [1]; so habe die feindschaft gegen

[1] es muss den anglisten überlassen bleiben, den wert von Fosters auseinandersetzungen über englische quantität und englischen accent, die namentlich im zweiten und dritten capitel entwickelt sind, zu beurteilen. bemerkenswert ist, dass er im einklang mit der von ihm sorgfältig geprüften antiken theorie den accent durchaus musikalisch fasst, dagegen den spiritus als das betrachtet, was wir dynamischen accent nennen. vgl. p. 20 : 'In regard to the nature of Spirit, that which Scaliger means by the *afflatio in latitudine*, constitutes what we commonly call Emphasis; a mode of

die griechischen accente an den sprachgewohnheiten des publicums einen mächtigen bundesgenossen gehabt. die gegner der griechischen accente 'judged of all possible pronunciation by their own, and had no idea of the harmonious flexibility of a Grecian voice, while they referred all vocal utterance to the rigid and untuneable nature of their own' (p. xvi).

Aus zwei quellen entspringen die angriffe gegen die üblichen accente, erstens aus der meinung, dass der acut besser zu einer langen als zu einer kurzen silbe passe, zweitens aus der unbestimmten vorstellung, dass die griechische betonung mit der lateinischen identisch sein sollte [1].

Freilich in der regel sprechen die gegner der üblichen accente ihre meinung über die bedeutung des acuts nicht klar aus. sie argumentieren oft, als ob sie glaubten, dass der acut an der natur einer länge teil habe, und schämen sich doch es einzugestehn. nur ein gegner, dr G. (HGally), spricht es offen aus, dass er acut und länge für identisch hält [2]. in wahrheit ligt

sound requiring a greater profusion of breath, giving either an aspiration to a single letter, or marking with peculiar earnestness some particular sentence in a discourse, or some single word in a sentence.'

[1] Henninius hatte in seinem *ΕΛΛΗΝΙΣΜΟΣ ΟΡΘΩΙΔΟΣ* (Ultrajecti 1684) behauptet, dass für das griechische dieselben accentregeln gelten wie für das lateinische, und dieses accentuationssystem *aeternae veritatis* bezeichnet! übrigens ist die von Foster p. 360 gemachte zweiteilung der quellen der angriffe gegen die accente nicht so gemeint, dass die anhänger des lat. systems von der verwirrung von accent und quantität frei wären. Foster constatiert p. 298 ausdrücklich, dass für Henninius *acuta* und *producta* synonym sind. aber freilich durchführen liefs sich das nicht, denn es gab ja doch wörter mit lauter kürzen. Henninius hilft sich in seiner ebenso anmafsenden wie confusen schrift so, dass er behauptet, der ton mache die von ihm getroffenen silben länger. so sei die erste silbe in *páter* länger als die mittlere in *cómpater* (Henninius p. 89). eine ähnliche meinung werden wir bei Klopstock finden. H. nimmt auch an, dass längen durch den ton noch mehr gedehnt werden (p. 61). '*Hoc Poetae vocant Longum esse accentu.*'

[2] p. 263. auf der folgenden seite führt Foster folgende stelle aus dr G.s Treatise against Greek accents p. 68 an: 'it cannot be said, that accents only denote an elevation of the voice. For no such elevation can subsist and be made sensible in pronouncing, whatever may be done otherwise in singing, without some stress or pause, which is always able to make a short syllable long.' an andern stellen sagt G. (vgl. Foster p. 378 fufsnote) 'No man *can* read prose or verse according to both Accent and Quantity.' 'It is as *impossible* to read prose according to Accents, and, at

diese meinung aber auch den einwänden anderer gegen die üblichen accente zugrunde. denn wenn sie sagen, dass der accent der quantität widerspreche, und dies durch ein beispiel belegen, so ist es immer ein wort mit einem acut auf einer kurzen silbe. und wenn sie behaupten, dass der accent der alten mit der quantität übereinstimmte, so führen sie immer wörter vor, von denen sie voraussetzen, dass der acut mit einer länge verbunden war.

Die gegner der accente tadeln es, dass nach der gewöhnlichen aussprache die quantität nicht beachtet werde[1]. das ist richtig. die Engländer sprechen den gewohnheiten der eignen sprache folgend im griechischen wie im lateinischen alle accentuierten silben mit langem vocal oder mit positionslänge aus. sie sagen dωminus oder dommminus, *τωπος* oder *τοππος*, *ἀμφοτηρω* oder *ἀμφοτερρω*. aber die partisane der quantität machen es nicht besser: sie sprechen *ἀμφοττερω*. unmöglich ist es aber keineswegs, in der aussprache accent und quantität zu beobachten. die frage, ob man sich bei der aussprache des griechischen lieber vom accent oder von der quantität leiten lassen solle, hat denselben wert wie die frage, ob man beim gehn lieber blofs den rechten oder den linken fufs gebrauchen soll.

Auch in Deutschland sind die angriffe auf die griechischen accente nicht unerwidert geblieben. der berühmte theolog Johann David Michaelis bemerkt in seiner Einleitung in die göttlichen Schriften des Neuen Bundes (4 aufl., Göttingen 1788[2]) s. 869 f,

the same time, maintain a due regard to Quantity, as it is to read Poetry according to Quantity and metre, and, at the same time, maintain a due regard to Accents. *This* hath never been attempted. Neither can the *other* any more be done.' dazu bemerkt Foster: 'Thus half the physical truths in the world have at different times been termed *impossibilities*. This *impossibility* of Dr. G. I will call a physical truth.'

[1] dies hatte schon im 16 jh. Beza zu dem ausspruch veranlasst *vel Tonos prorsus sublatos esse velim tantisper, dum depravata illa pronuntiatio Tonorum pro temporibus emendetur . . . vel nullam eorum rationem haberi*. De linguae Graecae veteri pronuntiatione bei Havercamp Sylloge scriptorum usw. (Lugd. Bat. 1736) p. 179. aber Beza hat nicht behauptet, dass die accente an sich unecht seien, man spreche sie nur nicht so wie die alten.

[2] mir ligt nur diese auflage vor. aber unsere stelle hat schon in früheren gestanden, da sie Foster p. 378 f, fufsnote, citiert. der einzige unterschied ist, dass Gesners schrift als demnächst erscheinend bezeichnet wird.

Gesner habe in seiner dissertation De accentuum genuina pronuntiatione im jahre 1755 den 'Hauptzweifel' gehoben, 'dass die Accente mit der Prosodie der griechischen Poeten nicht übereinkommen.' Gesners meinung gehe dahin, dass die accente gar nicht die länge der silben andeuten. die Griechen hätten eine mehr singende aussprache gehabt als wir, und die accente bezeichneten das heben und fallenlassen des tons. Michaelis dünkt Gesners meinung wahrscheinlich, und er fügt eine treffende parallele aus directer sprachbeobachtung hinzu: 'man darf nur einen gebohrnen Ungarn das Ungarische oder auch das Deutsche vernehmlich sprechen hören, so wird man finden, dass er die Syllben nach einer sehr abgemessenen Prosodie ausspricht, und doch noch gewisse Syllben erhebet, die deswegen nicht die längsten des Wortes sind. Wenn mein Papier reden könnte, so wollte ich dieses dem Leser deutlicher machen, als ich jetzt zu thun im Stande bin.'

Fassen wir zusammen. in der modernen aussprache der classischen sprachen wurden gleichgebaute silben unter gleichen accentuellen bedingungen mit gleicher quantität gesprochen. für die empfindung wurde dadurch der unterschied betonter und unbetonter silben zum herschenden eindruck. ausgesprochen wurde aber jene tatsache durch die formel, man spreche alle betonten silben lang, alle unbetonten kurz. diese formel hatte ihre grundlage in dem umstand, dass in offnen silben alle betonten vocale gedehnt, alle unbetonten kurz gesprochen wurden, dass also dieselbe silbe je nach der betonung bald lang, bald kurz klang: *lḗgit*, aber *lĕgébat*. man glaubte aber denselben unterschied auch in geschlossenen silben wahrzunehmen, in denen jeder einfache vocal ohne rücksicht auf die betonung kurz war. denn da der eindruck des unterschieds zwischen betonten und unbetonten silben das herschende moment war, so erschien der gegensatz etwa von betontem *(dum)táxat* und unbetontem *(dúm)taxat* als gleichartig mit dem gegensatz von betontem *páter* und unbetontem *(cóm)pater*. dass man würklich einen quantitativen unterschied betonter und unbetonter geschlossener silben beobachtet habe, ist nicht wahrscheinlich [1]. unterstützt wurde jene formulierung durch die

[1] dass objectiv solche unterschiede bestanden haben können, soll nicht geleugnet werden. aber wenn zb. Henninius p. 50 schreibt: *Pronunciet quis secundum morem vulgarem ὑπόχαυστον. Aurium horror docebit eum veloci lingua transsiliisse τὸ ΚΑΥΣΤ, quod quam abhorreat, non*

skandierende rezitation der lateinischen[1] verse. da man die gewöhnlich langen hebungssilben betonte, die gewöhnlich kurzen senkungssilben nicht betonte, so trug dies zu dem glauben bei, dass man eine lange silbe spreche, wenn man die silbe betone, eine kurze, wenn man sie nicht betone.

Aus der vorstellung, dass man in der modernen aussprache alle betonten silben lang, alle unbetonten kurz spreche, entsprangen zwei orthoepische richtungen. die eine kam durch unbefangene prüfung der alten zeugnisse zu dem schlusse, dass die moderne aussprache deshalb verwerflich sei, weil sie ton und länge immer vereinige, während in wahrheit diese beiden eigenschaften der silbe ihrem wesen nach getrennte gebiete haben können; die zweite richtung nahm die moderne aussprache als naturnotwendigkeit hin und schloss auf die unrichtigkeit der überlieferten griechischen accente. die erste richtung wollte die aussprache principiell verändern, indem sie auch kurze betonte und lange unbetonte silben forderte, hielt aber an den überlieferten tonstellen fest; die zweite richtung liefs die moderne aussprache im princip unangetastet und verlangte nur die betonung anderer silben als vorher üblich war. aber die zweite richtung machte vor den lateinischen accenten halt und konnte auch im griechischen

dicam a suavitate modulationis, sed natura διφθόγγον nemo non, si modo non sit surdaster, audit, so schildert er ganz gewis nur den eindruck der unbetontheit *τοῦ ΚΑΥΣΙ*. — auf die würkung etwaiger nebentöne geh ich nicht ein und merke nur an, dass Erasmus p. 109 bemerkt, *temeritas* klinge in der gewöhnlichen aussprache wie ein dijambus, *balneatori* wie ein tribrachys mehr einem spondaeus, *archipiratae* wie ein daktylus mehr einem spondaeus.

[1] die frage nach der verbreitung der scandierenden recitation würde eine besondere untersuchung verlangen. heute ist sie bekanntlich in Italien und Frankreich nicht üblich. schon eine ma.liche, aus Frankreich stammende anweisung für den richtigen vortrag des lateinischen verlangt, dass man ein *metrum non scandendo sed enunciando* vorlese, vgl. Thurot Comptes rendus de l'académie des inscr. et belles-lettres 1870 p. 246. aber für Deutschland, Holland, England kann der scandierende vortrag lateinischer verse für gesichert gelten, wenn auch gegenwärtig in England nach den accenten gelesen wird, vgl. Ellis Transactions of the Philological Society 1873/74 p. 152 gegenüber Foster p. 294 (citat aus Bentley) und die oben nach Foster angeführte stelle aus Gallys Treatise. dagegen scheint es mit griechischen versen zt. anders gehalten worden zu sein, uzw. noch im 19 jh. vgl. Liskovius Über die aussprache des griechischen und über die bedeutung der griechischen accente, Leipzig 1825, s. 248 ff.

ihr princip, nur nach der tradition lange silben zu betonen, nicht durchführen.

Wir kennen jetzt den vorrat von kunstwörtern und schulmeinungen, mit denen die deutsche grammatik zu wirtschaften hatte. verwirrende überfülle widersprechend erklärter termini ligt neben empfindlichem mangel. da hatte man silbenquantität und accent, deren unterschied in der lebendigen aussprache nicht empfunden wurde und die manche auch theoretisch vermengten. man hatte acut und circumflex, die wieder in der aussprache nicht geschieden wurden. und für diese beiden accente hatte man zwei ganz disparate definitionen. fasste man sie als silbenaccente, so entsprach nichts in der lebendigen anschauung; fasste man sie als symbole für vocalquantitäten, dann waren sie unnütze concurrenten der *correptio* und *productio*. unnütze concurrenten und verderbliche. denn dass man sie im sinn von quantitätszeichen nahm, aber für accente hielt, hat zu einer verwirrung anlass gegeben, die weit schädlicher war als die vermengung von silbenquantität und accent. noch ärger muste die verwirrung werden, wenn man sich jener andern definition erinnerte, nach der sie silbenaccente waren, und die unvereinbarkeit beider auffassungen nicht einsah.

Auf der andern seite fehlten in der vorratskammer der antiken schultradition ausdrücke für die abstufungen des stärkeaccents. langsam und mit anstrengung hat die deutsche grammatik aus eigener kraft den begriff des nebentons erkämpfen müssen.

II

Die ältesten deutschen grammatiker, Albertus, Clajus, Ritter und Schöpf, bestimmen den sitz des wortictus in mehrsilbigen wörtern nach der ordnungszahl der silbe, wobei sie teils nach lateinischer weise vom ende, teils vom anfang an zählen. vgl. Albertus ed. Müller-Fraureuth 44 IV : *Disyllaba priorem communiter acuunt* gegenüber V : *Trisyllaba acuunt antepenultinam*; Clajus ed. Weidling 16 I : *Dissyllaba habent accentum in priore* gegenüber II : *Trisyllaba accentum habent in antepenultima*; Schoepf 21, 4. 5 : *Dictiones dissyllabicae simplices accentum habent in penultima. Trisyllaba simplicia habent accentum in antepenultima* aber 22, 6 : *Quatrisyllaba simplicia primam producunt.* nur Ritter zählt wenigstens in den hauptregeln von ursprünglich deutschen

wörtern consequent vom anfang. aber auch er hat sich nicht zu der einfachen fassung aufgeschwungen, dass alle ursprünglich deutschen nicht zusammengesetzten wörter die erste silbe betonen. so muss er zweimal, bei besprechung der disyllaba und bei besprechung der polysyllaba, dieselbe ausnahme anführen, nämlich, dass die mit *be ge ent er ver zer* zusammengesetzten den wortictus auf der folgenden silbe haben [1].

Der name des wortictus ist bei Clajus und Ritter, meist auch bei Schöpf *accentus*. die antike dreiteilung der tenores in *acutus, flexus* und *gravis* spielt bei Ritter gar keine, bei Clajus in der eigentlichen grammatik (im gegensatz zur verslehre) so gut wie keine rolle. nur einmal gebraucht er den ausdruck *βαρυτόνως* (18 vii), um auszudrücken, dass in einer reihe einsilbiger wörter diejenigen, auf denen kein nachdruck ruht, unbetont sind. dies und das gegenstück dazu, dass diejenigen einsilbler, die eine 'emphasis' haben, den accent erhalten, ist (im gegensatz zu Albertus und Schöpf) das einzige, was er in der prosodie von den einsilbigen wörtern berichtet. Ritter spricht von ihnen überhaupt nicht.

Albertus und Schöpf machen von der antiken dreiteilung der tenores reichlichen gebrauch. aber die bedeutung ist bei Albertus keine ganz feste, was anlass zu seltsamen verwirrungen gibt. *acutus* ist ihm einmal der name für den wortictus, vgl. die oben angeführten stellen 44 iv. v, ferner 44 iii : *Obserua tamen, si plura connectantur monosyllaba, quòd acutus praecipuè in illud rejiciatur, in quo emphasis maior continetur*, wo also der satzaccent einsilbiger wörter *acutus* genannt wird, und den schluss der verslehre 157 : *Sic autem scandi vel cani debent rhythmi, ut impar syllaba semper raptim legatur et sonus acutus paribus incumbat.* in diesem sinn bedeutet *acui* so viel wie *accentum habere* bei Clajus und Ritter.

Anderseits bedeutet aber *acuere* und *circumflectere* mit kurzem bezw. langem vocal sprechen. vgl. 43 iii : *Monosyllaba acutè efferuntur, quae positione longa sunt,* als der brunn *fons*, der sack *saccus*, der plitz *fulgur. Acuuntur etiam propter differentiam,* als die sach *res, hinc differt* die sag *fama*, ich mach *facio,*

[1] hier auch einen unterschied in der zählung : p. 10 exceptio i *Incipientia per be ... habent accentum in ultima* gegenüber p. 12 exceptio i *Composita per be ... habent accentum post illas particulas.*

ich mag uolo, possum. . . . Diphthongi et contractiones retardant et circumflectunt monosyllaba, als sein suum, denn pro denen his, aliud autem est denn vel dann quia vel quapropter, hoc enim acuitur. da *acutus* also bezeichnung einer quantität geworden ist, kann *acuere* in gegensatz gestellt werden zu wörtern, die von haus aus auf quantitätsverhältnisse wiesen. so heifst es p. 24 : *Simplex* (scil. *L*) *protrahitur, kal caluus, duplicatum acuitur, schell nola.* p. 25 : *S duplum fit, in medio sicut et in fine, tunc autem acutè effertur, daß quod, das hoc tractim vult pronunciari*[1]. und anderseits wird die bedeutung von *circumflexus* = lang bestätigt durch 41 VIII *Aspiratio h syllabam quodammodo extendit . . . . , ch . . . . non est aspiratio, sed χ graecum, quapropter non circumflectit syllabam*[2], wo also (*syllabam*) *extendere* und *circumflectere* in stilistischer abwechslung gebraucht werden.

Die doppelbedeutung von *acutus* gibt zu verwirrungen anlass. an der oben angeführten stelle 43 III heifst es in unmittelbarem anschluss an die regel über die acuierten monosyllaba *Reliqua vero monosyllaba gravitona sunt, quae nec acuuntur nec protrahuntur, per vnisonum enim pronunciata vocis depressionem vel elationem in vicina vocabula reijciunt.* auf gut deutsch heifst das : die einsilbigen wörter, die nicht wegen positionslänge oder differentiae causa einen kurzen vocal haben, sind unbetont. dieser widersinn ist nur dadurch erklärlich, dass wol *acutus* und *gravis*, hochton und tiefton, traditionelle gegensätze sind, hier aber *acutus* gar nicht den hochton, sondern die vocalkürze bezeichnet[3].

Nun kennt aber doch A. die antike lehre von der musikalischen natur der accente und sucht ihr mitunter gerecht zu werden. so sagt er von den sogenannten diphthongen, die aus

[1] es ligt an beiden stellen lässiger ausdruck vor. A. meint nicht, dass *L* oder *S protrahitur* und *acuitur*, sondern die silben, in denen *L* und *S* stehn.

[2] es ist eine nachlässigkeit von A., dass unter den beispielen *gleich* angeführt wird, wo ja doch nach der früher angeführten regel der diphthong 'circumflectiert'.

[3] die an dieser stelle herschende confusion bringt A. in widerspruch mit seinen eigenen regeln. er sagt weiter, dass in einer reihe von einsilblern der acut dasjenige wort trifft, *in quo emphasis maior continetur.* als beispiel führt er zwei sätze an, in denen man die worte *Leut, Künst; thun, nutz* acuieren solle. aber *Leut* muss doch wegen des diphthongs circumflectiert werden und *Künst, nutz* müssen schon wegen der position den acut haben.

gleichen vocalen bestehn (*a a* usw.) 29 I : *prior vocalis semper pronunciando intenditur seu acuitur, posterior vero grauatur et remittitur.* dadurch will er sich den weg bahnen, wörter mit diphthongen für circumflectiert zu erklären, was er denn auch an der schon citierten stelle 43 III tut, freilich ohne den satz auf die diphthonge, die aus gleichen elementen bestehn, zu beschränken. ferner gehört hierher die bemerkung über gewisse dissyllaba 44 IV : *diphthongi syllabae posterioris interdum ad se trahunt acutum*, als allein *solus, fit autem ex acuto et graui circumflexus.* das heifst : an sich sollte *allein* als zweisilbiges wort in der letzten silbe unbetont sein oder nach antiker terminologie den gravis haben. nun hat aber die endsilbe doch den ton, dh. den acut. so entsteht aus dem acut, den die silbe hat, und dem gravis, den sie haben sollte, der circumflex, da ja nach der lehre der alten der circumflex eine verbindung von acut und gravis ist. circumflectiert kann aber Albertus die silbe nennen, weil sie einen diphthong enthält, ein diphthong lang ist und circumflex, die lehre der alten in allen ehren, für Albertus ja doch nur die vocallänge bedeutet. die ganze absurdität der schlussfolgerung wird aufgedeckt, wenn man an stelle der antiken termini moderne setzt. der satz hiefse dann: aus ton und unbetontheit entsteht länge. ganz klar am tage ligt die absurdität in der bemerkung am schlusse von 44 III : *sunt nonnulla quae circumflectuntur et acuuntur, quia vtriusque pronunciationis causas, hoc est diphthongum et positionem habent*, als die mâdß *mensura, prius enim a uult protrahi*, *posterius vero acui*, *propter duplex ß.* wie stimmt das zu der lehre 29 I? wir sehen hier, was wir noch oft finden werden, dass die regel herrin geworden ist über den menschen, der sie aufstellt. die regel, dass doppelconsonanz den vorhergehnden vocal 'acuiert', ist eben ungenau. A. hat nicht erkannt, dass in *maaß ß* geschrieben wird, weil man im inlaut zwei *s* setzte, und dass diese zwei *s* des inlauts eine ganz andre function hatten als sonst; sie bezeichneten nicht die quantität des vocals, sondern die qualität des consonanten.

Auch Schöpf verwendet acut und circumflex als namen für die vocalquantitäten. vgl. p. 20 : 1. *dictiones Monosyllabicae desinentes in duplicem consonantem vt plurimum acute producuntur*; *vt* daß, Satz, Stall. 2. *desinentes verò in simplicem conso-*

nantem grauitonė corripiuntur, vt das, was, er, mit etc. exceptis ijs, quae habent literam h post vocalem vt sehr, mehr, fehl, ehl, quae circumflexė producenda sunt. eigen ist ihm aber die unterscheidung von acuiertem und circumflectiertem *ei*, von denen jenes gleich mhd. *î*, dieses gleich mhd. *ei* ist. vgl. p. 13: *hic tamen obseruandum hanc diphthongum ei vel ey saepissime positam reperiri pro diph. ai vel ay .. et tunc naturam quoque eiusdem induit, vt in verbo heylen, sanare, vbi ey pronuntiandum circumflexė ac si esset ay, nam si clare id est accentu acuto pronuntiāris, nil decens sonaueris. praeterea in quibusdam verbis et nominibus diphthongus ei et acute et circumflexe pronuntiari potest, et duplicem idem vocabulum habebit significationem, vt in verbo schweigen, vbi si diphthongum ei pronunciabis per accentum acutum, verbum illud significabit (tacēre), si vero per accentum circumflexum significabit, placare plorantem.* und p. 21 .. *diphthongo ei, quae acutė producitur ut reiffen, beiffen etc., nisi loco ai posita sit, quia tunc circumflexė producitur, vt in heylen, theilen etc.*

Ebenso verwendet Clajus in dem abschnitt *de ratione carminum nova* die namen der tenores zur bezeichnung der vocalquantitäten: 174 III, IV. 175 VI. 176 XIV, XV, am deutlichsten 175 X: *pronomina et articuli discernuntur accentibus, in quibus enim est circumflexus, producuntur, in quibus uerò acutus, corripiuntur, vt Der demonstratiuum circumflectitur et producitur. Der articulus acuitur et corripitur jr, wir, mir, circumflectuntur, dich, sich, mich acuuntur.*

Die silbenquantität spielt bekanntlich in den metrischen reformversuchen des Albertus und Clajus eine grofse rolle; in der eigentlichen grammatik hat sie aber noch nicht verwirrend gewürkt. höchstens käme in betracht Albertus 45 VII *hae syllabicę adiectiones vbique breues sunt, et grauiter efferri volunt, als be, da, dar, en* usw., doch werden auch hier *brevis* und *graviter efferri* nicht geradezu als synonyma gebraucht.

Dagegen ist die verwirrung ganz deutlich bei Schöpf. *est enim Accentus*, sagt er p. 20, *legitima pronuntiandi ratio, qua aliam syllabam longam, aliam breuem, aliam communem dicimus: et Accentus triplex est, Acutus, grauis et circumflexus.* schon hier ligt eine confusion vor. im ersten teil des satzes gebraucht Sch. das wort in dem weitern sinn, wonach auch die lehre

von der quantität zur accentlehre gehört, im zweiten teil steht *accentus* in dem engern sinn von *tonus* oder *tenor*. verwirrung ist ferner wahrscheinlich in den oben angeführten regeln über die monosyllaba. *acute produci* heifst offenbar einen vollen ton und kürze des vocals, *circumflexe produci* einen vollen ton und länge des vocals haben, *grauitone corripi* ist tautologisch gesprochen. und während von den zwei- und dreisilbigen wörtern gesagt wird, dass sie auf der vorletzten, bez. drittletzten silbe *accentum habent*, heifst es p. 22 von den viersilbigen simplicia, dass sie *primam producunt*. *accentum habere* und *produci* sind also für Schöpf gleichbedeutend. dies lehrt auch die bemerkung am schluss der accentlehre (p. 22), *quòd in carminum scansione per systolen et diastolen syllabae naturâ longae contra praedictas regulas enunciationis quandoque deprimantur et è contra breues attollantur.*

Verwirrung von quantität und wortton zeigt sich auch in den dürftigen bemerkungen Ölingers; vgl. die bekannte stelle ed. Scheel 125 : *saepe syllabae in rhythmis corripiuntur, quae in prosa oratione producuntur, et è contra* [1].

Von zwei icten in einem worte weifs nur Schöpf etwas p. 22 : *quatrisyllaba composita habent accentum, ac si essent simplicia, vt in* w i d e r s e t z e n *quod est verbum compositum ex praepositione* w i d e r *et verbo* s e t z e n; *quae cum ambo dissyllaba sint, primam producunt.*

Mit den eben besprochenen grammatikern stimmt auch der nach der Opitzischen reform schreibende G u e i n t z darin überein, dass er den sitz des wortictus nach der ordnungszahl der silben bestimmt und dabei teils vom anfang, teils vom ende an zählt. vgl. Deutscher Sprachlehre Entwurf (1641), s. 21 ff, 3 capitel 'Von der Wortsprechung.' der name des wortictus ist 'thon'. verwirrung von accent und quantität bezeugt die mitten unter regeln über den satz des 'thons' stehende dritte regel: 'Ein iegliicher selblautender, so vor zweyen ohne mittel nachfolgenden mitlautenden stehet, wird von natur lang ausgesprochen, als: ist, isset, essen, busse, Angesicht, Ostern, erstlich, messen, aller,

[1] verwirrung von vocal- und silbenquantität bei Ölinger 20 : *Omnes vocales duplicantur praeter i . . . ad producendam syllabam, ueluti* d e r a a l . . . *Sic et omnes consonantes geminantur ad corripiendam syllabam, praeter b . . . vt* h o f f e n. vgl. auch s. 18 über dehnungs-*h*.

grösser.' wie man sofort sieht, ist hier obendrein confusion von vocal- und silbenquantität vorhanden.

III

Für die weitere entwicklung der begriffe war die Opitzische verstheorie von grofser wichtigkeit. 'Nachmals ist auch ein jeder verß entweder ein iambicus oder trochaicus; nicht zwar das wir auff art der griechen vnnd lateiner eine gewisse grösse der sylben können inn acht nemen; sondern das wir aus den accenten vnnd dem thone erkennen, welche sylbe hoch vnnd welche niedrig gesetzt werden soll.' mit diesen worten spricht Opitz dem deutschen würkliche jamben und trochäen ab und gesteht ihm nur ein analogon dieser verse zu. die spätere theorie fühlte sich gereizt, die ehre der deutschen sprache zu retten und zu zeigen, dass das deutsche ebenso wie die antiken sprachen klar gegen einander abgegrenzte silbenquantitäten besitze. aber auch in andern, für die praxis wichtigeren puncten war die Opitzische theorie einer weiterbildung bedürftig. wenn man sich an den strengen wortlaut der regeln Opitzens band, so wären von den mehrsilbigen wörtern nur die zweisilbigen und dreisilbige von der gestalt × ×́ × in jambischen und trochäischen versen verwendbar gewesen. denn da für Opitz der begriff des nebentons nicht besteht, so erklärt er *obsiegen* für ein daktylisches wort und hätte ohne zweifel von *heiligkeit* oder gar von *heilige* dasselbe behauptet. in seiner eigenen praxis hat freilich Opitz solche 'daktylische' wörter keineswegs vermieden; für die theorie jedoch war seine bemerkung, dass der daktylus 'gleichwol auch kan geduldet werden, wenn er mit vnterscheide gesatzt wird,' nicht ausreichend. endlich machte sich auch das bedürfnis nach genaueren bestimmungen über den gebrauch der einsilbigen wörter geltend.

Derjenige mann, der zuerst nach Opitzens auftreten ein umfassendes gebäude der deutschen prosodie aufgeführt hat, war Johann Peter Titz in seinen Zwey Büchern von der Kunst Hochdeutsche Verse und Lieder zu machen (1642) I buch 1 capitel. und man muss sagen, dass er für seine zeit die aufgabe in ganz vortrefflicher weise gelöst hat. es hat lange gedauert, ehe seine leistung überboten wurde. aber leider war er nicht grammatiker, sondern poetiker; es kam ihm in letzter linie nicht darauf an, sprachliche gesetze aufzustellen, sondern zu zeigen, wie die

deutschen wörter dem versschema anzupassen seien, und das verhinderte ihn, seine fruchtbaren gedanken zu ende zu denken.

Es gibt auch im deutschen lange und kurze silben, das ist die these, die Titz vertritt, und dass dem so ist, dass wir verschiedene silbenquantitäten haben, das lehrt jeden sein gehör, ebenso wie die Griechen und Römer die quantität ihrer silben direct durch das ohr, nicht mit hilfe abstracter regeln erkannten.

Aber Opitzens tonprincip bleibt doch in seinem recht. an sich, ihrem wesen nach, sind quantität und ton verschieden, wie Titz im anschluss an Scaliger ausführt [1], allein im deutschen sind beide eigenschaften der silben innig mit einander verbunden. während nämlich in den antiken sprachen nur der circumflex an eine bestimmte quantität der silbe gebunden ist, acut und gravis dagegen sowol auf langen wie auf kurzen silben stehn können, trifft im deutschen der acut nur lange, der gravis nur kurze silben. da es mit dem circumflex im deutschen ebenso steht wie in den antiken sprachen, daher circumflex wie acut an die länge der von ihnen getroffenen silben gebunden sind, so fasst Titz für gewisse zwecke beide zusammen unter dem namen des hohen oder erhabenen tons und nennt silben, die den acut oder den circumflex haben, hohe oder erhabene. es ergibt sich die weitere folgerung, dass man im deutschen die quantität der silben nicht nur direct 'auß ihrer langsamen und geschwinden Außsprechung', sondern auch durch beobachtung des tons feststellen kann, da alle mit einem hohen ton ausgesprochenen silben lang, alle mit einem tiefen ton gesprochenen kurz sind.

Ton und quantität bestimmen also einander eindeutig. man sollte mithin glauben, dass in praktischer hinsicht kein sonderlicher fortschritt über Opitz hinaus erzielt ist. allein Titz bemerkt weiter, es treffe sich oft, 'daß in den Drey- vnd mehrsylbigen Worten zwar mehr als eine Sylbe lang ist, vnd doch vnter dem außreden der hohe vnd lange Accent gemeiniglich nur

[1] § 3: 'In dem Laut oder Accent fällt zweyerley vor ... nehmlich desselben Qualitas vnd Quantitas. Derer jene im Tono, diese aber im Tempore, darinnen eine iedwedere Sylbe außgesprochen wird, bestehet.' folgt ein citat aus Scaligers Poetik l. I cap. 2. wie man sieht, ist hier accent in einem weitern sinne gebraucht als ton. allein später gebraucht Titz 'accent' oft in der bedeutung von 'ton'.

auff einer recht starck kan gehöret werden.' wir wollen hier einen augenblick innehalten und fragen: wie steht es denn nun mit dem verhältnis von ton und quantität, was für einen ton hat denn nun eine lange silbe, auf welcher 'der hohe vnd lange Accent' nicht stark gehört wird? hat sie den gravis? aber früher wurde doch gelehrt, dass der gravis nur auf kurzen silben stehn könne. Titz würde ohne zweifel antworten: 'deshalb hab ich ja gesagt, dass der hohe accent nur auf einer silbe recht stark gehört wird. auch die andern langen silben des vielsilbigen worts haben einen hohen ton, nur ist er nicht so stark.' allein die antike theorie kennt nur acut, circumflex, gravis, sie weifs nichts von mehr oder minder starken tönen. hier ist also nicht mehr mit der antiken terminologie auszukommen, hier drängt alles zur einführung eines neuen, den deutschen verhältnissen angemessenen kunstworts. uns kann dieses kunstwort nicht zweifelhaft sein, es heifst nebenton. aber Titz hat sich hier zum ersten mal die gelegenheit entgehn lassen, die deutsche prosodie mit diesem terminus zu bereichern. wir werden bald sehen, dass er noch anderwärts anlass zur aufstellung des kunstausdrucks nebenton gehabt hätte.

Titz begnügt sich nicht damit, das ohr zum richter über länge und kürze der silben zu machen, er stellt auch regeln auf. die übersichtlichkeit seiner darstellung wird dadurch sehr gefördert, dass er die antiken ausdrücke *naturâ* und *positione* einführt mit eigentümlicher wertung. 'Durch die Position wird hier verstanden, wenn eine Sylbe, irgend eines zufalls halben, der sich bey der setzung der Sylbe zuträget, ihre Quantität bekommt. In *praeustus* wird die erste, wiewol sie von natur lang ist, Positione kurtz, weil der Diphthongus vor einem Vocal gesetzt ist. Hingegen ist zwar in *Gens* das *e* von natur kurtz...; doch aber wird die Sylbe lang, wegen der auff den Vocalem folgenden zweenen Consonanten, welches sonst in sonderheit eine Position genennet wird.' die anwendung des terminus position im deutschen läuft im wesentlichen darauf hinaus, dass darunter die stellung einer silbe zu andern benachbarten verstanden wird.

Zum zweck der quantitätsbestimmung wird ein ganz neuer gesichtspunct aufgestellt, der grammatische wert der betreffenden silben. ich werde dieses princip der quantitätsbestimmung das

etymologische nennen [1]. ein jahr vor Titzens poetik war Schottels Sprachkunst erschienen, in der zum ersten mal in energischer weise die zergliederung der deutschen sprache nach den kategorieen wurzel, ableitungs- und flexionssuffix durchgeführt ist. Titz macht sich die neue errungenschaft zu nutze. er teilt die silben der deutschen wörter in hauptsilben und zugesetzte. 'Durch die Hauptsylben verstehen wir hier in einem ieglichen Worte, das nicht auß zweyen oder mehr andern vollkommenen worten zusammengesetzt ist, die vornemste Sylbe, die gleichsam die form vnd wurtzel ist, darinnen sich die krafft vnd bedeutung des wortes gründet. Darumb solche Sylben auch wol Radicales vnd Wesentliche mögen genennet werden. Zugesetzte oder Zufällige sind, die der Hauptsylbe entweder von vorn, als Augmenta vnd andere dergleichen Vorsetzsylben, die vor sich allein kein verständliches wort machen können; oder von hinten, als Endungen, zugegeben werden.'

Es gilt nun die einfache regel : alle hauptsilben sind von natur lang, alle zugesetzten von natur kurz. daraus folgt ohne weiteres, dass alle einsilbigen wörter von natur lang sind und dass in zusammensetzungen naturâ alle silben die quantität haben, die sie in den einzelnen bestandteilen hätten.

Aber die natürlichen quantitäten werden in bestimmten fällen durch die position verändert. das betrifft einmal die einsilbigen wörter, die im satzzusammenhang auch kurz werden können. zum teil hängt ihre quantität von ihrer bedeutsamkeit ab : 'Jedoch spühren wir, daß man die so etwas wichtiges bedeuten, vnd eine grössere emphasim oder nachdruck haben, lang vnd hoch, die andern aber, so von geringerer Würde vnd an-

[1] es braucht wol kaum gesagt zu werden, dass das princip der ordnungszahl und das etymologische princip nicht immer scharf abgegrenzt werden können. wenn die ältesten grammatiker von den vorsilben *be*, *ge* usw. sprechen, so bringen sie ein etymologisches element in ihre nach dem princip der ordnungszahl angeordnete accentlehre. und sie konnten nicht anders. umgekehrt muss auch öfters bei der anwendung des etymologischen princips mit der stellung der silbe gerechnet werden, allerdings nicht mit der entfernung vom wortanfang oder wortende, aber mit dem abstand von der wurzelsilbe. allein eine ganz unnötige concession an das ältere princip ist Titzens gelegentliche bemerkung, dass der hohe ton 'bey uns bißweilen auch auff der vierdten Sylbe vom ende kan gefunden werden, als in *peinigeten*.'

sehen sind, kurtz vnd niedrig außspricht.' zum teil kommt die umgebung in betracht. 'Wenn aber ein solches wort, das sich von einer kurtzen Sylbe anfänget, drauff folget, so kan auch wol ein Artickel lang stehen, als der verstand, die gefahr, das verderben.' ferner verändert sich durch die position die quantität zweiter compositionsteile in zweisilbigen zusammensetzungen wie zb. *Ablaß*, *beystand*. hier wird die zweite von natur lange silbe kurz. anderseits werden von natur kurze silben lang oder doch von den poeten lang gebraucht, so die letzte silbe in 'daktylischen' wörtern wie *fröliche*, *heiligen* usw.

Man wird aus dieser darstellung bemerkt haben, dass Titz als der erste das princip der wurzelbetonung ausgesprochen hat. allerdings nicht in der uns geläufigen formulierung, doch ergibt sich das princip aus seinen voraussetzungen mit notwendigkeit. denn da, wie er ausdrücklich bemerkt, jedes nicht zusammengesetzte wort nur eine hauptsilbe hat, jede hauptsilbe von natur lang ist, eine lange silbe nur den hohen ton haben und der hohe ton nur eine lange silbe treffen kann, so folgt daraus, dass in jedem wort die haupt- oder wurzelsilbe und nur sie den hohen ton hat. man würde Titz ganz gewis mit dem satz, dass die wurzel den hochton trägt, nichts neues gesagt haben. er sprach aber lieber von der quantität, da sich mit diesem begriff in der metrik leichter operieren liefs.

Diese bevorzugung der auf die quantität bezüglichen termini verhinderte nun aber Titz, die lehre vom nebenton zu entwickeln. wir haben schon oben gesehen, wie nahe es lag, für den minder starken hohen ton einen namen einzuführen. noch andere richtige beobachtungen hätten Titz dazu veranlassen können. von wörtern wie *ablassen*, 'in denen nicht allein zwo Hauptsylben beysammen stehen, sondern auch noch eine Endung drauff folget', bemerkt Titz: 'In diesen vnd andern solchen Worten sprechen wir zwar die erste Sylbe hoch vnd die letzte kurtz auß; die mittelste aber wird, wenn wir genawe achtung drauff geben, weder recht hoch, noch recht niedrig, weder recht lang, noch recht kurtz, sondern gleichsam in einem mittellaut vnd fast durch anderthalb zeiten außgesprochen.' gleichsam in einem mittellaut! da hätten wir beinahe den terminus, den wir brauchen. aber Titz verfolgt den gedanken nicht weiter, denn er ist metriker, nicht grammatiker, und ihn interessiert nur, wie man solche wörter wie *ablassen*,

die dem jambischen und trochäischen schema widerstreben, nun doch in den vers zwingen kann. auch die beobachtung, dass in wörtern wie *ewigkeit*, *schäfferinn*, *finsternuß*, *linderung* 'die letzte Endungssylbe einen ziemlich starcken Laut hat', veranlasst ihn nicht zur bildung eines kunstworts, obwol er an anderer stelle bezüglich des versausgangs unterscheidet zwischen wörtern wie *himmlische*, die nicht zu dulden, und wörtern wie *schäfferinn*, die zulässig seien, weil in ihnen die endung 'ziemlich starck vnd lang ausgesprochen wird'. reime wie *Ehstand : wehstand* verbietet Titz, weil in den weiblichen reimen die letzte silbe weich und schwach sein soll, weshalb sie 'niemals eine Hauptsylbe, sondern nur allezeit eine Zugesetzte sein muss'. also ist die zweite silbe von *Ehstand*, *wehstand* nicht weich und schwach, obwol sie nach Titzens eigner regel positione kurz ist, also können die regeln über länge und kürze nicht ausreichen, um die beschaffenheit der silben zu bestimmen. alles hätte sich einfacher gestaltet, wenn der begriff des nebentons eingeführt worden wäre [1].

Ich habe schon angedeutet, dass Titz die ausdrücke acut und circumflex verwendet, wenn er sich auch gestattet beide töne unter dem namen des hohen oder erhabenen zusammenzufassen. was er unter acut und circumflex versteht, sagt er mit hinlänglicher deutlichkeit: 'Darinn aber sind sie vnterschieden, daß der Circumflexus nur auff solchen Sylben, die nicht allein, was die gantze Sylbe betrifft, lang sind, sondern auch einen von natur langen Vocalem haben, der Acutus aber alsdann, wenn zwar die gantze Sylbe lang, der Vocalis aber kurtz außgesprochen wird, statt haben kan. So hat die erste Sylbe in *Schâffen* (ovibus), *Seêle*, *Rôsen*, *grôssen* (magni), *Zîeren*, *Schûle* einen Circumflexum; aber in *Schaffen* (procurare), *Helle*, *Rossen*, *Irren*, *Schulden*, einen Acutum, weil wir hier den Vocalem nur einfach vnd kurtz außsprechen.' demgemäfs bedient sich auch Titz im reimwörterbuch der accentzeichen zur darstellung der vocalquantitäten.

[1] allerdings hätte Titz die verhältnisse beim weiblichen reim auch in anderer weise, mit hilfe seiner sonstigen termini, klarlegen können. er hätte nur die regel über die positionskürzen anders formulieren müssen, nämlich so: in zweisilbigen zusammensetzungen ist die letzte silbe von natur lang; sie wird positione kurz, wenn eine lange silbe auf sie folgt. daraus hätte sich ohne weiteres ergeben, dass *Ehstand* im versinnern als trochäus, im versausgang als spondäus zu messen ist, daher wörtern wie *Tage*, die unter allen umständen trochäen sind, nicht gleichgestellt werden darf.

Dass Titz noch an etwas anderes gedacht habe, als an die quantität der vocale, dass er würklich verschiedene silbenaccente wahrnahm, daran ist nicht zu denken. sagt er doch : 'vnd kommet also bey vns der Acutus hierinn überein mit dem Circumflexo der gleichfalls allezeit auff solche Sylben, die man lang vnd hoch fürbringt, geleget wird.' also auch die circumflectierte silbe ist hoch, nicht hoch und tief, wie dies in den antiken sprachen der fall gewesen sein soll. dass die gegensätze kurzer—langer vocal, acut—circumflex im grunde genau dasselbe besagen, wird nur dadurch verschleiert, dass kürze und länge dem vocal, acut und circumflex der silbe zugeschrieben werden. es sieht so aus, als ob der acut eine function (im mathematischen sinne) der vocalkürze wäre, aber in wahrheit sind beide nur dem namen nach verschieden. erst im 18 jh. hat man versucht, eine charakteristik der verschiedenen accentbewegungen innerhalb der silbe zu geben.

Fassen wir zusammen. lang nennt Titz die hebungsfähigen, di. im wesentlichen die haupt- und nebentonigen silben. unter dem hohen ton versteht er den hauptton, zur bildung eines begriffs 'nebenton' finden sich nur ansätze. acut und circumflex sind namen für die vocalquantitäten in 'langen' silben. die quantität der silben wird nach ihrem grammatischen wert, nach dem etymologischen princip bestimmt.

Man erkennt leicht, dass das system von Titz auseinandersetzungen über den worticlus, den 'hohen ton', für den metriker eigentlich überflüssig machte. konnte dieser nur angeben, welche silben 'lang' seien, so hatte er für seine zwecke genug getan. solange die prosodie vorwiegend in den dienst der metrik gestellt wurde, lag die gefahr nahe, dass der wortictus gar nicht mehr untersucht wurde.

Diese erscheinung finden wir schon bei Schottelius[1]. allerdings sagt er, dass die verskunst sich auf die wortzeit und den wortklang gründe; aber der wortklang oder 'tohn' ist für ihn nichts als der allgemeine akustische charakter des wortes. vgl. Sprachkunst (1641) s. 148 f = Ausf. Arbeit s. 112, 18 und Teutsche Vers- oder Reim Kunst s. 51 anm. Ausf. Arbeit 832 anm. 'Der

[1] Teutsche Verſ- oder Reim Kunst, Wolfenbüttel 1645, Ausführliche Arbeit Von der Teutschen Haubt Sprache 799 ff. vgl. auch Der Fruchtbringenden Gesellschaft ältester Ertzschrein, hg. von GKrause, s. 282 ff.

Klang in einem jeden Teutschen Worte, oder der Wortklang ist entweder scharff oder gelinde, oder ein Mittelklang. Der scharffe Wortklang ist, wann das Wort gleichsam mit einem brechenden Tohne, und härtlichem scharffen Schalle uns zu Ohren gehet, als *brausen*, *knallen*, *donneren*, *blitzen*, *prasselen*, *schrund*, *schlund*, *knirschen*, *zerschmetteren*, *reusperen*. Der gelinde Wortklang ist, wenn das Wort sanfftiglich wird aufsgesprochen und mit einem fliessenden, stillen Geläute uns zu Ohren kommet, als wenn man sagt : *Gesäusel*, *Wässerlein*, *holdseliges Fräulein*, *süsses Liebesspiel* : *allerschöneste Gebieterin*, *güte*, *sanfft*. Der Mittelklang ist, wenn in einem Worte die erforderte Schärffe oder merkliche Gelindigkeit nicht wird erspüret .... als wenn man spricht : *Der Himmel*, *die Welt*, *Krieg und Friede*, *Mann*, *Pferd* etc.'[1].

Was wir unter accent verstehn, ist restlos in der quantitätslehre aufgegangen. auf die einzelheiten der schlecht disponierten, weit hinter der Titzischen zurückstehnden Schottelschen prosodie einzugehn, verlohnt sich nicht. ich hebe nur folgende puncte hervor : Schottelius unterscheidet drei arten der 'wortzeit', die längere, die kürzere und die mittlere. die definition der quantität und ihrer unterabteilungen geht zwar von der sprachlichen beschaffenheit der silben aus, aber in wahrheit handelt es sich für Schottelius nur um ihre metrische verwendbarkeit. deshalb verliert er kein wort über die sprachliche qualität dreisilbiger wörter der gestalt $\acute{\times}\grave{\times}\times$, sondern gibt einfach an, wie sie zu messen seien. das princip, nach dem die quantitäten bestimmt werden, ist wie bei Titz das etymologische. aber einmal drängt sich ein ganz fremdes element ein : 'Der Langlaut ist und bleibt,

[1] Ausf. Arbeit s. 1465 wird *Wortklang* übersetzt *Ipse sonus seu qualitas verbi, quae auditur in eloquendo.* — die unterscheidung von wortzeit und wortklang geht auf Scaligers Poetik zurück, wo *quantitas* und *qualitas* unterschieden werden. IV cap. 47 bespricht Scaliger zweierlei *qualitas*. die eine besteht in der bei den alten üblichen accentuation, vgl. oben s. 230[1] diese accentuation ist aber jetzt abgekommen. *Cum igitur huiusmodi qualitas iam usu abolita sit; ad aliam, quae luculentissimam constituit speciem orationis transeundum est.* diese andere qualitas besteht nun in der malenden natur der laute. *Igitur vocales grandisonae sunt A et O. Obscurum V, obscurius Y. Exile I* usw. Schottels 'wortklang' entspricht dieser *alia qualitas*. das hindert ihn aber nicht Ausf. Arb. 112, 20 den ausspruch Scaligers Poet. I cap. 2 zu citieren : *Est in eo sita qualitas, quod acutum et grauem sonum appellamus.* dieselbe stelle bezieht Titz auf das, was er ton nennt. vgl. oben s. 247[1].

in Teutscher Sprache allemahl lang : Der Langlaut aber ist, wan der Laut in einer Länge mit ausgedehnter Stimme, und gleichsam mit einem Verzuge wird ausgesprochen, und geschiehet mit Verdoppelung dieser Selblautenden *aa, ee, oo,* als : *Bēēr*, *Schāāf*, *Mēēr*, etc.' (Ausf. Arbeit s. 822 f sechster lehrsatz = Verskunst s. 37 f.) hier wird also die quantität der silbe nach ihrem lautgehalt bestimmt. dies hängt damit zusammen, dass Schottelius mit der frage nach der quantität der einsilbigen wörter nicht zurecht gekommen ist.

Titz trennt accent und quantität als verschiedene eigenschaften der silbe, constatiert aber für das deutsche, dass sie anders als in den antiken sprachen in einem innigen verhältnis stehn, und operiert lieber mit der quantität als mit dem accent, weil dies für seine metrischen zwecke bequemer ist. Schottelius spricht gar nicht mehr vom accent. eine zahlreiche gruppe von theoretikern, die ich der kürze halber confusionsprosodiker nenne, redet bald vom accent, bald von der quantität; für sie sind beide begriffe praktisch identisch, bei einigen fehlt sogar jede spur einer theoretischen trennung : die namen werden synonyme.

Ich nenne als ersten vertreter den confusionsprosodiker Zesen. in den beiden ersten ausgaben des Helikon (1640. 1641) ist er nicht weit über Opitz hinausgekommen. wenn er schreibt (s. 10 der 2. ausgabe) : '. . . welche alle aus dem toone zu erkennen, ob eine sylbe lang oder kurtz soll gesetzt werden', so ist zwar statt Opitzens 'hoch und niedrig' 'lang oder kurtz' eingetreten, aber diese ausdrücke haben hier rein metrische bedeutung = hebung und senkung. gleich darauf spricht Zesen von den einsilbigen wörtern. diese könnten im allgemeinen nach belieben lang oder kurz gebraucht werden, 'ausgenommen dieselben, welche vor dem endbuchstaben einen doppellautenden haben, als *viel*, *leer*, *haar*, *schön* und andere mehr. Solche wörter werden gleichsam als mit einem circumflex ausgeredet, darumb sie von Natur lang seyn, und nicht wohl kurtz gesetzt werden können'. hier ist also noch vor Schottelius das princip des lautgehalts eingedrungen. ferner ist zu beachten, dass hier 'lang' nicht mehr blofs als metrischer begriff steht; wörter wie *heer* können nicht nur nicht kurz gesetzt werden, sie sind von natur lang.

In der dritten auflage des Helikon gibt Zesen sehr ausführliche regeln. dabei wendet er bald ausdrücke der accentlehre

(Zesen übersetzt accent mit *wort-fal*, einmal auch *sprach-fal*), bald ausdrücke der quantitätslehre an. wenn er schreibt (D 6) 'die darinnen nach-läßige beobachtung des wort-falles und der wort-zeit' oder (E 4ᵃ) 'seinen toon und lange wort-zeit', so kann man hier eine häufung synonymer ausdrücke annehmen, analog der zusammenstellung (D 8ᵃ) 'toon und wort-fal' oder (K 3ᵇ) 'des toones und wort-falles'. deutlicher ist eine stelle wie die folgende (D 8ᵇ, es handelt sich um wörter wie *itzund*, *alzeit*) : 'Diese werden sonst ins gemein mit dem t o o n auf dem ehrsten wort-gliede aus-gesprochen, aber doch auch bisweilen, gleichsam mit einem schrei und verwunderung, zu ende l a n g a u s g e d ö n e t, also, daß sie beides for fallende und steigende tritte bestehen können.' diese wörter bilden eine ausnahme von der regel, dass alle zweisilbigen composita 'den toon und wort-fal auf das ehrste wort-glied' werfen. auf seite E 1ᵃ werden weitere ausnahmen besprochen. eine gruppe bilden wörter wie *herbei* oder *bisher*. 'Diese endigen sich allezeit l a n g.' die letzte gruppe bilden 'alle diejenigen, die so wohl in ungebund- als gebundener rede, mit einem auf-schreien und verwunderung am ende i n d i e h ö h e g e z o g e n werden.' directe gleichsetzung von accent und länge scheint s. K 5ᵃ vorzuliegen : 'Wan ein wort-glied in gemeiner aus-rede erhoben d. i. lang aus-gesprochen wird.'

An andern stellen spricht aber Zesen wider so, dass er 'toon' im sinne von Titzens ton, der recht stark gehört wird, gebraucht, und scheint auch eine abstufung der längen (zu der sich ja schon bei Titz ansätze finden) machen zu wollen. so sagt er E 2ᵇ von dem letzten 'wort-glied' von wörtern wie *arbeit* : 'Lang ist es zwar wohl von natur, aber der toon, so im aus-sprechen mehr auf das ehrste, weil es das längste ist, fallen wil, als auf das letzte, macht sie zweifelhaftig.' über reime, die aus zwei wörtern bestehn (*meid' ich : scheid' ich*), bemerkt er K 3ᵇ : 'Für allen dingen aber mus wohl beobachtet werden, daß das erste wort länger, als das andere sei, und des toones und wort-falles sich allein bemächtige.' er führt auch die ausdrücke *reim-fal* = *accentus metricus* und *singe-fal und stim-toon* = *accentus melicus* ein (K 5ᵇ), kurzum, er hatte kunstausdrücke genug zur verfügung, nahm sich aber nicht die mühe, eine terminologie streng durchzuführen.

Die regeln über die quantität sind nicht sehr übersichtlich.

das etymologische princip findet keine anwendung. die mehrsilbigen, nicht zusammengesetzten wörter 'haben und behalten allezeit das ehrste (scil. wort-glied) lang, und das andre, samt allen, die ihn folgen, kurtz' (E 1[b]). also princip der ordnungszahl, aber nicht nach lateinischer weise.

Das princip des lautgehalts ist im ersten lehrsatz von den einsilbigen wörtern (D 3[b]) aus den frühern auflagen herübergenommen. aber die begründung ist jetzt eine andre: 'Die zwei-fach-langen bleiben allezeit lang, weil der tohn, wan noch andre eingliedrige darbei stehen, mehr auf sie fället, und die andere gleichsam als kurtze aus-gesprochen werden.'

Die regel passt übrigens gar nicht zu der meinung, die Zesen jetzt von den einsilbigen hatte, denn er hielt sie jetzt alle mit ganz wenigen ausnahmen für lang (vgl. D 7[b]). daher folgt ein zweiter lehrsatz, der die sonderstellung der zweifach-langen wider aufhebt. nämlich auch die aus zweisilbigen zusammengezogenen einsilbigen, sowie diejenigen 'so lange lauter und zwelauter (di. diphthonge) haben' 'seind und bleiben alzeit lang.' unter den beispielen finden sich sowol wörter mit langem vocal, wie *zier*, *viel*, als solche mit kurzem vocal, wie *schrift*, *burg*, *zunft*.

Zesen nennt nämlich jetzt alle vocale in 'langen' silben lang, die vocale der 'kurzen' silben kurz und unterscheidet innerhalb der langen vocale zweifach-lange, dh. nach unserer terminologie lange, und einfach-lange, dh. nach unserer terminologie kurze [1]. scheinbar hat jetzt das princip des lautgehalts einen erweiterten machtbereich. aber es ist nur schein. denn nicht der lautgehalt bestimmt in wahrheit die silbenquantität, sondern umgekehrt die 'länge' und 'kürze' des vocals werden durch die silbenquantität determiniert. aber allerdings hätte sich ein eigenartiges system der bestimmung der silbenquantität durch die vocalqualität entwickeln lassen, da Zesen lehrt, dass nur gewisse

[1] vgl. J v[b]: 'Woraus man klährlich sihet, daß dreierlei lauter in unserer sprache sich befinden, als ein zwei-fach-langer, in *pflug*, *heer*, *sehr*, u. d. g. Ein einfach-langer, in *Her*, *Zug*; und ein kurtzer in allen wort-gliedern, so dem reim-lauter folgen, als in *ewigen* | – ⏑ ⏑ | *sterben* | – ⏑ | u. a. m.' *Her* ist *Herr*, *Zug* sprach Z. kurz, vgl. das reimregister. auf confusion beruht es, wenn Zesen D 5[a] zweifach-lang im sinne von diphthongisch braucht.

vocale 'kurz' vorkommen. klarer als im Helikon hat er dies im Rosenmând (1651) auseinandergesetzt.

Im Rosenmând s. 134 ff erscheinen statt der ausdrücke einfach-lang und zweifach-lang die bezeichnungen 'scharf-lang' und 'töhnend-lang'. Zesen setzt hier ein orthographisches system auseinander, auf das er übrigens schon einige jahre früher verfallen war, wonach der scharf-lange vocal mit einem acut, der töhnend-lange mit einem circumflex bezeichnet und alle consonantverdopplungen und dehnungszeichen beseitigt werden sollten. zb. *hánden*, *hálen*, *bâd*, *báder*. beide 'überstrichlein' deuten zugleich den 'wort-fal' an. 'kurze' vocale bleiben unbezeichnet. nur *e* und *i* kommen auch kurz vor, alle andern vocale sind nur lang. *und* und *das* (als artikel)[1] bilden ausnahmen, aber es 'kan eine einige schwalbe keinen frühling machen und ein einiges wörtlein den lehrsatz nicht brechen'[2].

Vollständig ist die verwirrung von accent und quantität in Christian Pudors büchlein Der Teutschen Sprache Grundrichtigkeit und Zierlichkeit (Cölln an der Spree 1672). s. 17 f schreibt er: 'Dabey der Accent oder (!) die Wortzeit in acht zu nehmen.' es folgen accentregeln. s. 107 f: 'Wer einen rechten Teutschen Vers machen wil, muß für allen Dingen wissen I. Die Wortzeit eines jeden Worts (Accentum) das ist, welche Sylbe in einem jeden Worte lang, oder kurtz, oder lang und kurtz zugleich sey.' weiter heifst es s. 108: 'Sind also 1. Lang alle Sylben, die im Außsprechen eine längere Zeit als die Vor- und Nachgesetzte, erfordern. Egr. *erlósen*, *betrúben*, *vermeíden*, *blásen*, *schlágen*, *kónnen*. 2. Kurtz alle Sylben, so in geschwinder Eyl im Außreden von der Zunge fliessen. Egr. *Geschréy*, *Verstánd*, *Begíer*, *Kúnstliche*.' wie man sieht, sind statt der längezeichen accente gesetzt. dasselbe geschieht auch an andern stellen.

Die eben citierten quantitätsregeln stehn im abschnitt von der 'versmachung'. die früher erwähnten accentregeln auf s. 18 bilden

[1] Zesen schreibt dieses wort *dàs*, dagegen das 'weisewörtlein' *dás*.

[2] wir sehen, dass Zesens orthographischem system das prosodische von Titz zu grunde ligt. nur definiert er anders: bei Titz sind acut und circumflex eigenschaften der silbe, bei Z. scharf-lang und töhnend-lang eigenschaften des vocals. — in compositis sollten die bestandteile so accentuiert werden, als ob sie selbständige wörter wären, vgl. das beispiel *bâd-e-wáne*. damit wäre eine mehrheit der 'wort-fälle' anerkannt, aber der hauptton bliebe unbezeichnet.

einen teil der lehre vom worte. sie sind höchst dürftig. es wird einfach constatiert, dass die deutschen wörter den accent haben '1. In Ultima. Egr. *Gelėhrt, alsò.* 2. Oder in penultima. Egr. *Gútig, allmáchtig.* 3. Oder in antepenultima. Egr. *Verhinderlich, Befórdernuß, Anwésenheit.* 4. Auch wol in quarta et quinta Syllaba, à fine. Egr. *Lándverderber, sie réinigeten, Ungerechtigkeit'* (sic! ohne accent). also princip der ordnungszahl, mit zählung nach lateinischer art.

Von Bödiker constatiert schon sein bearbeiter Wippel (s. 558), 'dass ihm Ton, Accent, Quantität einerlei sei'[1]. tatsächlich lehrt Bödiker, bald dass diese oder jene silbe lang sei, bald dass sie den ton oder den accent habe. einmal spricht er auch vom langen ton. das princip der ordnungszahl tritt neben dem etymologischen princip auf. Bödiker bespricht zuerst die quantitäts- oder tonverhältnisse der einsilbigen, zweisilbigen, dreisilbigen nicht zusammengesetzten wörter, der drei- und mehrsilbigen composita; er lehrt, dass alle zweisilbigen 'den langen Ton' auf der ersten silbe haben, dass die dreisilbigen nicht zusammengesetzten die erste lang machen. am schlusse sagt er, die deutsche sprache könne in der aussprache den ton in der vierten silbe vom ende setzen. in diese bemerkungen eingekeilt ist aber regel XIII: 'Es ist allezeit besser, dass man die Stamm-Sylben lang seze, als die, so nicht zum Stamm-Worte gehören.' und regel XIV ergänzt dies dahin, dass gewisse derivationssilben, wie *bar, haft* usw. verlängert werden können, wenn sie in die andere oder dritte silbe fallen. B. ist sich offenbar nicht bewusst geworden, dass seine regeln XIII und XIV die übrigen nicht ergänzen, sondern mit einigen dasselbe geltungsgebiet haben.

Auf alle confusionsprosodiker einzugehn, ist unnötig. ich bemerke nur, dass Rinckart seine musikalischen kenntnisse zu keiner klarern auffassung verholfen haben. in seinem Summarischen Discurs vnd Durch-Gang Von Teutschen Versen usw. (Leipzig 1645) symbolisiert er die hebung bald durch höhere, bald

[1] Wippel selbst unterscheidet (s. 555). 'Der Accent ist in der Höhe, Tiefe, oder in dem Steigen und Fallen der Sylben in ihrer Ausrede. Die Quantität ist in der längern oder kürzern Zeit, welche erfordert wird eine Sylbe auszusprechen.' s. 558 bemerkt er, dass einige ton für accent sagen und accent das zeichen des tons nennen. er verweist auf Carpovs tractat De perfectione linguae, ein buch das mir nicht zugänglich ist.

durch längere noten. daneben gibt er würkliche melodieen mit tacteinteilung.

Ferner sei erwähnt Johan-Henrich Hadewigs Wolgegründete teutsche Versekunst, Bremen 1660. Hadewig darf zu den confusionsprosodikern gerechnet werden, weil er s. 146 sein caput vi betitelt 'Von dem Accent oder grösse der teutschen Wörter' und auch an ein paar andern stellen eine gewisse unklarheit hervortritt. sonst könnte er in den folgenden abschnitt eingereiht werden. denn er operiert viel mehr mit dem ton oder accent, als mit der quantität, und spricht sich öfters so aus, dass es scheint, lang und kurz habe für ihn nur metrische bedeutung (= hebung, senkung), das bestimmende aber sei der accent.

Wichtig ist, dass er ausdrücklich das vorhandensein mehrerer accente in einem wort constatiert (s. 155 f § 7 $\beta\gamma$) : 'Polysyllaba oder Vilsylbige Wörter sind, di mehr als drey sylben haben, als Lästermäuler, Frauenzimmer. In welchen vilsylbigen sich der Tohn mehr als einmal hören lässet, als wan ich sage Lästermäuler, da hat die erste und dritte Sylbe den Tohn, die andere und lezte aber werden geswinde ohne einen Tohn ausgesprochen'. Hadewig spricht auch von tonstärke (s. 149) : 'hi merke auf die ausrede' (nämlich von wörtern wie *liben, üben*), 'so wird man befinden, daß die erste Sylbe in disen allen höher und stärker ausgesprochen wird, als di andern.' das etymologische princip wendet er nicht an.

IV

Es gab auch nach Opitz theoretiker, die die lehre vom accent in den vordergrund stellten und, soweit sie mit der verskunst zu tun hatten, an der Opitzischen lehre festhielten, dass man die verse nicht nach der quantität, sondern nach dem accent zu bauen habe. sie betonten den unterschied von accent und quantität, leugneten entweder, dass die hebungs- und senkungsfähigen silben würklich lang und kurz seien, oder gebrauchten lang und kurz als blofs metrische, nicht grammatische kunstwörter.

So formuliert Enoch Hanemann in seinen anmerkungen zu Opitzens poeterei den unterschied des deutschen vom lateinischen vers : 'Es versuchs einer und neme eine Art Lateinische Verse vor sich, wo die Regeln eine lange Sylbe haben wollen, setze er eine mit dem Accent: Wo sie eine kurtze, hingegen eine ohne Accent. Und (damit ichs recht sage) Er setze nur

eine mit dem Accent, wo eine lange erfodert wird, (denn es nicht eben vonnöthen, daß ich allezeit da eine ohne Accent setze, wo eine kurtze soll gesetzet werden.) Wenn dieses geschehen, wird er nicht nur befinden, daß die Verse lieblicher und besser fliessen: Sondern, daß sie auch dem Lateinischen näher kommen, als wenn sie nach den Lateinischen Regeln verfertiget'[1]. er erklärt ausdrücklich, man dürfe den accent nicht mit der 'wortzeit' vermischen. in der theorie hatte ja nun wol auch Titz diese unterscheidung gemacht, aber er hatte gelehrt, dass der hohe ton nur auf langen, der tiefe nur auf kurzen silben stehen könne. Hanemann trennt auch in der praxis. er versinnbildlicht das verhältnis von quantität und accent wie Scaliger durch noten, indem er den accentstellen höhere töne zuweist, den langen ganze, den kurzen halbe oder viertelnoten usw. sein beispiel ist: *Die Nacht kompt an die Arbeit Trösterin.* ganze noten haben *Die, an, die, -beit.* und er sagt ausdrücklich: '*Die* bedarff längere Zeit zum Ausspruch als *Nacht* und wird doch kurz gesetzet, weil die Deutschen in ihren Versen nur den Accent in acht nehmen. Also in *Arbeit* hat die erste eine kürtzere Zeit als die ander, und wird lang gesetzet, weil ich spreche *Árbeit* und nicht *Arbéit*'[2]. (statt der von mir gesetzten accente hat der text noten.) Hanemann scheint die quantität der silben nach der quantität ihrer vocale beurteilt zu haben, macht aber offenbar auch andre abstufungen, da er sagt, *Raubschloß* und *Ubung* brauchten eine längere zeit als *gehe*[3]. wenn er im anschluss daran bemerkt: 'Wenn denn solche Sylben in dem Reim, die eine lange Zeit begreiffen, und doch wegen des Accents kurz gesetzet werden, wird der Reim hart, rauch und strüppich: So aber die Zeit mit dem Accent übereinkommet, wird der Reim weich, gelinde und geschwinde', so zeigt er, dass er die tonabstufung (*Raúbschlòss, géhe*) nicht erkannt hat.

Morhof setzt den unterschied der antiken und der modernen *quantitas Syllabarum* folgendermafsen auseinander: 'Selbige

[1] Opitz Prosodia Germanica ... zum siebenden mal gedruckt Franckfurt a. M. [o. j.] s. 117f = s. 93 der Fellgibelschen ausgabe.

[2] aao. s. 143 = 143. in der Frankfurter ausgabe sind *Nacht, kompt, Ar-, -rin* auf halbe noten gesetzt, *Tröste-* sind $\frac{3}{8}+\frac{1}{8}$ note zugesprochen. die Fellgibelsche ausgabe hat nur halbe neben den ganzen noten.

[3] aao. s. 142 = 142.

ist nun, in der Griechischen und Lateinischen Sprache, mehr auff die Eigenschafft der Buchstaben gerichtet, als in der Teutschen, Frantzösischen und Italiänischen, welche nur bloß auff den Accent gehen. Nachdem derselbe die Wörter erhebet, oder nieder drucket, nachdem muß auch die quantitas Syllabarum sich richten'[1]. man sieht, quantität ist für Morhof nur ein metrischer begriff. s. 499 wird erklärt, dass die Deutschen bei der einteilung der versfüfse 'nur bloß nach dem Accente gehen.' die lehre vom nebenton streift Morhof s. 492f: 'Wenn ein adjectivum zu dem substantivo gesetzet wird, oder sonst ein zweysylbig substantivum zu einem andern einsylbigen Worte, oder einem zweysylbigen Verbo infinitivo eine praepositio vorgesetzet wird, so giebt solches einen dactylum. Wiewohl, dem Accent nach zu gehen, die Mittelsylben gleichsamb halb lang sind, oder die beyden ersten Sylben gar einen spondeum machen. Dergleichen Wörter sind *Ehrsüchtig, Großmüthig, Wahnwitzig, Anliegen, Antreffen, Großvater* etc.'. wir finden hier für die nebentonige silbe den ausdruck 'halb lang', dem wir im 18 jh. öfters begegnen werden.

Der grammatiker Hentschel[2] behandelt in der prosodie erst den accent, dann die quantität, die er vorwiegend nach dem accent bestimmt; zb. 'Lang sind alle Sylben, 1) auf welchen ein Accentus syllabicus ruhet, 2) alle Monosyllaba, so einen Accentum tonicum bekommen.' einmischung des princips des lautgehalts bei besprechung der ancipites. es sei besser die monosyllaba, 'so aus einer Contraction entstanden, oder sonst viel Consonantes haben, und die, welche einen gedoppelten Vocalem oder *h* haben', lang zu brauchen. jedesfalls ist quantität für Hentschel widerum nur ein metrischer begriff.

In der accentlehre unterscheidet er den *accentus tonicus*, der auf ganzen wörtern ruht, die man in einer proposition mit nachdruck ausspricht, vom *accentus syllabicus*, der auf gewissen silben ruht. von der antiken dreiteilung der accente macht er einen eigentümlichen gebrauch. den gravis haben nämlich nicht unbetonte silben, sondern silben 'da man etwas länger anhält' (nämlich als auf den acuierten), zb. *Rède*. den circumflex silben, 'die man sehr lang dehnet,' zb. *Sêele, vermâhle*. in wahrheit handelt

[1] Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie (1702) s. 480.
[2] Grundregeln der Hoch-Deutschen Sprache (Naumburg 1729) s. 98 ff.

es sich da um blofse orthographische unterschiede. silben mit gravis haben kein besondres längezeichen, circumflectierte silben deutet man an 'entweder durch Verdoppelung der Vocalium, oder durch Beyfügung des Consonantis *h*, oder bey dem *i* durch Zusetzung des Vocalis *e*.'

Hentschel erkennt ausdrücklich eine mehrheit von accenten an: 'Es haben aber die deutschen Wörter entweder einen oder zween oder wohl gar 3 Accente, worvon der erste allemahl der stärkste ist.' er versteht also unter accent haupt- und nebenton. bei der aufstellung der regeln über den sitz des accents in einfachen wörtern zeigt sich keine kenntnis von der bedeutung der stammsilbe.

Nicht uninteressant ist ein kleiner aufsatz 'Vorschlag einiger Regeln zur Aussprache der deutschen Selbstlaute in Ansehung ihrer Länge und Kürze', in den Beyträgen zur Critischen Historie Der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit VI 198—212. da bei der aufstellung dieser regeln die betonung eine gewisse rolle spielt, gibt der verfasser auch regeln über den accent. das princip der stammbetonung wird s. 208 klar und deutlich ausgesprochen. der verfasser hat aber erkannt, dass man mit dieser regel nicht auskommt, da vom standpunct des nhd. auch zweisilbige stämme anzusetzen sind, und so fügt er s. 209 die anmerkung hinzu: 'Hat das Stammwort zwo Sylben, so hat die erste den Accent, wenn gleich die letzte keine bloß zufällige Endung ist, z. E. *Himmel*, *Wasser*, *Tugend*.' dagegen ist es nicht durch das sprachmaterial, sondern durch die pädagogischen zwecke der abhandlung bedingt, dass noch andere regeln für den sitz des accents aufgestellt werden, die nicht etwa blofs fälle bestimmen, die die regel von der betonung der stammsilbe offen lässt, nämlich die fremdwörter, sondern auch fälle, die durch diese regel genügend bestimmt sind. so wird gelehrt, dass die nächste silbe nach den unzertrennlichen vorwörtern *er*, *be*, *ge*, *ent*, *ver*, *zer* den accent habe. seltsam ist die regel von der betonung der silben, die einen 'doppellaut' haben, wofür das beispiel *Widerwärtigkeiten* angeführt wird. sollte der vf. hier würklich den hauptton auf *wärt* gelegt haben? eigentlich gehört das wort unter die 5 regel (s. 210) von den zusammengesetzten wörtern. diese haben meistens mehr als einen accent. in diesem falle hat diejenige silbe den stärksten, 'in welcher gleichsam der Be-



griff und Nachdruck des Worts und die Beziehung auf den übrigen Zusammenhang der Rede am meisten liegt.' es ist hier also wie bei Hentschel nur vom stärksten accent die rede, die schwächern haben keinen namen. ein solcher erscheint aber an andrer stelle s. 207 f. 'Alle zufällige Hauptendungen der deutschen Sprache haben eigentlich keinen Accent, sondern einige davon bekommen nur zuweilen einen aus Noth, damit die Aussprache erleichtert, und der übel auszusprechenden Menge hinter einander stehender kurzer Sylben abgeholfen werde, wenn solche zumal viele Mitlaute haben. Z. E. in *ehrbarliche* hat *bar* gar keinen Accent, weil eine Sylbe drauf folgt, welche schon Gewicht genug hat; und also lange und kurze Sylben abwechseln. Und da ist es ganz kurz. In *brauchbares*, *langsame* u. s. f. ist die letzte Sylbe ganz kurz; und es scheint also auf *ba* und *sa* ein kleiner Accent zu fallen .... *unmittĕlbărĕs, nachbărlĭchĕs* ist sehr schwer auszusprechen und klingt auch sehr übel. Darum bekömmt in dem ersten *ba*, in dem andern *li* einen Accent.' wir werden die lehre vom notaccent eigentlich unbetonter silben später bei Fulda widerfinden.

Über die silbenquantität hatte der vf. keine veranlassung im zusammenhang zu sprechen. aber die oben angeführte stelle zeigt, dass er in lässiger weise 'kurz' für 'unbetont' gebraucht. ich hab ihn trotzdem hier eingereiht, weil er eben eine ausführliche accentlehre gibt.

Bekannt ist, dass Breitinger gegen die verwechslung von quantität und accent protestiert hat[1]. wenn die prosodielehrer sagen, die langen und die kurzen silben müssen in einem verse abwechseln, so meinen sie eigentlich, 'daß die hohen Accente mit den niedern abwechseln müssen'. 'Ihr flüchtiger Ausdruck entsteht vermuthlich daher, weil sie in den Gedancken stehen, daß jede lange Sylbe einen hohen Accent, und jeder hohe Accent eine lange Sylbe erfodere. Dieses ist nicht durchgehends wahr, wiewohl die Stimme insgemeine auf einer langen etwas erhoben, und auf einer kurtzen vertiefet wird. Die andere Sylbe in den Wörtern *Heiland, Klarheit, Unschuld, Großmuth, Lodernd* ist lange und doch darum nicht hoch. Also weiß eigentlich die deutsche Prosodie von keinen Tritten die unumgänglich lang und unumgänglich kurtz seyn müßten; wohl aber befiehlt sie uns, daß in

[1] Fortsetzung der Critischen Dichtkunst (1740) s. 440.

den gesezten Tritten die hohen und leisen Accente mit einander umwechseln sollen'. wie das beispiel *lodernd* zeigt, ist bei dieser auseinandersetzung für den begriff 'lang' die antike regel von der position mafsgebend.

Von eben diesem standpunct ausgehend richtete der philologe Joh. Friedrich Christ die heftigsten angriffe gegen die metrische theorie und praxis der Deutschen[1]. die deutschen verse sind nach seiner meinung keine wahren verse, weil sie kein metrum haben. die Deutschen zählen nur die silben und beobachten den accent. sie haben keine wahren versfüfse, sondern nur ein trugbild von versfüfsen, da ihre sogenannten füfse nicht von der quantität der silben, sondern vom accent abhängen. das ist aber nicht wahre kunst. '*Profecto qui Theotisce carmina scribimus rudem sonum sequimur, id est, accentum : nihil praeterea*'[2]. die quantität ist nichts willkürliches, sondern tief in der natur aller sprachen begründet. die sogenannte position macht die silben notwendig lang. keineswegs kann aber der accent an sich die silben längen. den unterschied zwischen accent und quantität haben Opitz, Hanemann, Morhof deutlich erkannt. erst Zesen und Sigismund von Birken hätten hier verwirrung angerichtet. durch die menge positionslanger silben werden die deutschen verse mit spondäen überfüllt.

Christ hat vorschläge zu einer reform der deutschen verskunst gemacht, die freilich nach seiner meinung niemals mit der antiken wird wetteifern können. dabei stellt er folgende regeln für die quantität auf[3]:

(VII). *Longam natura sua syllabam vocalis omnis facit, quam sequuntur duae aut plures consonantes, aut littera duplex, aut ch Theotiscum.* (VIII). *Longa est item, in qua diphthongus.* (IX). *Monosyllaba, siue sigillatim posita, siue verbis praefixa, paene omnia sua natura longa sunt.* (X). *Propter naturam monosyllaborum longa est omnis vbique syllaba radicula.* letzteres, weil die wurzelsilbe immer identisch ist mit einem einsilbigen wort, zb. die von *gehen* mit dem imperativ *geh*, die von *nöthig* mit *Noth*.

[1] die ansichten Christs lassen sich am bequemsten überschauen in dem 15—18 excurs seines Villaticum, Lipsiae 1746. der 15 excurs ist aus der vorrede der ersten ausgabe des Villaticum, die unter dem namen Suselicium schon 1732 erschien, herübergenommen, der 16 excurs aus der vorrede der Variorum carminum silva von 1733.

[2] Villaticum p. 151. [3] Villaticum p. 218 f.

Wie man sieht, sind diese regeln so eingerichtet, dass eine haupttonige silbe niemals für kurz erklärt werden kann. und Christ spricht es geradezu aus, dass *accentus apud nos non occupat nisi longas syllabas*[1]. daher ist es möglich im deutschen vers quantität und accent zu beobachten. dies will auch Christ in seinen reformversen tun, er will nicht *omnem versuum nostrorum rationem, qualis ab Opitio est, funditus quassari*[1]. seine theorie stimmt mit der Titzens darin überein, dass beide quantität und accent dem begriff nach trennen, aber annehmen, dass im deutschen der accent nur auf langen silben stehe; Christ unterscheidet sich von Titz hauptsächlich dadurch, dass für ihn der satz nicht umkehrbar ist, da er lange silben annimmt, die nicht accentuiert sind[2]. und dies fliefst aus seinen antikisierenden quantitätsregeln her.

Bezüglich des deutschen accents bemerkt Christ, dass es wörter mit zwei accenten gebe wie *vorzustehen, zubereiten*[3]. einen rangunterschied macht er nicht.

Er unterscheidet ferner wie so viele andere acut, gravis und circumflex, behauptet aber, dass es im deutschen zwei arten des circumflex gebe, *alius protractior, alius confertus magis. trost* und *verlost, geübt* und *betrübt* könnten nicht aufeinander reimen, *quia omnia quidem haec vocabula circumflexum, sed ista aliquanto longiorem extrema syllaba habent, quam illa*[3]. eine deutung dieser stelle kann ich nicht geben. in *trost* und *verlost* sind freilich die reimsilben etymologisch verschiedenwertig, da *verlost* auf *verloset* zurückgeht, aber bei *geübt : betrübt* fällt dieser unterschied weg.

V

Man muss sich Christs angriffe auf die deutsche verskunst vor augen halten, wenn man Gottscheds prosodie und Klopstocks metrische abhandlungen verstehn will. über diese letzteren werden wir später zu sprechen haben. hier sei nur erwähnt, dass Christ mündlich Klopstock gegenüber die verfertigung deutscher hexameter für unmöglich erklärt hatte, vgl. Muncker

[1] Villaticum p. 221.

[2] *Itaque sunt producendae, quae accentum habent: sed non solae producendae, cum sint aliae multae longissimae, quae accentum non habent.* p. 221.

[3] Villaticum p. 221.

Klopstock s. 67, und im jahr 1754 öffentlich über den Messias und seine verskunst ein vernichtendes urteil abgab [1].

Gottsched hatte Christs vorrede zu den Variorum carminum silva in den Beiträgen zur crit. historie II 210 ff anonym besprochen, nicht ohne Christs meinung hin und wider miszuverstehn. gegen diese anzeige wendete sich Christ hochfahrend und leidenschaftlich im 17 excurs des Villaticum [2]. diese replik scheint auf Gottsched einen gewissen eindruck gemacht zu haben [3]. nicht zwar, dass er Christ in der sache entgegengekommen wäre; aber er bemüht sich doch, für die deutschen quantitäten regeln aufzustellen, die in ihrer form den regeln der antiken grammatik nachgebildet sind. dadurch wird seine darstellung schlecht und verworren.

Gottsched ist aufser stande, zwischen quantität und accent klar zu unterscheiden. in der Kritischen dichtkunst bemerkt er s. 383 f der 4 auflage (1751), die Griechen hätten ihre verse nach der prosaischen scansion gelesen, 'nicht aber nach den ungereimten Accenten, die wir heute zu Tage über die griechi-

[1] Saturnia carmina 29f. Klopstock wird nicht beim namen genannt, ist aber für jeden kenntlich. Christ erzählt von einer unterredung mit dem dichter, der ihm einige proben seines werkes vorgelesen habe. *Super haec — me maxime tum mouebat pinguis et indignus tali ingenio . . . error in syllabis per tempora sua censendis dimetiendo que pede ac versu. Tam nullum metrum, tam nulli numeri, tam nulla modorum vestigia, tam aspera laedendis que nata auribus, vt mollia, vt modulata, vt carmina denique viderentur?* und das gesamturteil über das seitdem veröffentlichte werk lautet: *quod illius asperrimos numeris nullis versus aliqui homines eruditi tantum grauantur, tanquam si reliqua essent tolerabilia, benigni sunt. Nos missos faceremus numeros, si aliqua vtcunque tenuia poetae veri vestigia inueniremus.*

[2] Christ nennt in seinem hochmut die Crit. beiträge nicht, fällt aber aus der rolle, indem er hin und wider die seitenzahlen citiert!

[3] auch in einer grammatischen lehre zeigt sich Gottsched durch Christs replik beeinflusst. in der vorrede zur Variorum carminum silva war Christ gegen das -*e* am ende von neutris wie *Hertze* losgezogen. damals, im j. 1733, verteidigte Gottsched das -*e* mit berufung auf den gebrauch. im Villaticum wurden nicht nur die vorwürfe gegen das -*e* im 16 excurs, der aus der alten vorrede abgedruckt war, widerholt, sondern auch im 17 excurs p. 215 Gottscheds verteidigung zurückgewiesen. und nun gab Gottsched nach. in seiner grammatik lehrt er, dass nur feminina auf -*e* ausgehn dürfen. danach sind meine bemerkungen in den Abhandlungen zur germ. philol. s. 74 zu ergänzen.

schen Verse setzen.' 'Hätten sie zum Exempel Hesiods ersten Vers Μοῦσαι πιερίηϑεν, ἀοιδῆσι κλείουσαι nach der Art unserer heutigen Schulmeister ausgesprochen : so hätten sie ihrer natürlichen Sprache Gewalt angethan; und folglich auch im Lesen eines Verses kein Vergnügen empfinden können.' er meint aber nicht etwa mit der 'art unserer heutigen schulmeister' die scandierende lesung der griechischen verse, vielmehr ist er ganz wie IVossius und sicher durch ihn beeinflusst der meinung, dass diese scandierende aussprache mit der prosaischen zusammengefallen sei. 'Der Accent in dem andern Worte steht nämlich auf einer Sylbe, die nach allen Regeln kurz ist, und sollte vielmehr auf dem folgenden η stehen. Imgleichen steht im letzten Worte das Strichlein überm ει, wo es eben so wenig hingehöret. Das ου ist hier lang, und der Doppellaut muß nach Art zwoer kurzen Sylben, *e* und *i*, ausgesprochen werden. Und dieses giebt einen unumstößlichen Beweis ab, daß die griechischen Accente, die der Prosodie zuwider laufen, nichts taugen'. länge und accent gehören für Gottsched zusammen; dass eine kurze silbe accentuiert sein könnte, ist für ihn unfassbar. zu welchen unmöglichen consequenzen man dann in den antiken sprachen käme, darüber hat er sich keine gedanken gemacht.

Wie innig für Gottsched die begriffe lang und betont verbunden sind, zeigt am besten die bemerkung s. 566 der Sprachkunst (5 aufl. 1762): 'da war nichts natürlicher, als daß in der Aussprache die Hauptsyllbe, oder das Stamm- und Wurzelwort, einen längern Ton bekam; das ist, mit größerm Nachdrucke ausgesprochen werden mußte.' s. 593 wird in der IV regel gelehrt, dass alle hauptwörter, beiwörter und zeitwörter im deutschen wenigstens eine l a n g e s i l b e haben; s. 594 wird dies damit begründet, dass diese wörter die rechten hauptbegriffe unserer gedanken darstellen, weshalb es billig sei, 'daß sie mit einem s t ä r k e r n T o n e von den übrigen kleinern Redetheilchen unterschieden werden.' s. 177 ist von wörtern die rede, die 'zween Accente' bekommen, 'wie in vielsyllbigten allemal geschieht'. bald darauf heifst es im selben sinn, dass in deutschen wörtern 'zwo lange Syllben' oft entweder unmittelbar aufeinander oder doch 'bald hernach' folgen. der ausdruck 'langer ton' findet sich öfters.

Die oben citierte stelle s. 566 lehrt, dass Gottsched das etymologische princip der quantitätsbestimmung keineswegs un-

bekannt war. aber er legt es seinen regeln nicht zugrunde. obgleich seine hauptargumente gegen Christs angriffe auf die deutsche verskunst darin bestehn, dass die quantität der deutschen silben dem ohr der Deutschen ebenso fühlbar sei, wie dem ohr der alten die quantität ihrer silben war, dass die quantität nur von der aussprache, nicht aber von ewigen, allgemeingiltigen regeln bestimmt werde, und dass jedes volk seine eigene, besondere prosodie habe, so kitzelt ihn doch der ehrgeiz, zu zeigen, dass man auch für das deutsche regeln nach art der griechischen und lateinischen prosodieen aufstellen könne. deshalb bemüht er sich, die quantität der deutschen silben nach ihrem lautgehalt zu bestimmen. das princip, das wir zuerst bei Zesen und Schottel aber nur ganz gelegentlich angewendet fanden, ist bei Gottsched auf die spitze getrieben. da heifst es etwa s. 592 als I regel: 'Alle Syllben, die einen Doppellaut in sich haben, sind lang', als II regel: 'Alle Selbstlaute, darauf mehr als ein Mitlauter in derselben Syllbe folget, sind lang', s. 595 als VII regel: 'Wenn ein Selbstlaut vor dem andern steht, so ist er kurz.' natürlich kommt G. mit solchen regeln nicht aus. er muss anleihen bei dem etymologischen princip machen und etwa s. 596 in der VIII regel erklären: 'Die Endsyllben *e, el, em, en, eln, ern, er, est* und *et* sind in vielsyllbigen Wörtern allemal kurz.' dabei gleich wider ein rückfall in das princip des lautgehalts: als ausnahmen werden angeführt *Asbest*, *Nest*, *West* und *fest*, 'welches in der Zusammensetzung zuweilen lang wird; als in *Osterfest, Weihnachtsfest*.' es ist also ganz aus den augen gelassen, dass in *fest est* keine endsilbe, dh. flexionssilbe ist. den bankerott des ganzen systems verkündet die oben citierte IV regel und die auf derselben seite 593 enthaltene III regel: 'Viele Syllben und Selbstlaute werden durch das bloße Gewicht der Aussprache, auch ohne obige Ursachen lang.'

Lang und kurz gebraucht G. auch in bezug auf einzelne vocale. beachtenswert ist, dass er als gleichbedeutend die ausdrücke gezogen und scharf anwendet, vgl. zb. s. 42 § 6. ebenda verwahrt er sich gegen die verwechslung von vocal- und silbenlänge. in *raffen, treffen, kirren, hoffen, murren* sei der vocal der ersten silben kurz, obwol sie 'den längsten Ton in der Aussprache haben; und also als ganze Syllben, dem Tonmaaße nach, lang sind. Denn ein anders ist ein langer gezogener Vocal; ein

anders eine lange Syllbe: die oft durch die mehrern Mitlauter lang wird.' aber seine ausdrucksweise ist nachlässig; in der oben citierten II regel auf s. 592 spricht er von langen selbstlauten statt von langen silben.

Die lehre vom nebenton ist nicht gefördert. die bemerkung auf s. 177 über zwei accente im selben wort fällt ganz nebenbei im verlaufe einer orthographischen auseinandersetzung.

Gegen Gottscheds monströse prosodie erhob sich bald heftiger widerspruch. es lassen sich da wider zwei richtungen unterscheiden. die eine gruppe der widersacher teilt eigentlich die meinung Christs, wenn auch nicht seine verachtung der deutschen verse. für diese männer sind quantität und accent nicht blofs dem begriff nach getrennt, es lässt sich auch ihr verhältnis im deutschen auf keine einfache formel bringen, der deutsche vers wird allein nach dem accent gebaut. die zweite gruppe steht im wesentlichen auf dem boden der von Titz begründeten theorie, fördert aber die lehre von der betonung durch genauere bestimmungen. keiner der beiden gruppen zuzurechnen ist eine süddeutsche grammatik, die ganz unvermittelt eine wesentlich Gottschedische quantitätslehre und eine selbständige accentlehre nebeneinander stellt. das ende der entwicklung ist, dass der begriff quantität aus der grammatik in die metrik verwiesen wird. aber der mann, der dies getan hat, knüpft nicht, wie man erwarten möchte, an die erste, sondern an die zweite gruppe an.

VI

Zur ersten gruppe gehört zunächst Joh. Michael Heinze, der seinen 1759 erschienenen Anmerkungen über des Herrn Professor Gottscheds Deutsche Sprachlehre einen Anhang von der Deutschen Prosodie oder Verskunst beigegeben hat. 'Die Deutschen machen ihre Verse blos nach dem Accente oder Tone', erklärt Heinze s. 209. der accent ist im deutschen, wie im griechischen entweder scharf oder gezogen. wie die beispiele zeigen, meint H. damit die quantität der volltonigen vocale. demgemäfs gibt es steigende (acuierte) und gezogene (circumflectierte) silben. eine dritte art, die fallenden silben, haben keinen accent. nur der gezogene ton macht die silben lang, dh. H. setzt silben- und vocallänge gleich. aber für die verskunst ist der ganze unterschied zwischen langen und kurzen silben wertlos. vielmehr gelten im verse gezogene und steigende silben gleich viel.

In mehrsilbigen wörtern ist mindestens eine silbe mit einem accent versehen, manchmal zwei, zb. *Gelássenhéit*, *herdblássen*, *dnmúthig*. an andrer stelle (§ 34 s. 237 f) bemerkt H., dass weibliche reime nur dann gut klängen, wenn die letzte silbe völlig fallend sei. daher passen für weibliche reime nicht wörter auf *keit*, *heit*, *sam*, *lich*, *bar*, *haft*, *icht*, *ig*, *in*, *lein*, *schaft*, *ung*, *niß*. 'Das macht, die letzten Sylben sind nicht sinkend, sondern haben wenigstens noch einen halben Ton.' wir erinnern uns an Morhofs ausdruck 'halblang'.

Einsilbige wörter haben an sich einen accent, verlieren ihn aber oft im satzzusammenhang. ins feinere ist die lehre vom satzaccent nicht ausgearbeitet. an Schottel erinnert die bemerkung, dass die wörter mit gezogenem ton ihren accent immer behalten sollten.

Genauere regeln für die einreihung der silben in die drei kategorieen der steigenden, gezogenen und fallenden zu geben, lehnt H. ab.

In dieselbe gruppe wie Heinze gehört Jakob Hemmer. in seiner Deutschen Sprachlehre zum Gebrauche der kuhrpfälzischen Lande (1775) unterscheidet er s. 30 ff zwischen dem zeitmafs und dem tonmafs der buchstaben und silben. 'Das Zeitmas ist die Dauer der Töne, die wir im Sprechen aus dem Munde stosen.' Hammers quantitätslehre ist durchaus von der antiken tradition bestimmt. es gibt lange und kurze 'buchstaben', lange und kurze silben. ein langer vocal macht seine silbe notwendig lang, ebenso auch ein kurzer im verein mit mehreren consonanten.

'Der Ton ist das Steigen oder Fallen der Stimme in der Aussprache eines Buchstaben oder einer Syllbe. Das Verhältniß dieses Steigens und Fallens, welches mehrere Buchstaben oder Syllben gegen einander haben können, heiset das Tonmas.' demgemäfs ist der ton von doppelter beschaffenheit, steigend oder fallend, 'oder wie ihn die Lateiner genennet haben, der scharfe und schwere.' ton schlechtweg bedeutet immer den scharfen ton. da der ton etwas relatives ist, haben einsilbige wörter an sich weder einen scharfen noch einen schweren ton. erst die umgebung bestimmt die qualität ihres tons.

Eine abstufung des 'scharfen tons' im sinne unsers haupt- und nebentons kennt H. nicht.

Zeitmafs und tonmafs gehn ganz getrennte wege. es ist nicht wahr, dass alle scharf tönenden silben lang, alle schwer tönenden kurz sind[1]. was die verse betrifft, so richten sich einige gattungen nur nach dem tonmafs, nicht nach dem zeitmafs. näher ist dies nicht ausgeführt.

Im Kern der deutschen sprachkunst (1780) trägt Hemmer dieselben lehren vor. aber in éinem puncte zeigt sich ein wichtiger fortschritt, auf den er auch ausdrücklich in der vorrede hinweist. in der Sprachlehre s. 33 § 35 hatte H. behauptet: 'Den Doppelton dieses Volkes (nämlich der Lateiner), kraft dessen man die Stimme auf demselbigen Buchstaben, oder derselbigen Syllbe, erhebet und fallen läßt, kennet die hochdeutsche Sprache nicht.' im Kern heifst es dagegen s. 5 § 17 anm. b: 'Bisweilen steigt und fält man mit der stimme auf dem selbigen buchstaben, in welchem falle diser den doppelton hat. Dises geschit z. b. in *so* bei einer ferwunderung.'

Hier ist also zum erstenmal der antike circumflex als musikalischer silbenton erkannt und demgemäfs sein name auf deutsche verhältnisse angewendet worden.

VII

Die süddeutsche grammatik, deren ich oben erwähnung tat, ist Donatus a Transfig. Domini, Kurzer Begriff der deutschen Sprachlehre (1763). zeitmafs und ton werden wol dem begriff nach unterschieden (s. 14), aber die quantitätslehre ist ganz Gottschedisch, dh. sie ist in ihrem wesen accentlehre, ordnendes princip ist der lautgehalt. obwol der verfasser das zeitmafs eine eigenschaft der silbe nennt, spricht er doch in der quantitätslehre von langen vocalen, behauptet auch, lang seien 'die einfache Vocalen, so oft darauf zween oder mehr Consonanten folgen, z. E. *retten, Gassen, gestrig.*' die gleiche nachlässigkeit hatte sich Gottsched zu schulden kommen lassen; unser verfasser ist eigentlich minder zu tadeln, da er s. 10, wo er würklich von der quantität der vocale spricht, nicht lang und kurz, sondern dunkel und hell sagt.

[1] H. bemerkt ua.: 'in *hoffen* ist das *o* kurz, in *Hofe* ist es lang, dennoch hat es in beiden Wörtern einen scharfen Ton.' auf den einwurf, dass in *hoffen* doch trotz der kürze des *o* die erste silbe lang sei, hätte er vermutlich geantwortet, dass es keine würklichen doppelconsonanzen gebe. vgl. seinen unter dem namen Domitor veröffentlichten Grundris einer dauerhaften Rechtschreibung (1776) s. 34 ff.

Nachdem die quantitätslehre abgehandelt ist, heifst es unvermittelt: 'Allein in der deutschen Sprache hat man mehr auf den Ton, als die Zeitmaaß zu sehen; welches sogar in den Versen geschieht.' und nun folgt eine accentlehre, dh. derselbe gegenstand wird in andrer fassung nochmals vorgetragen. das ordnende princip ist jetzt das etymologische.

Es werden drei accente unterschieden: der hohe oder scharfe ton, lateinisch *accentus acutus*, der niedere oder tiefe ton, lat. *accentus gravis*, der tief gezogene, lat. *accentus circumflexus*. 'Der hohe oder scharfe Ton macht die Sylbe heller, der tiefe dunkeler, der gezogene länger und heller lauten.' das sind bekannte definitionen der lateinischen schulgrammatik. aber in wahrheit meint der vf. etwas ganz anderes als er sagt. in wahrheit versteht er unter dem scharfen ton den hauptton, gleichgiltig, ob der vocal der silbe lang oder kurz ist, unter dem gezogenen ton den nebenton. es geht dies deutlich aus den regeln 6 und 7 auf s. 18 hervor: '6) Den leisen oder tiefen Ton haben alle Sylben, welche in einem Worte dem scharfen Ton vor, oder nachgehen. Ausgenommen, daß in den Reimen einige von Natur lange Sylben den mittleren oder gezogenen Ton, welcher fast wie der scharfe lautet, annehmen: z. E. *Léidenschâften*, *abgedrúngen*, *unumgûnglich* u. s. f. Dann 7) Den mittleren, oder gezogenen Ton nehmen alle Sylben an, welche auf einen scharfen Ton folgen, sonst aber einen langen Vocal haben. Solche Verlängerung ereignet sich, nach obangeführten Regeln, wo sodann nebst der geschärften Sylbe die andere lange etwas gezogen, und eben darum in dem mittleren Ton ausgesprochen wird, wie z. E. in *aufhören*, *zuschanzen*, *ausschnaufen*, *aufschreiben* und s. f.' wie das beispiel *zuschanzen* lehrt, versteht der verfasser unter einem langen vocal wider den vocal einer langen silbe. man beachte, dass in diesen regeln für den gezogenen ton ganz plötzlich als zweiter name 'mittlerer ton' gebraucht wird, der sich freilich zu seinem wesen besser schickt.

In dieser grammatik ist also an eine Gottschedische quantitätslehre ganz mechanisch eine accentlehre geklebt, ein zusammenhang zwischen beiden zeigt sich nur in der heranziehung des begriffs lang in der lehre vom mittleren ton. und ebenso ist wider ganz mechanisch der accentlehre eine auf sie gar nicht passende, der lat. schulgrammatik entnommene definition vor-

gesetzt. das bindeglied zwischen definition und theorie bildet einzig und allein das w o r t 'gezogen'. die silbe mit dem mittleren ton wird 'etwas gezogen', hat also den gezogenen ton.

Originell ist Donatus mit seiner accentlehre gewis nicht. aber seine quelle ist mir unbekannt.

VIII

Im jahre 1753 erschien der 'Versuch einer teutschen Sprachlehre' des Oberpfälzers Carl Friedrich A i c h i n g e r. er trat energisch gegen Gottscheds prosodie auf. sein eigenes system erinnert stark an das von Titz. man kann im grofsen und ganzen sagen, dass er unter dem namen lang die haupt- und nebentonigen silben zusammenfasst, mit dem wort accent den hauptton und die quantität der vocale in 'langen' silben durch die griechischen silbenaccente bezeichnet; aber gegenüber Titz zeigt sich einerseits ein gewisser fortschritt in der erkenntnis der tonverhältnisse, anderseits eine gröfsere unklarheit.

Aichinger wirft Gottsched vor (s. 108), dass er beständig die länge der silben mit dem accent vermenge. er selbst trennt in der theorie accent und quantität und behauptet nur ähnlich wie Titz, dass im deutschen — und das betrachtet er als einen vorzug — der accent immer auf einer langen silbe stehn müsse. aber ob er würklich verschiedene quantitäten der deutschen silben wahrgenommen hat und nicht selbst tonverhältnisse mit quantitätsverhältnissen verwechselt, wird doch zweifelhaft, wenn man seine definition s. 106 § 58 list : 'eine lange (scil. silbe) ist, welche mit einer Verweilung ausgesprochen, oder am meisten gehöret wird; eine kurze, welche man am wenigsten höret.' da doch lang und stark hörbar nicht schlechtweg identificiert werden können, sieht es so aus, dass er nur den allgemeinen eindruck der auszeichnung einer silbe vor der andern mit dem wort lang widergibt und dabei einfach, gleichsam zur auswahl, die schuldefinition der langen silbe neben der umschreibung des begriffs der 'schweren silbe'[1] vorlegt.

Wie dem auch sei, sicher ist, dass er insofern einen kleinen fortschritt über Titz hinaus macht, als er etwas deutlicher als dieser die existenz mehrerer icten in einem wort behauptet. (s. 113 § 65) 'In einem Worte können mehr lange Syllben seyn, als eine : aber nur eine darunter wird nachdrücklicher aus-

[1] im sinne Sarans Die rhythmik des frz. verses s. 294.

gesprochen, als die übrigen. Also kommt in manchem Worte dreyerley Ton vor: ein schwacher in den kurzen, ein starker in den langen, und der allerstärkste in derjenigen langen Syllbe, welche am meisten erhoben wird. Z. B. in *verunreinigen* ist *ver*, *ni* und *gen* schwaches Lautes; *rei* hat einen stärkern, *un* aber den stärksten Ton. Und dieser stärkste Ton wird der Accent genennt.'

Was die bestimmung der quantitäten betrifft, so wendet Aichinger gerade so wie Titz das etymologische princip an.

'Die langen Syllben', heifst es s. 110 § 62, 'werden entweder gedehnt, oder geschärfft: wie der Griechen Ton zweyerley ist, nehmlich der acutus und circumflexus. Und was geschieht dann mit den kurzen Syllben? In der That werden sie weder gedehnt, noch geschärfft; sondern sie schnappen gähling auf, ohne daß man sich weder beym Selbstlauter noch Mitlauter aufhält.' wir wollen uns diese stelle wol merken. denn hier ist eine erklärung der alten accentnamen angedeutet, die später eine grofse rolle spielt, nämlich das verschiedene verhältnis der dauer von vocal und consonant.

Aichinger mag hier richtig beobachtet haben. er war Oberpfälzer, gehörte also dem bairisch-österreichischen dialektgebiet an. hören wir nun, was ein phonetisch geschulter moderner dialektforscher, JWNagl, über analoge erscheinungen in einem österreichischen dialekt sagt (Roanad s. 10): 'weil jetzt zur intensiveren aussprache des *t/t* in *wauntſt* eine längere zeit verbraucht wird, die silbendauer aber ziemlich dieselbe bleiben soll, so muss der vorhergehende vocal *au* verkürzt resp. verschärft werden. also steht die intensivität der consonantenaussprache mit der länge des vorhergehenden vocals in verkehrter proportion.' in den von Nagl beobachteten mundarten ist die quantität der vocale durchaus von der folgenden consonanz abhängig, vor einer fortis steht nur kurzer (geschärfter) vocal, vor einer lenis nur gedehnter. es gilt dies auch für die diphthonge (vgl. Roanad s. 21 § 42).

Für das eigentliche Baiern bezeugt das gleiche Schwäbl Die altbayrische mundart s. 5. wegen des Passauer dialekts vgl. GMaurer Programm des gymn. zu Neustadt adHaardt 1898, s. 7. Schmeller sagt [1], dass schriftdeutsch sprechende Baiern vor geschärften consonanten die vocale kurz sprechen. im eigentlichen

[1] Die mundarten Bayerns s. 160. vgl. auch Abh. der bayr. akademie, phil. cl. I 760 f.

dialekt allerdings ist es nach Schmeller anders : 'die, diesen geschärften consonanten vorangehenden von natur gedehnten vocale geben sich dabey schon durch ihre dialektische meistens diphthongische aussprache kund.' aber es ligt doch nahe anzunehmen, dass eben auch die diphthonge vor fortis kurz gesprochen werden, wie es Nagl für seinen dialekt und Schwäbl für das altbairische behaupten. sonst wäre die kürzung der schriftdeutschen, den dialektischen diphthongen entsprechenden monophthonge kaum verständlich. und wie steht es mit den fällen, wo auch der dialekt monophthonge hat?

Aichingers aussprache des schriftdeutschen war die von Schmeller bezeugte kürzung der langen vocale vor fortis eigen. denn in *Tücher* sprach er 'geschärften' vocal (s. 112 § 63). nimmt man an, dass er auch schriftdeutsche diphthonge vor fortis gekürzt hat, so würden verschiedene seiner angaben eine gute erklärung finden. er verteidigt die schreibung *ff ss* (für germ. *p t*) auch nach diphthongen. solche silben seien geschärft. das würde also auf richtiger beobachtung beruhen. die orthographie würde nur insoweit hereinspielen, als sie ihm einen äufsern anhaltspunct für die behauptung der existenz 'geschärfter' diphthonge gab. wo ein solcher anhaltspunct fehlt, wird er unsicher. vgl. s. 112 § 63* : 'Diejenigen Syllben, auf welche *ch* oder *t* folgen, klingen zwar zum Theil scharff, als : *Reich*, *reiche; laut*, *lauten* : doch das kommt von den harten Consonanten. der Vocal bleibt deßwegen doch gedehnt.' einige zeilen später stellt er wider *Braut—Bräute* unmittelbar neben *Koch—kochen*, *Tuch—Tücher* als beleg dafür, dass einige einsilbige gedehnt gesprochen werden, 'die doch, so sie in zwo Syllben gehen, wieder scharff lauten' [1]. also hat *Bräute* einen geschärften diphthong. wenn Aichinger s. 113 § 64** bemerkt : 'wollte man eine andre Regel schmieden und sagen : Harte Consonanten geben auch einfach einen acutum, weiche, auch so sie verdoppelt sind, einen circumflexum : so würde man sehen, daß dennoch nicht ohne viel verwirrte Ausnahmen daraus zu kommen sey,' so hat er uns verschwiegen, worin diese verwirrten ausnahmen bestehn [2].

[1] die dehnung ursprünglich einsilbiger wörter ist eine bekannte eigentümlichkeit des bair.-österr. A. ist hier seiner dialektischen gewohnheit unterlegen, während er § 64* die dehnung in einigen andern wörtern verwirft.

[2] vielmehr sind Aichingers regeln unvollkommen. er lehrt, dass alle

Die hauptschwierigkeit besteht darin, das verhältnis der Aichingerschen termini geschärft und gedehnt zu den Gottschedischen kurz und lang zu bestimmen. die beispiele und so manche ausführung weisen ja darauf hin, dass Aichinger als geschärft eine silbe bezeichnet, die einen kurzen, und als gedehnt eine silbe, die einen langen vocal enthält. von dieser annahme sind auch meine obigen bemerkungen ausgegangen. aber ihr widersprechen die äufserungen Aichingers s. 21 § 23 : 'Daß eine Syllbe geschärfft wird, ist keineswegs ein Zeichen der Kürze ihres Vocals', und s. 35 § 41 : 'Die (scil. Gottschedische) Regel: Nach einem langen Vocal oder Doppellaut soll kein gedoppelter Mitlauter gesetzt werden, ist . . . überhaubts nichts werth . . . Nach einem gedehnten Selbstlauter kann freylich der Consonant nicht verdoppelt werden : denn die Verdoppelung schärft . . . Aber ein anders ist lang, ein anders ist gedehnt.' also geschärft ist nicht gleich kurz, gedehnt nicht gleich lang. aber was denn nun kurz und lang von vocalen gebraucht bedeuten, sagt uns Aichinger nicht, er sagt nicht, welche geschärften vocale etwa lang sind, er lehnt vielmehr die einteilung der vocale in kurze und lange als unnütz ab. und doch sollte man es für die pflicht des grammatikers halten, einen unterschied, den er nicht leugnet, auch auseinanderzusetzen.

Die sache erklärt sich so, dass sich Aichinger in den schlingen seiner terminologie gefangen hat. er gebraucht die namen acut und circumflex, die von haus aus tonbewegungen bezeichnen, der spätern lateinischen tradition folgend in ganz anderm sinn. ganz naiv schiebt er nun aber den accenten der griechischen sprache die bedeutung unter, die ér mit diesen namen im deutschen verbindet. nun scheint es natürlich, dass schärfung und kürze des vocals etwas verschiedenes ist, nun kann A. schreiben (s. 21 § 23): 'Ich beweise aus dem Griechischen, daß auch lange Selbstlauter geschärfft werden können, z. B. *ἥρϑη, ὥστε, ὥσπερ*.' A. hat ferner nicht den mut, die diphthonge gegen die antike tradition für kurz zu erklären; aber er nimmt

silben, in denen auf den vocal 'ein zweyfacher Mitlauter' folgt, geschärft, silben, die 'aus zwo Sylben zusammen gezogen sind', gedehnt seien. nun stören ihn wörter wie *Magd* einerseits, *macht* (facit) anderseits, 'freylich sollte man sich in *Magd* mehr mit dem *g* als *a*, in *macht* aber mehr mit dem *a* als *ch* verweilen.' darauf folgt die oben angeführte stelle.

geschärfte diphthonge an, sei es aus richtiger beobachtung seiner aussprache, sei es durch die orthographie verführt, die consonantverdoppelung gewöhnlich als zeichen der vocalkürze, also der 'schärfung', in gewissen fällen (beim *ff* und *ss*) zur bezeichnung einer bestimmten qualität des consonanten verwendete. das hinderte ihn, lang und gedehnt gleichzusetzen. wäre man Aichinger mit der frage auf den leib gerückt, welche vocale denn lang, aber nicht gedehnt seien, so hätte er die 'geschärften' diphthonge genannt. einen einfachen vocal, der beiden bestimmungen genügt, zu nennen, das wäre er ganz gewis nicht imstande gewesen.

Weiter ist in unsrer gruppe zu nennen Abraham Gotthelf Mäzke. den gröfsten teil seiner 1776 erschienenen Grammatischen Abhandlungen über die deutsche Sprache nimmt die vierte abhandlung 'Vom Accent, unt deßen richtiger Bezeichnung durch die Schrift' ein. gleich zu beginn (s. 205ff) gibt Mäzke klare begriffsbestimmungen. 'Wenn man die Wörter unt ihre Silben hinter einander ausspricht, so erhebt man oft auf der einen die Stimme, wenn man sie auf der andern sinken oder fallen läßt. Jenes nennt man den Ton. Unt da habt nun in der Sprache eine Silbe entweder einen merklichen (vorzüglichen) Ton, wie *Vor* in *Vorsprecher*, unt *Sprech* in *Sprecher*; Oder einen halben, wie *sprech* in *Vorsprecher*, wo denn auch die Silbe oft in Absicht des Tons ungewiß ist : Oder gar keinen ... In der ehrsten Abhandlung haben wir schon beim Sprachsaze überhaupt gesagt, daß die Grundsilben betont sint, die Ableitungssilben halbbetont, auch wol manchmahl ungewiß, unt die Endungen ohne Ton[1] . . .

[1] in der ersten abhandlung unterscheidet M. 1) vorsilben, 2) endsilben (durchaus silben mit schwachem *e*), 3) ableitungssilben (durchaus silben mit vollem vocal), 4) grundsilben, wozu alle silben gehören, die nicht in eine der drei ersten kategorieen fallen. die grundsilbe 'ist der Grund von dem Begriffe, den das Wort hat', während die andern 'zufälligen' silben den begriff 'nur verschiedentlich bestimmen, auch blos das Wort nur ausbilden nach der Aehnlichkeit andrer wörter.' jedes einfache Wort hat eine einzige grundsilbe. verschiedene wörter können gleiche oder ähnliche grundsilben haben. dann stammt eines oder mehrere von einem der ähnlichen wörter ab. dieses ist das stammwort, jenes oder jene sind abstammende oder abgeleitete. die tonverhältnisse der silbenkategorieen sind so, wie oben gesagt ist, angegeben. von den oben nicht erwähnten vorsilben heifst es, dass sie 'kurz (ohne Ton und Accent)' seien.

Haht nun die Silbe einen merklichen Ton, so kann der einfache Selbstlaut der selben auf eine zwiehfache verschiedene Weise ausgesprochen werden; bald gedehnt (andre sagen gezogen) als: *a* in *mager* ... oder ungedehnt (andre sagen scharff) wie *a* in *machen* ... Diesen zwiehfachen Unterschied einer merklich betonten Silbe, der besonders in dem Selbstlaute unt nur einfachen Selbstlaute wahrgenommen wird, nenn ich den Accent. Die Doppellaute haben nur einerlei Accent unt eine Silbe mit dem selben kann nur gedehnt, nie aber ungedehnt ausgesprochen werden.'

In einer anmerkung wird gesagt, dass der unterschied im 'accent' auch in den halbbetonten und den unbetonten silben sich finde, doch sei er hier nicht so merklich. zur bezeichnung dieses minder merklichen accentunterschieds führt Mäzke die ausdrücke halb-gedehnt und halb-ungedehnt, bez. gedehnt-ähnlich und ungedehnt-ähnlich ein.

Wir sehen, bei Mäzke führt der nebenton einen eigenen namen. er heifst halber ton, eine bezeichnung, die Heinze so nebenbei hingeworfen hatte.

Mäzke hatte vor, eine ausführliche tonlehre zu schreiben. dazu ist es nicht gekommen. aber wir sehen aus seinen bemerkungen s. 205 und aus der ersten abhandlung, dass er der tonlehre das etymologische princip zu grunde gelegt haben würde.

Dass er das wort 'accent' in einem eigentümlichen sinne gebraucht, dessen ist sich Mäzke vollkommen bewust. aber er irrt, wenn er annimmt, dass es vor ihm nur in der bedeutung accentzeichen verwendet wurde. Aichinger zb. verstand unter accent das, was Mäzke den merklichen ton nennt.

Auch über silbenquantitäten spricht Mäzke (s. 209 ff). er constatiert, dass vielfach die lehre von der zeit mit der vom ton, ja sogar mit der vom accent zusammengeworfen werde. beachtenswert ist folgende stelle (s. 210 f) : 'Kurz gesagt, so wird freihlich die Kwantität der Silben so wol durch den Ton als durch die Zeit bestimmt. In unsrer Sprache aber mehr durch den Ton; unt ihre Verse beobachten also mehr den Nachdrukk, unt das Wesentliche der Sprache, welches die Gedanken sint. In der lateinischen wird sie mehr durch die Zeit bestimmt, unt sie sieht mehr auf den Wolklang, welches doch aber immer nur das

Auserwesentliche der Sprache ist. Eine betonte Silbe ist immer lang, eine (mora) lange aber kann unbetont seihn, ist aber nicht so wolklingend. Eine unbetonte ist am bäßten kurz. Die Ursache aber, warum andre Sprachen die Kwantität ihrer Silben in den Versen mehr nach der Zeit beurteihlen, kömmt nicht daher, dass sie sie gar nicht nach dem Ton beurteihlen, unt sie gar nicht nach einem Unterschiede des Tons aussprechen ... Sondern daher, dass sie ihre Silben nicht nach einer so merklichen Abwechselung des Tons aussprechen, als wir Deutsche zu tuhn pflegen; daher wir uns auch in Verfen bloß unt hauptsächlich nach dem Ton richten. . . Bei uns Deutschen sint freihlich mehrenteihls lang unt betont, kurz unt unbetont Wechselbegriffe.' mit andern worten, es gibt zwar auch im deutschen quantitätsunterschiede, aber man kann mit ihnen nicht viel anfangen. es war da nur ein schritt zu Adelungs verweisung der quantitätslehre aus der grammatik.

Mäzkes lehre bezeichnet im allgemeinen einen fortschritt, was klarheit der begrifflichen unterscheidungen betrifft[1]. aber er hat andrerseits doch wider ein neues moment der verwirrung hereingebracht, indem er in seine accentlehre auch die lehre von der offenen und geschlossenen aussprache der vocale einbezieht. 'Es ist aber zu merken, dass das *e* unt *o* wider auf eine zweihfache Weise könne gedehnt werden, nämlich aufwärts unt niderwärts.' (s. 227). die Deutschen haben nur 'oberwärts' gedehntes *o*. 'Das *e* aber sprechen si auf beiderlei Art aus: Bald aufwärts gedehnt, wi das oberdeutsche gedehnte *ō* in *stehen, gehen; höher* etc., bald niderwärts wi das gedehnte *ā* in *reden; geben, gäben.*' (s. 228). man kann sagen, accent bedeutet für Mäzke die eigenschaften, die einer silbe zukommen und bisher nicht eindeutig durch buchstaben ausgedrückt waren.

An Mäzkes schrift knüpfte Fulda an in seiner abhandlung 'Von den stummen Dinstbuchstaben *H* und *E* und dem Accent in der Teutschen Sprache' im 1 band des Teutschen Sprachforschers (1777) s. 147 ff. Fuldas orthographisches system weicht sehr von dem Mäzkes ab, aber in den uns interessieren-

[1] zu gute halten darf man M. eine gewisse verwirrung in der terminologie bei besprechung der minder betonten silben. er redet da mitunter von einem halblangen ton, wo er einfach den halben ton meint. vgl. s. 483.

den fragen ist der unterschied gering. von Mäzke übernommen ist die unglückliche einbeziehung der lehre vom offenen und geschlossenen *e* in die accentlehre. Fulda spricht vom hohen und vom niedern ton des *e*, und es sieht so aus, als ob er in der verschiedenen aussprache des *e* eine modification des tones erblickt hätte. ebenso ist die schwäbische unterscheidung der beiden *ei*-diphthonge (*ei* = mhd. *î*, *éi*, *ai* = mhd. *ei*) in die tonlehre einbezogen.

In der terminologie ist Fulda wie gewöhnlich schwankend. er sagt in der regel 'ton' in der bedeutung von Mäzkes 'ton' und Mäzkes 'accent'; in beiden bedeutungen gebraucht er aber auch 'accent'. Mäzkes ausdrücken gedehnt und ungedehnt entsprechen bei Fulda gedehnt und scharf[1]. einmal (s. 192) sagt er für gedehnt lang.

Wichtig ist für uns die definition des gedehnten und des scharfen accents s. 154 f: 'Der gedehnte Accent ist, (so sagt mein Freund), wenn ich mich auf dem Vocal länger verweile, und den folgenden Consonanten gleichsam nachläsig fortschlepe, und nicht so laut und nachdrüklich ausspreche. Der scharfe Accent ist, wenn ich gleichsam über den Vocal weghüpfe, und mit einer Heftigkeit auf den Consonanten falle, und mich auf ihm verweile.' der freund ist Nast.

Eine analogie zu dem gegensatz von schärfung und dehnung findet Fulda bei dem diphthongenpar *ei* (= mhd. *î*) und *ai* (= mhd. *ei*). vgl. s. 279 f. '*ei*, ist als ein Doppellauter . . schon gedehnt. . . . . Und wenn *ai* noch ungleich länger gedehnt wird: so hört man in *ei* die ringere Dehnung, oder gleichsam eine Art Schärfe, freilich nur Vergleichungsweise, nicht aber wirkliche Schärfe.' s. 276 spricht F. davon, dass die Schwaben mitunter auf ein einsilbiges wort einen 'Circumflex' legen, 'das in seiner Zweisilbigkeit blos und schlechthin gedehnt bleibt', zb. *Schréi* (*Schrai*) : *schreien*. dazu vergleiche man die bemerkungen Schöpfs, oben s. 244.

Wie sich Fulda in diesem aufsatz das verhältnis von silbenquantität und betonung gedacht hat, ist nicht recht klar. er

[1] die beziehung auf die namen der alten silbenaccente ist klar. vgl. s. 153: '— mit dem Unterſchied, daſſ sie sich in gedehnte (circumflexe) und in scharfe (acute) verteilen.' demgemäſs spricht F. s. 195 von einem circumflex.

gebraucht lang als attribut betonter und kurz als attribut unbetonter silben, spricht auch von langem ton. so sagt er s. 151 nr 2: 'Ein Wort, als Wort, als Zeichen der Sache, als Name, hat seinen ganzen, langen, vollen Ton.' oder s. 153 nr 6: 'Diese (die partikeln) sind kurz, und bedärfen keines Tonzeichens (dh. keiner bezeichnung der vocalquantität). Jene (die namen) sind allesamt lang (Nr 2), nur mit dem Unterschied, daſſ sie sich in gedehnte (circumflexe), und in scharfe (acute) verteilen.' vgl. noch zb. s. 182. 183. 242. 252. in nachlässiger weise spricht F. auch von einem langen *e* (s. 229, nr 62), wo er das *e* volltoniger silben meint. er bemerkt, dass in fremden sprachen, aber nicht im deutschen, quantität und accent auseinanderfallen, aber worin der begriffliche unterschied zwischen quantität und accent besteht, das sagt er nicht.

Von der durch Mäzke angedeuteten unterscheidung zwischen vorzüglichem und halbem ton macht Fulda oft gebrauch. in der terminologie schwankt er wider. vgl. die oben angeführte stelle s. 151 nr 2, wo vom ganzen, langen, vollen ton gesprochen wird. s. 182 nr 33 finden wir einen ausdruck, der später sein glück machen sollte: 'die Grundsilbe behält ihre Herrschaft mit dem H a u p t t o n oder der Schwere, die auf ihr ligt.' s. 185 taucht das wort 'hilfsaccent' auf. 'In *Meisterinen*, *Bürgerinen* ist das *in* nur zu weit von der Grundsilbe, *meist* und *bürg*, entfernt, als daſſ es so kurz, als ihm gebührt, und one einen Hülfsaccent könnte ausgesprochen werden.' wir erinnern uns an den 'kleinen accent' des aufsatzes in den Critischen beiträgen. s. 186, nr 36 wird in derselben bedeutung wie hülfsaccent 'halblanger ton' gesagt. derselbe ausdruck erscheint s. 187 nr 37, s. 190 nr 38 bei besprechung der tonverhältnisse gewisser endungen mit vollem vocal. s. 151 nr 3 und s. 266 nr 96 spricht Fulda vom h a l b e n t o n gewisser wörter, die er partikeln nennt. schon der ausdruck 'halblanger ton', den freilich auch Mäzke sich hatte entschlüpfen lassen, deutet darauf, dass hier in diesem aufsatz Fulda den gesamteindruck der 'schweren' silbe nicht nach den verschiedenen elementen der quantität und des tones analysiert hat.

Ein andrer aufsatz Fuldas im zweiten teil des Sprachforschers (1778) handelt 'Von der Verbindung der Wörter in der teütschen Sprache und ihrem Accent', dh. vom accent der composita und

vom satzaccent. es wird hier ein neuer begriff eingeführt, der vor- oder überton. wie nämlich s. 4 gelehrt wird, behält in der composition jedes wort seinen ton. aber das bestimmende wort 'hat eine höhere Erhebung der Stimme, einen Vorton oder einen Ueberton.' *haus* und *rat* haben jedes für sich einen 'ganzen' ton. in *hausrat* bekommt *haus*, das schon für sich den ganzen ton hat, den bestimmenden überton.

Partikeln[1] haben an sich keinen ganzen, höchstens einen halben ton. aber in der composition bekommen sie als bestimmungswörter den vorton, 'so wenig er ihnen an und für sich selbst gebührt' (s. 17)[2].

In den Grundregeln der Teutschen Sprache (Sprachforscher II 113 ff) wird im 2—4 capitel widerum die accentlehre dargestellt. uns interessieren zunächst zwei lehrsätze des 2 capitels, in denen vom verhältnis der quantität zum ton die rede ist. s. 144 nr 1. 'Ein Wurzelwort nimmt sich immer zu seiner Aussprache eine volle Zeit oder Länge und eine Stimmkraft oder Stimmerhebung.' s. 145 nr 5. 'Die Grundsilbe hat allezeit im Teutschen die Länge und die Stimmerhebung, die Kraft des Ausdruks, den Ton auf sich. Und umgekehrt, was den Accent auf sich hat, ist Wurzel- und Grundsilbe. Und was den Ton hat, hat auch die Länge, und was die Länge hat, hat auch den Ton.'

Wie aus der zweiten stelle hervorgeht, ist ton und accent auch hier für Fulda gleichbedeutend. bedenkt man weiter, dass das 2 capitel überschrieben ist 'Vom Accent an sich', das 3 'Von der Verschiedenheit des Accents', dass ferner dieses 3 ca-

[1] Fulda nimmt den begriff der partikel sehr weit. er umfasst auch die pronomina sowie die vor- und endsilben. in der einteilung der partikeln bleibt sich Fulda nicht gleich und ist vielfach verwirrt. in unserm aufsatz werden die partikeln eingeteilt in absonderliche und unabsonderliche, die letzteren wider in ganz unselbständige, das sind die sechs vorsilben *be-*, *ent-*, *er-*, *ge-*, *ver-*, *zer-* und die meisten endsilben, und in halbselbständige, das sind die aus selbständigen wörtern hervorgegangenen endungen (*-bar*, *-heit*, *-ei*, *-lich*, *-lei*, *-ling*, *-lein*, *-haft*, *-schaft*, *-nis*, *-tum*, *-sam*) und vorsilben (*et-*, *ge-*, *mis-*, *ur-*, *un-*). für die lehre vom compositionsaccent kommen nur die absonderlichen partikeln und die halbselbständigen vorsilben in betracht.

[2] auf einzelheiten geh ich nicht ein. der unterschied der betonung bei trennbarer und untrennbarer verbalcomposition ist nicht klar auseinandergesetzt.

pitel (s. 148 nr 1) mit den worten beginnt: 'Der Accent ist zweierlei, *gedehnt* (circumflectirt), und *scharf* (aecuirt)', so ergibt sich, dass Fulda schärfung und dehnung als eigenschaften der sache betrachtete, die er im 2 capitel ton oder accent genannt hatte.

Wir finden ferner einen neuen namen eingeführt für das, was Sprachforscher I 185 hilfsaccent genannt wurde. s. 152 f nr 6: 'Kurze Silben, die sicher keines eigentlichen Tons, noch einer Länge fähig sind, müsen, wenn sie in *viersilbigen Wörtern* die vorlezte Silbe ausmachen, eine Art von Daur und Erhebung bekommen, wenn sie sollen können ausgesprochen werden. . . Es wäre wider alle Natur der Partikeln, hier eine Schärfe durch Verdopplung des Endconsonanten zu bezeichnen, da sie keiner Schärfe fähig sind. Man nenne diesen Umstand wie man wolle, einen Unter- oder Nebenaccent, oder sonst etwas, kein wahrer Ton ist es nicht.'

Da haben wir endlich unser wort *nebenaccent*, das also ebenso wie hauptton sein dasein Fulda verdankt. aber Fulda ist seinem kinde ein rechter stiefvater: 'kein wahrer Ton ist es nicht.'

Dies führt uns auf das hauptgebrechen der sonst sehr verdienstlichen Fuldaschen accentlehre. bei ihm ist das etymologische princip nicht mehr diener, sondern tyrann. Fulda interessiert sich eigentlich nicht für die akustischen phänomene des accents an sich, er will nicht mit hülfe der grammatischen zergliederung die tonverhältnisse übersichtlich darlegen, was ihn interessiert, ist diese zergliederung selbst, diese teilung der wörter in grundsilben und endsilben, oder wie er sie sonst nennt, die analyse der sprache in die einfachsten bestandteile, und der accent erscheint ihm nur als ein neues, *starres* merkmal der etymologischen kategorieen. daher die lehre von den partikeln, die 'an sich' gar keinen, oder höchstens einen halben ton haben, und nun doch, wo sie in die erscheinung treten, häufig oder immer (man denke an *et-*, *ur-*) sogar den überton bekommen. daher die behauptung, dass die grundsilben immer ihren ganzen ton bewahren. daher das misbehagen, dass silben, die an sich gar keinen ton haben, nun doch einen nebenaccent bekommen. das etymologische princip ist schuld, dass Fulda sich das wesen dessen, was er überton nennt, nicht klar gemacht hat. ist das

das entscheidende, dass etwa in *hausrat* die erste silbe mit einer 'höhern erhebung der stimme' ausgesprochen wird als die zweite, dann geht es nicht an, der ersten silbe zweisilbiger partikeln (*über*, *unter* usw.) blofs einen halben ton zuzugestehn. (vgl. Sprachforscher II 14.) nur dann darf man dies tun, wenn man in wörtern wie *über* die erste silbe nicht mit der zweiten silbe desselben wortes, sondern mit der übertonsilbe von wörtern wie *hausrat* vergleicht. tut man dies aber, stellt man eine scala für alle tonstufen der sprache auf, dann muss man erwägen, ob denn würklich in *hausrat* die erste silbe mit ihrem überton auf einer höhern tonstufe steht als die erste von *hauses* mit ihrem gewöhnlichen ganzen ton, und wenn dies nicht der fall ist, ob man denn da noch behaupten darf, dass die zweite silbe von *hausrat* einen ganzen ton hat.

Aber für Fulda sind die tonverhältnisse unveränderliche eigenschaften der etymologischen kategorieen[1]. nur der bestimmungston, der als etwas äufserliches betrachtet wird, hat eine gewisse bewegungsfreiheit. er kann eine silbe, die schon den ganzen ton hat, noch mehr heben, er kann eine partikel, die an sich keinen ton hat, vor einer grundsilbe auszeichnen, aber eine wurzelsilbe drücken, sie ihres ganzen tons berauben, nein, das kann er nicht. wo aber nicht einmal das logische princip des bestimmungtons angerufen werden kann, da ist der accent auf einer silbe, die ihn 'an sich' nicht hat, ein störenfried. er wird zugegeben, aber herabgewürdigt, kein wahrer ton ist es nicht.

Ein andrer fehler ist, dass Fulda Mäzkes unterscheidung von ton und accent aufgegeben hat. für Fulda sind ton einerseits und dehnung oder schärfung andrerseits nicht eigenschaften, die

[1] am klarsten ist das II 4 ausgesprochen: 'Bei jeder Vereinigung, die in der teutschen Sprache geschicht, behält immer der einzele Teil seine Quantität, mit seinem damit innig verbundenen Ton, wie er denselben vorhin schon für sich besessen hat.' mit einigen etymologischen kategorieen ist allerdings F. nicht ins reine gekommen. den archaischen endungen mit vollem vocal wie (*Ah*)*orn*, (*Klein*)*od* und den ursprünglichen wurzeln *-bar*, *-heit* usw. gesteht er I 187. 190 einen halblangen ton zu. II 151 werden alle 'partikeln' für kurz und tonlos erklärt, s. 152f ausdrücklich die kürze und tonlosigkeit jener zwei kategorieen behauptet und ihnen nur dann eine halbe länge zugestanden, wenn eine ableitungssilbe zutritt (*Ahorne, Freiheiten*), s. 152 ihnen unter der oben angeführten bedingung der unter- oder nebenaccent zugestanden.

in derselben silbe sich zusammenfinden, sondern schärfung und dehnung sind eigenschaften des tons. wie das mit seiner definition des tons sich vereinigt, hat er nicht gezeigt. während ferner Mäzke nur sagt, dass dehnung und schärfung in den vorzüglich betonten silben am merklichsten ist, keineswegs aber das bestehn dieses unterschieds in minderbetonten silben leugnet, ist bei Fulda dehnung und schärfung an den ganzen ton geknüpft, in den minderbetonten silben ist sie nicht vorhanden, kann ja auch in den ganz unbetonten bei Fuldas auffassung unmöglich vorhanden sein. da er nun aber nur den ganzen ton und die mindertonigkeit als innere, wesentliche eigenschaften der etymologischen kategorieen betrachtet, den überton nur als etwas äufserliches, accidentelles, hat er nicht die frage gelöst, wie es denn nun ist, wenn eine partikel, die 'an sich' unbetont oder höchstens halbbetont ist, den überton bekommt, wie es denn da mit dehnung und schärfung steht. und von den silben, die den unter- oder nebenaccent bekommen, der kein wahrer ton nicht ist, wird klipp und klar gesagt, dass es 'wider alle Natur der Partikeln' sei, eine schärfe durch die verdopplung des endconsonanten zu bezeichnen, 'da sie keiner Schärfe fähig sind.' wider zeigt sich das etymologische princip als tyrann statt als diener. dies hängt weiter damit zusammen, dass sich Fulda auch für die akustischen phänomene der dehnung und schärfung nicht so sehr interessiert, wie für ihre graphische bezeichnung, und da hätte es freilich dem etymologischen princip ins gesicht geschlagen, wenn man eine und dieselbe silbe je nach wechselnden tonverhältnissen verschieden geschrieben hätte.

Auch Fuldas freund Nast hat sich mit der lehre vom accent beschäftigt. zuerst im Schwäbischen Magazin von gelehrten Sachen vom jahre 1775, s. 562—64, dann im zweiten abschnitt seiner Grundsäze der teütschen Rechtschreibung im Sprachforscher II 77 ff. einen auszug findet man schon im Schwäb. Magazin vom jahre 1777, vgl. namentlich s. 164. ich lege meiner darstellung die abhandlung im Sprachforscher zu grunde.

Die abstufungen des worttons will Nast nicht behandeln. aber er erkennt ihre existenz an (s. 83). 'Das will ich nicht in Abrede sein, daß, wie die Länge in eine Ueberlänge, Länge und halbe Länge eingeteilt wird, so auch der Ton in den Vor- oder Ueberton, den ganzen und halben Ton eingeteilt werden

mus. Allein zu meiner Absicht bleibe ich blos beim allgemeinen.'

Über das verhältnis von silbenquantität und ton spricht sich Nast s. 82f aus: 'Daß die betonte Silbe zugleich lang sein mus, versteht sich von selbst, dann kurze Silben haben keinen Ton; und wenn bisweilen eine kurze Silbe einen Ton bekommt, so wird sie halb lang. Der Saz: Eine betonte Silbe ist lang, läßt sich nicht umkehren: Eine lange Silbe ist betont. Dann es gibt lange Silben, die nicht betont sind, wie wir oben beim Wort *Rathaus* gesehen haben, wo *haus* lang ist, und doch nicht den Ton hat.' über die langen, aber nicht betonten silben erfahren wir nichts näheres, doch können wir vermuten, dass dem überton die überlänge, dem ganzen ton die länge und dem halben ton die halbe länge zugeordnet ist.

Den eigentlichen gegenstand der abhandlung bildet die lehre von dem, was wir den hauptton nennen würden, ferner die lehre von der quantität der betonten vocale. beide dinge sind wie bei Fulda zusammengeknüpft[1].

'Der Ton ist etwas relatives', sagt Nast s. 78, 'er zeigt sich in Wörtern von mer als einer Silbe, da man die Silben gegen einander halten, und sagen kan, dise Silbe hat den Ton, jene hat ihn nicht; in diser Silbe ist der Ton geschärft, in jener gedent.' vom ton einsilbiger wörter könne man nur insofern sprechen, als man sie mit andern wörtern vergleicht. aber davon, also vom satzaccent, will Nast hier nicht sprechen, sondern nur vom ton der mehrsilbigen wörter. der ton oder accent wird s. 79 definiert als 'der vorzügliche Ton, den man in der Aussprache eines Worts auf eine von den Silben desselben Worts legt.' es entsteht sofort die weitere frage 'was ist aber der vorzügliche Ton?' nun setzt Nast auseinander, dass man bei einem guten vorleser beobachten könne, erstens, dass er eine silbe, ein wort, einen satz stärker und lauter als die übrigen ausspricht, das ist die verstärkung und mäfsigung der stimme, in der musik entspricht forte und piano; zweitens, dass er mit der stimme bald steigt, bald fällt, das ist die modulation in der rede; drittens, dass er einige silben und wörter länger, einige kürzer ausspricht, das ist die quantität, in der musik entspricht der

[1] aber Fulda ist nicht daran schuld, wie der vor Fuldas abhandlung fallende aufsatz im Schwäb. magazin vom j. 1775 beweist.

tact; viertens, dass besonders die langen silben sich durch den gedehnten und scharfen ton voneinander unterscheiden, das ist die qualität der silben oder ihr accent. 'Es ist ungefär das, was der Geiger durch den Strich mit dem Bogen herausbringt, wenn er entweder schlaift oder stöst.'

Nach einer längern abschweifung kehrt Nast wider zu der frage zurück : 'was ist der vorzügliche Ton?' (s. 82). die antwort lautet : 'Er ist nicht Verstärkung und Mäsigung — er ist nicht Steigen und Fallen der Stimme, er ist auch nicht Kürze und Länge oder Quantität der Silben — Nein, das ist er nicht, ungeachtet von allem disem mehr oder weniger ihn begleitet. Er ist eine Erhebung der Stimme, vermittelst welcher die betonte Silbe von den unbetonten herausgehoben wird, so daß sie stärker, läüter, nachdrücklicher und folglich auch länger ausgesprochen wird als die unbetonten.'

Wir sehen hier das ringen nach einer deutlichen vorstellung vom wesen des exspiratorischen accents. zu vollkommner klarheit ist Nast nicht gelangt; er hat sich insbesondere nicht darüber ausgesprochen, inwiefern die erhebung der stimme nicht vertärkung ist, wenn doch durch diese erhebung die betonte silbe stärker, lauter und nachdrücklicher klingen soll. s. 79 hatte er ja, wo er davon sprach, dass der gute vorleser 'eine Silbe vor der andern, ein Wort vor dem andern, einen Saz vor dem andern stärker und läüter ausspricht,' geradezu gesagt : 'diß ist die Verstärkung und Mäsigung der Stimme.'

Was die unterscheidung von gedehntem und scharfem accent betrifft, so gibt Nast einmal die uns schon bekannte, von Fulda ihm entlehnte definition wider (s. 83). man wird bemerkt haben, dass sie von Aichinger beeinflusst ist. s. 84 wird diese definition weiter erläutert. 'Was macht dann also die Silbe gedent oder scharf? Es ist die Bewegung, welche wir einer Silbe geben, indem wir sie aussprechen. Ich bitte, das Wort Bewegung wol zu bemerken. Vorher da ich den Ton überhaupt, one auf seine beide Gattungen zu sehen, definirte, sagte ich, er sei die Erhebung der Stimme, wodurch die betonte Silbe von den unbetonten herausgehoben und hervorstechend wird. Dise Erhebung geschiht nun durch eine doppelte Bewegung der Aussprache, die sich am besten mit einem Geiger erleütern läßt. Wie diser mit dem Bogen durch die Bewegung

desselben einerlei Noten, das einemal geschleift oder gedent, das anderemal gestosen oder geschärft heraus bringen kan : so kan der redende einerlei Buchstaben durch die Bewegung in der Aussprache das einemal gedent, *Höle*, *beschwert* — das andremal scharf, *Hölle, Schwert* — aus dem Munde bringen.'

Auch hier sehen wir das ringen nach einer deutlichen erkenntnis, nach der erkenntnis vom wesen des silbenaccents[1]. man kann ahnen, dass Nast ungefähr das vorschwebte, was man jetzt stark und schwach geschnittenen accent nennt[2]. aber er beschreibt nicht ganz deutlich die abstufung der exspirationsstärke innerhalb der silbe, deutlicher jedesfalls die quantitätsverhältnisse der silbenelemente. Nast gibt auch zu, dass man sagen könnte der vocal der gedehnten silbe sei lang, der vocal der geschärften kurz, umgekehrt, der consonant der gedehnten silbe kurz, der scharfen silbe lang (s. 85f)[3].

Nast betrachtet ebenso wie Fulda den scharfen und den gedehnten accent als gattungen des genus ton oder accent, mit andern worten, er betrachtet die s i l b e n accente als gattungen des w o r t tons. dieser logische widersinn kommt zum deutlichen ausdruck in den schon angeführten worten : 'Vorher da ich den Ton überhaupt, one auf seine beide Gattungen zu sehen, definirte, sagte ich, er sei die E r h e b u n g der Stimme, wodurch die betonte Silbe von den unbetonten herausgehoben nnd hervorstechend wird. Dise Erhebung geschiht nun durch eine doppelte Bewegung der Aussprache.' wie kann man sagen, dass die tonsilbe dadurch vor den übrigen ausgezeichnet wird, dass in ihr

[1] es ist nicht uninteressant, dass Kurschat die namen der litauischen silbenaccente der technik des geigenspiels entlehnt hat, gerade wie Nast den unterschied seiner silbenaccente durch das geigenspiel erläutert. womit natürlich nicht gesagt sein soll, dass der litauische schleifende und gestofsene accent mit Nasts gedehntem und scharfem zu identifizieren ist.

[2] nach Kauffmann Gesch. der schwäb. mundart § 39 kommt allerdings im schwäbischen der stark geschnittene accent nur als rhetorisches hilfsmittel vor.

[3] Nast sagt, es sei besser von gedehnten und scharfen vocalen und nicht von langen und kurzen zu sprechen, weil man so misverständnisse vermeide, nämlich verwechslung von silben- und vocallänge. das klingt bescheidener als die äufserung im Schwäb. mag. 1775 s. 562, dass es albern sei, wenn 'die meisten grammatiker' dem vocal an sich länge oder kürze zuschreiben, da er erst in der verbindung mit einem consonanten lang oder kurz werde.

der vocal bald kurz, bald lang, oder sagen wir, bald stark, bald schwach geschnitten ist? man könnte Nast zu hilfe kommen und sagen: die auszeichnung der tonsilbe durch scharfen oder gedehnten accent geschieht indirect, dadurch, dass in der unbetonten silbe der silbenaccent von einer dritten beschaffenheit ist; vgl. die oben angeführte bemerkung Aichingers. aber daran hat Nast nicht gedacht [1]. es ist deutlich, dass er mit der erhebung der stimme die stärkere aussprache meinte. charakterisier ich aber das verhältnis der exspirationsstärke verschiedener silben, so darf ich nicht in einem atem, als ob ich von derselben sache spräche, das verhältnis der elemente einer silbe charakterisieren.

Damit hängt eine weitere verwirrung zusammen. s. 77f sagt Nast: 'In der Tonlere kan nie die Frage von einsilbigen Wörtern sein; in einer Sprache, die aus lauter solchen Wörtern bestünde, hätten alle oder keines den Ton.' aber in einer solchen sprache kann doch immer noch ein unterschied des silbenaccents bestehn. und würklich, derselbe Nast, der s. 77 sagt, dass in der tonlehre nie die frage von einsilbigen wörtern sein kann, der s. 78 erklärt, nur von dem ton der mehrsilbigen wörter handeln zu wollen, derselbe Nast schreibt s. 83: 'Die Tonlere sezt die Prosodie voraus, und nimmt daraus die langen Silben, und dise teilt sie ... in scharfe und gedente. Die Prosodie sagt z. Ex. *Zal* und *Fall* sind beide lang; die Tonologie aber sagt: *Zal* hat den gedenten, und *Fall* den scharfen Accent.' also hat es die tonlehre doch auch mit einsilbigen wörtern zu tun [2].

Wir erkennen den verderblichen, lähmenden einfluss der misverstandenen antiken terminologie. acutus, circumflexus, gravis sind silbenaccente. der wortton wird nur indirect durch

[1] vgl. s. 80f: 'die Qualität oder der Accent der Silben, nach welcher sie entweder gedent oder geschärft (ein drittes gibt es nicht) ausgesprochen werden.'

[2] die verwirrung zeigt sich auch in der oben angeführten bemerkung über die relativität des tons. wie darf Nast schreiben, der ton zeige sich in mehrsilbigen wörtern, wo man die silben vergleichen kann, und sagen: 'in diser Silbe ist der Ton geschärft, in jener gedent.' das kann man nach seiner theorie gerade in mehrsilbigen wörtern nicht, denn da hat nur eine den ton, dessen gattungen schärfung und dehnung sind, die andern haben keinen ton, also auch keine schärfung und dehnung. mithin kann die vergleichung der silben desselben wortes niemals das urteil ergeben, 'in diser Silbe ist der Ton geschärft, in jener gedent.'

sie charakterisiert, dadurch, dass in mehrsilbigen wörtern eine silbe acuiert oder circumflectiert sein muste, alle andern silben aber graves waren. dadurch[1] erschien die acuierte oder circumflectierte silbe als die hervorragendste, die hauptsilbe, zunächst in vielsilbigen, dann auch in zweisilbigen wörtern, von ihr sagte man *κατ' ἐξοχήν*, dass sie den accent habe. in der modernen aussprache der antiken sprachen wurde zwischen acut und circumflex nicht unterschieden, sondern nur zwischen accentuierten und nicht accentuierten silben. aber nach der antiken tradition gab es doch einen unterschied zwischen acut und circumflex, und das veranlasste die formulierung 'die accentsilbe ist entweder acuiert oder circumflectiert.' nun legte man aber diesen ausdrücken die bedeutung unter, die ihnen späte lateinische grammatiker gegeben hatten, wonach der acut einfach die kürze des vocals, der circumflex die länge andeutete, und da ergab sich die widersinnige fassung, dass der accent, die hervorhebung einer silbe vor der andern, dadurch entstehn könne, dass man in ihr den vocal entweder kurz oder lang spreche, was ebenso klug ist, als wenn man sagte, das eichhörnchen ist dadurch behender als der mensch, dass es entweder rot oder schwarz ist. es ist bei alledem rühmenswert, dass man sich bemühte, die alten termini mit neuem gehalt zu erfüllen, acut und circumflex als silbenaccente, nicht musikalische, aber exspiratorische, zu fassen.

Klopstocks metrische abhandlungen[2] sind, ohne dass

[1] nämlich, wenn wir uns auf den standpunct der antiken theorie stellen, worauf es hier allein ankommt. an sich seh ich kein hindernis anzunehmen, dass auch im griechischen die acuierten und circumflectierten exspiratorisch stärker betont waren als die gravissilben. die grammatiker hatten keine veranlassung davon zu sprechen, weil es sich von selbst verstand. der musikalische accent bestimmte den exspiratorischen eindeutig, aber nicht umgekehrt; daher brauchte nur der musikalische erörtert zu werden. in einer sprache, wo weder der musikalische accent den exspiratorischen noch umgekehrt bestimmt, wie zb. im schwedischen, ist es anders.

[2] es kommen namentlich folgende abhandlungen in betracht, die ich im folgenden nach den seitenzahlen der Göschensche Ausgabe der Sämtlichen Werke von 1854 citiere : 1) Vom deutschen Hexameter. aus dem 3 bande der Halleschen ausgabe des Messias v. j. 1769 = Werke x 45—56, 2) Vom Sylbenmaße 1770 = Werke x 162—192, 3) der abschnitt 'Vom Tonmaasse' in der Gelehrtenrepublik von 1774 = Werke VIII 261—72, 4) Vom deutschen Hexameter. aus den Fragmenten über Sprache und

Christs name genannt würde, ein fortlaufender protest gegen seine anschauungen, denen zufolge er den deutschen vers herabwürdigte und nur die antiken verse als würkliche verse gelten lassen wollte. wir erinnern uns, dass Christ behauptet hatte, erstens, dass die quantität auf unabänderlichen, in der natur der sprache begründeten gesetzen beruhe, dass namentlich die position notwendig lang machen müsse, zweitens, dass die Griechen und Römer in ihren dichtungen streng die quantität beobachteten und eben deshalb richtige verse zustande brachten, drittens, dass die Deutschen ihre verse blofs nach dem accent abmessen, dass im deutschen wol die accentuierte silbe immer lang, aber nicht immer die nichtaccentuierte silbe kurz sei und deshalb die deutschen verse kein wahres metrum hätten. alle diese puncte bekämpft Klopstock [1]. er leugnet, dass das, was nach griechischer prosodie lang ist, schlechtweg lang sein müsse [2], er behauptet den vorzug der deutschen prosodie vor der griechischen, da die griechische quantität nur mechanisch, durch das ohr bestimmt sei, während die deutsche auf dem begriff beruhe, er tadelt die unbestimmtheit der quantität vieler griechischen silben, er leugnet, dass die Griechen ihre quantität immer streng beobachtet hätten, sei es, dass nach ihrer theorie silben für lang galten, die es, auch mit dem mafsstab der mechanischen prosodie gemessen, nicht werden konnten [3], sei es, dass gegen alle theorie kurze silben lang und umgekehrt gebraucht wurden [4]. natürlich leugnet

Dichtkunst 1779 (zt. schon 1777. 78 im Deutschen Museum) = Werke x 57—159. aufserdem sind zu berücksichtigen einige andere bemerkungen in der Gelehrtenrepublik, Werke viii 172 f und die orthographischen abhandlungen Über die deutsche Rechtschreibung 1778—1780 = Werke ix 325—404. — in der abhandlung Von der Nachahmung des griechischen Sylbenmaßes im Deutschen (1756) = Werke xi—14 wagt Kl. noch nicht den unbedingten vorrang der deutschen prosodie vor der griechischen zu behaupten, vgl. s. 5: 'Es ist wahr, die Griechen unterscheiden die Länge und Kürze ihrer Sylben nach einer viel feinern Regel, als wir.'

[1] es verschlägt dabei nichts, dass K. in einzelheiten sich Christ nähert, so wenn er behauptet, dass die deutschen jamben oft schlecht gemessen sind, an 'silbenzwang' leiden.

[2] vgl. zb. x 171. 173 f.

[3] das glaubt Kl. von den positionslängen behaupten zu dürfen, wenn die position bildende consonantenverbindung sich auf zwei silben bez. wörter verteilt oder im anlaut eines wortes steht.

[4] Kl. beanstandet fälle wie *πρὸς οἶκον Πηλῆος*, *φίλε ἑκυρὲ δεινός τε*. auch die verkürzung eines langen vocals vor vocalischem anlaut des folgenden wortes hält Kl. für 'silbenzwang'.

Klopstock auch, dass die deutschen verse nach dem accent gemessen werden. auch sie werden nach der quantität gemessen, nur dass die deutsche quantität auf einem andern, höhern princip beruht als die griechische.

Uns interessieren hier blofs Klopstocks ansichten über deutsche quantität und ihr verhältnis zum accent. in seinen ersten schriften behauptet Klopstock ganz bestimmt, dass länge und kürze sich durch die zeit unterscheiden, die zu ihrer hervorbringung gebraucht wird. vgl. x 170 : 'Ihr Ohr verlangt mehr als Wohlklang, es will auch Bewegung hören. Und diese entsteht dadurch, dafs sich die Aussprache bei einigen Sylben längere Zeit, und bei andern kürzere verweilt. Sie halten sich bei der Aussprache der langen Sylbe eine merkliche, obgleich nicht völlig abgemessene Zeit auf. Bei der kurzen Sylbe ist die Zeit des Aufhaltens weniger merklich, und auch nicht völlig gleich abgemessen.' Klopstock führt dann aus, wie dieses 'nicht völlig abgemessen' zu verstehn ist. nämlich sowol in der gruppe der langen wie in der gruppe der kurzen silben gibt es kleinere quantitätsunterschiede, die wol im vortrag zur geltung kommen, aber für die theorie des silbenmafses ohne bedeutung sind.

Dass Klopstocks feines ohr würklich quantitätsunterschiede wahrnahm in der deklamation, die seinem ideal entsprach [1], das scheint mir sicher. x 187 gibt er folgende anweisung : 'Das Zeitmaß auszudrücken, müssen Sie auf den Längen, besonders wenn sie die Dehnung haben, ein wenig halten. Die Kürzen werden sich alsdann, wenn Sie sie nicht ganz vernachlässigen, von selbst ausnehmen'. und gleich darauf bemerkt er : 'Außer diesem ist es keine kleine Schwierigkeit, viele Längen nach einander auszusprechen ... Wenn diese Längen die Dehnung haben, so wird die Schwierigkeit dadurch vermindert, als : *Des Meerstroms Wuth kam; fühllos flohn*, aber viel schwerer ist auszusprechen : *Der Bergwald brennt, sinkt schnell hin.*' nun kann man leicht beobachten, dass auch eine minder betonte silbe mit

[1] darauf ist gewicht zu legen. es handelt sich nicht um die umgangssprache. vgl. VIII 264 : 'Wodurch wir unser Tonmaaß kennen lernen.... Wir lernen das Tonmaaß zwar wol auch durch die Aussprache des gemeinen Lebens; aber gewiß nicht in zweifelhaften Fällen, weil sie zu flüchtig zu dieser Entscheidung ist. Wir können es also nur durch die Declamation des Redners lernen.'

langem vocal wie *-strom* durch dehnung des vocals unschwer gelängt werden kann, während diese längung bei einer silbe mit kurzem vocal, wo also der auf den vocal folgende consonant gedehnt werden müste, in minder betonter stellung viel unnatürlicher klingt. mit gutem recht sagt daher auch Klopstock x 182, dass in *Schauplatz* die zweite silbe weniger lang laute als die erste, während in *Waldstrom* beide gleich lang sind. ich glaube also nicht, dass man Klopstock eine verwechslung von quantität und accent vorwerfen darf. seine unterscheidung von längen und kürzen beruht auf würklicher wahrnehmung.

Die beziehungen zwischen accent und quantität im deutschen sind natürlich Klopstock von allem anfang an nicht entgangen. aber er sträubt sich dagegen, den accent als den die quantität bestimmenden factor anzuerkennen. 'Diejenigen Sylben, mit denen die Stimme sinkt, sind bey uns gewöhnlich kurz; aber nicht deswegen, weil die Stimme mit ihnen sinkt, sondern weil es da zu geschehn pflegt, wo die aus andern Ursachen kurzen Sylben sind' (VIII 173 ***). die 'ursachen' der quantität findet Klopstock in dem begrifflichen wert der silben. 'Unser Tonmaaß verbindet die Länge mit den Stamwörtern oder den Stamsylben, und beide mit den Hauptbegriffen; die Kürze hingegen mit den Veränderungssylben, und beyde mit den Nebenbegriffen.' so beginnt Klopstocks abriss der prosodie in der Gelehrtenrepublik (VIII 261). dass das ordnende princip das etymologische ist, versteht sich von selbst. der accent hat nur insofern einfluss, als er mitunter die quantität der zweizeitigen silben bestimmt. ausdrücklich legt Klopstock dagegen verwahrung ein gegen die 'beschuldigung', 'dafs unser Tonmaafs Accentquantität wäre' (VIII 271 **).

Aber in der abhandlung Vom deutschen Hexameter vom jahre 1779 finden wir eine merkwürdige annäherung an die accenttheorie, welche den begriff der quantität beinahe verflüchtigt. es kommt hier namentlich folgende stelle in betracht (x 80f). 'Die Länge entsteht durch Anhalten, und durch Anstrengung der Stimme, die hierbei nothwendig muß erhoben werden. Wenn wir sagen, daß die Länge den Ton habe, so meinen wir die Erhebung der Stimme. Das Anhalten erfordert eine gewisse Zeit, aber daß die Stimme während dieser Zeit angestrengt oder erhoben wird, ist das Wesentlichste bei der Sache. Ist die Dauer des Wortes *See* wohl viel größer, als der

Sylbe *se* in *diese*, oder des Wortes *drung*, als der Sylbe *drung* in *Wandrung*? Und bei Vergleichung des Wortes *See* und der Sylbe *drung* kann vollends das Ohr nicht einmal recht entscheiden, ob jenes eine etwas größere Dauer habe. Gleichwohl ist selbst hier der Unterschied zwischen Länge und Kürze sehr hörbar. Man kann also, denk' ich, nicht daran zweifeln, daß bei uns die Länge, zwar auch durch die Zeit, in der man sie ausspricht, aber noch mehr dadurch entstehe, daß man diese Zeit über die Stimme erhebt ... Unserm Ohre ist bei Hörung der Länge nicht so wohl daran gelegen, wie viel Zeit der Redende, sondern wie er seine Zeit zubringe. Wir hören den Ton gern, mit dem er die Länge ausspricht. Auch Folgendes ist ein Beweis von dem, was ich behaupte : Wenn man in der Leidenschaft so schnell spricht, daß die Buchstaben nur eben gehört werden, und darüber die Länge beinah weniger Zeit als sonst die Kürze hat, so ist es der Ton, was als unterscheidend hervorschallt.'

Die betonung ist jetzt für Klopstock eine so wesentliche eigenschaft der länge, dass er von diesem gesichtspunct aus die griechischen verhältnisse betrachtet, wobei er sich in einen knäuel von widersprüchen verwickelt. s. 66 behauptet er, dass die kürzen mit dem acut weniger kurz waren, als die ohne accent, in μένος zb. sei die erste silbe eine kurze, die zweite eine kürzeste [1]. s. 81 sagt er wider, der acut und unser ton seien etwas ganz verschiedenes, da der acut auch auf kurzen silben stehn könne. anderseits constatiert er (s. 82. 92) als wesentlichen unterschied der griechischen länge von der deutschen, dass die griechische gewöhnlich tonlos sei. man erkennt die unfähigkeit, mehrere zugleich wahrgenommene eindrücke zu trennen. Klopstock hätte sich doch sagen müssen, wenn ton und länge etwas derart verschiedenes sind, dass im griechischen die länge ohne ton vorkommt, dass dann doch auch kein hindernis für die betonung der kürze bestehn kann. nur die von Klopstock geleugnete gleichheit des griechischen acuts mit unserm ton lässt ferner seine eigene annahme von dem einfluss des acuts auf die abstufung der kürzen überhaupt möglich erscheinen. 'Mein Beweis ist : Die

[1] es lässt sich nicht nachweisen, dass Klopstock an gewisse überlieferungen von scholiasten über die metrische längung von silben durch den acut gedacht hat. vgl. die bemerkung des Henninius oben s. 236[1] und Foster aao. s. 266 sowie s. 35 f der replik.

Griechen lassen manchmal sechs, sieben Kürzen auf einander folgen. Diese kann man unmöglich auf gleiche Art aussprechen; man muß eine oder zwei ein wenig heben. Und welche? Doch wohl keine andre, als die den steigenden Accent haben?' also hebt der acut, gerade so wie der deutsche ton mit erhebung der stimme identisch ist. und blofs weil im deutschen diese erhebung der stimme mit länge der silben verbunden ist, wird auch für das griechische eine längung der acuierten silbe angenommen, nur dass die accentlänge, der griechischen theorie zu liebe, nicht als länge bezeichnet wird, sondern unter dem verschämten namen einer gröfseren kürze (s. 93) udgl. auftritt.

Wir müssen fragen, bleibt bei der grofsen bedeutung, die der ton für die wahrnehmung der länge hat, überhaupt noch etwas für den begriff der (deutschen) quantität übrig? allerdings, gerade so viel, dass der begriff noch notdürftig seine sonderexistenz fristen kann. die länge entsteht auch durch die zeit, in der man sie ausspricht, consonanten und vocale der kürzen werden schneller gesprochen als die der längen (s. 88). aber viel bleibt nicht übrig, wenn behauptet wird, dass der ton das wesentlichste bei der sache sei, dass die kürzen mehr als durch die zeitdauer ihrer hervorbringung durch ihre tonlosigkeit sich von den längen unterscheiden (s. 88).

Bei licht betrachtet ist quantität für Klopstock beinahe nur mehr ein metrischer begriff (vgl. Scherer Kl. schr. II 370). lang ist eine silbe, die fähig ist dort zu stehn, wo das schema – hat. zugegeben hat dies Klopstock nicht. er wollte ja zeigen, dass die deutschen hexameter den griechischen überlegen sind. um dies zu beweisen, um überhaupt einen vergleich anstellen zu können, muste er die gleichheit des metrischen princips in beiden sprachen behaupten. er muste davon ausgehn, dass der deutsche hexameter quantitierend ist wie der griechische, und dann nachweisen, dass die deutsche quantität besser ist, auf höheren principien beruht als die griechische, und dass die deutschen hexameter die deutsche quantität besser beobachten, als die griechischen hexameter die griechische. es hätte keine würkung getan, wenn er für das deutsche ein ganz verschiedenes princip der verskunst angenommen hätte, wenn er wie Opitz und andre theoretiker der griechischen quantität nicht die deutsche quantität, sondern den deutschen accent

gegenübergestellt hätte. specifisch verschiedenes lässt sich nicht vergleichen und abschätzen.

Natürlich ist dies nicht so zu verstehn, als ob Klopstock absichtlich die verhältnisse verdunkelt hätte. mit gutem gewissen konnte er trotz allem, was er über die beziehungen von accent und quantität sagte, noch immer behaupten, dass der accent weder lang noch kurz mache, sondern nur mit der länge ausgesprochen werde (s. 68). noch immer ist die ursache der quantität der begriffliche wert der silben. hier steckt aber wider eine unklarheit. ohne uns in eine philosophische erörterung darüber einzulassen, was es denn in wahrheit mit den realursachen auf sich hat, können wir doch sagen, dass die anwendung dieses begriffs nur dann zulässig gewesen wäre, wenn Klopstock die sprache durchweg als ein *ἐνεργούμενον* betrachtet hätte. dazu findet sich aber nur ein ansatz[1]. im ganzen verfährt Klopstock descriptiv, und da kann er nur constatieren, dass hauptbegriff und länge mit einander verknüpft sind. ebenso sind aber ton und länge mit einander verknüpft. wenn man hier die kategorie der causalität hereinbringen will, so kann man den begriffswert nur als erkenntnisgrund, nicht als realursache, bezeichnen; eben so gut kann man aber auch die betonung als erkenntnisgrund aufstellen. geben wir aber Klopstock seine ursache zu, so kommen wir zu einer wunderlichen formulierung. ursache ist der hauptbegriff, würkung die länge, wahrgenommen wird aber eigentlich und vornehmlich ein drittes, der ton. ich glaube, dass ich mit recht sagen durfte, dass der begriff der quantität beinahe verflüchtigt ist[2].

Über die stärkeabstufungen des tons hat Klopstock nur eine kurze bemerkung (x 83) : 'Der Ton überhaupt ist bald stärker,

[1] in der Gelehrtenrepublik VIII 262 : 'Zweyzeitigkeit (die vermutlich größtentheils durch die Ungewisheit entstanden ist, in der man zwischen Hauptbegriffe und Nebenbegriffe war).'

[2] die unklarheit Klopstocks tritt am besten durch gegenüberstellung zweier schon erwähnter äußerungen hervor : 'Er (der Accent) macht weder lang noch kurz, sondern wird nur mit der Länge ausgesprochen' (s. 68) und 'Man kann also . . . nicht daran zweifeln, daß bei uns die Länge, zwar auch durch die Zeit, in der man sie ausspricht, aber noch mehr dadurch entstehe, daß man diese Zeit über die Stimme erhebt' (s. 80). also die länge entsteht durch die stimmerhebung, den ton, aber trotzdem 'macht' der ton nicht lang. natürlich, er ist ja nicht 'ursache', sondern nur 'beschaffenheit'.

und bald schwächer. Bei dem letzten wird die Stimme etwas weniger erhoben, z. E. bei *ei* in *forteilen*, bei *strom* in *Waldstrom*, . . . und bei *win* in *Sturmwinde*.'

Dagegen hat Klopstock eine eigne theorie der silbenaccente aufgestellt. den widersinn, die silbenaccente als gattungen des wortlons zu betrachten, hat auch er sich zu schulden kommen lassen. vgl. zb. x 81 : 'Unser Ton (es war vorher von dem was wir wortton nennen die rede) hat drei Modifikationen', oder ix 329 : 'Es hatte unsern Grammatikern freilich Nimand gesagt, daß es bei der deütschen Lenge hauptsechlich auf den Ton ankeme, und daß diser To̮n drei Modifikazionen hette.' die drei[1] modificationen, von denen hier gesprochen wird, heißen der offne, der gedehnte und der abgebrochne ton. die silben mit dem offnem ton gehn auf einen vocal aus, zb. *Ka-ne*, *Le-re*, die silben mit dem gedehnten und mit dem abgebrochnen tone auf einen consonanten, zb. gedehnt *kan (= kahn)*, *flif-fen* (= *fließen*), abgebrochen *kan* (= *kann*), *beflif-fen*. in den gedehnten ist nach unserer terminologie, nicht nach der Klopstocks[2], der vocal lang, in den abgebrochnen kurz. nach den principien der Klopstockschen reformorthographie bleiben der offne und der abgebrochne ton unbezeichnet, das zeichen der dehnung ist ein häkchen unter dem vocal.

Dass Klopstock würklich silbenaccente wahrnahm, scheint mir sicher[3]. schon der ausdruck 'abgebrochner ton' deutet auf das, was wir jetzt scharf geschnittenen accent nennen. vgl. auch x 83 : 'Der abgebrochene Ton läßt den Selbstlaut etwas kürzere Zeit, als die beiden andern hören, und bricht zugleich schnell mit den folgenden Mitlauten ab.'

Auch die unterscheidung zwischen offenem und gedehntem ton dürfte zum teil auf würklicher beobachtung beruhen. es ligt ja tatsächlich eine verschiedene accentbewegung vor, wenn die silbenscheide unmittelbar hinter den vocal fällt und wenn dem vocal noch ein consonant folgt, der dann den letzten abge-

[1] in der Gelehrtenrepublik viii 173 unterscheidet Klopstock nur zwei arten des 'Tonhaltes'.

[2] dies sei ein- für allemal bemerkt. ich werde im folgenden der einfachheit halber öfter die ausdrücke kurz und lang anwenden warum Klopstock diese bezeichnungen verwirft, darüber sprech ich später.

[3] gegen Klopstock polemisieren Nast Sprachf. ii 81 fufsn. und Mäzke Über deutsche Wörter Familien und Rechtschreibung (1780) s. 71.

schwächten rest des exspirationsstofses empfängt. vgl. x 82f: 'Der gleichwohl angenehmere (nämlich als der offene) Ton der Dehnung läßt den Selbstlaut auf den folgenden Mitlaut ausschallen, fast wie die Stimme über den nicht zu stark gespielten Instrumenten schwebt.'

Aber allerdings haben orthographische erwägungen störend eingegriffen. Klopstocks gedehnte silben sind nicht immer geschlossen in phonetischem sinne.

Klopstock übernimmt aus der gewöhnlichen orthographie die verdopplung von consonantzeichen zwischen vocalen, vereinfacht dagegen jede gemination im auslaut und vor einem consonanten. er schreibt ferner mit der vorgottschedischen orthographie *ss* zwischen vocalen als zeichen des stimmlosen *s*-lautes und behält die zeichengruppen *ch*, *sch*, ohne sie nach kurzen vocalen zu verdoppeln. der kurze vocal (nach Klopstocks terminologie der selbstlaut langer silben mit dem abgebrochnen ton) bekommt kein besonderes zeichen. es gilt als kurz jeder vocal, auf den mehrere buchstaben folgen, gleichgiltig ob sie mehrere verschiedene laute bezeichnen oder nicht (geminaten, *ch*, *sch*), ferner jeder vocal vor den 'schreibverkürzungen' $x = ks$ und $z = ts$, in einsilbigen wörtern auch der vocal vor einfachem consonanten. soll nun die orthographie kürze und länge der vocale eindeutig bestimmen, so ergibt sich, dass der lange vocal kein besonderes zeichen braucht in einsilbigen wörtern, in denen er der letzte laut ist, und in mehrsilbigen, wenn ihm ein durch einen einzigen buchstaben bezeichenbarer consonant folgt. hier wird die länge des vocals indirect durch die einfachschreibung des consonanten bezeichnet (*Sone* gegenüber *Sonne*). dagegen muss, abgesehen von einigen specialfällen, in denen neben den langen vocalen keine gleichartigen kurzen in der sprache vorkommen[1], die länge dann bezeichnet werden, wenn auf den vocal eine buchstabenverbindung oder *x*[2] oder *z*[2] folgt, in einsilbigen wörtern auch dann, wenn ein einfacher consonant das wort schliefst.

[1] es handelt sich hier um die diphthonge und *ä*, wie Klopstock für offenes *e* schreibt, da dieser laut nach seiner meinung im guten deutsch nie in silben mit abgebrochenem ton steht. über den dritten fall, in dem Klopstock ix 336 das dehnungszeichen für überflüssig hält, nämlich wenn *g* auf den vocal folgt, wird später gesprochen werden.

[2] vgl. in dem in reformorthographie gedruckten Messias von 1780 *Wux* (prät.) s. 465, *stez* 468. 482, *taz* (= *tat's*) 480.

Man könnte nun glauben, dass diese orthographischen bedürfnisse die eigentliche ursache von Klopstocks unterscheidung zwischen offenem und gedehntem ton seien, dass also nicht, wie Klopstock sagt, die dehnung bezeichnet werden muss, sondern das, was bezeichnet werden muss, dehnung genannt wird. dafür würde sprechen, dass phonetisch ungleichartige dinge unter einen hut gebracht werden. eine buchstabenverbindung, vor der ein langer vocal steht, bezeichnet nicht immer eine lautverbindung. Klopstock schreibt für den stimmlosen *s*-laut *ss* auch nach langem vocal und muss deshalb das dehnungszeichen anwenden, zb. *flissen*. ferner ist *ch* zeichen eines einfachen lauts. Klopstock schreibt *brachen*, weil ohne das dehnungszeichen das wort wie ein reimwort von *machen* aussähe. in diesen beiden fällen ist es nun wahrscheinlich, dass die silbe mit dem langen vocal phonetisch offen war. Klopstock behauptet nun freilich, dass das deutsche würkliche geminaten habe, dass die von ihm doppelt geschriebenen consonanten, auch das *ss* nach gedehntem vocal, sich auf zwei silben verteilen (IX 365. 367). aber von *ch* sagt er IX 365, dass es ebenso wie *sch* nicht verdoppelt werde, 'weil si, einzeln, schon einen so starken Klang haben, daß si, widerholt, nicht auszuhalten weren.' wenn man hier Klopstock beim worte nähme, müste er zugeben, dass also in worten wie *brachen* (übrigens auch in solchen wie *machen*) die erste silbe nicht auf einen consonanten ausgeht. ferner ist es auch in dem fall, wo die buchstabenverbindung eine lautverbindung bezeichnet, keineswegs notwendig, dass diese lautverbindung sich auf zwei silben verteilt.

Aber gerade von hier aus lässt sich zeigen, dass Klopstocks unterscheidung zwischen offenem und gedehntem ton doch nicht blofs durch die forderungen der orthographie veranlasst wurde. er nimmt auch eine halbe dehnung an. (IX 336.) 'Dise hat di Silbe mit *g* (es ferstet sich di lange) durchgengig. Denn der Ton der Denung schalt mit dem Mitlaute aus; und das gut ausgesprochne *g* hat zu disem Ausschallen nur wenig Haltung. Man spreche *getragnen*, *gebognen*, *gedignen* aus, und höre, was ich meine. (*B*, *s* und *d* nähern sich diser samften Aussprache, in solchen wi *erhabne*, *gewisne*, *Adler*.)' alle die hier angeführten beispiele sind von der art, dass die consonantenverbindung erst durch späte synkope entstanden ist, weshalb dort, wo stimmhafte

und stimmlose laute unterschieden werden, die geräuschlaute stimmhaft bleiben und die consonantenverbindung zur letzten silbe gezogen wird [1]. was Klopstock halbe dehnung nennt, ist sein offener ton, der aber nun doch aus rein orthographischen gründen bezeichnet werden muss [2]. der umstand, dass Klopstock die fälle wie *erhabne* nicht für gleichartig hielt mit den sonstigen, wo auf den langen vocal eine lautverbindung folgt, beweist, dass er würklich einen unterschied von offenem und gedehntem ton gehört hat. da er nun aber in *erhabne* usw. die länge des vocals nicht unbezeichnet lassen konnte und in den meisten fällen, wo nach seinem system der haken unter dem vocalzeichen gesetzt werden muste, der gedehnte ton vorlag, konnte er sich nicht entschliefsen, in *erhabne* den ton als offen zu erklären und wählte den compromissausdruck 'halbe dehnung.' dass Klopstock diese halbe dehnung nicht auch in wörtern mit langem vocal vor *ss* und *ch* annahm, erklärt sich wol so, dass alle diese wörter gleiche silbentrennung hatten, es fehlte der aufklärende

[1] ausführlich handelt über diese fälle Mäzke in der dritten seiner Grammatischen Abhandlungen § 18. vgl. auch Adelung Umständliches Lehrgebäude I 143. 149. ausdrücklich sagt Klopstock, dass in *ferschidnen*, *geblibnen* 'und solchen' *d* und *b* nicht wie *t* und *p* lauten IX 326.

[2] nur vor *g* hält Klopstock das dehnungszeichen für unnötig, da alle silben mit *g* die dehnung haben müssen (IX 336). so lässt er tatsächlich im Messias von 1780 die länge vor *g* immer unbezeichnet. — seine behauptung, dass die silbe mit *g* immer die halbe dehnung habe, erklärt sich folgendermafsen. Klopstock sprach im wort- und im silbenauslaut für *g ch*, vgl. IX 327, er hielt es aber für wünschenswert, dass man im auslaut *g* ebenso spreche wie im inlaut. die einzigen beispiele für verschluss-*g* nach einem vocal mit dem 'gedehnten ton' lieferten wörter wie *getragnen*, wo das *g* in wahrheit im anlaut der letzten, nicht wie Klopstock meinte am ende der zweiten silbe stand. hier muste Klopstock 'halbe dehnung' annehmen, und nun übertrug er diese halbe dehnung auch auf wörter wie *Tag*, für deren von ihm geforderte idealaussprache ihm das lebendige gefühl fehlte. — die gabe genauer phonetischer analyse hatte Klopstock nicht. so leugnet er die von Hemmer entdeckte einfachheit des *ng* und die gleichfalls von Hemmer (übrigens gleichzeitig von Mäzke) beobachtete verschiedenheit der aussprache von *ch* je nach dem vorhergehnden vocal (IX 356. 364). wenn Klopstock IX 327 sagt, dass man in *-ung* und wörtern wie *sing* das end-*g* richtig höre im gegensatz zu *Gesang*, das man wie *Gesank* spreche, so glaub ich nicht, dass er in *-ung* würklich *n* + sth. *g* sprach. er sprach gutturalen nasal, hörte die verschiedenheit des klangs von *-nk* in *Gesang*, konnte sich aber über die gründe dieser verschiedenheit keine rechenschaft geben.

gegensatz, wie er zwischen wörtern wie *erha* | *bne* und *lieb* | *lich* besteht.

Man könnte daran denken, dass Klopstock zur gegenüberstellung seines gedehnten und seines offenen tons durch die tatsache veranlasst wurde, dass in einsilbigen wörtern vielfach die langen vocale länger gesprochen werden als in mehrsilbigen. vgl. Sievers Grundzüge der phonetik 4 s. 233 § 645. wenn also Klopstock sagt (ix 337) '*Stroh* klingt in *Strohmes* nicht mer wi es in *Strom* klang,' so könnte er eigentlich diese quantitative differenz meinen. dagegen spricht jedoch, dass er in einsilbigen wörtern, die vocalisch ausgehn, keine dehnung annimmt [1], ausdrücklich erklärt, dass *See* nicht viel länger laute als *se* in *diese* und dass er ja auch für mehrsilbige wörter den gedehnten ton behauptet.

In der Gelehrtenrepublik viii 173 sagt Klopstock: 'Der Tonhalt bildet die an sich selbst schon langen Wörter oder Sylben auf zweyerley Weise. Er bricht entweder die Zeit, in der sie ausgesprochen werden, schnell ab, oder er dehnt sie ein wenig aus, als *Waldstrom, sann, sahn. Wald*, *sann* wird abgebrochen, *Strom*, *sahn* gedehnt,' in der Abhandlung vom deutschen hexameter vom jahr 1779 x 83: 'Der abgebrochene Ton läßt den Selbstlaut etwas kürzere Zeit, als die beiden andern hören.' trotzdem sträubt er sich dagegen, dass man den vocal einer silbe mit dem abgebrochnen ton kurz nenne. 'Si (nämlich unsere grammatiker) geben dabei gar so weit, daß si den Selbstlaut derselben kurz nennen. Gleichwol hatten nur die Griechen auch kurze Selbstlaute; und wir haben lauter zweizeitige' (ix 329). es ligt hier wider ein misverständnis einer antiken überlieferung vor. schon der älteste griechische grammatiker lehrt (Dionysii Thracis Ars grammatica ed. Uhlig p. 10) *Τῶν δὲ φωνηέντων μακρὰ μέν ἐστι δύο, η̄ καὶ ω̄, βραχέα δύο, ε̄ καὶ ο̄, δίχρονα τρία, ᾱ ῑ ῡ. δίχρονα δὲ λέγεται, ἐπεὶ ἐκτείνεται καὶ συστέλλεται.* damit meint er natürlich nichts anderes, als dass man den buchstaben *α*, *ι*, *υ* nicht ansehen kann, ob die laute, die sie bezeichnen,

[1] seine bemerkung ix 329, dass in den silben mit offenem ton ein selbstlaut die silbe endige, macht er ohne einschränkung. ix 376 spricht er von dem 'durch das Ofne' modificierten ton des wortes *sa*, im Messias von 1780 schreibt er zb. *na*, *sa*, *gescha*, *ge*, *se* (video, videat, videret), *gesche* (fiat), *ferste, fli* (fugiat), *Kni*, *si* (vide), *flo*, *Hö*, *Ru*, *ru*, *Mü*.

lang oder kurz sind. in demselben sinn konnte etwa Priscianus sagen (Keil II 9) : *Vocales apud Latinos omnes sunt ancipites.* aber schon sein zusatz *vel liquidae*, *hoc est quae facile modo produci modo corripi possunt*, kann leicht zu dem misverständnis anlass geben, als ob irgend etwas in der natur der laute liege, was sie bald kurz, bald lang erscheinen lasse. Klopstock, der in seinen metrischen schriften sehr häufig das wort 'zweizeitig' von den griechischen vocalen gebraucht, ist offenbar in diesen irrtum verfallen. dazu kommt, dass er in der bekannten, nachlässigen weise zu sagen pflegt, in einer positionslangen silbe würden die vocale gelängt. vgl. zb. x 108 : 'Die kurzen Selbstlaute werden nur durch die Position lang.' er meinte daher, dass, wenn man von kurzen vocalen spreche, man notwendig dadurch die silbe, in der sie stehn, für kurz erkläre, und die silben, die den abgebrochnen ton haben, sind ja doch lang. sein vorwurf gegen die deutschen grammatiker ist übrigens in seiner allgemeinheit unbegründet. ganz abgesehen von männern wie Aichinger, Mäzke, Fulda, Nast, die ebensowenig wie Klopstock die ausdrücke kurz und lang auf die vocale anwenden wollten, hatte doch Gottsched ausdrücklich zwischen kurzen vocalen und kurzen silben unterschieden, und Donatus a Transfig. Domini sprach wol von kurzen und langen vocalen, meinte damit aber kurze und lange silben ganz im sinne Klopstocks, wendet also den ausdruck 'kurz' nicht auf vocale mit dem abgebrochnen ton an. nur Hemmer hatte geradezu behauptet, dass in wörtern wie *hoffen* die accentsilbe kurz sei.

IX

Wie so viele andere teile der grammatik hat Adelung auch die accentlehre zu einem gewissen abschluss gebracht[1]. seinem nüchternen verstande konnte es nicht entgehn, dass mit der silbenquantität in der grammatik nicht viel anzufangen war. beobachtungen über dialektische verschiedenheiten, die allerdings für die praktische grammatik von bedeutung gewesen wären, lagen nicht vor. überall erschien die quantität als doppelgängerin des accents. 'Was den Ton hat, hat auch die Länge und was die Länge hat, hat auch den Ton,' hatte Fulda gesagt. so tat Ade-

[1] ich lege meiner darstellung die ausführungen im Umständlichen Lehrgebäude (1782) I 245 ff. II 267 ff zu grunde und ziehe zur vergleichung die erste und dritte auflage der Deutschen Sprachlehre (1781 bez. 1795) heran.

lung den entscheidenden schritt und verwies die silbenquantität aus der grammatik in die verslehre, oder wie er sich ausdrückt, in die prosodie. und hier glaubte Adelung ganz einfache regeln formulieren zu können (I 265 f) : 'Jede Sylbe, welche den vollen Ton hat, ist in der Prosodie allemahl lang, der Ton mag übrigens gedehnt oder geschärft seyn; was nur einen halben Ton hat, er sey übrigens gedehnt oder geschärft, ist zweyzeitig, oder kann nach Willkühr lang oder kurz gebraucht werden; was aber tonlos ist, ist allemahl kurz.' so ist Adelung auf dem umweg über die arbeiten der nachgottschedischen grammatiker zu derselben anschauung gekommen wie der alte Morhof, der ja auch gelehrt hatte, dass 'nachdem derselbe (der accent) die Wörter erhebet, oder nieder drucket, nachdem muß auch die quantitas Syllabarum sich richten.'

Die kurze, in einen kleinen paragraph zusammengedrängte auseinandersetzung über die prosodische quantität ist nur ein parergon. die verslehre gehört nach Adelungs meinung gar nicht in die grammatik, dagegen wol die lehre vom ton.

Hier nennt nun Adelung nach den üblichen vorwürfen gegen die früheren grammatiker, die den ton mit der silbenquantität vermengt hätten, Aichinger als den ersten, der einen unterschied zwischen ton und quantität zu machen suchte, allein auch er habe beides vermischt, 'da er seine Vorstellungen davon nicht zur Deutlichkeit brachte.' so seien die ersten, die die tonlehre entwickelt hätten, die herren Fulda und Mäzke, von denen sie aber auch noch nicht 'alle diejenige Bestimmung erhalten hat, deren sie fähig ist.' trotz dieser einschränkenden bemerkung wird sich aber herausstellen, dass Adelung durchaus von seinen vorgängern, namentlich von Fulda, zt. auch von dem hier nicht genannten Nast abhängig ist. aber ihn zeichnet wie sonst die übersichtlichkeit der darstellung und die festigkeit der terminologie aus.

'Der Ton ist die vorzügliche Erhebung der Stimme, mit welcher eine Sylbe vor der andern ausgesprochen, und dadurch gleichsam vor den übrigen herausgehoben wird.' das ist beinahe wörtlich die definition Nasts im Sprachforscher II 82. 'Es ist unnöthig, hier für Ton das Wort Accent zu wählen; indem jenes nicht nur Deutscher, sondern auch seiner Bedeutung nach bestimmter ist, als dieses.' tatsächlich gebraucht Adelung im

folgenden immer das wort ton, während Fulda und Nast abwechselnd ton und accent sagen. Mäzkes unterscheidung zwischen ton und accent hat, wie wir gleich sehen werden, Adelung nicht angenommen, obwohl Mäzke 1780 in seiner schrift Über Deutsche Wörter Familien und Rechtschreibung s. 68 diese unterscheidung nachdrücklich verteidigt hatte.

Adelung trennt dann weiter den von der willkür des sprechenden abhängenden redeton, worunter er den ton des gegensatzes versteht, von dem wortton. nur die lehre vom wortton wird hier ausführlicher abgehandelt.

Der wortton ist wider von verschiedener art sowol hinsichtlich seiner stärke, als hinsichtlich seiner dauer. verschieden hinsichtlich der stärke, da in einem wort zwei silben betont sein können, dann aber immer eine mit mehr erhebung der stimme ausgesprochen wird als die andere. 'Einen solchen stärkern Ton wollen wir den Hauptton oder vollen Ton, den schwächern aber den Nebenton oder halben Ton nennen.' verschieden hinsichtlich der dauer 'oder der Zeit, wie lange die Stimme auf der heraus gehobenen Sylbe ruhet', da der ton entweder länger auf dem vocal verweilt, oder 'die Sylbe zwar erhebt, aber sie auch schnell wieder verläßt.' im ersten fall ist der ton gedehnt, im zweiten geschärft.

Also auch Adelung hat die lehre von der quantität der vocale in die tonlehre hereingezogen, die dauer als eigenschaft der erhebung betrachtet[1]. ihm eigentümlich ist die anschauung, dass der geschärfte ton die silbe schnell verlässt. aber einige seiten später, dort wo ausführlicher über dehnung und schärfung gehandelt wird (I 255 § 86), finden wir wider die lehre Aichingers und der beiden Schwaben : 'Der geschärfte Ton erhebt zwar

[1] es ist unverantwortlich von Adelung, dass er noch in der Sprachlehre von 1795 diese confusion nicht beseitigt hat, obwol er inzwischen auf sie aufmerksam geworden war. denn in der Vollständigen Anweisung zur Deutschen Orthographie vom jahre 1788 s. 212 ff unterscheidet er ganz scharf zwischen dem accent, den er definiert als die zeitdauer, mit welcher ein vocal ausgesprochen wird, und dem ton, der eine gewisse erhebung mancher silben ist. jede silbe hat einen accent, dh. sie ist entweder gedehnt oder geschärft, aber nicht jede hat den ton. in *verlieren* haben die erste und die letzte silbe den geschärften, die mittlere den gedehnten accent. den ton hat die mittelsilbe. Adelung tadelt ausdrücklich die verwirrung der begriffe ton und accent — dh. er tadelt sich selbst.

auch die Stimme in Aussprechung des Vocales, eilet aber schnell über denselben hin und wendet die ihm übrige Zeit an den Consonans, der daher eigentlich doppelt lauten muß, wenn er keinen andern zur Begleitung hat.' (in der Sprachlehre von 1781 ist der widerspruch noch nicht vorhanden und in der von 1795 wider beseitigt, indem s. 67 § 99 die oben citierte bemerkung über das schnelle verlassen der silbe gestrichen ist.) anschluss an Mäzke zeigt sich darin, dass auch in nebentonigen silben dehnung und schärfung unterschieden wird, oder wie Adelung sagt, auch der nebenton entweder gedehnt oder geschärft ist.

Die lehre vom sitz des worttons ist streng nach dem etymologischen princip angeordnet. auf Fuldas vorgang geht zurück, dass dabei unterschieden wird zwischen den ableitungssilben, die aus wurzelwörtern bestehn, wie *bar*, *haft*, *heit*, und den übrigen. die silben der ersten gruppe haben einen nebenton; die der zweiten sind tonlos, aufser wenn der hauptton auf der vierten silbe vom ende steht, in welchem falle sie einen halben ton bekommen. aus Fuldas Grundregeln der Teutschen Sprache ist die einschränkung übernommen, dass der nebenton der ableitungssilben wie *bar* 'nur dann vorzüglich merklich' ist, wenn diese silben am ende wachsen (*Trü'bsal*, *Trü'bsdle*). im einzelnen finden sich abweichungen von Fulda. aus blofser nachlässigkeit stellt Adelung *-chen* in dieselbe gruppe wie *-bar* usw., dagegen scheidet er aus dieser gruppe *-lich* aus. bei den archaischen formen wie *Arbeit* fehlt die einschränkung, dass die zweite silbe erst dann einen nebenton bekommt, wenn das wort flectiert wird. auf den nebenton der endung *-enzen* hatte Mäzke aufmerksam gemacht[1].

[1] in die lehre vom nebenton der ursprünglich selbständigen ableitungssilben wie *bar* ist übrigens durch die unvermittelte nebeneinanderstellung einer unklaren theorie Adelungs und einer lehre Fuldas ein widerspruch hineingetragen. I 248 § 82 lehrt Adelung: 'Der Wortton hängt im Deutschen überhaupt von der größern oder geringern Bestimmtheit der Wörter und Sylben und von der Wichtigkeit ihres Verhältnisses zur ganzen Vorstellung ab. Je mehr sie ihrer Bedeutung nach bestimmt sind, oder je mehr sie zur Bestimmung der ganzen Vorstellung und ihres Ausdruckes beytragen, desto merklicher und bestimmter ist auch der Ton.' hier sind zwei ganz verschiedene dinge mit dem bande der wörter 'bestimmt', 'bestimmung' udgl. aneinander gekoppelt. einerseits handelt es sich darum, dass sich von der bedeutung eines wortes oder einer silbe eine scharf umrissene definition geben lässt, anderseits wird ihr wert für die determinierung einer gruppe

Widerum von Fulda beeinflusst ist die lehre vom ton der zusammengesetzten wörter. II 267 § 583: 'Ein zusammen gesetztes Wort bestehet aus einem Grundworte mit seinem Bestimmungsworte. Außer der Zusammensetzung hat jedes von diesen beyden Wörtern seinen bestimmten Ton, nur daß das Bestimmungswort gemeiniglich den Haupt- oder Vorton hat. Eben das bleibet in der Zusammensetzung, daher diese eigentlich an dem Tone nichts ändert, indem ihn auch hier das Bestimmungswort hat: *Aúsbund, fórtfahren, Stráßenraub, Gróßmuth, góldgelb*, so wie man außer derselben sagt, *er ist aús Wien, bey der Sache gút fahren, ein gróßes Haus, Góttes Allmacht, gelb wie Góld.*' es ist hier nicht deutlich gesagt, dass der nicht haupt- oder vortonige bestandteil blofs einen nebenton hat. der 'bestimmte ton' Adelungs erinnert sehr an Fuldas ganzen ton. und doch war Adelung die uns geläufige anschauung eigentlich nicht fremd. I 255 sagt er, man habe in der kindheit der sprache jedes abgeleitete wort als ein zusammengesetztes betrachtet und jedem teil seinen ton gelassen, deshalb hätten wörter wie *Heiland, Arbeit* udgl. 'mit ihrer alten Gestalt auch ihren ehemahligen halben Ton behalten', und noch deutlicher heifst es I 266 '*Nachtigall* ist ein zusammen gesetztes Wort, dessen zweyte Hälfte als das bestimmte Wort nur

von worten und silben in betracht gezogen. nur von dem ersten kann die rede sein, wenn Adelung I 253 § 84 sagt: 'Da der Ton im Deutschen ganz von der bestimmten Bedeutung einer Sylbe abhängt, so haben auch diejenigen Ableitungssylben, welche aus Wurzelwörtern bestehen, und folglich ihrer Bedeutung nach sehr bestimmt sind, einen Ton, aber nicht den völligen sondern nur einen halben Ton oder Nebenton.' gleich darauf wird aber gelehrt, dass dieser nebenton nur dann vorzüglich merklich ist, wenn diese silben am ende wachsen, und als ursache angegeben, dass 'die Deutsche Sprache nicht gern zwey tonlose Sylben auf einander folgen läßt, drey auf einander folgende tonlose Sylben aber ihrer Natur völlig zuwider sind, daher sie in diesem Falle lieber eine Sylbe, welche sie ordentlich nicht betont, mit einem halben Tone versieht.' m. a. w. Adelung nimmt hier ein rhythmisches princip an in anlehnung an Fuldas nebenaccent, der kein wahrer ton ist. was hat denn da die bestimmte bedeutung der silben noch für eine rolle? 'ordentlich' ist die silbe nicht betont, und ist sies, so verdankt sie das nicht ihrer bestimmtheit, sondern andern gründen. im II teil des Lehrgebäudes 212f wird das verhältnis von bestimmtheit und betonung einer neuen untersuchung unterzogen, aber der von uns erörterte widerspruch wird nicht berührt. dagegen fehlt in der Sprachlehre von 1781 § 84 und 1795 § 103, der dem § 84 des Lehrgebäudes entspricht, die bemerkung über die bestimmtheit der silben *bar* usw.

einen halben Ton hat.' Adelung setzt hinzu 'wie aus der Lehre von den zusammen gesetzten Wörtern erhellen wird.' dieses versprechen hat er im Lehrgebäude nicht gehalten.

Dagegen ist in der Sprachlehre von 1795, wo der ton der zusammensetzungen im unmittelbaren anschluss an die lehre vom ton der einfachen wörter abgehandelt wird, alles in ordnung. im § 112, der dem § 583 des Lehrgebäudes entspricht, heifst es, dass in der zusammensetzung jeder teil seinen eigentümlichen[1] (nicht seinen bestimmten) ton behält und in einem früheren paragraph (101) hatte Adelung gelehrt, dass im satzzusammenhang die bestimmungswörter des substantivs, des adjectivs, des adverbs und des verbums gewöhnlich den hauptton, die bestimmten wörter nur einen halben oder nebenton haben. 'So ruhet in *grôßer Mann, ein sēhr groſses Haus, sēhr viel, schnéll gehen* der Hauptton auf *groß, sehr, schnell* und die bestimmten Wörter haben nur einen halben Ton.'

Auf den vorgang Mäzkes, dem sich übrigens ja auch Fulda im I teil des Sprachforschers angeschlossen hatte, geht es zurück, dass Adelung die lehre vom offenen und geschlossenen, oder wie er sagt, tiefen und hohen, *e* in der tonlehre abhandelt (I 262 ff § 92). aber er hat nicht wie Mäzke den unterschied der beiden *e* als modification des tones aufgefasst.

Adelungs bedeutung besteht nicht zum geringsten teil darin, dass er die leistungen seiner unmittelbaren vorgänger gesichtet und, was er für gut hielt, durch seine autorität in allgemeinen umlauf gebracht hat[2]. so mancher grammatische kunstausdruck

[1] dieser ausdruck steht schon in der Sprachlehre von 1781 § 583.

[2] die beliebte zusammenstellung Gottscheds und Adelungs ist doch höchst irreführend. auf der einen seite ist man ungerecht gegen den grofsen sprachlehrer, wenn man ihn in einem atem mit Gottsched nennt, der so wenig beruf zum grammatiker hatte. auf der andern seite wird man dazu verleitet, Adelungs verdienste zu überschätzen, denn an Gottsched gemessen erscheint der fortschritt sehr bedeutend. aber es muss nachdrücklich gesagt werden, dass die zeit zwischen Gottsched und Adelung, namentlich die siebziger jahre, eine blütezeit der ältern deutschen grammatik ist. und doch ist es leicht begreiflich, dass nach dem erscheinen von Adelungs grammatischen schriften die namen beinah aller seiner vorgänger der vergessenheit anheimgefallen sind. denn diese männer verscherzten den erfolg teils durch ihre schrullen, teils durch ihren particularistischen standpunct. mit quälender breite, die breite widerum breit entschuldigend und begründend, entwarf Mäzke ein orthographisches system, welches, die mitteldeutsche aussprache

ist durch Adelung nicht geschaffen, aber eingebürgert worden. 'umlaut' ist von Klopstock erfunden, von Nast aufgegriffen, aber erst durch Adelung üblich geworden. die uns so geläufigen bezeichnungen 'hauptsatz' und 'nebensatz' hat vor Adelung Meiner als übersetzungen von *sententia principalis* und *propositio secundaria* gebraucht; Adelung hat sie allgemein üblich gemacht. diese abhandlung hat uns gelehrt, dass die wörter 'hauptton' und 'nebenton' auf Fulda zurückgehn[1], aber ihre verbreitung haben sie Adelung zu danken. auch die von Adelung angenommene, aber nicht erfundene einteilung der betonten vocale in geschärfte und gedehnte hat sich bis tief ins 19 jh. erhalten[2].

Ich fasse die ergebnisse meiner untersuchung zusammen. die verwirrung von silbenquantität und accent entstammt der lateinischen und griechischen grammatik neuerer zeit. sie hat ihren ursprung in der modernen aussprache der antiken sprachen. die scandierende recitation der lateinischen verse hat sie begünstigt, aber nicht hervorgerufen. in der deutschen grammatik zeigt sich die verwirrung schon vor Opitz, ist aber durch die späteren poetiker befestigt worden. daneben erhält sich immer

in schlesischer färbung voraussetzend, die etymologie in den vordergrund stellte und dabei die schrift mit buchstaben vollpfropfte. Fulda, wie Mäzke ein anhänger des etymologischen princips, dabei aber von seinem schwäbischen dialekt beeinflusst, stellte in abgerissener, oft dunkler schreibart ein ganz anderes, buchstabenarmes schreibsystem auf. Hemmer, Nast und Klopstock erkannten allein oder doch beinah allein die aussprache als norm der schreibung an, aber der eine schrieb pfälzisches, der andere schwäbisches, der dritte niedersächsisches hochdeutsch. von allen diesen extremen hielt Adelung sein nüchterner sinn ab, und schon dies sicherte ihm den vorsprung. der ruhm eines grofsen sprachlehrers bleibt Adelung trotz den verdiensten seiner vorgänger ungeschmälert. ein blofser eklektiker hätte nicht leisten können was er geleistet hat. bevor Adelung seine Grammatik schrieb, hatte er das Wörterbuch verfasst: er besafs einen überblick über den sprachschatz wie kein sprachlehrer vor ihm.

[1] doch scheint Adelung auf den ausdruck hauptton selbständig gekommen zu sein. er verwendet ihn im Versuch eines gramm.-krit. wörterbuchs der hd. mundart III 515. die vorrede zu diesem dritten band ist ostermesse 1777 datiert, die vorrede zum ersten band des Sprachforschers vom 20 märz 1777. II 1015 s. v. *Hauptton* gibt Adelung die grammatische bedeutung noch nicht an.

[2] wenn mich mein gedächtnis nicht trügt, hab ich als kind im unterricht von geschärften und gedehnten selbstlauten gehört.

die kenntnis der verschiedenheit von quantität und accent, sei es, dass beide dinge blofs theoretisch oder auch praktisch getrennt werden. Adelung weist endlich die lehre von der silbenquantität aus der grammatik hinaus.

Für die quantität der vocale tritt in der deutschen grammatik neben der scheidung von lang und kurz die einteilung in geschärfte und gedehnte (gezogene) auf. diese einteilung geht in letzter linie auf die definitionen gewisser grammatiker vom acut und circumflex zurück. die bezeichnung quantitativer verhältnisse durch namen von accenten erzeugt die verwirrte ansicht, dass die silbenaccente gattungen des worttons seien. im 18 jh. bemüht man sich, mit den accentnamen auch die vorstellung würklicher exspiratorischer silbenaccente zu verbinden. als musikalischen doppelton hat den circumflex einzig und allein Hemmer erkannt.

Für die bestimmung des accentsitzes haben wir drei principien kennen gelernt. das älteste ist das princip der ordnungszahl; es erhält sich lange neben dem zweiten princip, dem etymologischen. dieses ist zuerst von Titz aufgestellt worden und beherscht im 18 jh. die nachgottschedische grammatik. ein drittes princip, das des lautgehalts, erscheint für einen bestimmten specialfall bei einigen prosodikern des 17 jh.s (Zesen, Schottel) und vereinzelt noch später; zur grundlage der prosodie wollte es Gottsched machen, aber der versuch ist kläglich mislungen.

Die erkenntnis von einer mehrheit der accente in einem worte fanden wir zuerst bei Schöpf. sie wird auch später öfters ausgesprochen, ohne dass eine abstufung versucht wird (Hadewig, Christ, Gottsched). die erste andeutung einer abstufung macht Titz. von spätern grammatikern wird zunächst blofs der stärkere oder blofs der schwächere, höchstens der stärkste und einer der schwächeren besonders bezeichnet, ohne dass die bezeichnung den rang eines festen terminus gewinnt. Hentschel spricht vom stärksten accent, ebenso der aufsatz in den Critischen Beyträgen. anderseits erscheint bei Morhof der ausdruck 'halblang', in den Crit. Beyträgen wird von einem kleinen accent geredet (ohne dass der stärkste und der kleine accent alle möglichkeiten der betonung erschöpfen!), Heinze gebraucht einmal die bezeichnung 'halber ton.' ein fester terminus für den hauptton erscheint zuerst bei Aichinger, nämlich 'accent', der nebenton bleibt ohne

namen, haupt- und nebentonige silben werden als 'lange' zusammengefasst. eine feste benennung aller wahrgenommenen tonabstufungen findet sich zuerst in der grammatik des Donatus a Transfig. Domini, wo die namen der alten silbenaccente in der übersetzung scharfer und gezogener (auch mittlerer) ton zur bezeichnung der stärkeunterschiede verwendet werden, dann bei Mäzke, der den merklichen (vorzüglichen) und den halben ton unterscheidet. Fulda hat eine überfülle von kunstausdrücken; gewöhnlich spricht er mit Mäzke vom halben ton, aber einmal wirft er das wort 'nebenaccent' hin, ebenso redet er einmal gelegentlich vom hauptton. Adelung greift diese namen auf und stellt hauptton und vollen ton sowie nebenton und halben ton als gleichberechtigte kunstwörter neben einander.

Wien. M. H. JELLINEK.

EKKEHARD IV ÜBER DEN DICHTER DES WALTHARIUS.

Scripsit et in scolis metrice magistro vacillanter quidem quia in affectione non in habitu erat puer vitam Waltharii manu fortis. die bekannte stelle aus den Casus SGalli übersetzt Althof in seiner ausgabe des Waltharius s. 25 f: 'er schrieb . . . in den schulen metrisch für seinen lehrer, zwar unbeholfen, weil er in seinem streben, nicht aber in seinem äufseren, noch ein knabe war, das leben des Walther Starkhand'. in anmerkungen stellt er von andern herrührende übersetzungen von *in affectione* und *in habitu* zusammen. dass sie alle unbefriedigend sind, darüber scheint mir weiter kein wort nötig.

Allen diesen übertragungen ligt die auffassung zu grunde, dass *puer* prädicat sei und *in affectione non in habitu* den begriff *puer* determiniere. in wahrheit ist aber *puer* subject oder prädicatives attribut, *in affectione non in habitu* bildet das logische prädicat. 'er schrieb unsicher, weil der knabe (d. i. er) *in affectione non in habitu erat'*, oder wenn man *puer* zum hauptsatz ziehen will, 'er schrieb auch als knabe den W., allerdings unsicher, weil er' usw.

affectio und *habitus* sind ausdrücke, die aus der philosophischen und rhetorischen kunstsprache stammen und in dieser

als gegensätze verwendet werden. *affectio* bedeutet kurz gesagt eine vorübergehnde, *habitus* eine dauernde eigenschaft[1]. Cicero definiert De inventione I 25 : *Habitum autem appellamus animi aut corporis constantem et absolutam aliqua in re perfectionem; ut virtutis aut artis alicuius perceptionem aut quamvis scientiam et item corporis aliquam commoditatem non natura datam, sed studio et industria partam. Affectio est animi aut corporis ex tempore aliqua de causa commutatio* usw.

Auf das wissen bezogen bedeuten *affectio* und *habitus* unvollständige und vollständige kenntnis eines gegenstandes. ganz deutlich sagt dies der commentator Ciceros, Victorinus, Rhetorici latini minores ed. Halm p. 218, 10 : *scire aliquid perfecte et exercere nolle habitus est; deinde aliquid non plene scire neque id quodcumque exercere adfectio est : verum unius cuiusque rei et habitus et adfectio si exerceatur et in actu sit, victus est.* dann weiter im anschluss an die von mir citierten worte Ciceros (219, 1): *Deinde 'aut artis' inquit 'alicuius perceptionem' ut puta : ego rhetoricam plene quidem novi, sed exercere nolo. Itaque licet non exerceam, in eo tamen, quod rhetoricam plene novi, habeo oratoris habitum.* und weiter (219, 10) : *Sed quoniam et artis est, quaelibet, inquit, scientia, si plena in nobis fuerit, habitus nuncupatur.* zu Ciceros definition *Studium est autem animi assidua et vehemens ad aliquam rem applicata magna cum voluntate occupatio, ut philosophiae, poëticae, geometriae, litterarum* bemerkt Victorinus 220, 1: *Itaque si quid vehementer et cum magna voluntate volumus, studium est : deinde si id, quod volumus, aliqua ex parte consequimur, adfectio est : sin autem plenum et perfectum tenemus, habitus est.* vgl. noch die ausführungen des unbekannten autors Rhet. lat. min. 305 f[2].

Weitere belege für die bedeutung unserer termini gewährt Boethius. in seiner übersetzung der kategorieen heifst es (Migne 64, 242 D) : *Manifestum est autem quoniam haec volunt habitudines nominari, quae sunt diuturniora et difficile mobilia. Namque in disciplinis non multum retinentes sed facile mobiles non dicuntur habitum habere, quamvis sint ad disciplinas pejus vel*

[1] *Féstiu hába . dáz íst habitus . únuéstiu . dáz íst affectus* sagt unser Notker (ed. Piper I 424, 1). [2] dankbar heb ich hervor, wie sehr ich durch die reichlichen citate des Thesaurus ling. Latinae s. v. *affectio* bei dieser kleinen studie gefördert worden bin.

melius dispositi. Quare differt habitus a dispositione[1], *quod hoc quidem facile mobile est, illud vero diuturnius et difficile mobile.*

Zu dieser äufserung des Aristoteles bemerkt B. im commentar (p. 243 A) : *Qui enim litteras discens nondum soluto cursu sermonis, sed syllabatim quodammodo atque intercise per imperitiam legerit, eum quidem dispositum esse atque affectum dicimus ad scientiam litterarum, non tamen adhuc illum habitum retinere.*

Ja sogar die ausdrücke *in habitu*, *in affectione esse* lassen sich bei B. nachweisen : 241 D f . . . *habitus firma est dispositio, affectio infirmus est habitus, ut quemadmodum* [*non?*] *distat albus color ab albo colore, si in pictura hic quidem permaneat, ille vero statim periturus sit, nisi quod is qui permanentior est, in habitu est, ille vero qui facile periturus est, in affectione, ita nihil aliud interest inter habitum atque dispositionem.*

Die weifse farbe ist also *in habitu*, wenn sie dauerhaft ist; sie ist *in affectione*, wenn sie bald verschwindet. ein mensch wird *in habitu* sein, wenn er eine dauernde qualität, *in affectione*, wenn er eine nicht oder noch nicht gefestigte besitzt. ergibt der zusammenhang, dass diese qualität ein wissen ist, so heifsen die ausdrücke, dass der mensch ein vollständiges, bez. nicht vollständiges wissen besitzt. das wissen, das Ekkehard IV an unserer stelle im auge hat, ist die kenntnis der lateinischen sprache. seine worte besagen einfach, dass der dichter des Waltharius mit einer gewissen unsicherheit schrieb, weil er noch ein anfänger im lateinschreiben war.

Wenn es dann weiter heifst : *barbaries — et idiomata eius Teutonem adhuc affectantem repente latinum fieri non patiuntur,* so ist die bedeutung von *affectantem* gewis mit der von mir besprochenen bedeutung von *affectio* in zusammenhang zu bringen, *affectantem* ist als attribut zu *Teutonem* zu nehmen (nicht *Teutonem* als object zu *affectantem*) und der sinn ist : infolge der gewöhnung an die eigentümlichkeiten der muttersprache kann ein Deutscher, der noch ein anfänger im lateinischen ist, nicht plötzlich zum Lateiner werden.

[1] *dispositio*, womit B. das griech. διάθεσις übersetzt, ist nach seinem eigenen zeugnis gleichbedeutend mit *affectio* : *Dispositionem vero indiscrete idem quod affectionem voco* (p. 241 D), vgl. auch 218 C : *Idem vero est affectio quod dispositio, ne novo nomine error oriatur.*

Wien. M. H. JELLINEK.

STUDIEN ZU DEN ÄLTEREN DEUTSCHEN GRAMMATIKERN.

2.

DIE BEZEICHNUNGEN DER ſ- UND s-LAUTE UND DIE ANGEBLICHEN GEMINATEN NACH DIPHTHONGEN.

Was die ältern grammatiker uns über formenbildung und syntax sagen, können wir ebensogut oder besser durch untersuchung der texte erfahren. ihre angaben über aussprache sind dagegen unersetzlich, aber freilich nur mit der gröfsten vorsicht zu benutzen.

Vor allem muss man sich hüten, mit den von den grammatikern gebrauchten ausdrücken ohne weiteres den sinn zu verbinden, den sie heute haben. es geht nicht an, eine einzelne äufserung herauszugreifen. was der grammatiker meint, kann sich erst ergeben, wenn alle auf dieselbe frage bezüglichen stellen zusammengehalten werden, und sehr oft wird sich dann herausstellen, dass überhaupt kein deutlicher begriff vorligt. die richtige beleuchtung aber wird jede theorie erst dann gewinnen, wenn ihre geschichte aufgehellt ist. erst dann vermögen wir unter dem von der grammatischen tradition gewebten mantel die wahren motive zu erkennen, die der einen oder der andern behauptung zugrunde liegen. denn sehr oft meint der grammatiker eigentlich etwas anderes als er sagt; er entlehnt die terminologie seinen vorgängern, die vielleicht von ganz andern sprachlichen voraussetzungen ausgiengen als er selbst.

Immer muss man sich ferner vor augen halten, dass es der ältern grammatik auf dem gebiet der für sie mit der lautlehre unauflöslich verbundenen orthographie noch weniger als sonst gelungen ist, die forderungen der theorie und praxis klar zu scheiden. zu der erkenntnis des grofsen Holländers Lambert ten Kate, dass eine 'kritische' und eine 'bürgerliche' schreibung, jede für ihr gebiet, daseinsberechtigung besitzt[1], hat sich kein

[1] 'Ik merk de Letter-Spelling tweesints aen, voor eerst als Burgerlijk (*Politice*), hebbende haer opzicht op zulk een Algemeen en doorgaend Gebruik, waer in de Voornaemste Schrijvers meestendeels over een komen; en ten andere als Natuerkundig en Naeukeurig (*Physicè et Criticè*), rustende op een natuerkundige Overweging van de onderscheidene Klankvormingen, en op een naeukeurige Rede-schifting op zulk een Overweging gebouwt. De *Burgerlijke*, welke op het doorgaende agtbare gebruik is gevest, is bij

deutscher grammatiker aufgeschwungen. alle halten sie es für selbstverständlich, dass die 'richtige' schreibung eigentlich auch im gemeinen leben durchgeführt werden sollte. wenn sie darauf verzichten, so geschieht es nicht, weil sie sich vor dem recht, sondern nur, weil sie sich vor der übermacht des gebrauchs beugen. und conservative grammatiker wie Gottsched und Adelung suchen widerum den gebrauch zu rechtfertigen, indem sie ihn wenigstens dem überwiegenden teil nach als vernünftig zu erweisen trachten.

Diese vermischung theoretischer und praktischer gesichtspuncte ist von der gröfsten wichtigkeit. die orthographie des täglichen lebens verfolgt andre zwecke als irgend ein wissenschaftliches system, sei es nun phonetisch oder etymologisch. die auflösung des gesprochenen in die einzelnen laute ist für die praktische orthographie nur mittel. und auch dort, wo sie eine anleitung zu richtiger aussprache geben will, braucht sie dies nicht durch consequente lautbezeichnung zu tun. es genügt die unterscheidung möglicher lautfolgen. dass *hasse* und *strafse* nicht reimen, wird durch die heutige orthographie unzweideutig bezeichnet, aber die andeutung des unterschieds geschieht nicht durch die verschiedene schreibung der differenzierenden elemente, sondern auf einem umwege. ob das gut oder schlecht ist, ist eine pädagogische frage, keine lautwissenschaftliche.

Solche unterscheidungen liegen der ältern grammatik fern.

mij van zulk een gewigt, dat ik die ten eenemael aenzie als een Gewoonteregt, 't welk tot de Gemeente behoort, en dies ook voor zoo verre haer geheiligt ontsach verdient, op dat men niet vervalle in beklaaglijke verwerringen en moeite, door strijdige Spellingen, die den zin der woorden verbijsteren . . . . *Politice* dan rust ik in het agtbare Gebruik zonder tegenstribbeling, zonder andere gewoonte te willen invoeren, schoon 'er bij uitpluizing (*Critice*) wat op te zeggen is . . . Dog als *Physicus* agt ik, dat het elk vrij staet om op zijn naeukeurigst (*criticè*) deze Stoffe te onderzoeken . . . om te leeren kennen, wat klanken tot onze Tael behooren; waer in ze onderscheiden zijn; hoe die gevormt worden; welke gemengt zijn, of niet; welke Letterteekens ons door 't Gebruik overgelevert zijn, om die uit te drukken; of we ook voor elken bijzonderen klank een bijzondere Letter hebben, dan of niet een zelfde Letterteeken te mits voor meer als eenerhanden Klank dient, en of niet wederom eenige gemengde of dubbele Klanken door eene enkele Letter worden uitgebeeld' usw. Aenleiding tot de kennisse van het verhevene deel der nederduitsche sprake I 110 f.

auf der einen seite wird eine praktischen zwecken genügende schreibung bekämpft, weil sie die forderungen consequenter bezeichnung der durch lautliche analyse gewonnenen elemente nicht erfüllt, anderseits glaubt der phonetik treibende grammatiker oft seine pflicht getan zu haben, wenn er schreibungen vorschlägt, welche die verschiedenheiten der aussprache unzweideutig bezeichnen. dazu kommt noch die sucht, die sprache möglichst regelmäfsig erscheinen zu lassen, und die einmischung etymologisierender bestrebungen. alle aber sind sie abhängig von der überlieferten schreibung, ob sie sie nun reformieren oder rechtfertigen wollen, sie ringen sich nicht durch zu einer unbefangenen beobachtung des gesprochenen wortes.

Diese gesichtspuncte müssen die kritik bestimmen, der alle angaben über aussprache zu unterwerfen sind. wir dürfen allenfalls — keineswegs immer — annehmen, dass die grammatiker so viel gehör besafsen, um die verschiedenheit von lauten in gleicher umgebung zu erkennen, oder kürzer gesagt, reine und unreine reime zu unterscheiden, aber ihrer analyse, ihrer erklärung jener unterschiede dürfen wir nicht trauen.

Alles dieses möcht ich an einem ausgewählten beispiel zeigen; dass ich nicht der ansicht bin, dass alle derartigen fragen eben so breit zu behandeln sind, brauch ich wol kaum zu versichern. ich wähle die frage, ob Adelung mit recht behauptet hat, dass in wörtern wie *schleiffen*, *reiſſen* *ff* und *ſſ* sich auf zwei silben verteilen. Wilmanns bringt in seiner Deutschen grammatik I² 60 diese behauptung mit der lehre, dass im altdeutschen die spiranten der zweiten lautverschiebung geminaten waren, zusammen, und sagt, er wage ihr nicht zu widersprechen. in meiner recension Zs. f. öst. g. 1898, s. 519 anm. 1 hab ich den verdacht ausgesprochen, dass Adelung durch falsches theoretisieren zu jener anschauung gebracht wurde. dieser verdacht ist bei mir seitdem zur überzeugung geworden. die ganze frage ist eine orthographische und hängt auf das genaueste zusammen mit der geschichte der bezeichnung der *f*- und *s*-laute überhaupt. über diese hab ich schon in meiner recension aao. s. 518f einige mitteilungen gemacht, die ich hier dem zusammenhang zu liebe werde widerholen müssen. in der einleitung zu meiner ausgabe von Zesens Adriatischer Rosemund (1899) hatte ich mich gleichfalls mit diesen dingen, soweit mein autor in betracht kam, zu

beschäftigen. was die schreibung der *s*-laute betrifft, so ist als vorarbeit zu erwähnen GMichaelis Über die physiologie und orthographie der zischlaute, Berlin 1883; vgl. auch Michaelis Die ergebnisse der zu Berlin vom 4 bis 15 januar 1876 abgehaltenen orthographischen conferenz, Berlin 1876, s. 56—67. endlich sei bemerkt, dass unabhängig von mir Bause in seinem Überblick über die entwicklung der deutschen rechtschreibung, progr. des gymn. in Meseritz 1900, darauf aufmerksam geworden ist, dass früher wie *ſſ* im gegensatz zu *ſ*, ebenso auch *ff* im gegensatz zu *f* den unterschied des stimmlosen lautes von dem entsprechenden stimmhaften ausdrücken sollte.

I

Die mhd. dreiheit der lautfolgen *ale*, *alle*, *âle*[1] ist im nhd. zu einer zweiheit reduziert worden. für die practische orthographie ist es ganz gleichgiltig, dass bei kürze des tonvocals die silbenbildung in verschiedenen gegenden des sprachgebiets verschieden ist. aus der vocalquantität ergibt sich die aussprache des folgenden consonanten mit notwendigkeit; sie ist eine function (im mathematischen sinne) der länge oder kürze des vorhergehnden vocals. was für *l* gilt, gilt auch für *m*, *n*, *r* und den verschlusslaut *t*. bei den andern verschlusslauten liegen die dinge ein wenig anders, da es von haus aus kein *bb*, *dd* gab und *gg* gemeindeutsch mit *kk* zusammengefallen ist. aber im nhd. hat sich doch wenigstens in dem einen wort *Widder* die dialektische gemination von *d* eingang verschafft, *bb* steht in niederdeutschen lehnwörtern und auch *gg* erscheint aus verschiedenen ursachen in ein paar fällen. langer vocal vor *k* ist wol verhältnismäfsig selten, kommt aber doch vor. allerdings wurde im ältern nhd. im inlaut unter allen umständen *ck* geschrieben, aber allmählich wurde auch hier der sonst geltende grundsatz durchgeführt. es genügt hier festzustellen, dass Zesen zwischen *k* nach langem und *ck* nach kurzem vocal scheidet.

So kann man sagen, dass in verbindungen der form *âle*, *alle* für *l* = sonorer consonant oder verschlusslaut die doppelschreibung des consonantzeichens die länge, die einfachschreibung die kürze des vorhergehnden vocals ausdrückte. dagegen wird die vom vocal unabhängige qualität der verschlusslaute[2], dh. ihre stimm-

[1] *a* soll einen beliebigen vocal darstellen. [2] natürlich gilt dasselbe von *g*—*ch* für gegenden, wo *g* spirantisch gesprochen wird.

hafte oder stimmlose aussprache, durch die verschiedene gestalt des buchstabens bezeichnet.

Anders stand es bei den spiranten. der gebrauch von *v* (*u*) zur bezeichnung des stimmhaften labialen spiranten wurde immer seltener. der unterschied zwischen dem stimmhaften und dem stimmlosen laut wurde durch einfach- oder doppelschreibung des buchstabens *f* ausgedrückt. ebenso hatte sich aus dem chaos der schreibungen der *s*-laute zwischen vocalen als herschende bezeichnung *ſ* für den stimmhaften, *ſſ* für den stimmlosen laut herausgebildet. diese schreibungen sind vom standpunct der theorie eine anomalie, weil hier die verdopplung die aufgabe hat, die von dem vorhergehnden vocal unabhängige qualität der spiranten darzustellen. aber auch vom practischen standpunct waren diese schreibungen anstöſsig, weil die quantität der tonvocale unbestimmt blieb. allerdings war infolge des zusammenfalles von mhd. *ave* und *âve*, *ase* und *âse* vor einfachem *ſ* und *f* nur langer vocal möglich, aber die alte doppelheit *âſe*—*affe* hatte sich erhalten, die lautfolgen *asse azze* fielen wol zusammen, blieben aber von *âze* getrennt. vor den stimmlosen spiranten war also langer wie kurzer vocal möglich, die schreibungen *affe aſſe* bestimmten daher die aussprache nicht eindeutig. hier setzten die reformversuche ein.

Michaelis hat bemerkt[1], dass vereinzelt schon im anfang des 17 jh.s zwischen *ß* und *ſſ* nach der heutigen weise geschieden wird. Zesen scheint in seiner ersten äuſserung, die unsere frage streift, in den ersten auflagen des Helikon[2], diese scheidung als zu recht bestehend vorauszusetzen: ‘Also kann ich auch diese drey *haſſen*, *laſzen*, *raſen*, mit nichten zusammen reimen, weil ein jedes sonderlich ausgesprochen wird; denn *haſſen* wird mit zwey langen *ſſ*, *laſzen* mit einem langen und kurtzen [*ſz*], *raſen* mit einem einfachen langen [*ſ*] geschrieben und ausgesprochen: kann also *haſſen* mit *gaſſen*, *laſzen* mit *aſzen*, *raſen* mit *blaſen* gereimet werden.’ die unterscheidung zwischen *aſſen* und *aßen* bestimmt nun wol die aussprache eindeutig, ist aber theoretisch anfechtbar, erstens, weil consonanten gleicher, vom vorhergehnden vocal unabhängiger qualität verschieden bezeichnet werden, zweitens, weil es so aussieht, als ob *aſſe* sich zu *aſe*

[1] Zischlaute s. 17.

[2] ausgabe von 1640 c 4, 1641 s. 38.

verhalte wie *alle* zu *ale*. das erste bedenken fasst Titz ins auge, wenn er, offenbar gegen Zesen, bemerkt[1]: 'So zeiget die reine Aussprache, daß man soll schreiben ... *den Roſſen*, equis, *die Roſen*, rosae. In einem andern laute sagen wir *die groſſen*, magni. Daher auch etliche wollen, daß man dergleichen Worte nicht durch *ſſ*, sondern durch *ß*, schreiben soll. Die ursache dessen können wir nicht absehen. Denn der unterschied zwischen *groſſen* und *roſſen* kommt nicht vom *s* her, (welches so wol im ersten, als im andern, duppelt ausgesprochen wird,) sondern von dem Alleinlautenden der in *roſſen* wie ein einfaches *o*, in *groſſen* aber wie ein duppeltes, *oó*, lautet ...' im anschluss daran bemerkt Titz[2]: 'Viel weniger aber können wir denen beypflichten, die da vermeinen, daß man, *der schlaff*, somnus, *das schaff*, ovis und so auch *schlaffen*, dormire, *den schaffen*, ovibus, nur durch ein einfaches *f* schreiben solle, damit sie von *schlaff* laxus, und *schaffen* procurare unterschieden sein möchten. Dann weil man in diesen worten, das *ff*, eben wie in den erstangezogenen das *ſſ*, nicht anders, als wie ein duppeltes, aussprechen kan, warumb solte man es denn nur einfach setzen, und nicht viel lieber das *a*, welches die einige ursache des ungleichen lautes ist, in den ersten worten duppelt schreiben, als, der *schlaáff* somnus, *schlaáffen* dormire, *das schaáff* ovis, *den schaáffen* ovibus?' hier ist zuerst auf die gleichartigkeit der orthographischen und phonetischen verhältnisse bei den *f*- und den *s*-lauten hingewiesen.

Auf die bemerkungen von Titz hat Zesen in der Hoch-Deutschen Sprach-übung (1643) s. 48f geantwortet. er sagt da, man könnte ja auch *grooſſen*, *laaſſen* schreiben, aber *großen*, *laßen* sei vorzuziehen, da man ja das zeichen *ß* zur verfügung habe und durch seine verwendung raum ersparen könne. dagegen müsse man allerdings in *schaaffe* udgl. das *a* verdoppeln, wenn man es von *schaffen* creare unterscheiden wolle, 'dann anders weiß ichs nicht zu schreiben, daß man eines von dem andern, auch so wohl im schreiben als im lesen unterscheiden könte'.

Noch weiter kam Zesen den anschauungen von Titz entgegen durch seine im Ibrahim und in der Adriatischen Rosemund

[1] Zwey Bücher von der Kunst Hochdeutsche Verse und Lieder zu machen (1642) S 7[b].

[2] aao. S 8[a].

(1645) durchgeführte orthographie. er bezeichnete hier die stimmhaften laute durch einfaches *f*, *ſ*, die stimmlosen durch *ff*, *ſſ* und deutete vor den letzteren die vocallänge durch ein besonderes zeichen an, in den ersten teilen des Ibrahim durch vocalverdopplung, stummes *e* (in der verbindung *ie*) und *h*, in den letzten teilen des Ibrahim und in der Rosemund ausschliefslich durch dehnungs-*h*. er schreibt zb. *Grafen, hofe, ufer, schiffe, übertroffen, schlahffen, zohffe, ruhffen, blaſe, läſen, roſe, waſſer, däſſen, entschloſſen, lahſſen, grohſſes, fuhſſe.* nach diphthongen steht kein besonderes dehnungszeichen; Zesen schreibt nicht nur *eifer, teufel, hauſe, reiſe*, sondern auch *lauffen, greiffen, auſſer, weiſſes.*

Im Helikon von 1649 finden wir wider einen rückschritt. I s. K 2[b] bemerkt Zesen: 'Hier fället ... des *f* und *ſ* wegen, dises zu erinnern für, daß nähmlich dreierlei aus-sprachen sich hier blikken laßen ... als, die erste in *laſen* und *hafen*; in *loſen* und *ofen*; die andere in *maaſſen* (oder *maßen*) und *schaaffen*, in *bloßen* und *zooffen*: die dritte in *haſſen* und *gaffen, biſſen* und *schiffen, poſſen* und *soffen*, u. d. g.'

Zesen greift hier also wider auf die bezeichnung des stimmlosen *s* nach länge durch *ß* zurück. doch kam es ihm hier nicht auf die orthographie an. er verweist vielmehr für die orthographischen fragen auf das zweite[1] und fünfte Sendschreiben der Deutsch-gesinneten Genossenschaft. dort hatte er als die beste bezeichnung der vocalquantitäten die verwendung von acut und circumflex empfohlen. dieses system ist dann ausführlicher im Rosenmând (1651) auseinandergesetzt. und da sehen wir, was übrigens schon die beispiele im fünften Sendschreiben andeuten, dass Zesen nun mit der schreibung *ß* einen besondern lautwert des consonanten auszudrücken glaubt.

Nach dem orthographischen system des Rosenmânds sollte in volltonigen silben die vocallänge durch den circumflex, die vocalkürze durch den acut bezeichnet und die consonantenverdopplung durchaus beseitigt werden; statt *fallen, rotte* schreibt Zesen *fálen, róte.* aber die consonantengemination konnte nur da durch den acut ersetzt werden, wo sie zeichen der vocalkürze war, nicht dort, wo sie eine von dem vorhergehnden vocal unabhängige qualität des consonanten andeutete. Zesen sah sich genötigt, die

[1] in wahrheit ist es das dritte.

verschiedene qualität der consonanten durch verschiedene buchstaben zu bezeichnen. hält man seine andeutungen s. 86 anm. b. 99. 135 zusammen, so ergibt sich folgendes. der stimmhafte labiale spirant sollte durch *v* widergegeben werden; der 'dreifache unterschied' im aussprechen der wörter *schaffen*, *schafen*, *haven* wäre mit hilfe der accentzeichen durch *schäfen*, *schâfen*, *hâven* auszudrücken. denselben dreifachen unterschied findet Zesen in den wörtern *müſſen*, *büßen* und *buſen.* man sollte also erwarten, dass auch bei den *s*-lauten die stimmhafte und stimmlose qualität durch verschiedene buchstaben unterschieden würden. am nächsten lag es, den stimmlosen laut durch *ß* zu bezeichnen. aber Zesen ist hier inconsequent; der 'dreifache unterschied' im aussprechen wäre bei den *s*-lauten nach seinen andeutungen durch *müſen*, *bûßen*, *bûſen* auszudrücken. mit andern worten : Zesen hat einfach die orthographie der ersten auflagen des Helikon, nicht die des Ibrahim und der Rosemund, in das neue system übertragen. nun zeigt sich aber die verderbliche würkung der vermischung des theoretischen und des praktischen. die lautfolgen waren durch jene schreibung genügend getrennt, Zesen bildet sich aber ein, auch die einzelnen laute richtig bezeichnet zu haben und behauptet, dass in *blaſen* und *haſſen* (in der accentorthographie *bláſen*, *háſen*) ein gelinderes *s* stehe als in *büßen.* er meint, *bláſen* verhalte sich zu *háſen* wie etwa *âle* zu *ále.* er ist der knecht seiner eigenen schöpfung geworden.

Der mangel an accenttypen hat Zesen daran verhindert, seine idealorthographie in der praxis durchzuführen. aber an dem *ß* nach langem vocal hat er immer festgehalten. diese schreibung ist bekanntlich allgemein geworden, jedoch erst im 18 jh. vornehmlich durch Gottscheds einfluss. lange hielten noch viele an der alten praxis fest, ohne rücksicht auf die quantität des tonvocals *ff* und *ſſ* für die stimmlosen laute zu schreiben.

Eine eifrige verteidigung fand diese schreibung in Freyers Anweisung zur Teutschen Orthographie, s. 48 ff der dritten auflage von 1735. Freyer betont nachdrücklich den parallelismus von *f* und *ſ*, fordert, dass nach der pronuntiation *ff* und *f*, *ſſ* und *ſ* geschieden, und wo es die aussprache erfordert, die verdopplungen auch nach langem vocal und diphthong gesetzt werden. in *Haſe*, *Weſen*, *Wieſe*, *Doſe*, *Buſen*, *Drüſe*; *Grafen*, *Hefen*, *Briefe*, *Stiefel*, *Kiefer*, *liefern*, *Schiefer*, *Ofen*, *Hofe*, *Hufe*, *Ufer*, *prüfen*

wird ſ und ſ 'nur einfach gehöret und zwar nach einem einfachen vocali oder weichen diphthongo'[1], dagegen spreche man *ſaſſen*, *Gefäſſe*, *ſchlieſſen*, *Buſſe*, *Straffe*, *schläffern*, *ſchlieffen*, *ruffe* und höre 'das ſ und ſ gedoppelt, und zwar nach einem langen vocali oder weichen diphthongo'. weiter höre man nach einem 'scharfen diphthongo' ſ und ſ einfach in *Reiſer*, *eiſern*, *Reuſe*, *Eifer*, *ſteifer*, *geifern*, *Teufel*, gedoppelt in *Meiſſen*, *drauſſen*, *Preuſſen*, *pfeiffen*, *lauffen*, *treuffeln*.

Den ausdruck 'gedoppelt' nimmt Freyer ganz wörtlich[2]. er begründet die möglichkeit gedoppelter consonanten nach einem diphthong folgendermaſsen: 'Denn man kann ja sagen *ſauf*: warum sollte man nicht *ſen* hinzuthun und *ſauffen* sprechen können'. ferner lehrt Freyer s. 80, dass man nach der pronuntiation *wei-ſen*, *fleiſ-ſig*, *tref-fen*, *kauf-fen*, *drauſ-ſen*, *gemeſ-ſen*, *Gewiſ-ſen* teilen müsse. aber von würklicher phonetischer analyse ist keine rede. Freyer meint, *reitten* zu schreiben sei nicht nur gegen den usum scribendi, sondern auch 'in Ansehung der Pronuntiation ganz und gar unnöthig', 'denn *reiten* und *reitten* klinget einander in der Aussprache gleich: *weiſen* und *weiſſen* aber, *Eifer* und *Pfeiffer*, *Teufel* und *Täuffer* sind dem Laut nach so unterschieden, daß man gleich hören kann, in den ersten Wörtern muss das ſ oder ſ einfach, in den letztern aber gedoppelt sein'. hätte Freyer würklich 'gedoppeltes' ſ oder ſ gehört, so hätte er nicht behaupten können, dass *reitten* und *reiten* gleich klingen, sondern eine der beiden schreibungen als der aussprache widersprechend bezeichnen müssen. aber in wahrheit sollte die einfach- oder doppelschreibung von ſ und ſ nur verschiedene mögliche lautfolgen trennen. in wörtern wie *reiten* gab es nur eine mögliche lautfolge, also war es für die aussprache gleichgiltig, ob man *t* oder *tt* schrieb[3].

[1] unter einem weichen diphthong versteht Freyer einen durch mehrere neben- oder übereinander gestellte buchstaben (*ie*, *å*, *ů*, *ů*) bezeichneten einfachen laut, die würklichen diphthonge nennt er harte.

[2] vgl. jedoch auch die einschränkung in der in der folgenden anmerkung citierten stelle.

[3] im anschluss an die oben citierte stelle sagt Freyer (s. 49 f): 'womit verhoffentlich auch denen geantwortet ist, welche meinen, man müsse darum eben so wenig *sauffen* als *reitten* mit einem gedoppelten consonante schreiben, weil das praeteritum von diesem so wohl *geritten* als von jenem *gesoffen* heisse, indem sie daraus erkennen, dass die Verdoppelung

II

Titz, Zesen im Ibrahim und der Rosemund, Freyer behandeln die *ſ*- und *f*-laute ganz gleich. Gottsched trennt. seine orthographie stimmt in diesem punct mit der heutigen überein. nach langem vocal und diphthong[1] setzt er nur *f*, gleichgiltig, ob germ. *p* oder *f* zu grunde ligt, den stimmlosen *s*-laut bezeichnet er nach langem vocal durch *ß*, nach kurzem durch *ſſ*.

Gottsched war nicht der erste, der den stimmlosen und stimmhaften *f*-laut zusammenwarf. schon Titz hatte gegen schreibungen wie *schafe* polemisiert. unter den grammatikern lassen sich als vorgänger Gottscheds nennen Bellin, Pudor, Bödiker, lauter Norddeutsche. ich will hier nicht untersuchen, ob für diese männer die laute würklich in der aussprache zusammenfielen oder nur das bestreben maſsgebend war, nach langem vocal und diphthong keine gemination zu schreiben[2].

im praesenti nicht so wohl um des praeteriti willen, als vielmehr darum geschehe, weil das *f* gedoppelt oder doch wenigstens anders und mehr als in *Eifer*, *Grafen*, *Teufel* ausgesprochen wird.' diese bemerkung richtet sich gegen Töllner, dessen ansichten wir später kennen lernen werden. hierher gehört auch die bemerkung s. 52 : 'Woraus denn zugleich erhellet, daß das *ff* in *pfeiffen* und dergleichen Wörtern nicht daher komme, weil man im praeterito saget, *ich habe gepfiffen* : sondern weil es in der pronuntiation doppelt gehöret wird. Denn sonst müste man auch schreiben, *ich streitte*, weil es im praeterito heisset, *ich habe gestritten* : welches aber niemand thun wird.'

[1] ebenso nach consonant. auch dagegen richtete sich später die polemik, worauf ich aber nicht im einzelnen eingehn werde. — Gottscheds regeln sind auseinandergesetzt in der Deutschen sprachkunst s. 52. 55f. 83f. 87f der 5 auflage von 1762.

[2] bei Bellin (Hochdeudsche Rechtschreibung 1657) kommt hauptsächlich in betracht, dass er s. 46 die wörter *slafe*, *strafe*, *pfeife(n)*, *teufel*, *prüfen*, *käufen* ohne weitere bemerkung als ganz gleichartig anführt. von geringerer bedeutung ist, dass er einfaches *f* verlangt, denn er schränkt die consonantverdopplung überhaupt sehr ein. er lässt sie nicht als zeichen der vocalkürze gelten, denn, wie er seinem meister Zesen folgend behauptet, 'ein selblauter hat seine länge oder kürze nicht von dem folgenden mitlauter, sondern er hat und mus sie von natur haben.' er will den unterschied des langen von dem kurzen vocal durch eine modification der buchstabenform andeuten. gegen die consonantverdopplung nimmt ihn ferner wie Zesen der umstand ein, dass durch sie oft die etymologische gliederung verdunkelt wird. da am ende einer silbe kein gedoppelter mitlauter gehört werden kann, muss man etwa *schif* schreiben. da nun die

Gottsched führt zur begründung der unterscheidung von *ß* und *ſſ* ein neues moment ein, nämlich die verschiedene silbentrennung. nach Gottscheds meinung ist auch *ß* eigentlich ein doppeltes *ſ*, da es gleich *ſz* ist und die alten *z* für *ſ* schrieben; mithin widerspricht seine setzung in wörtern wie ***stoßen***, ***Preußen*** der regel, dass nach langen vocalen und diphthongen keine doppelten mitlauter gesetzt werden dürfen. aber die schwierigkeit löst sich dadurch, dass in diesem fall *ß* (ebenso wie der doppelbuchstabe *ch* = *hh*) ganz zur folgenden silbe gezogen wird. 'Man spricht und schreibt also, *hau-chen* ... *rie-chen*, *Mei-ßen*, *Preu-ßen*; ganz anders als da, wo kurze Selbstlauter vorhergehen, als : *las-ſen*, *tref-fen*, *küs-ſen*, *fal-len* udgl.' (s. 84, vgl. auch s. 56 : 'Wenn nun diese Wörter wachsen, so wird das *ß* ganz zur folgenden Sylbe gezogen und als ein schärferes Zischen gehöret : als *grö-ßer*, *sto-ßen*, *Fü-ße*').

Michaelis nennt Zischlaute s. 21 f. 27 Pudor als vorgänger

genitivendung *-es* ist, sollte man sie einfach an das stammwort anfügen und *schif-es* lesen, nicht *schif-fes*. 'was da wider geschiht, ist mer dem gebrauche als vernunftmäßigen gründen bei zu mäsſen.' mit den phonetischen verhältnissen ist Bellin nicht zu recht gekommen oder er hat sie seiner theorie zu liebe vergewaltigt. er verwirft die gemination im inlaut nicht durchaus, er duldet *hel-ler* obolus, *was-ſer* usw., lauter wörter, die den eindruck von stammwörtern machen; aber wo die consonanz zum auslaut des stammworts gehört und der folgende vocal der anlaut der ableitungs- oder stammsilbe ist, fordert er einfachschreibung, also *hel-er* clarus. vgl. s. 77. er scheint zu wünschen, dass man nicht nur in der schrift, sondern auch in der aussprache *hel-er*, *schif-es* trenne. ungenügend sind seine bemerkungen über die *s*-laute s. 64 f. er meint, man könne vorläufig *ß* nach länge noch dulden, so lange man keine besondern typen für die langen vocale habe, aber wie man nach herstellung der neuen typen das stimmhafte vom stimmlosen *s* unterscheiden solle, sagt er nicht. — die angaben Pudors, Der Teutschen Sprache Grundrichtigkeit und Zierlichkeit (1672) s. 12 f sind verworren : 'Etliche Mitlautende werden am Ende gedoppelt gesetzt, so oft die abwandelungen und Zeitendungen solches erfordern und das geschieht . . 3. In den Zeitwörtern Egr. *Lauff*, weil man sagt *lauffen*, also *wirff*, *floſſ*, *reiſſ*. Wo aber die Zeitwandelung solches nicht erfordert, ist es unvonnöthen. Ich schreibe nicht das *Schaff*, der *Schlaff*; Sondern das *Schaf*, der *Schlaf*, denn der Genitivus heist nicht, des *Schaffes*; Sondern des *Schafes*, nicht des *Schlaffes*; Sondern des *Schlafes*.' man könnte an Adelungs anschauung über die silbentrennung nach diphthongen denken, aber das beispiel *wirff* macht schwierigkeiten und dann hat ja Pudor nach der formulierung seiner regel offenbar die verben von den substantiven trennen wollen.

Gottscheds. jedoch nahm Pudor eine andre silbentrennung nach langem vocal an. er bemerkt s. 4f: 'wenn beyde Mitlautende mit der ersten Sylbe außgeredet werden, bleibet der Vocalis lang. Egr. *Laſſen*, *allermaſſen*. Etliche schreiben zum Merckmahl dessen, diese Wörter nicht mit einem doppelten langen *ſſ*, sondern mit einem langen und kurtzen *ß*. Egr. *laßen*, *allermaßen*' [1].

Gottscheds orthographie ist durchgedrungen, aber an angriffen hat es nicht gefehlt. Heinze verteidigt in seinen Anmerkungen über des Herrn Professor Gottscheds Deutsche Sprachlehre (1759) die verdoppelung von *f* und *ſ* nach einem langen vocal oder diphthong, 'wenn die Aussprache für ein einfaches zu stark ist'. 'in *lieffen*, *greiffen*, *Schaaffe*, *stoſſen*, *flieſſen*, *heiſſen*, *Schooſſe*, *Füſſe* laute *f* und *ſ* anders als in *Grafen*, *Hafen*, *Ofen*, *Roſen*, *blaſen*, *preiſen*, *Häuſer*'. der eigentliche grund seiner polemik gegen Gottscheds orthographie ist die verschiedene behandlung von *f* und *ſ*. dass *ß* sich nicht teilen lasse, sei unrichtig, sonst müste man auch sagen, dass das *ff* in *überträffen* sich nicht teilen lasse und *überträ-ffen* buchstabieren. in seinem eifer liefs Heinze sich die allerdings höchst unglücklich ausgedrückte bemerkung entschlüpfen, Gottsched hätte auch ein 'efzet' erfinden müssen, um den unterschied des tons (dh. der vocalquantität) in *übertreffen* und *überträffen* zu bezeichnen. über dieses efzet machte sich Gottscheds anwalt, Schwabe, der übrigens Gottscheds schreibung der *s*-laute ganz vernünftig mit ihrem praktischen nutzen verteidigt, weidlich lustig [2]. in seiner replik, dem Schreiben über die Kunzische Vertheidigung der Gottschedischen Sprachlehre an den Herrn Verfasser des gelehrten Artikels in dem Hamburgischen Correspondenten, s. 19f, erläuterte Heinze seine äufserung. er habe 'nichts anders sagen wollen, als, wenn zwischen *ſ* und *ff* eine mittlere Figur nöthig sey, den Ton der ersten Sylbe von *stoſſen*, *flieſſen* genau aus-

[1] diese anschauung dürfte ihren grund darin haben, dass sonst *ß* für *ſſ* im auslaut eintrat. wer nun *ß* im inlaut schrieb, konnte dies damit rechtfertigen wollen, dass er auch hier *ß* als auslautszeichen erklärte, und, da von einem wortauslaut nicht die rede sein konnte, blieb nur übrig *ß* als im auslaut der silbe stehend zu betrachten.

[2] Georg Christoph Kunzens Beleuchtung einiger Anmerkungen über Gottscheds deutsche Sprachlehre von Hrn. Johann Michael Heinzen, Brandenburg 1760, s. 57. vgl. Waniek, Gottsched s. 544.

zudrücken und ihn von dem Tone in *Poſſen* und *Roſen*, in *Wiſſen* und *Wieſen* zu unterscheiden, so müsse man auch eine solche für das *ſ* in *überträſſen* haben, damit mans weder wie in *äſſen*, noch wie in *Häſen* ausspreche.' im übrigen ist die discussion zwischen Heinze und Schwabe ganz unfruchtbar. sie reden aneinander vorbei. Schwabe versteht Heinze nicht oder will ihn nicht verstehn, wenn er s. 55 schreibt: 'ich leugne es ihm rund heraus, daß seine *Schaaffe*, *lieffen* anders lauten als mein *im Schlaffe*, *schliefen*, und ich glaube doch immer und ewig nicht, daß er auch *schlaaffen* schreiben werde.' natürlich hätte Heinze auch *schlafen* mit *ff* geschrieben. anderseits verschliefst sich Heinze der anerkennung des praktischen nutzens in Gottscheds *s*-schreibung. er hält die bezeichnung der vocalquantität durch *ß* für unnötig, da sie in vielen andern fällen unbezeichnet bleibt, und operiert mit dem einfältigen einwand, es sei unerhört, dass eine silbe mit einem doppelten buchstaben, was doch *ß* nun einmal sei, anfange. er hat die wahre bedeutung der schreibungen *ff*, *ſſ*, *ß* nicht erkannt und sich nicht zu der erkenntnis erhoben, dass es sich in der orthographie um conventionelle festsetzungen, nicht um naturgesetze handelt.

H e y n a t z lehrte in seiner Deutschen Sprachlehre die Gottschedische schreibung, wobei er *ß* ein scharfes *ſ* nannte, das sich im inlaut vor vocalen ebenso von dem doppelten wie vom einfachen *ſ* unterscheide. gegen ihn wendete sich D e n s t sowol in seinem Zweyten Theil der Heynatzischen Sprachlehre als auch in der Beylage zu Herr Heynatzens Briefen, die Deutsche Sprache betreffend (1775. 1776)[1] an vielen stellen. Denst betont ebenso wie Heinze die durchgängige analogie von *f* und *ſ*. die bezeichnung der vocallänge durch *ß* hält er für unnötig. Beylage II 9 nennt er es 'eine der allerbefolgenswürdigsten Lehren der Heinzischen Anmerkungen, daß das *f* und das *ſ* oft auch nach einem langen Vocal oder nach einem Diphthonge verdoppelt werden müssen.' er stellt drei reihen von wörtern zusammen. die wörter der ersten beiden reihen haben in der ersten silbe langen vocal oder diphthong. die consonanten sind in der ersten reihe einfach, in den beiden letzten doppelt zu schreiben. in der ersten reihe finden sich nun beispiele wie *Hafen* (*Ha-fen*),

[1] ich citiere die erste und zweite abteilung der beilage als I, die dritte als II.

Hafen, *Eifer*, *Eifen*, in der zweiten *traffen* (*trâf-fen* oder *trâff-en*), *maßen* oder *mâffen* (*mâf-fen*), *Schleiffer*, *heiffen* uä., in der dritten *fchlaffen* (*fchlâf-fen* oder *fchlâff-en*) von *fchlaff*, *laffen* usw. über die in den klammern angegebene silbentrennung sprech ich sofort.

Der ausdruck 'doppeltes *ff*, *ff*' ist nicht zu pressen. vgl. Beylage II 11 : 'Man gebraucht ja zu Anzeigung des doppelten, oder so man sich an das Wort d o p p e l t stößt, des s t ä r k e r a l s e i n f a c h l a u t e n d e n Konsonanten nach langem Vokal in *überträffen* nicht eine andre Figur als nach dem kurzen in *übertreffen*'. dies führt uns auf Densts ansichten über die silbentrennung. in der Sprachlehre s. 16 behauptet er, man teile die wörter *Preußen*, *fäßer* im sprechen in *Preuf* und *fen*, *füf* (mit einem langen *ü*) und *fer*, ebenso wie *wollen* in *wol* und *len*. s. 17 und 49 lehrt er, dass die zunge nicht *gro-ße* sondern *grof-fe* teile. der unterschied von *Roffe* = *Rof-fe* liege in der quantität des vocals, nicht in der silbentrennung. s. 57 sagt er, die unaffectierte gute aussprache lasse, ohne deswegen den vocal zu verkürzen, *schlief-fest*, *schuf-fest* hören. aber er fügt hier schon in klammer mit fragezeichen bei *fchlief-est schuf-est*. diese neue ansicht befestigt sich bei Denst in der Beylage je länger, je mehr. I 31 f behauptet er zwar noch die silbentrennung *Stöf-fe*, *gefräf-fig*, *lauf-fen*, *greif-fen*, will aber doch die trennung *gefräß-ig* einräumen, wenn man dagegen zugebe, dass man auch *faß-en*, *komm-en* usw. spreche. I 170 bemerkt er, *helfen*, *schärfen* seien richtige schreibungen, wenn man die wörter so lese als seien die teile *helf-en*, *schärf-en*. wenn aber die letzte silbe nach dem bisherigen abteilungsgebrauche *fen* heifsen solle, so müsse die erste *helf*, *schärf* geschrieben oder gelehrt werden, dass *f* in gewissen fällen wie *ph* oder *ff* laute. II 10 bemerkt er, der consonant in den wörtern der zweiten und dritten reihe (vgl. oben) sei doppelt zu schreiben, wenn man *hoffen* nicht auch *hofen* schreiben und dieses *hof-en* abteilen soll. in den beispielen der zweiten und dritten reihe ist, wie wir gesehen haben, *trâf-fen* oder *trâff-en*, *schlâf-fen* oder *schlâff-en* abgeteilt. II 87 heifst es dann geradezu : 'Es scheint mir freilich, man spreche z. E. *Helfer* weder nach seinen Buchstaben und der bisherigen Sylbenabtheilung, *Hell-fer*, noch *Helf-ver* (denn *v* = *f*), sondern *Helf-èr*. Weil man aber in der Schrift so oft anders, als mit

dem Munde theilt (*Got-tes*, *Lam-mes* statt *Gott-es*, *Lamm-es*), so halt ich *dürffen*, *lauffen*, *Helffer* etc. auch für richtiger geschrieben, als *dürfen*, *laufen*, *Helfer* etc., welche letztere Schreibung die wahre Aussprache nicht darstellt.'

Wichtig ist für uns, dass Denst bei all seinen erörterungen keinen unterschied macht zwischen langem vocal und diphthong.

Zu den gegnern der Gottschedischen regeln gehört auch AGMäzke[1]. auch er tadelt an Gottsched und Heynatz die verschiedene behandlung von *f* und *s*, auch er stellt wie Denst drei reihen von wörtern mit inlautendem *f* und *s* zusammen. auch er verwirft die scheidung von *ß* und *ff*, weil man für *f* in wörtern wie *Strafe* kein besonderes zeichen habe. aber er hält es im gegensatz zu Heinze und Denst für nötig, auch die vocalquantität (nach seiner terminologie den accent) unzweideutig zu bezeichnen. er schreibt für den stimmlosen labialen spiranten *ff*, für den stimmlosen dentalen ohne rücksicht auf die quantität des vorhergehnden vocals in den Grammatischen abhandlungen *ß*, in seiner letzten schrift *ff*, die eventuelle länge des vocals bezeichnet er durch doppelschreibung, schlägt aber auch dafür den circumflex vor und entscheidet sich schliefslich in seiner letzten schrift für den von Klopstock aufgebrachten haken unter dem vocal. zb. *Hafen*, *schlaaffen* (*schlâffen*, *schlaffen*), *erschlaffen*, *Blafe*, *faaßen* (*fâßen*, *faffen*)[2], *Waßer* (*Waffer*). kein besonderes dehnungszeichen haben diphthonge, da sich, wie Mäzke unzähliche-male sagt, die dehnung bei ihnen von selbst versteht.

Mäzkes ausführungen zeigen eine merkwürdige mischung von richtigen beobachtungen und kleben an der überlieferten schreibung. in der dritten abhandlung setzt er auseinander, dass *b*, *d*, *g* am ende einer silbe nur 'hart' lauten können, aber vor einem vocal, in gewissen fällen auch vor *l*, *m*, *n*, *r*, ihre 'weiche' aussprache bekommen. aber in denselben stellungen gibt es

[1] Grammatische Abhandlungen über die Deutsche Sprache, Breßlau 1776. 3 abhandlung, namentlich § 21 (s. 186 ff). 4 abhandlung, namentlich § 12 (s. 345 ff); Versuch in Deutschen Wörter Familien, Breßlau 1779, s. 11 f; Über Deutsche Wörter Familien und Rechtschreibung, Züllichau 1780, s. 19 f. 29 f. 56. 61. 132. 135.

[2] dem princip wird nichts dadurch benommen, dass Mäzke s. 149 der schrift von 1780 vorläufig auf die accentzeichen verzichten und um den 'Dęnbügel' einigermafsen zu ersetzen, das Gottschedische *ß* in gedehnten silben beibehalten will.

auch 'hartes' *p*, *k*, *t*, wonach sich dann die orthographie richtet. (*Rad* und *Rat* lauten gleich, aber der unterschied der mehrsilbigen formen *Rades*, *Rates* bestimmt die schreibung der einsilbigen). alles was von *b*, *d*, *g* gilt, gilt nun auch 'mit veränderten umständen' von *f* und *s*. diese können nämlich im auslaut nur 'stark' lauten, im inlaut dagegen unter den bedingungen, wo 'weiches' *b*, *d*, *g* möglich ist, auch 'einfach'. auch hier bestimmt der inlaut die orthographie des auslauts. (*Graf* wegen *Grafen*, *traaff* wegen *traaffen*, obwol *Graf* und *traaff* reimen). Mäzke hat also die analogie zwischen den stimmhaften und stimmlosen spiranten einerseits und den stimmhaften und stimmlosen verschlusslauten anderseits erkannt, aber er findet den grund dieser analogie nicht in der lautbildung, sondern in der lautverteilung, er ist der meinung, dass die 'starken oder verdoppelten' *ff* und *ß* sich zu *f* und *ſ* verhalten wie *ll* zu *l*. deshalb hebt er es als eine eigentümlichkeit der 'halbselbstlautenden buchstaben'[1] hervor, dass sie auch am ende einer gedehnten (sprach-)silbe stark oder verdoppelt gesprochen werden können. er ist hier der ihm wolbekannten vorgottschedischen orthographie zum opfer gefallen, er hält die verdoppelung von *f* und *ſ* nicht für einen notbehelf, sondern für eine sachgemäſse bezeichnung, und will sie mit strenger consequenz auf die übrigen spiranten ausdehnen. er erklärt das vordere *ch* für nichts als den stärkeren laut des *j* und schreibt es daher *jj* (die puncte lässt er weg), den *ach*-laut drückt er durch unten quer durchstrichenes *jj* aus. das gewöhnliche deutsche *sch* = frz. *ch* ist der stärkere laut zu dem laut des frz. *j*, der auch in einigen deutschen provincialwörtern vorkomme. diesen will er durch durchstrichenes *ſ*, jenen durch durchstrichenes *ß* bezeichnen[2], die länge des vocals vor *ch*, *sch* durch verdopplung, zb. *räjjen*, *sprädjje*.

[1] 'Dih Mittlauter *f*, *ſ*, *sch* unt *j* (*ch*) haben dahs vor allen andern Mittlautern voraus daß mann sih ohne Vokal aussprechen kann; wih man leicht bemerken wird, wenn man eß mehr versucht. . . Ich nenne daheer auch jene Konsonanten halbselbstlautende Mitlauter.' Gramm. abh. s. 345.

[2] in der schrift von 1780 wird für palatales *ch* *jj* ohne puncte, für velares *jj* mit puncten vorgeschlagen. das besondere zeichen für die *sch*-laute ist aufgegeben. M. schreibt *ſj*, vor *l*, *m*, *n*, *w* im anlaut *ſ*. auf die gründe dieser änderungen geh ich nicht ein, ebensowenig auf die fälle,

Es ist charakteristisch für die abhängigkeit von der vorgottschedischen orthographie, dass Mäzke es als ein 'unglükkliches Expediens' bezeichnet, wenn man *Wölve*, *zwölve*, *elve* schreiben wollte, um den stammschliefsenden consonanten von dem *f* in *werfen*, *helfen* zu unterscheiden. und doch war ihm einige zeilen vorher der ausdruck 'weich' für das *f* der wörter wie *Wölfe* entfahren, derselbe ausdruck, den er von dem eigentlichen laut von *b*, *d*, *g* gebraucht. (Gramm. abh. 360 f.)

Stark, scharf und gedoppelt, gelinde und einfach gebraucht Mäzke als gleichbedeutend. einmal sagt er von den spiranten: 'Mann kann sich auch von v o r n (dh. im anlaut) stärker unt v e r d o p p e l t oder einfach aussprechen, wih dihsen Unterschid dih Franzosen unter ihrem *ſ* oder *z* und *c* machen'. jedesfalls hat er nicht daran gedacht, die verdopplung von *f*, *ſ* mit der verteilung auf zwei silben in verbindung zu setzen. denn er hält nicht viel von der bestimmung der phonetischen silbentrennung. vgl. Über Deutsche Wörter Familien (1780) s. 130: 'Bei der wirklijjen und gewönlijjen Auſſprajje eines Worteſ teilet man dü Sillben gar nijt; man ſprijjt ſü geſwind hinter einander und ferbündet ſü durj dü Sleiſſung[1], daſſ auf diſen wenij oder gar nijt kann entſjiden werden, zu weljjer Sillbe der eine oder and're Mitlaut gehört, z. B. *Lüb/-t-e*, *lan-g-e*, *wa-ſj-en*, *ei-n-ander be-ſch-wören*, *Hau-ſ-ere* etc.'

wo M. einfaches *j*, *j* für *ch* und in den Gramm. abh. durchstrichenes *ſ* für starkes *sch* schreibt.

[1] vgl. Gramm. abh. s. 114 f : 'weil die Silben in einem Worte sehr geschwinde und ohne Absaz ausgesprochen werden : So wird der Mitlauter, der eigentlich die vorhergende Silbe endigt, auch wie zu der folgenden ausgesprochen und geschleifft. Z. B. *Lob*, das da nicht anders wie *Lob* (l. *Lop*) ausgesprochen werden könnte, kann nun wie *Loben* ausgesprochen werden. *Rad* (wie *Rat*), *Ra-d-es* wie *Ra-des*. So auch *Kör-b-e*, *Sär-g-e*, *Schul-d-en*.' s. 165 : 'da es ein allgemeines Sprachgesez ist, das uns die Natur lehrt, nie anders still zu halten, als wo es der Verstand mit sich bringt : So müßen wir es am wenigſten tuhn in den Silben eines Wortes. Folglich müßen wir die Endmitlauter der vorhergehenden Silbe zu der folgenden so viel möglich verbinden, oder wie ich sage s c h l e i f f e n.' wenn Mäzke in der Schrift von 1780 des öftern von der 'starken und doppelten Schleifung' des *f* und *ſ* spricht, so meint er eben, dass der 'starke und gedoppelte' laut jene mittlere stellung zu beiden silben einnimmt, die er durch schreibungen wie *Kör-b-e* symbolisiert. auf gewisse unklarheiten der Mäzkeschen schleifungstheorie braucht hier nicht eingegangen zu werden. der ausdruck ist wol aus der musikalischen kunstsprache entlehnt. vgl.

III

Wir sind bisher von der annahme ausgegangen, dass *ff* und *ſſ* stimmlose, *f* und *ſ* stimmhafte laute bezeichneten. heutzutage werden stimmhafte geräuschlaute auf niederdeutschem boden, ferner in Schlesien und im Anhaltischen [1] gesprochen. unsere nhd. zeugnisse führen auch nicht über dieses gebiet hinaus. Titz, Denst und Mäzke sind Schlesier, Zesen stammt aus dem Anhaltischen, Freyer und Heinze sind Norddeutsche.

Im bair.-österreichischen sind, von südlichen mundarten abgesehen, die beiden spirantenreihen auch getrennt, nur stehn sie sich nicht als stimmhafte und stimmlose laute gegenüber, sondern als lenes und fortes. für die orthographie wäre das gleichgiltig. aber es kommt hinzu, dass in einem grofsen teil des dialektgebietes die quantität des vocals und die qualität des consonanten einander eindeutig bestimmen. vor fortis steht nur kurzer, vor lenis nur langer vocal und diphthong. die drei möglichen lautfolgen, die 'dreierlei aussprachen' Zesens, die drei reihen Densts und Mäzkes sind auf zwei reduciert, die zweite und dritte (in einer von Zesens orthographieen *ſchlahffen*, *ſtrahffen* und *ſchaffen*, *haſſen*) sind zusammengefallen, nur die erste (*Grafen*, *blaſen*) bleibt getrennt [2]. wird diese aussprache auf die schriftsprache angewendet, so ergibt sich, dass die vulgäre vorgottschedische orthographie ganz passend erscheinen muste. denn

Adelung Versuch eines gramm.-krit. Wörterbuchs IV 129 : 'In einem andern Verstande wird ein Buchstab geschleifet, wenn er gelinde und ohne Stoß mit dem folgenden Selbstlaute verbunden wird; z. B. *Leibes*, wo das *b* sanft in das *e* übergehet. Eben so werden in der Musik zwey Noten geschleifet, wenn sie ohne Stoß mit einander verbunden werden.'

[1] vgl. Franke Der obersächsische dialect, programm der realschule II ordnung zu Leisnig 1884, s. 11 § 7 B. — übrigens sind altes und verschobenes *f* teilweise auch dort getrennt, wo die *s*-laute zusammengefallen sind, vgl. Franke s. 31 § 31. Meiche Der dialect der kirchfahrt Sebnitz s. 92 § 178; Frank Die Frankenhäuser mundart; Heeger Progr. des gymn. in Landau 1896 s. 26 § 37. vollständigkeit ist nicht beabsichtigt.

[2] im schlesischen gibt es zwar in mehrsilbigen formen vor den verschobenen spiranten nur kurzes *i*, *u*, da die mhd. *ie*, *uo*, *üe* entsprechenden laute in dieser stellung verkürzt worden sind. aber reihe 2 und 3 fallen nicht vollständig zusammen, da bei *a*, *o* und ihren umlauten die alten quantitätsunterschiede aufrecht bleiben. auch beginnen ende des 18 jh.s in die gebildete schlesische sprache die langen ī, ū vor spiranten einzudringen, wie aus Densts äufserungen hervorgeht.

ihre unvollkommenheit bestand vom praktischen standpunct darin, dass sie in der zweiten und dritten reihe die aussprache nicht unzweideutig bezeichnete (*schlaffen, straffen* wie *schaffen, haffen*). aber im bair.-öst. gab es keinen unterschied zwischen reihe 2 und 3.

In der ersten abhandlung über die lehren der grammatiker von accent und quantität hab ich Aichinger diese aussprache zugeschrieben. nur unter dieser annahme kann ich es mir erklären, dass er der von ihm bekämpften Gottschedischen orthographie, namentlich dem inlautenden *ß*, ratlos gegenüber steht. die md. und norddeutschen gegner Gottscheds hatten doch alle verstanden, was er mit dem *ß* wollte. Aichinger kann sich dagegen gar keine vorstellung machen. vgl. § 41 *: 'Die Meißner sprechen *schlafen*, *strafen*, *kaufen*, udg. eben so, wie sie in *groffen*, *Füffen* udg. die Selbstlauter und Doppellauter dehnen. Aber es muß uns übrigen Teutschen so wohl, als den Meißnern erlaubt seyn, in solchen einzelnen Wörtern uns nach unsrer Aussprache zu richten. Und es würde uns nicht so sehr wundern, wenn sie schrieben: *grofe*, *Füfe*, als daß sie das ganze *ff* zur folgenden Syllbe rechnen, welches sie doch in den obgemeldeten Wörtern mit dem *ff* für unmöglich halten'.

Wie diese und andre stellen lehren, nimmt Aichinger an, dass die doppelt geschriebenen consonanten sich auf zwei silben verteilen.

Vocale und diphthonge, auf die *ff*, *ff* folgen, nennt Aichinger geschärft. ich habe in der ersten abhandlung auseinandergesetzt, dass er lang und gedehnt, kurz und scharf für nicht identisch erklärt, dass er aus dem griechischen 'beweist', dass auch lange vocale geschärft werden können [1], aber nirgends sagt, welche

[1] im anschluss an diesen 'beweis' bemerkt Aichinger (s. 21 § 23): 'Und daß die diphthongi vor einem gedoppelten Mitlauter ihre Länge nicht verlieren, ist daraus gewiß, daß sie anderwärts, wo die letztere Syllbe kurz ist, den Circumflex haben müffen, als *κρεῖσσον*.' nun wird ihm aber bange vor seiner eignen weisheit. denn er lehrt ja, dass nach einem gedehnten vocal der consonant nicht verdoppelt werden könne, da die verdoppelung schärfe. nun ist aber gedehnt = circumflectiert und so könnte man den einwurf machen, 'daß nach dem Beyspiel der Griechen vor gedoppelten Consonanten eine Dehnung seyn könne.' wenn er darauf erwidert, 'auch in *κρεῖσσον* wird ungeachtet des Circumflexes nicht das ganze *σσ* zur letztern Syllbe gesparet, sondern unter die beiden Syllben gleich getheilet',

deutschen vocale denn lang und geschärft sind[1], und habe die ursache seiner confusen darstellung in der terminologie gesucht, die scharf = acutus ὀξύς in einem ganz andern sinn nimmt, als die echte griechische theorie, dabei aber diesen sinn auch für den griechischen acut voraussetzt.

Ich habe auch eine andre erklärung angedeutet. wenn man nämlich die verkürzung der vocale und diphthonge vor fortis für Aichingers aussprache des schriftdeutschen nicht zugeben wollte, so müste man annehmen, dass Aichinger durch die orthographie verwirrt wurde. weil die verdopplung der consonanten sonst die kürze des vorhergehnden vocals, die er schärfung nennt, andeutet, meinte er, auch vor *ff* und *ſſ*, wo die verdopplung eine andre function hat, müsten die vocale geschärft sein. da nun auch nach diphthongen *ff* und *ſſ* in vielen wörtern zu schreiben war, erschloss er daraus die existenz geschärfter diphthonge und fand in der unterscheidung von dehnung und länge ein mittel, um Gottscheds angriffe gegen die vulgäre orthographie abzuwehren.

Wie dem auch sei; auf mehrere spätere grammatiker hat Aichinger durch seine lehre von der schärfung der diphthonge vor *ff* und *ſſ* einfluss geübt; eine zeit lang hat sich Adelung auch durch seine nirgendwo greifbare unterscheidung von länge und dehnung verwirren lassen.

so ist damit im besten fall nur die Gottschedische behauptung der silbenteilung *grö-ßer*, aber keineswegs der eigentliche einwand betreffend das verhältnis von dehnung und gemination widerlegt.

[1] s. 15 § 15* schreibt Aichinger: 'nach unserer Aussprache kann das *ſſ*, wenn gleich ein langer Vocal vorhergehet, ebenso wenig zur folgenden Syllbe beysammen bleiben, als das *ff*, *ll*, *rr* u. d. g. *Groſſen* lautet bey uns, wie *verdroſſen*, *füſſe* wie *Schlüſſe*. Daß auch lange Mitlauter (!) geschärft werden können, ist aus unzehligen Beyspielen zu erweisen.' ich glaube, es ist hier nur gewicht zu legen auf die aussage, dass *Groſſen* und *verdroſſen*, *füſſe* und *Schlüſſe* gleich klingen. Aichinger führt die wortpaare an, weil sie nach Gottsched sich in der aussprache unterscheiden. angenommen Aichinger habe in *groſſen*, *füſſe* würklich langen vocal gesprochen und die schärfung bedeute im wesen nichts anderes, als dass *ſſ* verdoppelt werden müsse, wie kann er da von 'unzehligen Beyspielen' sprechen? und in welchen wörtern folgt auf einen langen vocal ein *ll*, *rr?* und hätte Aichinger in *groſſen* *o* gelängt, hätte er doch merken müssen, dass *groſſen* und *verdroſſen* nicht gleich klingen, kurz er hätte, wenn er Gottscheds *ß* und seine silbenteilung verwerfen wollte, sich nur so äuſsern können, wie Heinze, Denst und Mäzke.

IV

Im schwäbischen sind die beiden *f*- und *s*-laute vollständig zusammengefallen. dasselbe gilt von dem grösten teil des mitteldeutschen, doch beachte man die oben s. 330 anm. 1 gemachte einschränkung. auch hier ist mithin eine reduction unserer drei lautfolgen auf zwei eingetreten, aber es sind nicht wie im bair.-öst. die zweite und dritte, sondern die erste und zweite (*Grafen, schlahffen, blasen, Strahffen*) zusammengefallen [1]. daraus ergibt sich, dass hier die Gottschedische orthographie keinem widerstand begegnen konnte, so weit das *f* ins spiel kam (*Grafen* wie *schlafen*), dagegen wol das Gottschedische *ß* (*Straßen* gegenüber *blasen*), das auf diesem gebiet nicht als die unpassende bezeichnung einer richtigen, sondern als das symbol einer nicht existierenden aussprache erschien.

Noch vor Gottscheds auftreten spiegelt sich der zusammenfall der beiden spirantreihen wider in den vorschriften von Töllners Deutlichem Unterricht Von der Orthographie der Deutschen. Halle 1718 [2].

Es ist zwar nicht ganz richtig, was Michaelis Zischlaute s. 25 sagt, dass sein canon *gros, grose, haß, hasse* ist. er schreibt *groß, grösser, der Grössesle* und hat auch sonst *ss* für mhd. *ȥ* nach ursprünglich langem vocal. es fragt sich nur, was er mit den verdoppelungen ausdrücken wollte. s. 152 lehrt er : 'Die Wörter, darinnen ein *f* vorkömmt, sind wohl zu unterscheiden, ob sie mit einem einfachen oder doppelten *f* zu schreiben, welches man aus der Pronunciation am besten erkennen kann.' unter den beispielen für einfaches *f* finden sich neben wörtern mit mhd. *v* auch *Schaafe, Strafe, Tiefe*, unter den wörtern mit *ff* auch *Waffen, ruffen, Ruffer*. von *ff* sagt Töllner nur (s. 246), dass es 'allein in der Mitte des Worts zwischen zween Vocalibus

[1] anders ist es natürlich, wenn wie in ostfrk. dialecten noch vor dem zusammenfall der beiden spirantreihen verkürzung der vocale in der stellung vor den verschobenen spiranten eingetreten ist. dann liegen für die orthographie die verhältnisse ebenso wie im bair.-österreichischen. aber unsere theoretiker stammten nicht aus jenen gegenden.

[2] Töllner ist in Gera geboren und hat sich bis zu seinem 21 jahr dort aufgehalten, vgl. Reichard Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst, s. 370. nach EGerbet Die mundart des Vogtlandes, Leipziger diss. 1896, s. 38 sind im vogtländischen im gegensatz zum oberpfälzischen alte und neue spiranten zusammengefallen.

oder nach einem Vocali und vor einem Consonante geschrieben wird.'

Es ist da entweder eine verwirrung in den vocalquantitäten anzunehmen, oder Töllner hat die ihm geläufigen schreibungen dort beibehalten, wo sich ihnen nicht mit einer allgemeinen regel beikommen liefs. eine solche spricht er aber s. 10 aus: 'Nach den Diphthongis *au*, *äu*, *ei*, *eu*, *ie* und *ey* ist so wohl in der Mitte als am Ende allezeit nur ein Consonans zu schreiben.' unter den beispielen viele wörter mit *f* = germ. *p* wie *Taufe* und *entſprieſen*, *dreyſig*.

In den anmerkungen sagt Töllner (s. 11): 'Es läſſet sich auch ein doppelter Consonans nach obgedachten Diphthongis nicht einmal recht pronuncieren und aussprechen. Wollte man einen doppelten Consonanten im Aussprechen hören, so müßte man das Maul sehr voll nehmen.' weiter behauptet er (s. 13 f): 'Man hat zwar bisher gemeinet, man schriebe recht mit einem doppelten Consonante *ſauffen, greiffen, keiffen, pfeiffen, ſchleiffen, beiſſen, befleißigen, reiſſen, ſchmeiſſen*, weil ich sage: *geſoffen, gegriffen, gekiffen, gepfiffen, geſchliffen, gebiſſen, befliſſen, geriſſen, geſchmiſſen.* Allein dieser Schluß ist falsch gewesen, weil ich sonst auch *leiden*, *schneiden*, *kneipen*, *gleiten*, *reiten*, *schreiten*, *streiten*, *sieden*, *gebieten* mit einem doppelten Consonante, dergleichen sie in Praeterito auch haben, hätte schreiben müssen, so aber nicht geschieht.'

Gegen diese behauptung Töllners, dass die verdopplung des *f*, *ſ* im präsens der st. verba wie *greifen*[1] nur auf dem falschen schluss aus der verdopplung im ptcp. beruhe, richten sich die oben citierten bemerkungen Freyers. wer diesen schluss aufgestellt hat, sagt keiner von beiden. wir werden sehen, dass dieselbe anschauung den theorieen Nasts und Adelungs zu grunde ligt.

[1] auch von den verben wie *flieſen* lehrt Töllner ausdrücklich, dass sie mit einem *ſ* zu schreiben seien, obwol sie von *fluß* usw. herkommen (s. 11 f). er stellt die regel auf, dass wenn die verba in conjugatione die diphthongen in einen einfachen vocal verwandeln, dann die consonanten verdoppelt werden müssen. er zieht den schluss, dass deshalb auch *(ge)-botte*, *(ge)botten*, ja auch *Gebott*, *Botte* zu schreiben sei. wenn er sagt (s. 16): 'Ich habe auch in acht genommen, daß man im Reich insgemein so schreibet und pronuncieret', so heifst das mit andern worten, dass man in Halle, wo T. würkte, nicht so pronunzierte, also T. consequenzmacherei getrieben hat.

Der Pfälzer Hemmer geht in seinem unter dem namen Domitor veröffentlichten Grundris einer dauerhaften Rechtschreibung, Deütschland zur Prüfung forgeleget (Manheim 1776), sehr radical zu werke. er verwirft jegliche consonantenverdopplung und verzichtet auf die bezeichnung der vocalquantität. seine ausführungen sind nicht uninteressant, weil er in der phonetik doch etwas weiter gekommen ist als seine zeitgenossen. er geht der frage energisch zu leibe, was denn eigentlich unter doppelten mitlautern zu verstehn sei. 'Di Frage enthält eigentlich zwei Stüke 1) ob man am Ende einer Silbe, auf welche kein Selbstlauter folget, einen dopelten Mitlauter nach einem kurzen Selbstlauter ausspreche, als in *Stam, häslich* u.d.gl. 2) ob man zwischen zweien Selbstlautern, wofon der erste kurz ist, einen dopelten Mitlauter höre, z. B. in *Manes*, *gafen*' (s. 32). was die erste frage betreffe, so werde man leicht zugeben, dass kein doppelter mitlauter gesprochen werde. man schreibe ihn nur als zeichen der vocalkürze und 'um di fermeintliche Aussprache di das Wort bei seiner Ferlängerung haben würde, schon forläufig anzuzeigen'. schwieriger sei die andre frage, ob im inlaut zwischen vocalen doppelte mitlauter gesprochen werden. auf das gehör sei da kein verlass, der eine glaube die doppelten consonanten zu hören, der andre leugne es. Hemmer appelliert von dem akustischen eindruck an die beobachtung der erzeugung der laute. da er nun unter verdopplung nicht die verteilung auf zwei silben, sondern die zweimalige articulation versteht, so gelingt es ihm leicht, exact nachzuweisen, dass bei den lauten, die wir verschlusslaute nennen, von einer verdopplung keine rede sein kann. 'Wi wird z. B. das *p* herfor gebracht? "Man schliset den Mund, saget Fiktorinus, und stöst hernach di hinten her geholte Luft mit Gewalt durch denselben heraus." Nun frage ich, ob in *Kappe* z. B. der Mund zwischen dem *a* und *e* zwei Mal geschlosen und zwei Mal geöfnet und die Luft zwei Mal heraus gestosen werde. Es ist ofenbar, das dises nur ein Mal geschit.' (s. 42.) der unterschied, den man trotzdem im consonanten je nach der quantität des vorausgehnden vocals höre, beruhe auf etwas anderem als der verdopplung. 'Di Sprachwerkzeüge, di den Mitlauter herfor bringen, werden nach einem langen Selbstlauter gemeiniglich sanft und sachte, nach einem kurzen aber heftig und mit Gewalt in Bewegung gesezet und

erschüttert; das macht, das der Laut des Mitlauters im ersten Fale gelind, im letztern stark aus dem Munde färt.' (s. 41.)[1]

Hemmer beschränkt den eben auseinander gesetzten unterschied zwischen gelinderer und stärkerer, von der quantität des vorhergehnden vocals abhängiger aussprache nicht auf die verschlusslaute; vielmehr geht er gerade bei seiner erörterung von dem unterschied zwischen *Hafen* und *haffen* aus. aber er schreibt den dauerlauten aufserdem noch die möglichkeit eines andern unterschieds zu : 'Noch auf eine besondere Art könen einige Mitlauter in der Aussprache merklicher und fernemlicher werden, aber dises so wol nach langen als nach kurzen Selbstlautern. Dahin gehöret das *ch*, *f*, *r*, *ſ* und *ſch*. Dise Mitlauter lasen sich, gleich den Selbstlautern ordentlich denen, das ist, man kan im Aussprechen lang darauf halten. Am Ende z. B. der Wörter *Graf*, *was* kan ich so lang fort blasen und zischen als ich wil. Dises kan aber one widerholte Bewegung der dahin gehörigen Sprachwerkzeüge, folglich one wirkliche Ferdopelung der Mitlauter, nicht gescheen[2]. Wo nun in einem Worte ein Mitlauter solcher Gestalt gedenet und gezogen wird, da ist es natürlich, das sein Laut stärker in di Oren fale. Dises Denen kenet man nun zwar bei uns nicht, so fil ich mich besinen kan : es hat aber fil leicht in denjenigen Mundarten Stat, di in *grōs*, *Fūs*, *ſchlīf* u. d. gl., mer als einen einfachen Mitlauter am Ende zu hören

[1] das wird dann s. 45 f genauer auseinandergesetzt : 'Wen man nach Aussprechung eines Selbstlauters, er sei kurz oder lang, di Sprachwerkzeüge zusamen zit oder ansezet, um einen Mitlauter herfor zu bringen : so fängt sich dabei di Luft und gibt einen dunkeln, unförmlichen, wilden Laut, der aber weder zum forher geenden Selbstlauter, noch zum folgenden Mitlauter gehöret : den bei jenem bleiben di Sprachwerkzeüge ruig in irer Lage, bei disem folget der Laut erst auf di Bewegung der genanten Werkzeüge. Weil nun di Sprachwerkzeüge nach einem kurzen Selbstlauter gemeiniglich schneler und stärker zur Bildung des folgenden Mitlauters zusamen gezogen oder angesezet werden : so fängt sich auch di Luft desto mer, und besagter wilde Laut wird desto deütlicher und stärker. Und diser Laut ist es zweifelsone, was dijenigen täüschet, di z. B. in *kappe* schon for Aufschlisung der Lipen ein *p* zu hören glauben. Wer disen Laut, one Aussprechung eines Wortes oder einer Silbe hören wil, der tue di Lipen weit auf, und schlise si mit einigem Hauchen schnel wider.'

[2] zu dieser Meinung ist Hemmer gekommen, weil sich seine theorie der vocale und consonanten auf Dumarsais artikel 'Consonne' in der Encyclopédie stützt. das dort gesagte passt aber nur auf die verschlusslaute.

behaupten'. obwol also Hemmer bei den dauerlauten die möglichkeit einer würklichen verdopplung zugibt, hält er es doch nicht für richtig, diese verdopplung und dehnung durch doppelschreibung des consonantzeichens zu bezeichnen. man dürfe dies ebensowenig tun wie bei den gedehnten selbstlautern, 'und zwar aus gleicher Ursache, nämlich weil man di Benenung eines dopelt gesprochenen Buchstaben gemeiniglich fon dem Absezen, welches aber bei dem Denen nicht Stat hat, her zu nemen pfleget'[1].

Hemmer steht mit seiner verwerfung jeder quantitätsbezeichnung allein da. wer auf diese bezeichnung nicht verzichten will und dabei in seiner aussprache stimmhafte und stimmlose spiranten nicht unterscheidet, für den wird *f* und *s* in eine reihe rücken mit allen übrigen mitlautern. ihre verdopplung wird nichts als ein zeichen der vocalkürze sein, nach langem vocal werden sie nur einfach geschrieben werden: *Grafen*, *schlafen*, *schaffen*, *blafen*, *Strafen*, *haffen*.

Auf diesem standpunct steht der Schwabe Fulda. er hat sich an verschiedenen orten über unsere frage geäufsert, schon in der preisschrift, dann 1774 in den Gelehrten Ergötzlichkeiten und Nachrichten II 79 (vgl. Michaelis Zischlaute s. 30) und endlich an mehreren stellen im Teutschen Sprachforscher.

Die consonantenverdoppelung scheint Fulda ein unverwerfliches mittel der quantitätsbezeichnung. gegen Hemmer bemerkt er Sprachf. I 140: 'Es ist eine Eitelkeit, diese Sitte für ein Werk der Fernunft —; es ist Ungerechtigkeit, diese Sitte für ein Werk der Unfernunft auszugeben. Wenn eine Sache notwendig ein Zeichen erfordert, so mus das Zeichen eben nicht allemal in der Natur der Sache selbst gegründet sein, weil es oft nicht möglich ist. Genug wenn die Fernunft sich nicht dran stosen darf.' die vernunft stöfst sich nicht daran, weil vor einer consonantenverbindung der vocal geschärft ist. 'Schärfen aber ungleichdopelte Endmitlauter . . das Wort; oder richtiger gesagt, sind

[1] hier ligt ein innerer widerspruch vor. nach Hemmers gewährsmann Dumarsais kann man, so lange der atem reicht, jeden vocal mit ungeänderter lage der sprachwerkzeuge forttönen lassen. von den consonantischen dauerlauten behauptet nun aber Hemmer, dass bei ihrer dehnung eine widerholte bewegung der sprachwerkzeuge stattfinde, was doch ohne absetzen nicht denkbar ist. beobachtung und theorie liegen da im kampfe. die theorie ist eben falsch.

sie schon in der Sprache als Zeichen der scharfen Aussprache des forhergehenden Selbstlauters da: wer wird es für unfernünftig und sprachwidrig halten können, wenn gleichdopelte Endmitlauter dasselbe tun? Sie ferdopeln sich, nicht weil man z. B. *n* und *s* in *Mann* und *Schluſſ* dopelt hört, nicht weil sie in *Man-nes*, *Schlüſ-ſe* abgeändert werden, u.s.f., sondern weil andere dopelte Endmitlauter sie auch mit sich zu Zeichen scharfer Grundsilben machen' (Sprachf. I 141 f).

Man möchte danach[1] glauben, dass Fulda die consonantenverdoppelung einfach für ein conventionelles mittel zur bezeichnung der 'schärfe' des vorhergehnden vocals hält, aber er glaubt doch, dass der consonant würklich verdoppelt gesprochen wird, wenn er im inlaut vor vocal steht: 'Der verdopelte Consonant kan freilich als ein dopelter Buchstab für sich nicht mit der Zunge ausgesprochen, nicht mit dem Ohr vernommen werden, so lang nicht noch eine Silbe, die mit einem Vocal anfängt, darzu kömmt' (Sprachf. I 155). vgl. auch die 'Buchstabirregel' II 170: 'Zufällige Wortendungen, die für sich keine Bedeutung haben, und nicht für sich bestehen, Endsilben, reissen, nach der längst üblichen Sitte, um einige Selbständigkeit zu bekommen, den Endconsonanten des Worts an sich.' die sache erklärt sich folgendermaſsen. Fulda kommt es nicht so sehr auf eine würkliche erforschung der lautlichen erscheinungen als auf die charakteristik der etymologischen elemente an. die durchaus einsilbige wurzel ist schon gedehnt oder geschärft. dieser verschiedene 'accent' muss bezeichnet werden. nun kann in einsilblern eine würkliche verdopplung nicht gesprochen werden, die geschriebene gemination kann also nichts sein als ein bloſses zeichen der schärfung. das ist ihre primäre, eigentliche function. dass beim antritt einer vocalisch beginnenden 'zufälligen silbe', die den 'Accent' der wurzel nicht verändert (I 182 § 33), der consonant sich auf zwei silben verteilt, ist etwas secundäres[2].

[1] vgl. auch I 160: 'Und hängt denn die Dehnung oder Schärfe nach dem eigenen Geständnis (scil. Mäzkes) und der Natur, nicht blos vom Vocal ab, dessen Dehnung durch die Vereinfachung, und dessen Schärfe durch die Verdoplung des *l* nur angedeutet wird?'

[2] Fulda wie Mäzke predigen etymologische orthographie. aber Fulda geht genetisch vor, schreitet von der wurzel zu den mehrsilbigen formen, während Mäzkes princip einfach darin besteht, dass verwante wortformen, soweit es die aussprache zulässt, gleich oder ähnlich geschrieben werden.

I 141 wird ein ansatz gemacht, die verdopplung als symbol der stärke des consonanten zu fassen. aber Fulda lässt den faden sofort wider los. es würde zu weit führen, den knäuel seiner gedanken zu entwirren; in letzter linie ist wider die vermischung der erfordernisse phonetischer analyse und zweckmäfsiger orthographie im spiel.

Die verdopplung von *f* und *s* nach gedehntem vocal lässt Fulda nicht gelten. er leugnet in einer polemik gegen Mäzke die 'innerliche, eigene vom Vocal unabhängige, verschiedene Schärfe' dieser laute, er leugnet den unterschied von (*Gr*)*afen* und (*Str*)*aaffen*, von (*R*)*oſen* und (*gr*)*oßen*. er leugnet ihn wolgemerkt nicht nur für seine schwäbische aussprache, sondern seine möglichkeit schlechthin. die §§ 10 und 12 seiner abhandlung Vom stummen *h* und *e* und dem teutschen Accent (Sprachf. I 158 ff) sind ein classisches beispiel für den glauben, tatsachen durch räsonnements und rhetorische fragen aus der welt schaffen zu können. wie weit steht hier Fulda gegen Hemmer zurück, der sich redlich bemühte, auch das, was ihm selbst nicht geläufig war, zu begreifen!

Aber trotzdem trifft Fulda gewissermafsen a priori den kernpunct der schwierigkeiten, die die *ff*, *ſſ* nach langem vocal den grammatikern verursachten. da für ihn die consonantenverdopp-

daher scheut sich Mäzke gar nicht von mehrsilbigen formen auszugehn. vgl. zb. Über deutsche Wörter Familien (1780) s. 56 f : 'Der Endmitlaut wirdt gedoppelt I wenn und weil er zu'r folgenden End- oder Ableitungssillbe stark geschleifft und also doppelt ausgesprochen und gehöhrt wirdt. II Folglich auch in allen den (einsillbigen) Wörtern (und Formen) wo zwar auf diese gedachten Endmitlaute wirklich kein Vokal folgt, und also keine doppelte Aussprache des selben höhrbahr ist, aber die einer solchen Endsillbe und folglich alsdenn dieser harten Schleiffung ihres Endmitlauts fähig sind; Weil Trittes, also auch Tritt' usw. die verdopplung des consonanten habe bei den alten schreibern gar nicht die schärfung anzeigen sollen. 'Dü Auſſprajje bezeijjneten ſü inn *Tritteſ*, *Roſſeſ*, *ſjaffen* etc. unterſjiden fon *Gebüte*, *Roſe*, *Grafen* etc. und *helffen* unterſjiden fon *Wölfe* etc. Und Etimologi war'ſ, wänn ſü dann auj ſjriben : *Tritt*, *Roſſ*, *ſjaff* etc. und *hilff* etc. st. *Trit*, *Roſ*, *ſjaf*, *hilf*' (s. 125 f). erst secundär habe die gemination die bedeutung gewonnen, den geschärften accent anzuzeigen. — die meinung, dass verdoppelte mitlauter eigentlich nur durch die schleifung wahrnehmbar seien, spricht Mäzke auch schon in den Gramm. abhandlungen öfters aus. wie sich das mit seiner anschauung von silbentrennung reimt, hat er nicht gesagt.

lung nur zeichen der vocalschärfe sein kann, so müssen die *ff*, *ſſ* nach gedehntem vocal, ihre existenz zugegeben, etwas ganz anderes bedeuten als die übrigen verdoppelten consonanten. sie müssen sich verhalten wie etwa *b* und *p*[1]. daher sagt Fulda Sprachf. II 148 : 'Die gewönliche sächsische Schreibart glaubt in den zwen Buchstaben *f* und *s* verschiedene Grade und innerliche Schärfe zu bemerken. Wäre dieses, so sollten sie zweierlei Zeichen haben. Bezeichnet man den höheren Grad mit der Verdopplung der Buchstaben, wie will man sodann das Wort schreiben, wenn auch dieser höhere Grad sich schärft?' aber das ganze ist hypothetisch, Fulda glaubt nicht an die verschiedenen grade und innerliche schärfe[2].

Wie steht es nun mit wörtern, deren tonsilbe einen diphthong enthält? die frühern grammatiker hatten, so verschieden ihre ansichten auch sonst waren, doch lange vocale und diphthonge für die orthographie als gleichwertig betrachtet[3]. nach den principien der Fuldaschen orthographie, die nach langen vocalen nur einfache *f*, *ſ* kennt, sind auch nach diphthongen nur einfache *f*, *ſ* zu erwarten. und tatsächlich finden wir Fulda auf diesem standpunct. sehr wichtig sind die auseinandersetzungen Sprachf. I 279 f. Fulda sagt da, dass der diphthong *ei* (= mhd *î*) eine 'ringere Dehnung' habe als *ai* (= mhd. *ei*), 'oder gleichsam eine Art Schärfe, freilich nur Vergleichungsweise, nicht aber wirkliche Schärfe.' als ein diphthong ist *ei* gedehnt und duldet

[1] man darf übrigens auch hier Fulda keine ganz klare vorstellung zuschreiben. Fulda betrachtet nicht nur *p*, *k* als einen höheren grad, als härter denn *b*, *g*, sondern auch *pf* als härter denn *p*, *ch* als einen höheren grad von *h*.

[2] wie wenig Fuldas sehr bedeutende kenntnisse auf dem gebiete der älteren germanischen sprachen im stande waren, seine durch die dialektische aussprache unterstützten theoretischen vorurteile zu überwinden, lehrt folgende stelle (II 148 f) : 'Man glaubt, was vormals ein *z* gewesen sei, das müse in *ſſ* übersezt werden. Man irrt. Scharfe Wörter mit *z* sind scharfe oder doppelte *s*, *naz*, *naſſ*, und gedehnte Wörter mit *z* sind gedehnte oder einfache *s*, er *faz*, er *fas*. Die alten Wörter *groz*, *Stoz* übersezen sich also in *gros*, der *Stos*, nicht *groß*, *Stoſſ*.'

[3] auch von Aichinger gilt dies. nach seiner theorie sind ja die diphthonge lang, können aber geschärft sein, ebenso wie es auch angeblich lange geschärfte vocale gibt. jedesfalls unterscheidet sich seine orthographie im punct der consonanten nicht von der der Schlesier, er schreibt *ff* in *schlaffen* wie in *greiffen*.

nach sich keine doppelten endconsonanten. daher verwahrt sich Fulda gegen schreibungen wie *pfeiffen*, *ſchmeiſſen*, die er als 'Nachgab an den Tyrannen', dh. den usus, bezeichnet. wollte man sich zu ihrer rechtfertigung auf die relative schärfe des *ei* berufen, so müste man auch alle andern consonanten nach *ei* verdoppeln, zb. *bereitten* obequitare. ebensowenig lässt sich die verdopplung des *f*, *ſ* in infinitiven wie *greiffen*, *reiſſen* durch die schärfung des vocals in den participien *gegriffen*, *geriſſen* rechtfertigen. es liegen hier ausnahmen von der regel vor, dass infinitiv und particip denselben 'accent' haben, dh. beide gedehnt oder beide geschärft sind, oder vielmehr die beiden formen kommen von verschiedenen wurzeln. 'Und die innerliche Schärfe der Buchstaben *f* und *s* verpflichtet sie allein nicht zu ihrer Verdoplung, wodurch sie dem Diphthongen nicht helfen, sondern widersprechen müste. Recht und regelmäsig schriebe man also: *beiſen*, *er bies*, *der Biſſ*, *gebiſſen*; *der Fleis*, *er beſlies ſich*, *ſich beſleiſen*, *beſliſſen*. *Greifen*, *er grief*, *der Griff*, *gegriffen*. *Schleifen*, *er ſchlief*, *der Schliff*, *geſchliffen*, wenn man den Tyrannen nicht zu fürchten hätte.'

Diese polemik ist offenbar hervorgerufen durch die behauptungen von Fuldas freund Nast. dabei sind freilich dinge hereingezogen, mit denen Nast nichts zu schaffen hat. denn wie wir gleich sehen werden, hat dieser die verdopplung von *f* und *s* gar nicht mit der qualität des diphthongs *ei* zusammengebracht, die verdopplung auch nicht auf die stellung nach diesem diphthong beschränkt. es sieht so aus, als ob Fulda im ersten teile seiner auseinandersetzung ein selbstgespräch führe, gegen sich selbst polemisiere. er hat vielleicht eine zeit lang versucht, mit einer eigentümlichen schärfe des diphthongs *ei* zu operieren[1], diesen versuch aber als fruchtlos erkannt.

Nast erklärt noch viel deutlicher als Fulda die verdopplung der consonantzeichen als ein bloſses mittel zur andeutung des scharfen accents. ich erinnere an Nasts definition des scharfen und gedehnten accents. 'Der gedente Accent ist, wenn ich mich in der Aussprache auf dem Vocal oder Diphthong der Silbe länger verweile, und den folgenden Consonanten gleichsam nur

[1] vielleicht dadurch veranlasst, das Nast Schwäb. Mag. 1775 s. 563 *reiſſen* und *reiſen* als wörter mit geschärftem und mit gedehntem accent einander gegenüberstellte.

nachschleppe, und nicht so laut und nachdrücklich ausspreche. Der scharfe Accent aber ist, wenn ich gleichsam über den Vokal oder Diphthong weghüpfe, und mit einer Heftigkeit auf den Consonanten falle, und auf demselben verweile.' (Sprachf. ɪɪ 83.) gedehnt oder geschärft wird die silbe nicht durch den vocal oder consonanten 'an sich selbst oder für sich selbst', sondern durch die bewegung, die wir einer silbe im aussprechen geben. 'Dann bei einerlei Vokal, *Höle*, *Hölle*; bei einerlei Doppellaut, *reiſen*, *reiſſen*; bei einerlei Consonanten, *Bart*, *hart* — kan doch der Ton verschiden, d. i. gedent oder scharf sein.' 'Niemand mache mir den Einwurf, *Höle* und *Hölle* hätten nicht völlig einerlei Buchstaben. Ja sie haben sie völlig einerlei. Dann im letztern Wort wird das zweite *l* nicht ausgesprochen, ja es ist eine pure Unmöglichkeit es auszusprechen, sondern es ist nur ein Schreibzeichen, daß der scharfe Ton im Wort *Hölle* ist.' (ɪɪ 84 f.) hier ist doch deutlich gesagt, dass auch zwischen vocal keine doppelconsonanz sprechbar ist. dasselbe sagt Nast ɪɪ 93 [1].

Einen leisen widerspruch enthält ɪɪ 89 : 'Die identischen Doppelbuchstaben können eine Silbe weder anfangen noch schliessen, weil es unmöglich ist, one Darzwischenkunft eines Vokals mer als einen von ihnen zu hören oder auszusprechen.' das sieht so aus, als ob bei 'Darzwischenkunft' eines vocals die 'identischen Doppelbuchstaben' beide gesprochen werden könnten, was doch früher in abrede gestellt worden war.

Nast hätte der verdopplung auch die function zuschreiben können, die länge des consonanten auszudrücken. vgl. die oben citierte stelle ɪɪ 83, ferner ɪɪ 96 und namentlich ɪɪ 86 : 'Eben so könnte ich mit Grunde sagen, beim gedenten Accent sei der Consonant kurz, und beim scharfen Accent sei der Consonant lang.' allein er fügt gleich hinzu : 'Aber ich wüßte nicht, zu was ich den Saz brauchen sollte.'

Bezüglich der *ſ* und *s* steht Nast auf dem standpunct Fuldas. mit der 'inneren Schärfe' des *ſ* gibt er sich gar nicht ab, polemisiert aber gegen *ß* im inlaut. 'Eben so macht man in Nordteütschland aus dem *ß* eine Mittelgattung zwischen *ſ* und *ſſ*.

[1] 'da bei der Verdopplung der Consonanten nur der scharfe Accent angedeütet wird, und wie oben gesagt, die Aussprache beider unmöglich ist, so weiß ich nicht, was der Verdopplung des *pp*, *kk* entgegen stehen solle'.

Wir bewundern die Zunge und das Ohr, das disen Unterschid machen und bemerken kan, wir südliche Teütschen begreiffen nichts von diser Lere. Wir wissen von Jugend auf nur von einem einfachen *ſ* und dann von einem doppelten *ſſ*. Wenn das einfache *ſ* am Ende steht, so bekommt es die Figur *s*; eben so bekommt das *ſſ* am Ende die Figur *ß*, ist aber doch nichts anders als *ſſ* . . . Wir schreiben wie wir sprechen : *gros, blos, gröſer, Blöſe, Poſſen, Schloß, Schlöſſer; er schlos die Türe zu.*' (Sprachf. II 40, ähnlich schon Schwäb. Magazin 1775, s. 557 f). während aber Fulda einfach den unterschied von *Buße* und *Buſe* leugnet, schreibt Nast den 'Sachsen' frischweg ein geschärftes *Buſſe* zu. Sprachf. II 101.

Was Nast von Fulda unterscheidet, ist die annahme geschärfter diphthonge. die ersten keime dieser lehre finden wir bei Nast in seinem aufsatz 'Erinnerung an die teutsche Sprachlehrer zur bessern Einrichtung der Conjugationen und Declinationen in unserer Sprache' im Schwäb. Magazin von 1775. er führt da s. 210 unter den charakteristischen merkmalen der conjugation, die wir die starke nennen, ua. an : '4) Der Ton oder Accent dieses Imperfecti ist durchaus gedehnt, deswegen mus der Doppelconsonant des Praesentis einfach werden: *bitte, bat; falle, fiel; . . . befleiſſe, befliſ; gewinne, gewan; flieſſe, flos; ſauſſe, ſoſ.* 5) Der Consonant des Praesentis kommt im Participio, Imperativo und Infinitivo wider : *falle, gefallen, fall, fallen; beiſſe, gebiſſen, beiß, beiſſen; reitte, geritten, reitt, reitten; greiffe, gegriffen, greiff.*' gelegentlich der besprechung der dritten klasse seiner zweiten conjugation (= kl. I der st. v.) bemerkt Nast s. 213: 'Wer *beiſſe, befleiſſe, reiſſe, ſchleiſſe, ſchmeiſſe, ſpleiſſe, greiffe, keiffe, pfeiffe, ſchleiffe, gleitte, reitte, schreitte, streitte* mit einem einfachen *ſ, f, t* schreiben will, mit dem werde ich keinen Zank anfangen, aber den Doppelbuchstaben erfordert die Analogie, nach welcher im Praesenti, Participio, Imperativo und Infinitivo einerlei Consonant sein mus'. in dem verzeichnis der verba seiner 7 classe schreibt N. *flieſſen, schlieſſen* usw., aber *bieten* wegen *geboten*.

Während hier die verdopplung der *f, ſ, t* einfach als orthographische angelegenheit behandelt ist, heifst es in der umarbeitung der abhandlung im Sprachforscher I 116 schon anspruchsvoller : 'Eine zweite Ausname machen diejenige, welche die acht und zwanzig Zeitwörter : *befleiſſen* . . . . . . mit einem einfachen

ſ, *ſ*, *t* schreiben, und allein die Supine diser Wörter verdoppeln. Wenn die meisten Stimmen dise Schreibart genemigen, so füge ich mich gern : will man aber den Doppelconsonanten gelten lassen, so hat die Regel weniger Ausnamen. Unsre Aussprache ist der Verdopplung geneigter.'

Inzwischen hatte Nast geradezu die existenz geschärfter diphthonge behauptet. im Schwäb. Mag. 1775 s. 563 schreibt er : '*reiſſen* rumpere und *reiſen* proficisci. In beiden Wörtern ist die Silbe, die den Ton hat, lang, aber im erstern Wort ist der Accent scharf, im leztern gedehnt.' dass die lehre von den geschärften diphthongen auf Aichinger zurückgeht, scheint mir sicher. den directen anstoſs hat vielleicht eine bemerkung Aichingers gegeben, die zwar an einer spätern stelle des Schwäb. Mag. von 1775 (s. 945) gedruckt ist, aber Nast möglicherweise schon vorher bekannt war. Aichinger veröffentlichte nämlich anmerkungen zu den grammatischen abhandlungen im Schwäbischen Magazin und sagt da gegen Nasts ausführungen über die doppelconsonanten in *beiſſen* usw. '*Beiſſen*, *reiſſen*, *ſchmeiſſen*, *greiffen*, *pfeiffen*, also auch *ruffen*, *ſtoſſen* udgl. müssen der allgemeinen Aussprache halben, zweifache Consonanten haben, sonst sehen sie Circumflexis gleich, wofür sie doch schwerlich ausser Sachsen jemand ausspricht' [1].

Diese bemerkung Aichingers könnte Nast dazu ermutigt haben, sich für die verdopplung der Consonanten in *beiſſen*, *fließen* usw. nicht bloſs auf die analogie, sondern auch auf die aussprache zu berufen. aber *ruffen*, *ſtoſſen* konnte er natürlich nicht als geschärft zugeben.

Im zweiten band des Sprachforschers spricht dann Nast des öftern von geschärften diphthongen. so s. 53 [2] und namentlich

[1] was sich wol Fulda gedacht hat, als er in einer note dazu bemerkte: 'Gibts nicht auch Longas, die keine Circumflexe sind, und als Longä keine Verdopplung leiden? *der Ruſ, rufen, rieſ. Schlaf, schlafen. Der Stos, ſtoſen.*'? [2] Nast unterscheidet hier diphthonge, in denen der zweite vocal der herschende ist, das sind sechs *au*, *äü*, *ei*, *eü*, *ui*, *oi*, und solche, in denen der erste herscht : *ai*, *áu*, *aü*, *éi*, *ie*. 'Die 6 erstere können in gedenten und scharfen Silben stehen, die 5 leztere aber kommen meistens in gedenten, selten in scharfen Silben vor.' zu dieser bemerkung hat vielleicht die oben citierte bemerkung Fuldas anlass gegeben. sie ist falsch, denn nach s. 55 kommt *ui* nur in *hui* und *pfui*, *oi* in *Boi* und einigen eigennamen vor, wo sind da die geschärften silben?

s. 85 : 'Mäzkens Saz : alle Diphthongen sind gedent, ist in der teütschen Sprache falsch. Nein alle Diphthongen können geschärft werden, man wird aber doch zehn Fälle von gedenten Diphthongen finden, biß man einen einzigen geschärften antrift. Wäre Mäzkens Saz richtig, so müsten wir schreiben *Fleis*, *beisen*, *giesen*, *fliesen*, *reiten* etc., aber die Aussprache schärft alle diese Wörter, und wir müsen schreiben : *Fleiß*, *beissen*, *fliessen*, *reitten* etc.'[1].

Was sind nun geschärfte diphthongen? die antwort gibt die oben citierte definition Sprachf. II 83 f. die aussprache hüpft über den diphthong weg und fällt mit heftigkeit auf den consonanten. um silbengrenzen kann es sich nicht handeln. der doppelte consonant wird nicht würklich doppelt gesprochen. und das einsilbige *Fleiß* ist ebenso geschärft wie *fliessen*.

Wir stehn jetzt vor unserem eigentlichen problem, — denn dass Adelung von Nast abhängig ist, wird sich ohne weiteres ergeben. sollen wir Nast seine geschärften diphthonge glauben? ich beantworte die frage mit nein. Nast hat die annahme geschärfter diphthonge Aichinger entlehnt. bei diesem lässt sie sich aus seiner mundart direct oder indirect herleiten. bei Aichinger ist auch das historisch gleichartige gleichartig behandelt. unter den gleichen bedingungen wie die diphthonge sind bei ihm auch mhd. *â* und *ô* geschärft. der Schwabe Nast dagegen, dessen behauptungen in der heutigen mundart keine stütze finden und dem sein zeitgenosse und landsmann Fulda widerspricht, reifst das historisch zusammengehörige auseinander : *flosen* ist gedehnt, *beissen* geschärft. und er nimmt geschärfte diphthonge nicht nur vor den altdeutschen geminaten *ff*, *zz* an, sondern auch vor *t*. aber widerum nicht vor jedem *t* : *reitten*, aber *bieten*.

Es scheint mir sicher, dass nur die sucht, die sprache regelmäfsig erscheinen zu lassen, ihm seine lehre, auf deren formulierung dann Aichinger von einfluss war, eingegeben hat. ich glaube, dass die erste fassung im Schwäb. Magazin die eigentlich zutreffende ist. weil im allgemeinen das particip. praet. und das präsens in der einfach- oder doppelschreibung der stamm-

[1] vorher bemerkt Nast, es sei mühsamer, den scharfen ton in silben hervorzubringen, die entweder diphthonge haben oder mit consonanten überladen sind.

haften consonanten übereinstimmt, soll es auch bei den verben mit diphthong im präsens so sein.

Wie nahe ein solcher gedanke lag, zeigt die polemik Töllners. die lehre, die von Töllner bekämpft wird, ist genau die lehre Nasts, und der consequenz, mit der Töllner und nach ihm Freyer diese lehre ad absurdum führen wollen, dass man nämlich in ihrem sinne auch *t* verdoppeln müste, hat Nast sich nicht entzogen [1]. und Nasts zeitgenosse Mäzke lobt widerum die schlesische aussprache, weil sie vor *ch*, *ff*, *ſſ*, in den st. v. II kl. den vocal des präsens *i* wie im ptcp. ungedehnt lauten lässt [2].

Nast konnte unbeschadet der aussprache nach diphthongen *f*, *ſ*, *t* verdoppeln, weil für ihn in dieser stellung nur eine aussprachmöglichkeit bestand [3]. nach einfachem langen vocal muste er dagegen die consonanten einfach schreiben : *ſtoſſen* hätte eine für ihn falsche aussprache bezeichnet. so erklärt sich der gegensatz zwischen ihm und Aichinger, die auseinanderreiſsung der diphthonge und der mhd. längen *â*, *ô*. da ihm nun aber sonst consonantverdopplung nur zeichen der schärfung war, so hörte er diese schärfung in den diphthong hinein. begreiflich ist es, dass er dann auch dort geschärfte diphthonge annahm, wo ihn seine theorie nicht dazu nötigte, so in *heiſſen*.

V

Um Adelungs behauptungen über das vorkommen von *ſſ* und *ff* nach diphthongen richtig abschätzen zu können, müssen wir

[1] auch *kneippen* schreibt Nast Sprachf. II 126, obwol dieses statt *kneiffen* im schwäb. gebrauchte wort nach der ersten conjugation (di. der schwachen) geht. als ausnahme von der regel, dass präsens und 'supin' in consonanten übereinstimmen, erkennt er nur an *sieden*, *leiden*, *schneiden*, *sizen*, *ziehen*, *stehen*, *gehen*. im ptcp. der drei ersten schreibt er *gelidten*, *geschnidten*, *gesodten*.

[2] Gramm. abhandlungen s. 425.

[3] man vergleiche, dass Mäzke Gramm. abh. s. 357 aus etymologischen gründen *paukken*, *kneippen* schreiben will und sich dabei in übereinstimmung weiſs mit der regel 'Bezeichne dih Etymologih soh oft und soh lange, als eß nur nicht wider dih Aussprache ist.' es lautet nämlich *paukken* 'eeben soh, wih *pauken*, *kneippen*, wih *kneipen*; oder wenigstens ändert *paukken* und *kneippen* unsre richtige Aussprache nicht. Denn daß durch deehn verdoppelten Mittlaut dih Silbe nicht zu einer uñgedeehnten weerden könne, dahs zeigt jah deehr Doppellaut an siich an, deehr immer gedeehnt bleibt'. vgl. auch Freyers bemerkung, dass *reiten* und *reitten* gleich klängen.

zuerst seine ansichten über die natur der doppelconsonanten überhaupt und über die silbentrennung kennen lernen. U. L. I 131 § 10 schreibt er: 'Wenn zwey dieser Hauptlaute (= consonanten) durch einen und eben denselben Druck ohne merkliche Öffnung des Mundes dazwischen hervor gebracht werden, oder vielmehr, wenn der Mund von einer Art des Druckes unvermerkt zur andern übergehet, so entstehet ein doppelter oder zusammen gesetzter Hauptlaut, der entweder aus einerley Hauptlauten bestehen kann, wie *ff*, *ſſ*, *pp*, *mm*, *ll* u. s. f. oder aus Hauptlauten verschiedener Art, *sp*, *st*, *ps*, *ks* (*x*), *tz*, u. s. f. Wenn also in einem Laute nicht zwey in einander übergehende Drucke des Mundes empfunden werden, so kann derselbe auch für keinen doppelten Buchstaben gehalten werden, wofür *k* und *z* irrig von einigen gehalten werden.' eine kritik ist überflüssig, bezüglich der geminaten enthält die stelle reinen unsinn.

I 255 § 86 wird der gemination wider eine andere bedeutung zugeschrieben: 'Der geschärfte ton erhebt zwar auch die Stimme in Aussprechung des Vocales, eilet aber schnell über denselben hin und wendet die ihm übrige Zeit an den Consonans, der daher eigentlich doppelt lauten muß, wenn er keinen andern zur Begleitung hat: *fállen*, *Bétt*, *Hácke*, *Fálle*, *hárt*, *schwítzen*.' mit andern worten, die verdopplung bezeichnet die länge des consonanten.

Die verschiedenen bedeutungen, die Adelung der verdopplung zuweist, finden wir neben einander gestellt in der Vollständigen Anweisung zur Deutschen Orthographie (1788) s. 216 f: 'Man bemerkte . ., daß alle Sylben mit einem ungefähr gleichen Zeitmaße ausgesprochen werden, daß aber in manchen die Stimme länger auf dem Vocale verweilet, und alsdann schnell über den folgenden Consonanten hinschlüpft, hingegen in andern schnell über den Vocal hineilet, sich aber dafür desto stärker bey den End-Consonanten aufhält, und wenn sie deren nur Einen findet, ihn mit doppelter Stärke und Verweilung ausspricht, das heißt, daß sie bey einem gedehnten Vocale die folgenden Consonanten kürzer und schwächer, bey einem geschärften aber länger und stärker ausspricht. In *er kam* verweilet die Stimme länger auf dem *a*, und läßt daher das folgende *m* desto schwächer und kürzer hören, dagegen sie in *der Kamm* geschwinder über das *a* wegeilet, hingegen den Ueberrest der einer Sylbe bestimmten

Zeitdauer dem *m* widmet, und es daher mit gedoppelter Stärke ausspricht, welche schon hier merklich genug ist, aber in der Verlängerung des Wortes noch merklicher wird, *des Kammes*, wo sehr deutlich zwey *m* gehöret werden, dagegen man in *Kamm* nur ein verstärktes *m* höret.'

Die verwirrung und unklarheit die hier besteht springt in die augen. in *Kamm* wird nach aussprache des *a* der rest der silbendauer, der hier gröfser sein muss als in *kam*, weil beide wörter gleiche silbendauer haben und im ersten die dauer von *a* kürzer ist als im zweiten, dem *m* gewidmet, und dieser lautet deshalb stärker, als ob dauer und stärke identisch wären, und in *Kammes* ist diese stärke noch merklicher, weil hier zwei *m* gesprochen werden, als ob gemination, mag man darunter nun zweimalige articulation oder verteilung auf zwei silben verstehn, dasselbe wäre wie stärke[1].

Wir erkennen übrigens, dass Adelung wider einmal auf den spuren Nasts und Mäzkes wandelt. bei letzterem fanden wir ja auch eine ähnliche unklarheit, vgl. oben s. 339 anm.

Was die wortteilung am zeilenende betrifft, so gibt sich Adelung im II teil des Umst. Lehrgeb. gar nicht mit der schwierigkeit der bestimmung der silbengrenzen ab. er behauptet einfach (s. 783 f), dass die schrift hier der aussprache zu folgen habe. in der aussprache bekommen die mit einem vocal anfangenden ableitungs- und biegungssilben den letzten consonanten des wurzelwortes. und Adelung weifs dafür auch eine ratio. die aussprache zieht einen consonanten zur biegungssilbe 'ihr dadurch eine gewisse Ründe und Vollständigkeit zu geben.' wir erkennen ohne weiteres, dass hier Fuldas äufserung im Sprachf. II 170 (vgl. oben s. 338) die quelle ist. für diese silbenteilung ist es gleichgiltig, ob eine eventuelle buchstabenverbindung aus verschiedenen oder aus identischen buchstaben besteht, *Gelüb-de* wie *fal-len*.

In der Orthogr. s. 290 ff ist die lehre von der silbentrennung etwas breiter ausgeführt, neues von belang wird nicht gebracht.

[1] noch ärger ist die confusion Orth. s. 149. Adelung hat hier die oben citierte stelle Umst. Lehrg. I 131 abgeschrieben, aber nach *ll* usf. den satz eingefügt: 'zu deren Bildung, wenn sie am Ende einer Sylbe stehen, eine bloße Verstärkung oder Fortsetzung des Druckes erfordert wird.' dadurch entsteht die schönste contradictio in adjecto.

Über die *s*-laute spricht Adelung zuerst im Versuch eines vollst. gramm.-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart (1777) sp. 1549 ff. von dem *s*, das nicht wie *sch* lautet, heifst es da, dass es 'entweder einfach oder gedoppelt' ausgesprochen wird. 'Das einfache *s* oder *ſ* aber hat wieder einen gedoppelten Laut, einen gelinden und einen scharfen.' weiterhin bemerkt Adelung: 'Man kann wirklich einen dreyfach sehr merklich verschiedenen Laut in dem *ſ* unterscheiden, einen sehr gelinden, wie in *Roſe*, *blaſen*, *ſauſen*, *Muſe*, *Maſer*, einen stärkern, wie *ich las*, *weislich*, *Haus* . . *Buße*, *Muße* . . *das Maß*, mensura, und den stärksten oder das doppelte *ſſ*, wie in *Roß*, *laſſen*, *Schloß*, *müſſen*, *die Meſſe*.'

Einen wesentlichen fortschritt zeigt der § 40 der Sprachlehre von 1781 und des Umständlichen Lehrgebäudes (I 166 ff). Adelung unterscheidet hier vier arten des 'sauselauts': den gelindesten *ſ*, den einfachen scharfen *ß*, den verdoppelten scharfen *ſſ* und den harten *z*. dass *z* ein einfacher *s*-laut sei, hatte Adelung schon im Versuch des wörterbuchs behauptet und er hat auch später immer an dieser grille hartnäckig festgehalten. ich sehe im folgenden von dieser vierten art des sauselauts ab. der fortschritt gegenüber Adelungs vorgängern besteht darin, dass *ſſ* als der verdoppelte scharfe laut bezeichnet wird. während zb. Mäzke die gleichung *ſſ* : *ſ* = *ll* : *l* aufstellt, könnte man in Adelungs sinn schreiben *ſſ* : *ß* = *ll* : *l*. U. L. II 774 sagt Adelung geradezu: 'Das *ſſ* ist das verdoppelte *ſ* oder vielmehr das verdoppelte *ß*.' mit dieser erkenntnis hängt zusammen, dass *ß* dem *ſ* als ein besonderer laut entgegen gestellt wird, wie *sch* oder wie *k* dem *g* (U. L. I 128 ff). dass freilich *ß* sich zu *ſ* genau so verhält wie *k* zu *g* oder *p* zu *b* hat Adelung infolge einer ganz falschen einteilung der consonanten nicht begriffen und sich dadurch in schwierigkeiten verwickelt[1].

[1] Adelung teilt nämlich Umst. Lehrgeb. I 131 § 9 die consonanten ihrer stärke nach in drei gruppen: gelinde, geschärfte und harte. *b*, *d*, *ſ* sind gelind, *p*, *t*, *k* hart, aber *g* wird nicht zu den gelinden, *ß* nicht zu den harten gestellt, sondern beide zu der gruppe der geschärften vereinigt. die ursache ligt darin, dass die laute derselben 'klasse' bezüglich ihrer stärke verglichen werden. nun hat Adelung die grille, *z* als einfachen sauselaut zu betrachten und *j* mit *g* und *k* als 'Gacklaut' zu bezeichnen. während die andern klassen höchstens zwei laute umfassen, die nun als gelind und hart einander gegenübergestellt werden, enthalten die klassen der sause-

Zu beachten ist, dass im Versuch des wörterbuchs wie im Umst. Lehrgeb. das doppelte *ſ*, bez. das doppelte scharfe *s* durchaus nicht auf die stellung im inlaut vor vocal beschränkt wird. auch am ende einer silbe kommt dieser laut vor, nur hat er kein besonderes zeichen, sondern wird durch *ß*, das zeichen des einfachen scharfen lautes ausgedrückt : *Háß*, *hâßlich*, vgl. Versuch eines gramm.-krit. Wb. III 1551, U. Lehrg. I 172 § 43, 2.

Adelungs ansichten über die *f*-laute bleiben sich im verlauf der zeit nicht gleich. in § 30 der Sprachlehre von 1781 s. 39f und des Umst. Lehrg. I 151 wird gesagt, dass *f* nach einem consonanten oder einem gedehnten vocal 'einfach', nach einem geschärften 'gedoppelt' laute. 'In manchen Fällen besonders zwischen zwey Selbstlauten und nach dem *l*, wird es im gemeinen Leben so gelinde als ein *w* gesprochen, *Briefe, Schwefel, Hafen, Hafer, prüfen, zwölfe, Wölfe.*'

Umst. Lehrgeb. I 152 polemisiert dann Adelung gegen 'einige neuere Sprachlehrer', die 'glauben, in dem *f* einen dreyfachen Laut entdeckt zu haben, einen gelinden, wie in *Grafen*, einen geschärften, wie in *Schafen*, *schlafen* und *strafen*, und den gedoppelten in *treffen*.' wenn man *f* in *Grafen* gelinder spreche als in *Schafen* usw., so sei das eben ein fehler der provinzen, die sich in der aussprache dem niederdeutschen nähern. nun folgt ein muster confuser argumentation. 'In den schon angeführten *Briefe*, *Wölfe* u.s.f. lautet es, selbst im Hochdeutschen, noch gelinder, völlig wie ein *w*; ohne daß es noch jemanden eingefallen wäre, aus dieser Eigenheit ein neues *f* zu machen, und folglich diesen Buchstab vierfach anzunehmen.'

und gacklaute drei, deshalb muss ein dritter grad ersonnen werden, und da *j* gelinder schien als *g*, *z* härter als *ß*, müssen sich jetzt *g* und *ß* in der mittleren gruppe der geschärften zusammenfinden. am richtigsten hat die verhältnisse Rüdiger erkannt, der im Neuesten Zuwachs der Sprachkunde II 199 im anschluss an Adelungs artikel über *ß* im Magazin I 2 sagt, *ſ* sei im deutschen 'eben so zweyerley, hart und weich wie *d* und *t*, *b* und *p*, *g* und *k*, *w* und *f*, *j* und *ch*'. nur habe man nicht wie in andern sprachen eigene zeichen. weil nun das weiche *s* nur in wenigen niedersächsischen wörtern wie *muſſeln*, aber nicht im hd. verdoppelt vorkomme, habe man aus not das harte 'einfache' *ſ* durch verdoppelung ausgedrückt und ausdrücken können später habe Gottsched dafür das *ß* eingeführt. interessant ist, dass Rüdiger zur bestimmung der fälle, wo der gebrauch zwischen *ß* und *ſ* schwankte, das niederdeutsche heranzieht, und *ß* dort empfiehlt, wo dieses *t* hat.

Die 'neueren Sprachlehrer' sind uns wol bekannt; es sind Denst und Mäzke. Adelung hat ihre ansichten in seine terminologie übersetzt. jene männer nehmen keinen dreifachen laut des *f* und des *ſ* an, sondern nur zwei laute und drei mögliche lautfolgen. die polemik Adelungs ist höchst ungerecht. er hätte doch sehen müssen, dass seine gegner alle wörter, in denen 'selbst im Hochdeutschen' *f* wie *w* lautet, der gruppe mit einfachem *f* zuweisen. von einem vierfachen laut des *f* kann also keine rede sein. wenn demnach noch 'niemand' aus der 'eigenheit', dass *f* mitunter wie *w* lautet, ein neues *f* gemacht hat, so heifst das nur, dass dies niemand getan hat, als eben diejenigen, die es getan haben, und auf jeden fall ist es eine elende wortklauberei, auf der einen seite zu sagen, dass *f* mitunter wie *w* laute, und auf der andern seite zu leugnen, dass *f* = *w* etwas anderes sei als *f* = *f*.

Adelung hat dies eingesehen, freilich nicht einbekannt. in seiner abhandlung Von dem Hochdeutschen *ß* im Magazin f. die deutsche Sprache I 2, in welcher seine ansichten über die *s*-laute wider einmal auseinandergesetzt werden, bemerkt er zum schlusse (s. 42 f) : 'Fast eben so verhält es sich mit dem *f*, welches wir wirklich nach drey verschiedenen Graden haben, das gelinde nach gedehnten Hülfslauten, *Hafen*, *Hafer*, das einfach geschärfte, gleichfalls nach gedehnten Vocalen, *die Schafe*, *sie liefen*, *schliefen*, und das verdoppelte nach geschärften Vocalen, *schlaff*, *schaffen*; nur mit dem Unterschiede, daß wir für selbige nur zwey Zeichen haben, und daher das einfach geschärfte immer mit einem *f* schreiben müssen.'

Adelung steht also hier auf dem boden der lehre, die er im Umst. Lehrgeb. bekämpft hatte. aber in der Orthographie s. 66 ist dieser standpunct wider verlassen. nur zieht jetzt Adelung die consequenz aus der anschauung, dass es nur ein einfaches und ein verdoppeltes *f* gibt. die aussprache des *f* wie *w* in gewissen wörtern, die in der Sprachlehre von 1781 und im Umst. Lehrg. für das gemeine leben einfach constatiert wurde, wird jetzt für einen von den Niedersachsen herstammenden fehler erklärt, und dabei bleibt es auch in der Sprachlehre von 1795 s. 23 § 30 und im Wörterbuch II (1796) s. v. *F*.

Die lehre von der verdopplung von *f* und *s* nach diphthongen tritt in ihren ersten andeutungen zuerst im dritten band

des Versuchs eines gramm.-krit. Wörterbuchs (1777) auf s. v. *pfeiffen*, *raufen*, *reif*, *saufen*, und namentlich sp. 1551 in dem artikel *S*[1]. es heifst da, das scharfe *s* werde ua. durch *ß* bezeichnet, 'und zwar allemahl nach einem gedehnten Selbstlaute, ich sage einen gedehnten, weil ein bloß langer dazu nicht hinreicht.' diese stelle ist höchst seltsam. ebenso wie Aichinger, der hier wol die quelle ist, macht Adelung einen unterschied zwischen lang und gedehnt, und ebensowenig wie Aichinger hat er je gesagt, worin dieser unterschied besteht. im Versuch des Wörterbuchs gebraucht Adelung durchaus die wörter lang und kurz im sinne seines späteren gedehnt und geschärft[2].

Aber die seltsamkeit der stelle ist damit noch nicht erschöpft. 'Die Fälle, wo dieses scharfe *ß* statt findet, muß bloß die richtige Aussprache geben, indem es Wörter genug gibt, wo nach einem gedehnten Selbstlaute das folgende doppelte *ſſ* sehr deutlich gehöret wird; zb. *fließſen, ſchieſſen, gieſſen, schleiſſen, weiſſen, Preuſſen, Meiſſen* u. s. f., wo das *ſſ* doch immer stärker lautet, als in *ſtoßen* und *Blöße*.

Wir bemerken hier folgendes. 1) die verdopplung des *s* wird nicht nur auf die stellung nach diphthong beschränkt, denn *ie* bezeichnet für Adelung einen einfachen laut. 2) die diphthonge werden für gedehnt erklärt. 3) nicht eine besondere art der silbenteilung bestimmt die anwendung des *ſſ*, sondern die eigentümliche stärke des *s*-lauts. es werden drei stärkegrade unterschieden, die durch die quantität des vorhergehnden vocals nicht eindeutig bestimmt sind, insbesondere kommt der stärkste

[1] schon früher schreibt Adelung mitunter *ſſ* nach diphthong, vgl. *heiſſen*, *kneiſſen*, *kreiſſen*, aber ohne bemerkungen daran zu knüpfen. anderseits schreibt er *beißen*, *befleißen*, *gleißen*, *Geiße*, *Geißel*, *fließen*, *gießen*, *genießen* usw. *ſſ* nach diphthong und *ie* scheint in den ersten beiden bänden nicht vorzukommen.

[2] vgl. I 1823 '*ich aß* (mit einem langen *a* und gelinden *ß*, gleichsam *ahß*)', ferner s. v. *bosseln*, *Buße*, *Floß*, *Foß*, *Fraß*, *Fuß*, *groß*, *Gruß*, *Kloß*, *messen*, *Muße*, *muthmaßen*, *Noß*, *Profoß*, *Roß*, *Ruß*, aus dem IV band *Schloße*, *Schoß*, *Spaß*, *stoßen* ('da das *o* in diesem Worte und allen seinen Ableitungen lang ist, so ist der folgende Zischlaut kein doppeltes *ſ*, sondern ein eigentliches *ß*, welches der Mittellaut zwischen dem *s* und *ſſ* ist. *Stoſſen* würde ein vorhergehendes kurzes *o* voraussetzen'), *Straße* ('da das *a* lang ist, so darf das *ß* nicht mit dem *ſſ* vertauschet werden, als welches einen vorher gehenden kurzen Vocal voraus setzen würde'), *verdrießlich*.

grad sowol nach gedehnten als nach nicht gedehnten vocalen vor.

Es ligt hier eine contamination der lehren Gottscheds und seiner gegner vor. diese letzteren verwarfen das *ß* im inlaut zwischen vocalen und erkannten nur den gegensatz von *ſ* und *ſſ* an, wobei für die Süddeutschen unter ihnen dieser gegensatz an den gegensatz von gedehntem und geschärftem vocal geknüpft war. Adelung wollte das *ß* nicht fahren lassen, weil weder *ſtoſen* noch *ſtoſſen* seine aussprache genau bezeichnete und Mäzkes vorschlag der vocalverdopplung nicht seinen beifall hatte. aber er behielt das *ſſ* der Gottschedgegner bei, wo die richtige aussprache nicht gefährdet schien, nämlich nach *ie* und nach diphthong. nun war aber *ie* für ihn kein diphthong wie für Nast, für geschärft konnte er es auch nicht halten, mithin war *ſſ* nicht an eine bestimmte quantität des vorhergehnden vocals geknüpft. damit entfiel auch die notwendigkeit, die diphthonge vor *ſſ* mit Aichinger und Nast für geschärft zu erklären. es ergab sich daraus, dass *ſſ* etwas anderes bedeuten muste, als sonst die consonantverdopplung, nämlich einen bestimmten 'inneren' stärkegrad, den dritten des sauselautes [1].

Es fragt sich nur, warum Adelung nicht einfach mit Gottsched *schießen*, *reißen* schreibt. den wahren grund verrät der artikel *saufen*, denn was für *ſ* gilt, gilt auch für *s*. 'Die falsche Regel, daß nach einem Doppellaute oder langen Selbstlaute nur ein einfacher Mitlaut stehen müsse, hat gemacht, daß man dieses Wort beständig *saufen* schreibt; ungeachtet sowohl die Aussprache, als auch die Analogie mit *gesoffen* ein doppeltes *ſ* erfordert; *sauffen*.' gerade so wie bei Nast, dessen artikel im Schwäb. Magazin Adelung schon bekannt sein konnte, ist das bestreben mafsgebend, verwante formen möglichst gleich zu schreiben. da nun aber *raufen* auf *saufen* reimt, sieht sich Adelung veranlasst, auch für jenes wort *ſſ* zu fordern und er

[1] bestärkt wurde Adelung in seiner meinung, dass *ſſ* auch nach gedehnten vocalen und diphthongen stehn könne, durch Mäzkes auseinandersetzungen. — das verhältnis von Adelungs orthographie zu der der Gottschedgegner lässt sich folgendermafsen darstellen. er schreibt *ſ* und *ſſ*, wo die Schlesier und die Süddeutschen übereinstimmen: *raſen*, *haſſen*, *gieſſen*, *reiſſen*, er schreibt *ß*, wo die Schlesier (Mäzke erklärt ja *ß* und *ſſ* für gleichgiltig) und Aichinger *ſſ*, Nast aber *ſ* hat: *ſtoßen* gegenüber Densts, Aichingers *ſtoſſen*, Mäzkes *ſtooßen* (*ſtooſſen*), Nasts *ſtoſen*.

begründet dies damit, dass *f* in diesem worte sehr merklich hart gesprochen werde. analoges gilt dann für *Preuſſen, Meiſſen,* wo *ſſ* eben so klang wie in *reiſſen*, in dem A. wegen des ptcp. *geriſſen* dem *ſſ* den vorzug vor dem Gottschedischen *ß* gab.

Wie die oben s. 352 anm. 2 citierten äufserungen Adelungs in den artikeln *stoßen* und *Straße* lehren, haben noch während der arbeit am 4 band des Versuchs eines wörterbuchs seine ansichten eine veränderung erlitten. denn die schreibungen *ß* und *ſſ* werden da deutlich an die quantität des vorhergehnden vocals geknüpft. aber noch immer wird *ß* als mittellaut zwischen *s* und *ſſ* betrachtet. noch gröfser ist die umgestaltung der theorie in der Sprachlehre von 1781 und dem Umständlichen Lehrgebäude.

Wir haben gesehen, dass Adelung in diesen werken *ſſ* als verdopplung von *ß* auffasst. da er weiter die verdopplung der buchstaben teils als das zeichen einer lautlichen doppelheit, teils als symbol der consonantenlänge auffasst, kann er jetzt nicht mehr von drei graden der *s*-laute sprechen und tatsächlich nennt er Umst. Lehrg. I 129 als verschiedene stärkegrade der sauselaute neben *z* nur *ſ* (*s*) und *ß*. wenn er trotzdem im Magazin und in der Orthographie s. 181 wider drei (oder mit dem *z* vier) grade unterscheidet, so ist dies eine inconsequenz, die aus einer bei Adelung nicht seltenen unklarheit des denkens entspringt;[1] im Umst. Lehrgeb. I 167 gebraucht er im selben sinne den unbestimmten und daher minder incorrecten ausdruck 'arten'.

Da *ſſ* nur das verdoppelte *ß* ist, sich zu *ß* verhält wie *ll* zu *l*, und da verdoppelte buchstaben nur nach 'geschärften' vocalen stehn können, so folgt ohne weiteres, dass nach *ie* nur *ß*, nicht *ſſ* möglich ist. aber an der möglichkeit von *ſſ* und *ff* nach

[1] wäre Adelung ein klarer kopf gewesen, so hätte er sich auch die frage vorlegen müssen, wie sich denn die durch verschiedene buchstaben ausgedrückte verschiedene 'stärke' der laute zu den durch die quantität des vorgehnden vocals bedingten stärkeunterschieden verhält. *t* ist stärker als *d*, aber auch *tt* wird als stärker denn *t* bezeichnet. durch die unterlassung dieser untersuchung erklären sich die weiter unten besprochenen versuche, die schärfung der diphthonge durch die gegenüberstellung von wortpaaren wie *reiſſen* und *reiſen* zu erweisen. *ſſ* verhält sich hier zu *ſ*, wie *t* zu *d*; Adelung argumentiert aber so, als ob das verhältnis *tt* zu *t* vorliege.

diphthongen hält Adelung noch immer fest. daher muss er jetzt, genau so wie Aichinger und Nast, die existenz geschärfter diphthonge behaupten, während im Versuch des wörterbuchs noch alle diphthonge als gedehnte laute betrachtet wurden.

In dieser form, dass die verdopplung von *f* und *s* von der schärfung der vorhergehnden diphthonge bedingt ist, erhält sich die lehre bis in die Orthographie von 1788, vgl. Sprachlehre und Umst. Lehrgeb. I §§ 30. 44. 89, Umst. Lehrg. II 721. 734. 770, Magazin I 2, 40 ff, Orthographie s. 237 f.

Es ist wol zu beachten, dass in der annahme geschärfter diphthonge der kernpunct der ganzen frage ligt. die verteilung von *ff*, *ſſ* auf zwei silben ist nur eine consequenz. denn auf den geschärften vocal folgt entweder eine verbindung verschiedener consonanten, oder ein 'verdoppelter', verdoppelt in dem schillernden sinn, den das wort bei Adelung hat. folgt noch ein vocal, so wird der consonant würklich zweimal gehört. bei der silbentrennung werden 'zusammengesetzte' consonanten, gleichgiltig, ob sie aus einerlei oder aus verschiedenen consonanten bestehn, gleich behandelt, der letzte consonant kommt zur folgenden silbe. also verteilt sich *ff* und *ſſ* auf zwei silben. als beweis für die richtigkeit der schreibung *ff* und *ſſ* nach diphthongen wird die silbenbildung übrigens erst Umst. Lehrg. II 722 und Orth. s. 238 herangezogen.

Adelung erblickt Umst. Lehrg. I 259 § 89 die ursache der meinung, dass alle diphthonge gedehnt seien, darin, dass 'unsere Sprachlehrer' 'die prosodische Länge' der silben, di. in Adelungs sprache ihre hebungsfähigkeit, mit dem 'gedehnten Ton', di. der vocallänge, verwechselt hätten. da nun silben mit diphthongen immer prosodisch lang seien, habe man sie für gedehnt gehalten. dieser vorwurf, den hier Adelung gegen seine vorgänger erhebt und Mag. I 2, 41 sowie Orthographie s. 237 widerholt, ist, wie unsere erste abhandlung gezeigt haben dürfte, unbegründet. so verwirrt die ansichten der grammatiker von quantität und accent sind, die begriffe vocallänge und silbenlänge sind doch getrennt geblieben, selbst bei Gottsched, dessen prosodisches system noch am ehesten Adelungs angriff einen schein von berechtigung gibt [1].

[1] während Adelung seine vorgänger der verwirrung der begriffe beschuldigt, begeht er selbst eine der allerärgsten. Orthogr. 220 wird ohne

Prüfen wir nun Adelungs lehre von den geschärften diphthongen, so stofsen wir auf eine menge von schwankungen, unklarheiten und widersprüchen[1]. Umst. Lehrg. I 260 § 89 heifst es : '*reiſſen*, *weiſſen* dealbare, *ſchmeiſſen*, *du weißt*, *er weiß*, *beiſſen*, *Meiſſen*, *Preuſſen*, *das Äuſſere*, *greiſſen*, *pfeiſſen*, *ſauſſen*, *Hauſſen*, lauten doch dem Doppellaute nach wirklich geschärfter, und dem Consonanten nach härter als in *reiſen*, *weiſen*, *zeigen*, *die Weiſen* sapientes, und als *beiſen*, *Preuſen*, *Meiſen*, *pfeiſen* usf. ausgesprochen werden können.' Adelung spricht hier gerade so wie ein süddeutscher grammatiker, für den es nur *ſ* oder *ſſ* gibt, der also nur die wahl hat *beiſen* oder *beiſſen* zu schreiben. für Adelung lautet aber die alternative *beißen* oder *beiſſen*. noch tadelnswerter ist die verwirrung Umst. Lehrg. II 734 f § 26. denn da werden ausdrücklich die schreibungen *reißen*, *ſchmeißen*, *Meißel* verworfen, weil *ß* nur nach einem gedehnten vocal stehn könne, und doch wird der beweis für die existenz geschärfter diphthonge zunächst durch die gegenüberstellung von *Reiſe*, *Reiſer* und *reiſſen*, *ſchmeiſſen* geführt! es ist dies gerade so, als wenn man die schreibung *kneippen* statt *kneipen* damit verteidigen wollte, dass das wort anders laute als *reiben*.

weiteres angenommen, dass in allen sprachen die consonantverdopplung den 'geschärften accent' bezeichne. wenn nun im lateinischen *mel* gegenüber *mellis* geschrieben wird, so sei es möglich, dass der nominativ gedehnt gesprochen worden sei. 'Denn daß die Quantität kein Beweis des prosaischen Accentes ist, darf ich wohl nicht erinnern, ob sie uns gleich jetzt in Ermangelung anderer Bestimmungsgründe zur Regel der Aussprache dienen muß.' diese sonderbare bemerkung erklärt sich wie folgt. Adelung beliebt es das wort quantität nur im metrischen sinne zu nehmen. im deutschen ist die 'prosodische länge' nur vom ton abhängig, da dieser aber auf geschärften und gedehnten silben stehn kann, ist er und damit auch die 'quantität' vom 'accent', dh. von der quantität der vocale unabhängig. das wird nun auf das lateinische angewendet, und so kommt A. zu dem überraschenden schlusse, dass auch in dieser sprache die quantität von dem accent, also von der quantität der vocale unabhängig sei, dass, wenn *mel* auch eine kurze silbe ist, doch der vocal gedehnt sein könne. er übersieht, dass für das lateinische ein notwendiges mittelglied der schlusskette fehlt, nämlich die abhängigkeit der quantität vom ton.

[1] als curiosität sei erwähnt, dass Adelung auch in lat. wörtern wie *coeptus*, *faustus*, *faux*, *auster*, *auxi*, *auctum*, *paullus* geschärfte diphthonge erblickt (Orth. 238). ein klein wenig nachdenken hätte ihn gelehrt, dass man *faustus*, *faux* usw. nur mit wörtern wie *faust*, *coeptus*, *auxi*, *auctum* mit *raufte* aber nicht mit *schmeiffen* usw. vergleichen kann.

Aber beruht die lehre von den geschärften diphthongen nicht doch vielleicht auf unmittelbarer beobachtung? da macht schon sehr mistrauisch die bemerkung Umst. Lehrgeb. I 260 § 89 (ähnlich schon Sprachlehre § 89): 'Freylich gibt es Fälle, wo man noch zweifelhaft seyn kann, ob die Dehnung oder die Schärfung herrscht . . .; allein dieses rühret bloß daher, weil der Übergang von dem gedehnten zu dem geschärften Tone durch eben so unmerkliche Stufen geschiehet, als alles übrige in den Sprachen.' die möglichkeit dieses allmählichen übergangs soll nicht bestritten werden; aber ist es nicht merkwürdig, dass dieser übergang sich nur bei den diphthongen zeigt, dass Adelung keinen fall angibt, wo die dehnung oder schärfung eines einfachen vocals zweifelhaft ist? (von unterschieden der provinzen in der aussprache ist hier natürlich nicht die rede). Orthographie s. 238 wird zugegeben, dass bei der schärfung der diphthonge vieles willkürlich sei 'und es auf den Sprechenden ankommt, ob er den Consonanten will doppelt hören lassen; denn so könnte man auch *reit-ten* sprechen.' ist es auch der willkür des sprechenden anheimgegeben, ob er *Rate* oder *Ratte* sprechen soll?

Ferner, die lehre von der schärfung der diphthonge hat nur dann eine gewisse wahrscheinlichkeit, wenn bei einer und derselben qualität des diphthongs und des folgenden consonanten verschiedene quantität als möglich hingestellt wird, wenn auf *ei* und *au* sowol *ſ* als *ſſ*, sowohl *ß* als *ſſ* folgen kann. das behauptet auch Adelung an vielen stellen. aber in schreiendem widerspruch steht dazu die bemerkung Umst. Lehrgeb. II 722: 'Hier (in *ſchleiſſen*, *reiſſen*, *ſchmeiſſen*, *reiſſen*) würde ich der Aussprache gemäßer den Consonant auch verdoppeln, weil der Doppellaut wirklich geschärft wird. Indessen ist doch auch wahr, daß die Aussprache dabey wenig oder nichts gewinnt, weil *ſ* und *ß* nach einem Doppellaute nur auf einerley Art ausgesprochen werden können.' das schreibt derselbe Adelung, der 13 seiten später behauptet, die schreibung *reißen* sei falsch, da hier der doppellaut geschärft sei, während er in *Preußen*, *Meißen* gedehnter laute.

Bei dieser unsicherheit und unklarheit werden wir es begreiflich finden, dass denselben wörtern bald geschärfter, bald gedehnter diphthong beigelegt wird. im Versuch eines gramm.-

krit. wörterbuchs III 1551 wird *Preuſſen*, *Meiſſen* angesetzt, ebenso in der Sprachlehre und Umst. Lehrg. I § 89. Umst. Lehrg. II 735 wird dagegen, wie eben bemerkt, behauptet, dass in *Preußen*, *Meißen* der diphthong gedehnter laute als in *reißen*, *schmeißen*. Mag. I 2, 42 beruft sich wider Adelung auf das gehör eines jeden 'ob in *beiſſen*, *heiſſen*, *Meiſſen*, *reiſſen* das *ſ* nicht eben so gedoppelt lautet, als in *haſſen*, *laſſen*, *müſſen*, und ob folglich der Doppellaut in den obigen Fällen nicht eben so viele Schärfe hat als in diesen Vocalen', und sieht keinen grund ein, warum man nicht *Pleiſſe*, *Preuſſen*, *Reuſſen*, *ſchmeiſſen*, schreiben solle. Orth. 238 lauten wider *ſchmeiſ-ſen*, *reiſ-ſen*, *beiſ-ſen* anders als *Preu-ßen*, *hei-ßen*, 'wo der Consonant ganz zur folgenden Sylbe gezogen wird.'

Die eben angeführten stellen zeigen, dass auch *heißen* in der Orthographie anders beurteilt wird als im Magazin. wie an dieser stelle hatte Adelung auch Sprachlehre und Umst. Lehrg. I § 44 *heiſſen* geschrieben.

Sprachlehre und Umst. Lehrg. I § 89 behauptet Adelung, dass der diphthong von *das Äuſſere* geschärft sei, nach Mag. I 2, 42 ist in *außen*, *außer*, *äußern* die dehnung merklicher.

Umgekehrt sieht Adelung Mag. aao. keinen grund ein, warum man *befleißigen* schreiben solle und stellt dieses wort auf dieselbe stufe wie *schmeißen*, für das er *ſſ* fordert, während ihm Sprachl. und Umst. Lehrg. I § 89 *befleißigen* zu den zweifelhaften wörtern gehört, in denen jedoch die dehnung wahrscheinlicher sei.

Nicht anders steht es bei den wörtern mit *f* nach diphthong. unter den belegen für doppelt gesprochenes *f* 'nach denjenigen Doppellauten, welche mehr geschärft als gedehnt ausgesprochen werden', wird Sprachl. § 30 neben *pfeifen*, *saufen* ua. auch *laufen* angeführt, ebenso an der entsprechenden stelle des Umst. Lehrg. (I 152) *lauffen* neben *greiffen*, *pfeiffen*, *schleiffen*, *sauffen* usw. aber im § 89 beider werke steht *laufen* unter den zweifelhaften, in denen jedoch eher die dehnung zu herschen scheine, im gegensatz zu *greiffen*, *pfeiffen*, *sauffen*. ähnlich Umst. Lehrg. II 735. im Magazin I 2, 43 ist *f* nicht nur in *laufen*, sondern auch in *saufen* blofs einfach geschärft, während es in *pfeiffen* würklich doppelt lautet. Orthogr. 238 wird wider *sauffen* mit *pfeiffen*, *beiffen*, dagegen *laufen* mit *heißen* zusammengestellt. in

Zweifel sollte man nach Mag. I 2, 43 das *f* billig doppelt schreiben, da es würklich doppelt lautet. Sprachl. und Umst. Lehrg. I § 89 gehört das wort zu den zweifelhaften, eher gedehnten. zu den zweifelhaften wird Umst. Lehrg. II 735 auch *raufen* gerechnet, von dem im Versuch eines gramm.-krit. wörterbuchs gesagt war, dass das *f* sehr merklich hart gesprochen werde und daher billig verdoppelt werden sollte.

Den schlüssel zum verständnis dieser schwankungen gewähren die bemerkungen Umst. Lehrg. II 736 und Orth. 238. an der ersten stelle sagt Adelung, im gegensatz zu den zweifelhaften *laufen, kaufen, raufen* sei in *pfeiffen, keiffen, schleiffen, greiffen, kneiffen* die schärfung deutlicher, 'welche auch aus den Praeteritis *pfiff, kiff, schliff, griff, kniff* erhellet, dagegen *laufen, lief* hat.' und an der zweiten stelle heifst es : 'Auch die Biegung scheint diese Schärfung zu bestätigen, indem der geschärfte Diphthonge in irregulären Verbis gern in einen geschärften Vocal übergehet : *pfeiffen, pfiff, sie pfiffen; ſchmeiſſen, ſchmiß, geſchmiſſen; ſauffen, ſoff, geſoffen; beiſſen, biß, gebiſſen.* Hingegen von *laufen* und *heißen* kommt *lief, hieß.*'

Adelung ist ursprünglich von Nasts behauptungen ausgegangen. für Nast waren alle präterita der starken verba gedehnt, das particip hatte dagegen denselben 'accent' wie das präsens. wenn nun das particip 'geschärften accent' hatte, setzte Nast der analogie zu liebe consonantenverdopplung auch nach einem diphthong des präsens an. demgemäfs muste er *lauffen* schreiben, da für ihn das particip *geloffen* lautete, und er konnte *heiſſen* schreiben, weil in wahrheit, wenn auch von ihm nicht eingestanden, die doppelschreibung des *s* für ihn phonetisch bedeutungslos und das particip *geheiſſen* mit seinem diphthong keine entscheidung nach der einen oder andern richtung gab. von Nast hat Adelung die schreibungen *lauffen, heiſſen* übernommen, und da auch in seiner sprache die schärfung der diphthongen auf einbildung beruhte, konnte er auch in andere wörter wie in das auf *laufen, saufen* reimende *raufen* das *ff* hineinhören. aber allmählich dämmerte ihm auf, dass ja für seine aussprache im gegensatz zur schwäbischen auch das präteritum der starken verba einen entscheidungsgrund abgeben könnte. in der I und II klasse der st. verba stimmte das präteritum in der vocalquantität zum particip, deshalb hält Adelung, so lange er überhaupt an

geschärfte diphthonge glaubt, an den schreibungen *pfeiffen*, *beiffen* fest[1]. bei den reduplicierenden verben *laufen* und *heißen* hatte dagegen das präteritum dehnung, das particip gab mit seinen diphthongen (Adelung sprach *gelaufen*, nicht wie Nast *geloffen*) keine entscheidung. deshalb, der dehnung des präteritums zu liebe, setzte er auch im präsens (und particip) einfaches *f* und *ß* an. da mithin nach diphthongen sowol *f*, *ß* als *ff*, *ſſ* möglich war, konnte er wörter, bei denen sich aus der flexion nichts für eine der beiden möglichkeiten ergab, sowol zu der einen als zu der andern gruppe stellen, daher das schwanken in der beurteilung von *Meiſſen*, *Preußen* ua. denn um es noch einmal zu sagen, der ganze unterschied zwischen geschärften und gedehnten diphthongen beruht bei Adelung auf speculation, nicht auf beobachtung.

Das bestreben, gleichheit des 'accents' in den diphthongischen und nicht diphthongischen formen der starken verba zu erweisen, hat Adelung auch zu der bemerkung (Orthographie 238) veranlasst, dass man auch *reit-ten* sprechen könnte. Nast hatte geradezu die schreibung *reitten* gefordert. davor schreckt Adelung doch zurück, das verstiefs gar zu sehr gegen den herschenden gebrauch, während die *ff* und *ſſ* in der noch nicht allzu lange zurückliegenden vorgottschedischen schreibung ihre stütze fanden.

Schliefslich bricht Adelung über die ganze theorie den stab. in der 3 auflage der Sprachlehre von 1795[2] s. 69 § 100 wird gelehrt, woran man den gedehnten ton einer silbe erkennen könne. punct 4 lautet: 'An dem Doppellaute in der Mitte eines wortes *reißen*, *schmeißen*, *greifen*, *Haufen scheiden*.' in dem entsprechenden paragraph der ersten auflage (§ 89) hiefs es dagegen: 'Der Doppellaut ist kein allgemeines Zeichen der Dehnung, indem er vor dem *f* und *ſ* oft sehr merklich geschärft lautet.'

[1] dass im Magazin I 2, 43 auch *saufen* mit einfachem *f* angesetzt wird, ist eine blofse flüchtigkeit, die freilich nur möglich war, weil *saufen* und *laufen* reimen, das lebendige sprachgefühl also keinen einspruch gegen die einreihung beider wörter in dieselbe gruppe erhob.

[2] nach Michaelis Die Ergebnisse der orthographischen Konferenz s. 66 hat Adelung noch in der zweiten auflage der Orthographie von 1790 die schreibungen *hauffen*, *drauffen*, *ſchmeiffen*, *reiffen* zu rechtfertigen versucht, 1793 sei er Gottsched bezüglich des *ſſ* und *ß* vollständig beigetreten. Zischlaute s. 32 wird speciell das Wörterbuch als das werk genannt, in dem sich Adelung der Gottschedischen schreibung angeschlossen habe.

Der neuen anschauung entsprechend sind denn auch verschiedene artikel des Wörterbuchs umgearbeitet worden. so wird im zweiten band (1796) s. v. *F* unter den wörtern mit gedehntem vocal und einfachem *f* auch *greifen* angeführt, und als beispiele für die entstehung eines geschärften aus einem gedehnten laute werden *soff*, *pfiff*, *griff* verzeichnet. und s. v. *S* fehlt jetzt die bemerkung über die möglichkeit von *ſſ* nach gedehnten vocalen. *Meißen* und *Preußen* stehn unter den beispielen von *ß*.

Ich steh am ende meiner untersuchung. wir haben gesehen, dass der discussion unseres problems die tatsache zu grunde ligt, dass die gewöhnliche schreibung die stimmlosen spiranten *f* und *s* statt durch besondere buchstaben durch verdopplung der zeichen für die stimmhaften ausdrückte und dass infolge dessen die aussprache vieler wörter bezüglich der vocalquantität unbestimmt blieb. dieser mangel reizte zur verbesserung. durchgedrungen ist das *ß* nach langem vocal. die männer, welche diese schreibung vertraten, begnügten sich nicht damit, zu ihrer empfehlung ihren praktischen nutzen hervorzuheben, sie glaubten auch die forderungen einer wissenschaftlichen phonetischen orthographie zu erfüllen. im einzelnen gehn sie auseinander. Zesen bildet sich ein, dass *ß* einen andern laut bezeichne als *ſſ*, Gottsched verteidigt das *ß* mit dem hinweis auf die verschiedenheit der silbengrenzen nach langem und nach kurzem vocal. es ist möglich, dass er richtig beobachtet hat, aber seine beobachtung ist nicht das motiv für seine von andern übernommene schreibung.

Das gewöhnlich Gottschedisch genannte *ß* ist ein ferment für die orthographischen systeme des 18 jh.s. Gottscheds orthographie wird angegriffen. ein teil der gegner stöfst sich daran, dass Gottsched die *f*- und *s*-laute verschieden behandelt, dass er, um mit Heinze zu sprechen, kein efzet erfunden hat. für diese männer ist die alte schreibung mit ihren mängeln erträglicher als Gottscheds inconsequenz. aber auch sie verzichten nicht darauf, den gebrauch, den sie einfach übernommen haben, zu rationalisieren, noch andere vorzüge an ihm zu entdecken oder zu ersinnen, als diejenigen, um derentwillen sie ihn beibehalten.

Doppelte consonantzeichen wurden herkömmlicherweise bei der wortteilung am zeilenschluss getrennt; also müssen auch *ff* *ſſ* nach langen vocalen und diphthongen zu zwei silben gehören

und Gottsched unrecht haben. diesen standpunct vertreten Aichinger, Heinze, Denst. allein Denst wird an dieser ansicht irre, wenn er auch immer daran festhält, dass die durch *ff*, *ſſ* zu bezeichnenden laute eine andere silbenbildung bedingen als einfache *f*, *ſ*.

Anderseits hatte sonst die consonantverdopplung die aufgabe, des vorhergehnden vocals kürze oder, wie man im 18 jh. gerne sagte, schärfung zu bezeichnen. da behauptet nun wider Aichinger, dass auch *ff*, *ſſ* diese function haben, und sieht sich dadurch genötigt, geschärfte diphthonge anzunehmen. möglicherweise ligt dieser annahme auch eine richtige beobachtung der eignen aussprache zu grunde, aber jedesfalls ist die traditionelle schreibung das frühere, ihre rechtfertigung ist erst hinzu gefunden, wenn nicht erfunden.

Mäzke, der der tradition noch am freiesten gegenübersteht, übertrug die beobachtung, dass die nach kurzem vocal geschriebenen verdopplungen einen stärkern laut als die einfachen buchstaben bezeichneten, auf die *ff*, *ſſ*, bringt die eigentümlichkeit, dass bei ihnen die stärke von der quantität der vorhergehnden vocale unabhängig ist, zusammen mit ihrer natur als 'halbselbstlautende mitlauter', richtet danach die schreibung der übrigen spiranten ein, erkennt dagegen nicht die genaue analogie zwischen stimmhaften und stimmlosen spiranten einerseits und stimmhaften und stimmlosen verschlusslauten anderseits, weil bei diesen die stimmlosigkeit nicht durch verdopplung, sondern durch einen besondern buchstaben bezeichnet wurde.

Während Gottsched, seine vorgänger und seine gegner aus Norddeutschland, Schlesien und dem südosten die diphthonge und mhd. *â*, *ô* auf gleiche stufe stellen, tritt bei dem Schwaben Nast eine differenzierung ein. er verwirft *ff* und *ſſ* nach langen vocalen, weil für ihn dadurch eine falsche aussprache angedeutet wurde, aber er behält *ff* und *ſſ* nach diphthongen bei, da sie hier unschädlich waren und er durch ihre verwendung bei den starken verben die anführung von ausnahmen ersparte. die consequenz nötigte ihn, nun auch *t* im präsens derjenigen starken verben zu verdoppeln, die im participium präteriti kurzen vocal hatten. Aichingers lehre von den geschärften diphthongen, die von ganz anderen voraussetzungen als den seinigen abhängig ist, gibt ihm später die möglichkeit, seine schreibung auch als phonetisch begründet hinzustellen.

Adelung hat das verdienst, die bedeutung von *ſſ* als stellvertreter der verdopplung von *ß* erkannt zu haben, aber er schwebt immer in der gefahr, diese erkenntnis zu verlieren. seine orthographie ist ein compromiss zwischen dem Gottschedischen *ß* und dem *ſſ* der Gottschedgegner. er übernimmt von den Süddeutschen das *ſſ* nach *ie* und diphthongen, weil er wie Nast bei den starken verben ausnahmen sparen möchte, aber auch er sucht noch nach andern gründen, als denjenigen, die ihn in würklichkeit leiten. da nun seine aussprache von der Aichingers und Nasts und seine orthographie wegen der übernahme des Gottschedischen *ß* von der Heinzes, Densts und Mäzkes abweicht, sieht er sich genötigt, dem *ſſ* die bezeichnung eines von der quantität des vorhergehnden vocals unabhängigen und dabei von *ß* verschiedenen stärkegrades zuzuweisen. als er dann einsieht, dass sich dies mit seinen sonstigen anschauungen nicht verträgt, opfert er das *ſſ* nach *ie* und bekennt sich zu Aichingers und Nasts lehre von den geschärften diphthongen. die lehre von der verteilung des *ff* und *ſſ* auf zwei silben ist nur eine consequenz dieser theorie.

Da nun aber die annahme geschärfter diphthonge nicht auf beobachtung, sondern auf tradition und speculation beruht, verwickelt sich Adelung in unklarheiten und widersprüche. schliefslich wirft er die ganze lehre über bord.

Wir sehen, aus der combination dessen, was die beobachtung der heutigen sprache lehrt, mit der geschichte der grammatischen theorieen, lässt sich mitunter einiges über die aussprache des älteren nhd. ermitteln; aber die isolierte bemerkung des einzelnen grammatikers ist so gut wie wertlos.

Wien. M. H. JELLINEK.

KLEINIGKEITEN ZUM KÖNIG ROTHER.

V. 2289. 90 Alsus redete do Dietherich
(sin gemote was harte listich)

Dieterich reimt auf *erlich* 2182. 2394. 2509. 2782. 2998; *: herlich* 825. 1614. 2849. 2918; *: grozlich* 2152. 2900; *: wunniclich* 2319; *: mugelich* 1254; weiter *Helfrich : herlich* 475; anderseits stehn im reim auf *Dieterich : mich, dich, sich* 1381. 1435. 1758. 1913. 1965. 1985. 2113. 2195. 2307. 2221. 2808 und *Friderich : sich* 1617. 1652. also eigenname auf *-rîch* : adj. auf *-lîch* 14 mal, : pron. *mich* usw. 13 mal. danach ist es klar, dass oben für *listich* eingesetzt werden muss *listiclich*.

Adverbien auf *-liche* reimen in der überlieferung 24 mal auf *Dieteriche*; schon Rückert hat dazu die notwendige änderung von *vrumiche* in *vrumichliche* v. 1488 gefügt: also eine verschreibung parallel der eben erkannten. freilich tritt hier eine weitere schwierigkeit ein. der dichter des Rother verwendet zwei verschiedene adverbia: *vrumeliche* (vom subst. *vrum*) und *vrumicliche* (vom adj. *vrumic*), die überlieferung aber scheint die beiden zu vermengen, oder richtiger das seltene *vrumelíche* zu ungunsten des geläufigern *vrumiclíche* zurückzudrängen. *vrumeliche* (*vromeliche*) ist unbedingt gesichert 601. 1326. 1483, wo es sich jedesmal um die vörderliche, nutzbringende verteilung des schatzes handelt; auch 1410 *her helfit u vrumeliche* wird man um so weniger anfechten, als der Heidelberger hs. (H) hier das Ermlitzer bruchstück (E) zur seite tritt. umgekehrt treffen beide in der wendung *vrumichliche tuon* v. 1469 zusammen, und dieselbe wendung wird 610 unangetastet bleiben; bei 1530 *her levete vromicliche* tritt wider E hinzu; auch 1141: die truchsessen placierten den Dietrich *harde vromicliche* wird heifsen 'sehr brav', dh. gemäfs ihrer berufssicherheit, und kaum durch *vromeliche* 'vorteilhaft', 'ehrenvoll' zu ersetzen sein. eine schwierigkeit aber entsteht bei dem verbum 'empfangen': 1424 *der intfinc ene vrumeliche* (H + E!), 1952 *her intfinc sie vromeliche* scheinen die bedeutung 'ehrenvoll' zu sichern, und dann wird man bald darauf 2092 *her intfinc sie vromichliche* in *vromeliche* ändern müssen. nunmehr aber kann man zwar mit Rückert daran festhalten, dass das sprachlich sogut wie im reim unmögliche *vrumiche* 1488 zunächst für *vrumichliche* verschrieben sei, dies *vrumichliche* der vorlage aber wird man ändern müssen: *her intfienc sie vrumelíche.* denn es ist mindestens unwahrscheinlich, dass der dichter, der sonst *vrumecliche* und *vrumelíche* scharf schied, sie bei dem verbum *intfâhen* promiscue gebraucht habe.

Ist uns so die scheidung von *vrumeliche* und *vrumecliche* leidlich gelungen, so müssen wir ähnliche unsauberkeiten des schreibers von H schärfer ins auge fassen, als man es bisher getan hat. die glossare und wörterbücher notieren ein adv. *vlizeliche*, das v. 1300. 1604. 2043 tatsächlich belegt, aber ein sprachliches ungeheuer ist — *vlizliche* wäre möglich, aber man wird hier überall getrost das 2502 überlieferte *vlîzicliche* einsetzen dürfen. würkt hier das nebeneinander von *vrumeliche* und *vrumicliche* ein?

Wider anders ligt die sache bei v. 655 *die sin harte wicliche gare*; hier erscheint das gesteigerte adverbium vor *gare* auffällig und ohne parallele: es ist höchst wahrscheinlich, dass der schreiber das ihm noch nicht vertraute *wichgare*, das gleich darauf v. 670. 682 vorkommt, mechanisch und halb unwillkürlich in *wicliche gare* zerdehnt hat. E. S.

AUS EINEM MARIENPSALTER.

Weihnacht 1904 *beschenkte mich mein freund herr bibliothekar dr Franz* **Schnürer** *in Wien mit einem pergamentbruchstück, das er seiner erinnerung nach etwa* 1888 *von dem einband eines pantaidingbüchels ablöste, welches sich im archive der grafen Breuner zu Grafenegg bei Krems in Niederösterreich vorgefunden hatte. das fragment besteht in dem oberen teil eines doppelblattes, jeder blattrest für sich misst* 17 *cm in der breite, der obere rand* 2 *cm, die auſsenränder je* 2,5, *die inneren* 2 *cm. die erhaltene höhe des blattes beträgt* 10,5 *cm. nimmt man für das vollständige blatt die gewöhnlichen verhältnisse mittelalterlicher hss. an, so mag es etwa* 21 *cm hoch gewesen sein, und da jetzt ungefähr sechs strophen auf der (halben) seite stehn, wird die ganze seite zwölf, das doppelblatt somit* 48 *strophen befasst haben. die auſsenseiten sind braun geworden und abgenutzt, auch stellenweise recht übel zu lesen, kleinere strecken sind ausgerissen und durch wurmfraſs zerstört. auf der innenseite enthalten die innenränder ein paar federproben des* 17 *jh.s. jede strophe steht für sich, beginnt mit einem groſsen roten* A *und umfasst ungefähr* 2½ *zeilen, der rest der dritten ist durch saubere verzierungen ausgefüllt, die aus wechselnd roten und grünen puncten und strichen bestehn. die verse sind nicht abgesetzt, sondern durch puncte gesondert, der anfangsbuchstabe eines jeden ist rot durchzogen. die schrift ist sehr hübsch und gleichmäſsig, sie stammt aus dem* 14 *jh. mein abdruck folgt der hs. möglichst genau, unsicheres wird cursiv gegeben. die interpunction rührt von mir her. für die anordnung der seiten war äuſserlich die beschaffenheit des einbuges in der mitte des blattes maſsgebend.*

1^a

1 Ave Maria, der ſælden ſunt,
Dich lobet mein.....und mein munt,
Dein chind iſt warden vor....wunt
Umb der ſichen *ſel ge*ſunt.

2 Ave Maria, ſwer nach dir gat,
Vil wol er ſelb gevaren hat,
Hilf, vraw, daz mein danne werd rat,
Swenne di ſel den leip verlat.

3 Ave Maria, vol chomen gar,
Dich lobet aller engel ſchar,
Die nement dein mit vleizze war
Und neigent vil tieſſe dem deinem ſpar.

4 Ave Maria, mein hercz daz lacht
Geng dir, ſo ſchôn piſt du gemacht,
Swenne dein gût umb mich wachet,
So werdent mein veint gar geſwachet.

5 Ave Maria, du piſt erwelt,
Von dir chom uns der mære helt,
Der unſer veint hat gevelt
Und hat in zu der helle geſelt.

6 Ave Maria, wann duz dei piſt
Mit der der himel geziert iſt,
Erwirf mir maget umb Chriſt,
Daz er mir geb ze pûzzen vriſt.[1]

1[b]

7
wider gegeben
Uns Even chind daz ewig leben,
Lazz uns mit dir in vræuden leben.

8 Ave Maria, gar edleu ſlaht,
Got hat mit dier wunder pracht
Und allez, daz er het bedacht,
In ſeiner gotleichen macht.

9 Ave Maria, dich eret Chriſt,
So daz, vraw, vil pilleich piſt,
Wan du ſein muter warden piſt,
Daz du der ſvnder ſeiſt geniſt.

10 Ave Maria, vil edleu blûm,
Uns pracht dein rainer magtûm
In diemût got an allen rûm,
Dez wir nu alle haben vrûm.

11 Ave Maria, von Yesse ein stam,
Von dir chom der edel sam,
Dein chind Jesus, dez suzzer nam
Uns alle unser sunde benam.

12 Ave Maria, dein vil suzzer sam
Uns gar unser schuld benam,
Zu den uns pracht hat Adam
Und Eva mit ir ungehorsam.

13 Ave Maria, gar hoch geeret,
Der sunder vil pilleich zu dir cheret

2[a]

14 di . . . . leiſt,

15 Ave Maria, vræw dich *des* mære,
Daz du gottez ſun gebære,
Aller der werlt ein lôſære,
Maget weſen an alle ſwære.

16 Ave Maria, ſunderlich
Vrew der grozzen vræuden dich,
Daz dein ſun ſo lobleich
Von dem tod erſtûnd vil vroleich.

17 Ave Maria, dein anevanch
Ward ſûzze von der engel ſanch:
Minne und lib ſi dar zu twanch,
Daz ſi dir tæten gegenganch.

18 Ave Maria, du gottez zart,
Daz himeliſch her gevreut wart,
Die all warn auf der vart
Deiner vil werden hinvart.

19 Ave Maria, tochter von Syon,
Ja wûrt du enphangen vil ſchon:
Got weiſt dich in ſeinez ſelber tron
Und ſaezt dir auf der ern chron.

20 Ave Maria, mit lobez brangen
Geng dir wart, vraw, gegangen
Mit grozzen engliſchen drangen

[1] *von der ersten zeile der nächsten strophe sind noch die obersten reste der buchstaben sichtbar, die vielleicht ergänzt werden können zu:* (Ave Maria) . . . . . . dich der groz

2b

21 Ave Maria, von dir man list,
Daz du . . . . n pist
Die so reich . . . . . . nnet ist
Von gottez sun Jesu Christ.

22 Ave Maria, muter und maid,
Vræu dich der grozzen wunnechait;
Dein wune tief ist und prait
Vnd wirt di nimmer gar volsait.

23 Ave Maria, nu scholt du brangen,
Wann ez ist dir wol ergangen
Du hast ser grozz vreud enphangen
Di nieman mag mit lob erlangen.

24 AveMaria, ich chan dich nicht geloben,
Lôs mich auz der sunden chloben;
Gewinstu mir di vreud dort oben,
So muz ich lachen dir im̅er verloben.

25 Ave Maria, so wûrd ich inne,
Alz Saba sprach di chuniginne,
Daz ich mer vreud vund dar inne,
Dann ieman gesagen mög von sinne.

26 Ave Maria, hilfest du mir nicht
Chomen zu dem gottez licht,
Von dem himel und erd geslicht,
So ist mein vreud gar enbicht.

23, 3 ser *ist aus* so *corrigiert.*

Aller wahrscheinlichkeit nach gehören die strophen dieses fragmentes zu einem Marienpsalter, also einem gedicht von 150 *strophen gleichmäfsigen baues, verfasst zu ehren Marias. der umfang des bruchstückes erlaubt auch noch die möglichkeit, dass dessen strophen aus einem kleineren Marienlob stammen, vielleicht aus einem Rosarium (auch sertum, crinale, corona genannt), das gewöhnlich* 50, *mit einem persönlichen schluss* 51 *strophen befasst. über diese gattung lateinischer poesie, die bereits im* 13 *jh., hauptsächlich aber im* 14 *und* 15 *gepflegt wurde, kann man sich jetzt sehr gut aus den veröffentlichungen von Guido Maria Dreves unterrichten: einzelne stücke begegnen schon in den bänden* 3 *und* 7 *der Analecta hymnica, ganz dieser art dichtung gewidmet sind die bände* 35. 36. 38 *des werkes. ich habe unter den dort gedruckten reimpsalterien keines gefunden, das mit dem deutschen bruchstück genauere verwantschaft zeigte. die beiden formalen momente des deutschen gedichtes, der beginn mit* Ave Maria *und der gleiche reim der vierzeiligen strophe finden sich in den lateinischen stücken nirgends vereinigt. mit* Ave *fangen mehrere lateinische psalterien und rosarien an, die strophen haben auch vier zeilen Analecta* 35, 254 *ff.* 263 *ff. vier gleiche reime, aber drei abteilungen, die mit* Ave, Salve, Gaude *beginnen, trifft man bei Ulrich Stöcklin von Rottach, abt zu Wessobrunn, Analecta* 38, 228 *ff, der aber für unser stück zu spät ist. was den inhalt anlangt, bieten sich, begreiflicherweise bei der beschaffenheit des stoffes, vielfache be-*

rührungen des deutschen bruchstückes mit den lateinischen gedichten dar, doch nirgends eine durchschlagende übereinstimmung. so ist es auch unmöglich, nach den analogieen der lateinischen poesie die seitenfolge des deutschen fragmentes zu bestimmen; wenn sich da in den späteren strophen der empfang Marias im himmel stärker betont findet, so hilft das nicht weiter, zumal anderes entgegensteht.

Soll die bisher bekannte deutsche poesie dieser gattung mit unserem bruchstück verglichen werden, so ligt es am nächsten, sich an die 'Mariengrüſse' zu erinnern, die Pfeiffer Zs. 8, 274—298 veröffentlicht hat (vgl. dazu Steinmeyer Zs. 18, 13—16[1]; Edward Schröder Zs. 25, 129 ff; FKeinz aus cgm. 5249, nr 64, Zs. 38, 157); aber dieses dichtwerk, für das sich auch unter neu gedruckten lateinischen psalterien eine bestimmte vorlage nicht nachweisen lässt, baut seine vierzeiligen strophen mit meist klingenden reimen nach dem schema aa + bb und zeigt natürlich manches übereinstimmende mit unserm deutschen fragment, jedoch nichts, was auf einen zusammenhang damit zu schlieſsen gestattete. und so steht es auch mit den anderen vergleichbaren stücken, von denen das meiste in Philipp Wackernagels Deutschem kirchenlied II zu finden ist (Bäumker enthält nichts). die stärkste ähnlichkeit der äuſseren form nach weist nr 800 bei Wackernagel auf, das aus der hs. der Berliner kgl. bibliothek, germ. 4°, nr 494, 15 jh. entnommen ist. die 63 strophen (13 davon hat Wackernagel in die anmerkung verwiesen, ihre reime sind zum teil corrupt) haben je vier zeilen mit gleichem reim, der stumpf oder klingend sein kann, jede beginnt mit Ave Maria. trotzdem und obzwar natürlich mehrmals dieselben reime in diesem gedicht und unserm fragment vorkommen (zb 800, 30 und hier 8), ist beinahe gar keine berührung zwischen den beiden stücken vorhanden. die formalen merkmale der strophen des bruchstückes begegnen verteilt in ver-

[1] ich benutze die gelegenheit, zu dem Ave Maria, das Pfeiffer im anhang zu den Mariengrüſsen s. 298—302 ediert hat, noch ein paar laa. aus der Wiener hs. 2677 (A) und der Heidelberger 341 (B) anzumerken: 2 l. vñ v. A 12 m. trostes tr. AB 23 dem AB 25 den ſun B 32 daz fehlt A 32 dem A 43 ein n. A 49 er ich und ich er AB 51 ja leider des AB 70 den A vmb den B 71 m. chvnne A tinne B 72 ſur mich des A 84 fehlt B 93 v. sundigen E. B 117—120 fehlen A.

schiedenen gedichten. bei einer ganzen anzahl beginnt die strophe mit Ave Maria. *so die* 40 *strophen mit je* 17 *zeilen, die Konrad von Würzburg zugeschrieben werden bei vdHagen* 3, 337—344. 803 *f. Wackernagel nr* 236; *vgl. Bartsch Meisterlieder der Kolmarer hs. s.* 164 *ff und dessen Beiträge zur quellenkunde der alt. litt. s.* 340 *f. ferner Wackernagel nr* 318 = *Bartsch Erlösung* xxx 191; *nr* 320. 435 (443. 444). 1058. 1222. *die* 73 *strophen haben* 4 *zeilen mit gleichem reim in dem akrostichischen leich vom englischen gruſs bei Wackernagel nr* 344 = *Bartsch Erlös.* xxxii 196, *dazu nr* 544 *und* 712. *zwölf* 4 *zeilige strophen, reime aa + bb, bei Wackernagel* 456 *mit dem anfang* Vreu dich, Maria; *vgl. nr* 484 (*Marien rosenkranz*) = *Bartsch Erlös.* lvi 284; *nr* 1019 (*Marien rosenkranz*), 50 *strophen, jede beginnt* Ave Maria (*Dreves, Anal. hymn.* 41, 116 *anm.*). *nr* 727 *bietet* 50 *fünfreimige strophen, je zehn mit gleichem eingang. fünf reime nach dem schema aaaa + b enthalten die strophen von Wackernagels nr* 728. 732. 737. 774 (*anfang* Ave Maria). 775. *man sieht aus dieser zusammenstellung wenigstens, dass das gedicht, aus welchem unser bruchstück stammt, sowol nach form als inhalt in eine reich verzweigte gattung lateinischer und deutscher reimpoesie gehört und sich sehr wol in deren überlieferung aus dem* 14 *jh. eingliedern lässt.*

Auf diese zeit hin weist auch die form des gedichtes, das in vierhebigen versen gebaut ist mit vielen zweisilbigen (25, 2 *l.* von Saba) *senkungen* (*vielleicht lag der recitation ein bestimmter rhythmus zugrunde*). *es wird* Marja *mit zwei silben gesprochen* (ave *mehrmals im auftact*) *und für den reim ist es gleichgiltig, ob er als stumpf oder klingend angesetzt wird. synkopen und apokopen sind stark, freilich mögen manche* (*zb* 18, 3) *davon dem schreiber zuzurechnen sein. dieser unterscheidet sich in seinen eigentümlichkeiten von dem dichter* : geng = *gegen* 4, 2. 20, 2 (*Weinhold Bair. gr.* § 170), *der* gegenganch 17, 4; *der schreiber scheidet* 26 *zwischen* ie *und* i, *der dichter in seinen reimen nicht: dagegen hält* 16 *der dichter am* î *fest, der schreiber diphthongiert teilweise. des schreibers mundart war bairisch :* ă *für* ŏ *vor* r 1, 3. 9, 3 (*Weinh.* § 6); ei *f.* î, ai *f.* ei, au *f.* û, aw *f.* ow, eu *f.* iu, ů *f.* uo (*auch für* u 10, 4. 19, 2); î ie *f.* î, *aber auch* i *f.* ie 17, 3. dei = die 6, 1 *nimmt Weinh.* § 81 *als oberpfälzisch in anspruch, findet es aber auch in den deutschen grenzstrichen*

Böhmens. dazu stimmen b *für* w, z *für* s *im auslaut*, ch, *meist* p *für* b. *der infinitiv statt des part. präs.* 15, 4 (wefen) *wird dem schreiber gehören* (*vgl. Gr.* IV² 145 *ff, Erdmann Grundz.* I § 132. 137), *vielleicht auch* tæten 17, 4. *auch der dichter sprach bairisch-österreichisch* : a : o 3, 4 (*Weinh.* § 6); ie : i 26; uo : u 10 (*Weinh.* § 114). *aus dem festgehaltenen* I 16 *sieht man, dass er älter war als der schreiber. er reimt* â : a *vor* h *und* m 8. 11. 12 *und scheut schwere apokopen ebensowenig wie rührende reime* 7. 11. 12. 16. *seine kunst war gering.*

Graz. ANTON E. SCHÖNBACH.

MITTELHOCHDEUTSCHE KLEINIGKEITEN.

triuwe.

Mit vollem recht bemerkt Bachmann in seinem Mhd. lesebuch zu Otte 568 (*daz man an den triuwen den keiser Otten wolte slahen*), dass *an den triuwen* 'während des waffenstillstands' bedeutet. die auffassung des Mhd. wb.s III 108, 22, der auch Lambel folgt, ist unmöglich. ganz ähnlich der stelle im Otte ist Wig. 4824 : *an guoten triuwen er mich sluoc* 'er erschlug mich mitten im frieden' sagt die seele des königs von Korntin von dem heiden Roaz, vgl. 3666 ff. dieselbe redensart auch Wig. 6069 f: *dar umbe Brien Lamern sluoc an guoten triuwen dâ er lac.* vollends beweisend ist Wig. 4719 ff (es spricht wider die seele des erschlagenen königs) : *dô mir der ungetriuwe man in guoten triuwen an gewan mînen lîp und ditze lant.* das kann nichts anderes heifsen als : 'als mir der treulose mitten im frieden mein leben und dieses land raubte'.

dar bringen.

Herrand von Wildonie Der verkêrte wirt 1—3 : *âventiure swer die seit, der sol die mit der wârheit od mit geziugen bringen dar. dar bringen* bedeutet hier nicht, wie Lambel übersetzt, 'vorbringen', sondern 'beweisen', vgl. DWb. II 769. einfaches *bringen* in dieser bedeutung belegen auch die mhd. wörterbücher.

Wien. M. H. JELLINEK.

DIE ARKELSCHE SCHWANRITTERSAGE.

Von einem Schwanritter ist bei den Arkel eigentlich nicht die rede. einer der Arkel ist zu seinem und seiner leute erstaunen einmal von einem schwan in die nachherige heimat geführt worden. nichts mysteriöses verbirgt die wahre natur dieses Arkel, nur das eingreifen des schwanes ist wunderbar. zur zeit könig Dagoberts, Hildeberts sohn (gemeint ist also Dagobert III 711—715), erschlug — nach einem bericht von 1475, dem ältesten der uns erhaltenen — ein Johann von Arkel, der in Gallien wohnte, einen nahen verwanten des königs, den herzog Brancio von Bar. da Arkel die rache des königs fürchtete und er in Gallien keinen sichern ort zum verweilen wuste, war er in grofser not. er erinnerte sich aber, dass sein vater ihm früher von einer gegend im norden Galliens erzählt hatte, die er bei der eroberung von Utrecht unter könig Dagobert I (622—632) sich angesehen, aber wegen der dichtigkeit der wälder und der unmöglichkeit des bewohnens keiner weiteren beachtung für wert gehalten hatte. dieser gegend strebt Arkel mit den seinen insgeheim zu. er kommt an die Maas, sodann an die Alm, ein flüsschen im lande von Altena. dort lässt er sich ein schiff zimmern, mit dem er ferner nach der ihm unbekannten gegend zu fahren gedenkt. da erlebt er ein seltsames abenteuer. kaum besteigt er das schiff, als ein sehr schöner schwan ihm teils schwimmend teils fliegend den weg scheint zeigen zu wollen. alle wundern sich darüber. Arkel aber ordnet an, dass seine leute dem schwan in einer gewissen entfernung folgen sollen. der vogel bringt sie glücklich nach der stelle, wo zur zeit des erzählers in Arkel das frauenkloster stand. zelte und pavillons werden ausgespannt und Arkel wählt sich den ort zum bleibenden aufenthalt. einige seiner nachkommen ziehen zur zeit Karls des kahlen wieder nach Frankreich zurück, wo ihr geschlecht mit demselben wappen bis auf den heutigen tag fortdauert. —

Von der sage von einem Schwanritter, wie wir sie aus anderen versionen kennen, findet sich bei den Arkel also nur éin zug : ein schwan als führer nach einem bestimmten ort. aber statt eines leichten, von einem schwan an einer goldenen kette gezogenen bootes mit einem einzelnen ritter müssen wir uns jetzt ein schwerfälliges schiff denken, vielleicht nur eine art von

floss, in der eile zusammengefügt, beladen mit familie, dienstleuten und gepäck. an die stelle des ritterlich-geheimnisvollen zaubers, den das 12 und 13 jh. dem ritter und seinem wesen verlieh, ist prosaische nüchternheit getreten. sogar das weibliche element, das in der Schwanrittersage sonst ein hauptmoment bildet und auch in der trocknen Brabonsage einen breiten raum einnimmt, ist geschwunden. wer aber so recht empfinden will, wie weit der geist, der der arkelschen sage innewohnt, zeitlich und inhaltlich von allem rittertum absteht, wie die gestaltung der sage infolgedessen einer periode angehören muss, in welcher bürgerlich-naive anschauungen die vorstellungen beherschten, der vergleiche die arkelsche sage nicht mit den glänzenden, elegisch gefärbten versionen der blütezeit, er halte sie gegen die nackten historischen ereignisse, aus denen die Schwanrittersage des 12 jh.s sich entfaltete, ereignisse, deren mittelpunct Roger von Toëni, deren schauplatz Spanien war[1]. Rogers unruhige Normannenart treibt ihn um 1018 in die ferne, mit ihm eine trotzige schar, seinem schwanenzeichen folgend, über die Pyrenäen, wo es kampf gegen die heiden gibt, wo die Mauren die verwitwete gräfin Ermessinde von Barcelona und ihr gebiet hart bedrängen, wo er im entscheidenden moment rettend eingreift, die feinde auf jahre hinaus mit schrecken und entsetzen erfüllt und sich zum lohne die tochter Ermessindens zur gemahlin erwirbt, um dann später wider nach der heimat zurückzukehren und bei den nachkommen und in den landeschroniken als Roger der Spanier gefeiert zu werden. welch kräftiges wollen und furchtloses vordringen bei diesem Normannen, wie ausgefüllt erscheint sein dasein durch drang und erfolg! wie matt nehmen sich neben dieser spanisch-normannischen würklichkeit die vorgänge aus, von denen die arkelsche sage zu berichten weifs: ein fliehender Arkel, der in der not eine wildnis zu erreichen sucht, deren unwirtlichkeit einst seinen vater abgeschreckt hatte!

Und dennoch scheint mir die arkelsche sage volle beachtung zu verdienen. einmal, weil sie ihre ethisch-politische bedeutung hatte: sie sollte nach dem wunsche ihres erfinders der träger eines particularistischen gedankens sein, und dadurch war ihre gestalt eine anpassung an eine gewollte situation. sodann ist die

[1] s. vf. in Zs. f. rom. phil. 21, 176 ff. 25, 1 ff.

arkelsche tradition der letzte selbständige mittelalterliche ausläufer des sagencomplexes vom Schwanritter. —

Man gestatte mir zuerst einen überblick über die politische bedeutung der herren von Arkel und über die geschichtsschreibung, die sich mit ihnen beschäftigt hat. dieser überblick erleichtert das verständnis für entstehung und entwicklung der sage.

1.

Die herren von Arkel haben sich im laufe der ersten hälfte des 13 jh.s — kaum früher — aus einem anderen holländischen geschlecht, dem der herren von der Lede oder von Leerdam abgezweigt[1]. ihr gebiet lag zwischen Merwede und Lek, ihr sitz war anfänglich eine burg bei dem dorfe Arkel[2] an der Linge, nachher ein palastartiges schloss bei Gorinchem oder Gorkum, dem hauptort ihres besitzes. während mehrere holländische adelsgeschlechter schon seit der ersten hälfte des 12 jh.s nachweisbar sind[3], erscheinen die Arkel urkundlich erst seit 1254[4],

[1] eine erinnerung an diesen ursprung bewahren die chroniken bei der sagenhaften persönlicheit Heynemann (s. u.), einem der arkelschen vorfahren. sein schild hatte ein goldenes feld. der sohn nun, der Lede erbte, blieb bei diesem goldenen feld, der andere sohn, der Arkel erhielt, änderte das goldene feld in ein silbernes. vgl. AMatthaeus Analecta 4° (1738) v 203 ff.

[2] der ort Arkel wird urkundlich zuerst um 983 erwähnt, s. vdBergh Oorkondenboek van Holland en Zeeland t. I nr. 57.

[3] die herren von Voorne 1108, vdBergh o. c. I nr. 99; die von Altena, von Amstel, von Lede, von Teilingen seit 1143, ebd. nr 124.

[4] ebd. I nr 591. — über dem grabe dieses Arkel wurde später in der Gorkumer pfarrkirche, wahrscheinlich erst unter Otto von Arkel (1359—1396), ein als besonders prachtvoll beschriebenes denkmal errichtet, auf welchem seine 8 ahnengeschlechter verzeichnet standen : Arkel, Flandern, Loon, Buren, Virnenburg, Luxemburg, Bentheim, Holland (hs. der kgl. Bibl. in Brüssel nr 8047, v. j. 1475, fol. 427 v°, wo ich für Holland *Spienheym* lese, und wo sich im texte *Romerho* findet statt Luxemburg, allerdings mit einer glosse am rande *Lutcenburch*; hs. der kgl. Bibl. im Haag nr 132 A 32 fol. 19 r°, ebd. nr 78 C 32 fol. 160 r°, Abr. Kemp Leven der Heeren van Arkel s. 43). diese angaben beweisen für den ursprung der Arkel nichts. Flandern und Luxemburg sind im 12 und 13 jh. nicht mit Arkel verwant gewesen; erst die grofsmutter mütterlicherseits des letzten Arkel stammte aus Flandern; Bentheim ist möglich, Holland nur unter der bedingung, dass Bentheim richtig ist, aber nicht als einer der 8 ahnen, wobei zu beachten ist, dass die älteste hs. *Spienheim* hat, womit nichts anzufangen ist; mit Virnenburg ist die sache nicht klar; ist Bentheim richtig, so ist Virnenburg jedenfalls falsch; Loon und Buren hab ich nicht controlliert.

in zeitgenössischen chroniken sogar noch später[1]. im 14 jh. wächst die macht des hauses zusehends. schon die heiratsverbindungen zeigen es. Johann IV[2] († 1359) führt um 1324 die einzige tochter eines grafen von Cleve heim, sein sohn Otto († 1396) die tochter des letzten grafen[3] von Bar, dessen sohn Johann V († 1428) die tochter des herzogs von Jülich. unter den zeugen auf urkunden nimmt der name des herrn von Arkel seit Otto fast immer die erste stelle ein. der bruder von Ottos vater ist seit 1342 bischof von Utrecht, seit 1364 bischof von Lüttich. — der letzte Arkel (1396—1428) erlebt in seinen jünglings- und ersten mannesjahren den höchsten glanz des hauses. aber mit dem anfangenden 15 jh. kämpft er umsonst gegen ein widriges geschick. das holländische grafenhaus vernichtet mit aufgebot aller kräfte den verhassten gegner. 1412 wird die herrlichkeit Arkel in Holland einverleibt, 1415 Johann hinterlistig gefangen und 10 jahre lang seiner freiheit beraubt. von Leerdam war einst das geschlecht ausgegangen, auf dem schlosse Leerdam endete 1428 der letzte Arkel, vereinsamt, ein gebrochener mann. sein einziger sohn Wilhelm war schon 1417 im kampf um den besitz in Gorinchem gefallen, seine einzige tochter Maria, die gemahlin des herrn von Egmond, war ihm noch früher im tode vorangegangen (1415)[4].

Die geschichte der herren von Arkel ist widerholt geschrieben worden. aber, wie es scheint, nicht von einem zeitgenossen: die darstellung der begebenheiten aus dem leben der letzten zwei Arkel sieht hier und da zu sagenhaft aus. allen darstellungen gemein ist, dass sie den ursprung des geschlechtes weit in die vergangenheit zurückschieben, einige sogar nach der sitte der

[1] zuerst bei Melis Stoke unter Florenz V von Holland.

[2] unter der voraussetzung, dass Johann von Arkel, der 1254—1264 urkundlich erwähnt wird, Johann I ist. bei Matth. Anal. aao. ist unser Johann IV der elfte seines namens.

[3] herzöge von Bar 958—1034, dann grafen, seit 1355 widerum herzöge, s. Art de vérifier les dates XIII 427.

[4] vgl. zu dieser übersicht besonders JCRamaer Geographische geschiedenis van Holland bezuiden de Lek en Nieuwe Maas in de middeleeuwen. Verhandelingen der K. Akad. v. wet. te Amsterdam. Afd. Letterkunde NR. Dl. II nr 3. Amsterdam 1899, s. 272 ff. hr Ramaer ist der erste, der eine historische übersicht über die Arkel auf grund der urkunden gegeben hat.

zeit bis nach Troja. ferner stimmen sie überein in einem gemeinsamen gleichlautenden kern, der von Heynemann († 996) bis zu Johann XII (urkundlich V, † 1428) reicht.

Wir haben für unsere sage mit den verschiedenen anfängen der arkelschen geschichte zu rechnen. die darstellungen zerfallen nach ihrem anfange in drei gruppen: [1]

A. Eine gruppe (lateinisch) beginnt mit Heynemann, der zur zeit des grafen Dietrich II von Holland aus Ungarn über Friesland nach Holland kommt, dort wegen seiner tapferkeit güter geschenkt erhält von den grafen von Holland und von Teisterbant und 996 stirbt. es fehlt also die geschichte mit dem schwan, die am anfang des 8 jh.s spielt. diese gruppe ist mir bekannt aus drei wenig voneinander abweichenden versionen, die sämtlich auf eine vorlage von kurz nach 1500 zurückgehen. diese vorlage war schon eine kürzende verarbeitung eines älteren textes[2]. anfang der gruppe: *Tempore Theodorici secundi comitis Hollandiae venit ad Hollandiam quidam nobilis miles nomine Heynemannus ex illustri progenie Ungariae natus.* schluss mit dem jahre 1429 *et hoc magnis precibus amicorum suorum.* die gruppe A bewahrt:

1. hs. des Utrechter Staatsarchivs, coll. Booth A 7 fol. 76 v⁰—87 v⁰, beendet 9 mai 1566. überschrift: '*De origine Dominorum de Arckell*'.

2. hs. der kgl. Bibl. in Brüssel nr 6047, im sammelband nrr 6045—6054 fol. 93 r⁰—117 v⁰. aus dem dritten viertel des 16 jh.s. überschrift: '*De Dominio de Arckel*'.

3. Ant. Matthaeus, Veteris aevi Analecta 4⁰ ed. 1738 t. V 203—240. überschrift: '*Auctoris incerti De vita et rebus gestis Dominorum de Arkel succin(c)ta narratio*'[3].

Diese gruppe enthält, wie ich nachher kurz andeuten werde, die älteste stufe der arkelschen chronistik, insofern diese mit Heynemann anfieng[4].

[1] vgl. zu dem folgenden Mr SMuller Fz. Lijst van Noord-Nederlandsche Kronijken, Utrecht 1880, s. 90 f.

[2] die begründung werde ich gelegentlich an anderer stelle geben. siehe aber vorläufig die letzte bemerkung zu abschn. 2.

[3] ein teil der überschrift wahrscheinlich von Matthaeus.

[4] bei Heynemann hat der ursprüngliche autor — er arbeitete nach 1428 — motive verwendet, die sich auch in anderen familien (Brabant,

B. Eine zweite gruppe (lateinisch) greift weit nach der vorzeit hinaus. die Arkel, heifst es, sind würkliche Trojaner. nach der zerstörung Trojas zogen sie unter Francio, dem sohne Hectors, nach Pannonien. als wappen führten sie damals zwei rote türme in gold, weshalb man sie *'domini de Turribus'* nannte. sie dienten unter Priamus, dem nachkommen Francios, als dieser Gallien eroberte. da sie bei der erstürmung von städten und burgen immer mit ihren sturmleitern dem ganzen heere voraneilten und die leitern sich mit ihrem blute färbten, so erhielten sie die erlaubnis, ihr wappen zu ändern und fortan zwei rote leitern in silber zu führen[1]. als Dagobert I *castrum Wiltorum*[2] belagerte, wählte sich Jonicus, dh. Johann von Arkel, ein gebiet in dieser gegend, fand es aber so unwirtlich, dass er es verschmähte und nach Francien zurückgieng. sein sohn erlebte das schwanabenteuer unter Dagobert III. einige nachkommen dieses sohnes — sie werden nicht näher bezeichnet — kehrten unter Karl dem Kahlen nach Frankreich zurück, daran schliefst sich die geschichte von Heynemann, allerdings eingeleitet mit einigen synchronistischen zutaten : *Tempore Otthonis tercii* — so lautet der anfang bei Heynemann — *imperatoris Romanorum ducisque Saxonie et Lotharii filii Ludovici regis Francie ac Caroli fratris Lotharii regis ducis Brabancie atque tempore Theoderici comitis Hollandie rediit Heyne* (oder *Heymo*) *de Arkel*[3] . . . . den schluss der chronik macht in dieser gruppe die bemerkung, dass nach dem tode des letzten Arkel i. j. 1428 der herzog von Gelre, der Leerdam usw. als ältester tochtersohn erbte, die gebiete seinem bruder Wilhelm vEgmond abtrat : *ea sub conditione, ut ditioni ducatus*[4] *permanerent.*

Zu dieser gruppe gehören die zwei ältesten der mir bekannt gewordenen hss. :

Brederode zb.) finden : der stammvater kommt in ein fremdes land und flieht mit der tochter des landesherrn nach seiner künftigen heimat.

[1] das wappen der Arkel hat einen einfacheren ursprung. es gieng aus dem der herren von der Lede oder von Leerdam, Lederdam hervor. die leitern, holl. *ledere*, scheinen auf **Lederedamme* hinzuweisen, so dass das wappen der Arkel ein redendes für das der herren von Lederdam sein dürfte. [2] = Utrecht.

[3] gruppe A : *venit ad Hollandiam quidam nobilis miles nomine Heynemannus.* — nach diesen synchronistischen stellen soll H. also um 985 nach Holland gekommen sein.

[4] die Hamburger hs. hat *ducatus gelrensis.*

1. hs. der kgl. Bibl. in Brüssel nr 8048, dh. in dem sammelband 8037—8050 fol. 422 r⁰—438 v⁰. geschrieben 1475. verfasser Wilhelm von Berchen[1], kanoniker der Stephanskirche in Nimwegen, zur zeit seines pastorats in Cuyck (jetzt in der holl. provinz Nord-Brabant), im auftrag Wilhelms von Egmond und Ysselsteyn und seiner söhne, nachkommen der tochter des letzten Arkel. ohne überschrift. anfang: *Illustrium ac bellicosorum virorum dominorum nobilis dominii de Arkel originem eorumque acta et gesta per me Wilhelmum de Berchen .... ex Gelrie, Hollandie, Brabantie aliisque diversis terrarum cronicis et hijstoriis .... in unum diligenter collectam hic inserere et conscribere curavi.* in dieser hs. wird m. w. zum ersten mal von einem arkelschen schwan berichtet.

2. hs. der Hamburger Stadtbibliothek, cod. ms. hist. 31ᵇ. ein sammelband. die geschichte der herren von Arkel findet sich fol. 191 r⁰ col. 1—196 v⁰ col. 1. geschrieben vermutlich 1502[2], vielleicht etwas später. ohne überschrift. anfang: *Quia originem dominorum de Arkel non nulli* (so) *ignorant, ideo sciendum*[3], *quod primi domini de Arkel veri Trojani fuerunt. nam postquam* ...[4]. sie bietet viel weniger als Berchen, da sie bei den ersten Arkel alles anekdotenhafte vermeidet. aber in der sagenhaften vorheynemannischen partie, bei Heynemann und den drei letzten Arkel, ist sie ebenso vollständig wie Berchen. — allem anscheine nach ist die hamburgische hs. eine ableitung aus Berchen durch eine zwischenstufe: was bei Berchen am rand steht, findet sich bei ihr im texte, und was Berchen

[1] über Berchens anteil an diesem sammelband s. vf. in Fruins Bijdragen voor Vaderlandsche Geschiedenis en Oudheidkunde. Vierde Reeks, Dl. II 26 ff. über die methode, die Berchen in seinen geschichtlichen zusammenstellungen befolgte, s. aufserdem vf. Das aufkommen der sage von Brabon Silvius in Verhandelingen der K. Akad. v. Wet. te Amsterdam. Afd. Lett. NR. Dl. v nr 4. Amsterdam 1904, s. 62 ff.

[2] die jahreszahl 1502 ergibt sich aus folgendem. auf derselben seite, wo die chronik von Arkel endet, fängt eine chronik von Egmond an. beide sind von der gleichen hand geschrieben und weisen graphisch in die zeit um 1500. am anfang der chronik von Egmond heifst es: *usque in presens scilicet anno domini M⁰Vᶜ IJ⁰.*

[3] Berchen add. *est.*

[4] Berchen hat vor diesem anfang eine persönliche einleitung s. o. und eine landesbeschreibung von Arkel mit der angabe, wie der arkelsche besitz zu seiner zeit verteilt war.

durchgestrichen hat, fehlt auch bei ihr. dazu kommen ein paar kleinere zusätze im texte aus einer anderen hs.

C. Eine dritte gruppe (holländisch) bietet eine weiter ausgearbeitete vorgeschichte. neue verbindungen sind hinzugetreten. der legendarische ursprung der Arkel ist jetzt ein vierfacher. sie stammen 1. von Hercules Alemannus, der 200 jahre vor der zerstörung Trojas lebte, daher der name Arkel oder Arculei, dh. Herculei [1]; 2. von den Trojanern, indem ein edelmann namens Jonichus, welches Johann von Arkel bedeutet, mit anderen Trojanern nach Pannonien zog und dort mit den anderen Sycambria gründete; 3. von Ritsaerd, einem der vier Haimonskinder, einem sohne Heymanns, dh. Aymon von Arkel; 4. von einem Arkel, den ein schwan durch die Alm führte. eine ganze reihe vorheynemannischer Arkel nehmen an bedeutenden weltereignissen teil, dienen unter den bekannten fürsten; wir erfahren ihre sterbejahre, die orte und die kirchen, wo sie begraben liegen, die namen ihrer frauen und kinder. in dem teil von Heynemann an findet sich vereinzelt ein zusatz, die erwerbung von Arkel durch Heynemann ist lebhafter gefärbt worden. — es ist mache von ca. 1500 [2].

Die gruppe ist mir in 2 hss. bekannt geworden:

1. hs. der kgl. Bibl. in Haag nr 132 A 32, früher nr 962. geschrieben um 1600. titel: '*Kronijke des lants van Arckel ende der stede van gorcum*'. eine mechanische, widerholt sehr nachlässige abschrift, an der sich drei verschiedene hände — eine vierte kommt kaum in betracht, von ihr rührt eine halbe seite her — abwechselnd beteiligt haben. eine anspielung weist auf die zeit nach 1490 [3]. sie ist wahrscheinlich eine abschrift der chronik, die Abraham Kemp 1643 in seiner geschichte der herren von Arkel s. 42 *de oude gemeene Arkelse Cronijk, die in veler handen is* nennt.

2. hs. derselben Bibl. nr 78 C 32, früher K 229. titel: *Cronijcke der Edele ende doerluchtige vermogende Heeren van Arkell : Ende rechten Oirspronck ende voertgenck vanden Lande van Arkel ende stede van Gorinchem ..... Vergadert by Aerndt*

[1] eine andere deutung nach '*castra Herculana*', ein name, der aber von dem Hercules Alemannus herstammen soll. s. Hadrianus Junius *Batavia* v. j. 1575; in der ed. von 1652 s. 549.

[2] s. schlussbemerkung von abschnitt 3. [3] ebd.

Kemp Jacobsz geboren burgher tot Gorinchem wuijt veele verscheijden boecken .... geschrieben i. j. 1607, wie aus den drei widmungen auf s. 8. 9. 10 hervorgeht[1]. er widmete seine arbeit dem prinzen Philipp von Oranien († 1618), dem ältesten sohne Wilhelms des verschwiegenen, er nennt ihn '*nu ter tijt die naeste inden stamme van Arkel*'[2]. — die geschichte der herren von Arkel fängt s. 101 an. eine lateinische version hat Kemp nicht benutzt, für die Arkel hat er den stoff wörtlich der holländischen fassung entnommen, die auch der anderen hs. der gruppe C zugrunde ligt, aber mit den verschiedenartigsten zusätzen. —

Eine eigne stellung nimmt das werk Abraham Kemps ein, das 1643 verfasst und nach seinem tode gedruckt wurde mit dem titel : *Abraham Kemps Leven der Doorluchtige Heeren van Arkel, Ende Jaar-Beschrijving der Stad Gorinchem ... Nu uyt-gegeven door sijn Soon Henrik Kemp. Tot Gorinchem* .... 1656. wo AbrKemp überlieferte erzählungen noch einmal gibt, bauscht er gern das überlieferte auf; der eindruck der lebhaftigkeit in der erzählung wird mit erzeugt durch parataxis und vielfachen gebrauch des participiums praesentis. die schwanensage gibt er in überarbeiteter gestalt. immerhin für die geschichte der herren von Arkel und der stadt Gorinchem eine beachtungswerte leistung, namentlich in den späteren partien mit ihrem urkundlichen material.

Die gleichfalls reichhaltige *Beschryvinge der Stadt Gorinchem, en Landen van Arkel .... eertijds by een verzamelt Door de Heer en Mr. Cornelis van Zomeren ... Te Gorinchem* ... 1755 hatte für meinen zweck, die geschichte der arkelschen schwanensage, nur wert für eine urkunde von 1444.

Ich wende mich jetzt zur sage.

2.

Die arkelsche Schwanrittersage, wie sie uns in der gruppe B erhalten ist, lautet bei Berchen fol. 422 r° also[3]:

[1] später hat Aerndt Kemp noch notizen hinzugefügt, die bis etwa 1629 reichen.

[2] Philipp war ein sohn Wilhelms von Oranien, aus dessen ehe mit Anna von Buren, einer tochter Maximilians von Egmond, des dritten grafen von Buren. Maximilians grofsvater, Friedrich vEgmond † 1500, der erste, der den titel eines grafen vBuren führte, war der enkel Marias vArkel, der tochter des letzten Arkel.

[3] abweichungen in der Hamburger hs. fol. 191 r° col. 1 sind in fol-

'.... Cum[1]) itaque longo tempore in Gallia in populum magnum crevissent[2] (sc. die Arkel), Dagobertus filius Lotharii rex Francorum[3], postquam Saxoniam et castrum Wiltorum[4] sibi subjugasset, habuit in eadem expeditione Jonicum sive Johannem dominum de Arkel, qui perlustrans terram in obsidione castri Wiltorum et eam[5] fere silvestrem et inhabitabilem perpendens sprevit eam, pergens ad Galliam. demum tempore Dagoberti filii Hilleberti[6] diabolo instigante[7] dominus de Arkel occidit egregium principem Brancionem ducem Barrensem[8] protunc consanguineum[9] regis predicti. cuius potentiam veritus dominus de Arkel nullum sibi sciens[10] [422 v°:] locum tutum ad demorandum, cogitare cepit de loco silvestri in boreali parte Francie apud castrum Wiltorum, sicut audierat a patre suo. cum omni familia idem dominus de Arkel secrete ad eundem locum tendens pervenit ad fluvium dictum Mosa et demum[11] ad fluvium dictum die[12] Alme in dominio de Altena[13]. ibique navim sibi coaptans navigare disposuit versus predictum locum, quamvis sibi ignotum. intrans itaque navim semper habuit cignum pulcherrimum prenatantem vel prevolantem. de quibus dum omnes mirabantur, precepit dominus de Arkel, quatenus[14] semper sequerentur eundem cignum, qui eos salvos perduxit ad eundem locum in Arkel, ubi nunc est claustrum sanctimonialium[15] plantatum[16] scilicet super

genden noten angegeben. grofse anfangsbuchstaben, interpunction, i und j, u und v sind nach der jetzt üblichen schreibweise gegeben. abkürzungen sind aufgelöst.

[1] Hb *dum*. [2] Berchen hat noch am rande *coaluissent* mit verweisung nach *crevissent*. [3] also Dagobert I 622—632, † 638. [4] = Utrecht. [5] Hb fehlt *eam*. [6] Dagobert III 711—715. [7] Hb *instangente*. ein verlesen für *instinguente*? [8] herzöge von Bar gab es 958—1034, dann grafen; seit 1355 widerum herzöge, s. Art de vérifier les dates 8° XIII 427 [9] Hb *Barriensem pro tunc consangwineum*. [10] Hb *sciens sibi*. [11] Hb *de*. [12] Hb fehlt *die*. [13] Hb *Althena*. gemeint ist das gebiet südlich der Merwede, Gorinchem gegenüber. [14] Hb *qualiter*.

[15] Haager hs. 132 A 32 fol. 3 v° '*ter plaetsen van Arckel, daer nu dat Regularisse nonnenclooster staet byden dam van Arckel.*' diese ortsbestimmungen entstanden erst nach 1449, denn 1449 gründete das Agnietenkloster in Gorinchem ein frauenkloster in Arkel.

[16] ich fasse *plantatum* als 'errichtet', 'gegründet' auf nach Du Cange unter *plantare* 2, wo beispiele in dieser bedeutung gegeben werden; also 'wo jetzt das nonnenkloster gegründet worden ist'. möglich wäre auch eine andere auffassung. das kloster wird in einer hs. aus dem convent des Agnesklosters in Gorinchem aufgeführt als *cloester van onser lieuer*

fluvium dictum Longa aqua vulgariter[1] vero die Linghen[2]. ibique extendentes tentoria et tabernacula sua locum perpetuum sibi ad inhabitandum elegerunt. postmodum vero defunctis primoribus amicis ducis Barrensis[3], et[4] tres filii Ludovici[5] pii imperatoris videlicet[6] Lotharius Pippinus[7] Ludovicus 2[us][8] Carolus calvus inter se discreptarent[9] pro hereditate paterna et bellum inter se in pago Autisiodorensi[10] ad villam Fontanedum[11] consereretur[12], redierunt quidam ab eodem domino de Arkel nati ad Galliam, servientes Carolo[13] calvo. qui postquam optinuisset regnum Francorum, contulit eisdem familiaribus suis de Arkel propter militarem probitatem ipsorum comitatum in Francia, ubi eorum posteritas cum eisdem armis usque in hodiernum diem perseverat[14]'. Hier setzt jetzt die partie mit Heynemann ein.

Der schwan, so heifst es bei Berchen und in der Hamb. hs., führte Arkel und die seinen *ad eundem locum in Arkel, ubi nunc est claustrum sanctimonialium plantatum scilicet super fluvium dictum Longa aqua vulgariter vero die Linghen.* die Haager hs. 132 A 32 hat *ter plaetsen van Arckel, daer nu dat Regularisse nonnenclooster staet byden dam van Arckel aenden oeuers des lange waters, nu geheyten de Linge* (3 v°). — diese ortsbestimmung macht die datierung der schriftlichen abfassung der arkelschen schwanensage leicht. denn das frauenkloster in Arkel hat 1449 seinen anfang genommen. das kloster der h. Agnes in Gorinchem, selbst

vrouwen in den haghe (s. Het klooster der h. Agnes in Gorinchem, De Katholiek 34, 107) oder *van sunte Marien in den Haghe* (ebd. 112. 126), *Vrouwenhage* (ebd. 99). der hof, wo das kloster gegründet wurde, wird in der schenkungsurkunde von 1444 *den Ouden Hage* genannt (vZomeren aao. s. 36 ff). es könnte also Plantatum = '(Marien)hage' zu lesen und zu deuten sein. über *plantatum*, gebräuchlicher *plantata*, s. Du Cange s. v. — indessen liefse sich alsdann noch irgend ein zusatz erwarten. [1] Hb *wlgariter.* [2] Hb *Lyngen.* [3] Hb *Barriensis.*

[4] Hb fehlt *et.* [5] Hb *Lodowici.* [6] Hb fehlt *videlicet.*

[7] *Pippinus* am rande bei Berchen, im texte in Hb; übrigens ein unglücklicher zusatz, denn Pippin war kurz vor dem vater gestorben.

[8] Hb *Ludowicus secundus.* [9] Hb *disreptarent.*

[10] *Autisiodurum* = Auxerre. [11] Hb *Fontane dum.* gemeint ist die schlacht bei Fontenoy v. 841. [12] hss. *conseretur.* [13] Hb *Karolo.*

[14] welche geschlechter in Frankreich die zwei gezinnten balken im wappen führen, hab ich nicht untersucht. in historischer zeit haben jedenfalls keine töchter der herren von Arkel nach Frankreich geheiratet.

eine gründung von 1401, erhielt 1444 von dem damaligen grafen von Holland Philipp von Burgund einen hof 'den Ouden Hage' genannt mit sechseinhalb morgen landes zur ewigen erbpacht, alles in Arkel an dem inneren damm gelegen[1], und 1449 bezog der damalige beichtvater des Gorinchemer klosters Arend Jansz. mit 25 schwestern das neue kloster[2]. — da sämtliche quellen diese ortsbestimmung in der sage haben, so stammt die schriftliche abfassung der arkelschen schwanensage aus der zeit nach 1449. andererseits wird die lateinische abfassung durch das jahr 1475 begrenzt, denn wir finden sie bei Berchen.

Fast scheint es, als liefse sich die umgrenzung noch enger ziehen und sich sogar der urheber der sage feststellen.

Alle darstellungen der arkelschen geschichte — die lateinischen sowohl als die holländischen —, mit ausnahme der Hamburger hs., erzählen mit fast den gleichen worten und der gleichen behaglichen breite, wie zur zeit Johanns des starken — der nach den lateinischen chroniken 1241—1272, nach den holländischen 1234—1272 herr von Arkel war, urkundlich aber nur 1254 bis 1264 nachweisbar ist — durch die bosheit eines herrn von der Lede die kirche in Arkel an einem abend vor weihnachten abbrannte, dass aber bei diesem brand das altarkreuz mit einigen dazu gehörigen mit namen genannten bildern durch das feuer nicht vernichtet wurde[3]. nun findet sich aber in einer holländischen hs., in der mechanischen abschrift Haag 132 A 32, nach dieser erzählung die bemerkung (15 v⁰) : *ende stonde mennighen jaren, off sy* (dh. die bilder) *versingent hadden geweest ter tyt toe, dat sy by myne tyde veruervet ende schoon gemaeckt waren als in den jaren* MCCCCLVI. Abraham Kemp führt 1643 diese stelle an, indem er sagt (s. 42) : *Heer Dirk Vranken, Pauw van Gorinchem, Schrijver van de Oude gemeene Arkelse Cronijk, die in veler handen is*[4], *zeyd, dat hy in sijnen*

[1] urkunde bei vZomeren aao. s. 36 ff.

[2] Het klooster der h. Agnes te Gorkum o. c. gibt s. 107 ff den abdruck einer hs., die aus dem Gorinchemer convent selbst herrührt. daselbst über die gründung in Arkel s. 107. 112. 126. s. ferner AbrKemp aao. s. 266, vZomeren aao. s. 39 f.

[3] die Hamburger hs. vermeidet die erzählung solcher einzelheiten bei den älteren Arkel. so hat sie bei diesem Arkel nur eine kurze notiz.

[4] Aerndt Kemp behauptet aao. s. 3 in der widmung an Philipp von Oranien, also i. j. 1607, gerade das gegenteil : es sei weder im druck noch

tijd, als in 't jaar 1456, *noch eenige verzenghde beelden van dien brand gezien heeft, te weten .... en doe weer geverruwt wierden.* Dirk Vranken, der auch Pauw hiefs und in Gorinchem wohnte oder von dort gebürtig war, ist den historikern und den legendenforschern bekannter als Theodericus Pauli, wie er sich selbst in seinen schriften nennt, einmal mit dem zusatz 'alias Franconis'[1]. dieser Pauli war wie wenige dazu berufen, eine arkelsche oder gorinchemsche geschichte zu schreiben. 1416 in Gorinchem geboren, war er seit 1442 kanoniker und priester in seiner vaterstadt, seit ca. 1470 vicedecan der Gorinchemer pfarrkirche und erreichte ein rüstiges greisenalter, da er noch mit 73 jahren vollauf beschäftigt war, ein geschichtliches compendium zusammenzustellen. wir besitzen noch von ihm eine grofse historische compilation, ein 'Speculum hystoriale', wie er es nennt, in drei teilen und drei historische arbeiten von geringerem umfang, von denen die älteste das von ihm erlebte wunderbare eingreifen der h. Barbara bei einem brandunglück schildert, das 1448 in Gorinchem stattfand. mit Arkel beschäftigt er sich in dem zweiten teil seines Speculum. dieser zweite teil enthält eine anzahl chronologischer verzeichnisse der verschiedensten fürstenhäuser und adelsgeschlechter und ua. auch eine chronologische liste der Arkel, die mit Heynemann anfängt und von der man eine parallelstelle in einer der lateinischen chroniken von Arkel nachgewiesen hat[2]. Pauli war also seit der mitte des 15 jh.s in Gorinchem litterarisch tätig, dh. zu der zeit, wo unsere sage lateinisch abgefasst wurde, er liebte die historische darstellung, der 1416 geborne hatte als kind eine politisch äufserst erregte zeit seiner vaterstadt und als jüngling und mann deren nachwürkungen mitgemacht und mag somit das bedürfnis empfunden haben, die vergangenheit seines heimatortes und des enge mit

als hs. ein exemplar der Vrankenschen chronik aufzutreiben. er hat trotz alledem die chronik von Arkel in holländischer sprache, die für eine arbeit Dirk Vrankens galt, stark benutzt und fast wörtlich herübergenommen. s. die sage in abschnitt 3.

[1] über Pauli und seine werke s. PFXdeRam, Notice sur le manuscrit inédit du Chronicon universale de Theodoricus Pauli in Compte-rendu des séances de la Commission royale d'histoire t. II, Bruxelles 1838, s. 98 ff; WFocke Theodericus Pauli, ein geschichtsschreiber des 15 jahrhunderts und sein Speculum historiale, Halle a. S., 1892.

[2] Focke aao. s. 13.

Gorinchem verwachsenen geschlechtes der Arkel fest zu halten. die überlieferung bezeichnete ihn als den autor der alten gemeinen Arkelschen chronik und des passus von 1456, der sich darin vorfand. ich glaube demnach allen grund zu haben, Theodericus Pauli alias Franconis mit Abr. Kemp für den verfasser der notiz von der restaurierung der bilder i. j. 1456 zu halten, ferner für den verfasser einer chronik von Arkel, in der diese stelle vorkam[1]. freilich kann man aus der Haager hs. nicht ganz mehr auf die gestalt von Paulis arbeit zurückschliefsen. die Haager hs. ist in holländischer sprache geschrieben, Pauli aber hat sich, nach seinen erhaltenen werken zu urteilen, nur der lateinischen bedient; aufserdem ist die Haager hs. die abschrift einer arbeit, die um 1500 zustande kam, an einigen stellen noch deutlich zeigt, dass sie aus der lateinischen chronik hervorging, und uns sogar gegen das ende über herrn Dirk Vranken und das wunder der h. Barbara v. j. 1448 berichtet. — da sie aber die schwanensage in aller breite erzählt, so könnte man geneigt sein, Theodericus Pauli auch für den verfasser der lateinischen gestalt der arkelschen Schwanensage zu halten und sich die sage selbst als zwischen 1456 und 1475 entstanden zu denken. aber diesem schluss auf Pauli als urheber stehn bedenken entgegen : in den genealogischen verzeichnissen seines Speculum lässt er die Arkel vor Heynemann aufser acht, und die schwanensage in der gruppe C verrät eine spätere stufe der entwicklung, so dass Paulis chronik wahrscheinlich erst mit Heynemann anfieng, und für einen arkelschen schwan in ihr also kein platz war[2].

[1] wenn Aerndt Kemp aao. s. 3 die entstehungszeit der chronik Paulis in das jahr 1448 verlegt, so hat er sich durch die jahreszahl des Barbarawunders vermutlich irre führen lassen.

[2] immerhin hatte Pauli seine geschichte der herren von Arkel schon geschrieben, bevor er sein Speculum hystoriale auszuarbeiten begann, denn dessen erster teil (kaiser- und päbstegeschichte) reichte bis 1480 und den dritten teil fieng er erst 1489 an, und die arkelsche geschichte entstand vor 1475. demnach war die geschichte der herren von Arkel ursprünglich kein integrierender teil des Speculum, wie deRam aao. s. 106 f. annimmt, sondern eine von dem Speculum unabhängige darstellung. ich glaube, dass sie uns in Berchens arbeit am reinsten erhalten ist, allerdings mit kürzeren und längeren zusätzen. nicht in der Narratio succincta in Matthaeus Anal. v 203 ff. an mehreren stellen hat die Narr. ausgelassen, ebenso wie die zwei hss., die ich unter gruppe A aufgeführt habe. diese drei darstellungen gehn auf eine vorlage aus dem ersten viertel des 16 jh.s zurück. ein bei-

3.

Für die gruppe C beschränke ich mich auf die specielle schwanensage.

Hs. kgl. Bibl. Haag 132 A 32 fol. 3r°:

Van heer Jan van Arkel, die weder tot Arkel quam, nae dat by Vrancijon van Baer doot gheslaghen had.

[3 v°:] Johan[1] heere van Arckel, heer Heymans zoon, was[2]

een rijck sterck heer. want hy een stercke borge maecken woude[3] te Pirpont, ende Bracio, heer van Baer, dat omwerpt, soo sloech heer Jan van Arckel in haesticheit hem doot by ingeuinge des Vyants. ende want dese Branchio maech was tot Dircken[4] den derden van dien

Hs. kgl. Bibl. Haag 79 C 32 (Ms. Aerndt Kemp) s. 146:

Van heere Johan van Arkel die derde heer, Heymans zoon.

Johan van Arkel, heer Heymans zoon, was die derde heer van Arkel, Hoernaer ende Hagesteyn ende van Pierlepont[5] etc. hy was een vroom sterck man ende rijck heer. ende want hy een stercke borghe maken woude int lant te Pierlepont, ende Branchion van Baer dat omworp, zoe sloech hem heer Johan in haesticheyt doot bij ingevinge des Vijandts. ende want desen Branchion maech was van Diericken[6], des

spiel für die auslassungen genüge: gruppe A sagt — wie alle chroniken — bei dem tode Wilhelms von Arkel (1417), dass sie seine 16 ahnen angeben wolle, da sie schon bei dem tode seiner schwester, Maria von Egmond, die 8 ahnen genannt habe. aber bei dem tode der Maria von Egmond werden in der gruppe A keine ahnen genannt und bei Wilhelm von Arkel nicht 16 sondern 12. Berchen und Hamb. hs. haben sowol die 8 ahnen bei Maria von Egmond als die 16 bei Wilhelm von Arkel. — über die Hamb. hs. s. oben s. 377. — die Haager hs. 132 A 32 ist im anekdotenhaften manchmal und in der vorgeschichte bedeutend ausführlicher als Berchen. — Berchen liefs deshalb wahrscheinlich die stelle der restaurierung aus, weil er von sich selbst behauptet hatte, dass er den stoff aus den verschiedenartigsten chroniken zusammengesucht habe (s. oben s. 377).

[1] hier setzt eine andere hand ein. [2] hs. *wege*. [3] hs. *maeckte woonde*. [4] gruppe B *Dagobertus*. — Theoderich III gehört der zweiten hälfte des 8 jh.s an. 657 könig, verjagt 670, zurückgerufen 679, † 691.

[5] Pierrepont kam erst durch die gemahlin Ottos von Arkel kurz nach der mitte des 14 jh.s an die Arkel. [6] auch AbrKemp hat Dietrich III. die version in holl. sprache hatte also von anfang an nicht Dagobert III.

name, coninck van Vranckrijck, soo en derf hy neergens in Vranckryck blyuen. ten laesten werdt hy denckende op dat ombewoonde landt[1] van Arckel by Wiltenborch, daer hy synen heer vader dickwils aff [had] hooren seggen. ende by synen vriende rade toech hy met wyf ende kynderen ende alle syn huysgesin toten seluen landen.

Ende als hy quam opten Almen, nu inder heerlicheyt van Altena, nam hy schepen ende woude varen totten landen van Arckel. als hy met syn volck ende huysgesin ende goet was inde schepe ende woude varen op de genade Godts, want hy en kende dat lant, als hy vanden landen was inden water, quam onuersins[2] vliegen een schoon swaen en vlooch eerst ouer den schepe, na vloech hy voor die schepen. van zwamwille (?) zwam hy voer[3] die schepe, van welcke sy allen seer verwonderden. ende die heer van Arckel dat merckende, geboedt datmen altyt die selue zwaen soude volgen. welcke zwaen hem allen bracht gesont ter plaetsen van Arckel, daer nu dat Regularisse nonnenclooster[4] staet byden dam van

coníncx van Vranckrijck, den derden van dyen name, zoe en dorst heer Johan nergens in Vranckrijck blyuen[5].

ende by zijnre vrienden raet tooch hy met wijff ende kijnderen ende alle zijn gesin tot dat onbewoonde lant van Arkel by Wiltenburch. ende als hy quam opter riuiere vander Alm inder heerlicheijt van Althenae, nam hy scheepen ende voer tot Arkell,

op die genade Godts, want hij dat landt nijet en kenden. ende als zij nu voeren, quam onuersiens vliegen een schoon swaen ouer ende voer die schepen int water ende

swam voer die schepen.

ende heer Johan dat merckende, geboot datmen altijt die swaen volgen soude.

welcke swaen hem allen bracht ter plaetsen in Arkel, daer nae dat Regularijssen nonnenclooster gestaen heeft[6]

[1] hs. *ombewoonde van Landt.* [2] hs. *ouersins.* [3] hs. *vooer.* [4] hs. *nomen* ... [5] hier hat Aerndt Kemp ausgelassen. s. auch version in gruppe B. [6] Aerndt Kemp sagt *gestaen heeft*, die nebenstehnde version

Arckel aenden oeuers des lange waters, nu geheyten de Linge. ende daer sloech hy op lant ende ontdede syn tente [ende] papilonen ofte pauwelounen ende verkoor die stede, om aldaer altyt te blyuen ende [4 r^0:] woonen [1]. ende van dier tyt voert nam die heer van Arckel voor syn helmteycken op syn wapen twee witte zwaens vlogelen met die witte wapen van Arckel verciert. ende alle zyn nacomelinghen hebben die selfde ende hielden die. ende dese hadde by Esbeen [2] syn vrouwe eenen zoon, geheyten Heyman, heer Jans zoon. ende hy vermaeckte die kercke van Arckel. dit is gesch[ied] inde iaren, als men schreef vi^c xciiij . . . .

bijden dam van Arkel, diemen noemt Berenwaerde aen die Lijngen.

ende hy vercoos die plaetse om daer te woonen, ontslaende daer zijn tenten ende pauwelioenen.

ende van dyer tijt voort nam heer Johan voer zijn helmteycken twee witte swaens vluegels [3] ende alle zijn nacomelinghen.

ende hij dede vermaken die kerck van Arkel, van Hoernaer ende vän Hagesteijn int jaer vi^c xciiij . . . .

Inhaltlich weicht die erzählung **Abraham** Kemps v. j. 1643 nicht besonders von den obigen versionen ab. sie hat aber einen wichtigen heraldischen zusatz : Arkel führe seitdem nicht blofs schwanenflügel als helmzeichen, sondern auch einen schwanenhals dazu [4]. —

In der holländischen bearbeitung der schwanensage kommt die bemerkung vor, dass Arkel landete *daer nu dat Regularisse staet.* ich habe nicht ermitteln können, wann das arkelsche kloster aufgehoben wurde.

[1] mit *woonen* setzt widerum ein anderer abschreiber ein.

[2] sonst Elsbeen genannt.

[3] auslassung bei Aerndt Kemp, es fehlt das wappen auf den flügeln.

[4] Abraham Kemps Leven der Doorluchtige Heeren van Arkel s. 6. — die version AbrKemps findet sich nacherzählt bei JWWolf Niederländische sagen nr 23 'Der schwan des herrn von Arkel'. die Grimm haben die sage in ihrer sammlung nicht.

nonnenclooster staet *b y d e n d a m van Arckel.* diese angabe enthält einzelheiten, die nur von einem ortskundigen herrühren können. die schwestern des mutterklosters in Gorinchem waren Tertianerinnen des h. Franziscus geblieben, während eine urkunde v. 1453 von dem *Conuent der canonissen R e g u l a r i s s e n tot Arkel in onzer Vrouwenhage* spricht[1], dh. das 1449 in Arkel gegründete frauenkloster hatte die regel des hl. Augustin angenommen. ein solcher zug ist wol nur dem näherstehenden bekannt. gleichfalls die bezeichnung 'bei dem d a m m von Arkel'. der bearbeiter der chronik in holländischer sprache hat übrigens die meisten partien aus der lateinischen vorlage übersetzt, er bringt sogar die stellen, in denen diese sich mit 'ich' einführt[2], er hat für uns die oben besprochene stelle bewahrt, in welcher der verfasser der lateinischen chronik mitteilte, dass zu seiner zeit i. j. 1456 die bilder der arkelschen kirche wider restauriert wurden. — da die Haager hs. 132 A 32 eine mechanische niederschrift ist, und in dieser eine confuse bemerkung bis in die zeit nach 1490 und vermutlich vor 1507 weist[3], so setze ich die entstehung der holländischen chronik um 1500, und somit auch die bearbeitung der arkelschen schwanensage in der landessprache.

[1] Het klooster der h. Agnes te Gorkum o. c. s. 99.

[2] ein beispiel. nach dem bericht von dem tode Wilhelms von Arkel 1417 fährt Berchen also fort (fol. 438 r°, in gleicher weise Hamburger hs. 196 r° col. 2, Matth. aao. s. 238) : *Sciendum est hic quod de guarra domini prepotentis baronis de Arkel contra Wilhelmum principem Hollandie ita discrete presenti cronographie inserui* (Hb. und Matth. haben *inserui* nach *discrete*; Berchen anfangs gleichfalls, wie ein durchgestrichenes *inserui* nach *discrete* zeigt) *et ordinando veridice annotavi, ut discant in posterum omnes prepotentes divites et nobiles barones superioribus suis obedire et se nullo modo eis opponere* . . . Haager hs. 132 A 32 hat dafür fol. 58 v°: *dit is te weten, dat ick desen oorloghe tussen hertoch Willen van Hollant ende den edelen van Arkel alsoe bescheydelijcke beschreven hebben, opdat alle heeren tegens haren ouersten ende machtige prinche niet steken en sullen* . . .

[3] fol. 65 v° sagt die chronik, dass Isabeet, die tochter Maximilians, gemahlin des jungen königs Karl von Frankreich geworden sei. gemeint muss sein Margarethe geb. 1480. diese war allerdings 1482 mit Karl von Frankreich verlobt. sie heiratete aber nicht ihn, sondern 1497 Johann von Asturien, der noch im selben jahre starb. 1501 ward sie die gemahlin Philiberts II von Savoyen. sie war seit 1507 statthalterin der Niederlande. † 1530.

4.

Die schwanengeschichte erscheint in den holländischen bearbeitungen abgerundeter, wie denn überhaupt die ganze vorheynemannische partie reicher entfaltet ist und einen geschlossenen, allerdings phantastischen, genealogischen charakter aufweist. den totschlag an Brancio finden wir jetzt motiviert: Arkel wollte in seinem gebiet eine burg bauen, aber Brancio, herr (lat. herzog) von Bar, hinderte ihn daran. in der lateinischen chronik zieht Arkel 'secrete' nach norden, in der holländischen fassung berät er sich zuvor mit seinen freunden und diese billigen den plan. fromme empfindungen eines Arkel sind in der lateinischen vorgeschichte nicht zum ausdruck gekommen, aber jetzt heifst es, dass Arkel, als er auf der Alm nach dem unbekannten land sein schiff bestieg, sich der gnade Gottes ergeben und nach seiner ankunft die kirchen in Arkel, Hoornaar und Hagenstein[1] wider aufgebaut habe[2]. ganz neu und überraschend ist die deutung des Arkelschen helmzeichens: die beiden flügel seien schwanenflügel, sie bewahrten die erinnerung an den schwan und datierten schon von diesem Johann. neu endlich, obgleich ganz in übereinstimmung mit der art und weise, wie sonst die holländische vorgeschichte ihre neuersonnenen Arkel behandelt, die angabe von gattin, sohn, sterbejahr.

Aber diese einzelheiten besagen im grunde nicht viel. es sind weiterentwicklungen eines einmal gegebenen stoffes. weit wichtiger ist, dass in der lateinischen redaction das auftreten des schwanes ein integrierender teil eines wol überlegten ganzen ist, während der schwan in der holländischen fassung die ursprüngliche bedeutung verloren hat und mit aufgenommen wurde, weil er schon vorhanden war. die feststellung dieser eigentümlichkeit der lateinischen fassung führt uns zu der ursprünglichen gestalt der sage.

In der vorheynemannischen partie der lateinischen chronik, wie wir sie aus Berchen und der Hamburger hs. kennen lernen,

[1] urkundlich erscheint der ort Arkel um 983, s. vdBergh o. c. I nr 57; Hagenstein 1259, Hoornaar 1325, s. JCRamaer aao. Pl. III. — Hagenstein wurde erst unter Otto — also in der zweiten hälfte des 14 jh.s — arkelsch.

[2] so wenigstens bei Aerndt Kemp, in übereinstimmung mit dem, was auch Haager hs. 132 A 32 von Arkels vater berichtet, s. f. u. — die angabe von Hoornaar und Hagenstein wird in letzterer hs. zufällig ausgelassen sein.

gruppiert sich die darstellung um drei puncte : 1. die Arkel stammen, was nicht jedermann weifs, aus Troja[1], daher sind sie den anderen fürstenfamilien ebenbürtig; 2. ihr wappen ist das symbol ihrer von alters her bewährten kühnheit[2] — die roten gezinnten balken bedeuten die mit ihrem blute gefärbten sturmleitern, auf denen sie allen voran städte und burgen namentlich zur zeit des fränkischen Priamus bestürmten —; 3. wie die Arkel zu ihrem gebiet an der Merwede gekommen sind. darauf fängt die eigentliche arkelsche geschichte mit Heynemann an. aber die widersprüche zwischen vorgeschichte und dem, was bei Heynemann erzählt wird, zeigen, dass der teil von Heynemann an schon vorher bestand, dass die drei erwähnten puncte also nur vorn als eine art von einleitung angehängt wurden. dass dieser Heynemann, der denn doch ein Arkel sein muss, jetzt aus Pannonien stammt und nicht aus Gallien, dass sein wappen ein goldenes feld hat, nicht ein silbernes, wie es nach der vorgeschichte die Arkel doch schon seit den tagen des fränkischen Priamus führten und die historischen Arkel immer zur unterscheidung derer von der Lede geführt hatten, dass wir, als Heynemann das gebiet an der Merwede von dem grafen Dietrich II von Holland geschenkt bekommt und 'primus dominus' genannt wird, nichts von einem früheren besitz der Arkel daselbst oder von anderen Arkel, die dort ansässig gewesen sein müssen, erfahren — diese und andere widersprüche bleiben in der lateinischen chronik unaufgelöst und erst die holländische fassung sucht sie auszugleichen. die lateinische vorheynemannsche partie ist demnach eine arbeit, die mit einer bestimmten absicht der schon vorhandenen geschichte vorgesetzt wurde und die wir daher für sich betrachten müssen.

Die beiden ersten puncte der einleitung verherrlichen das geschlecht : es reiche bis Troja, seine altbekannte tapferkeit sei sein symbol. was soll aber der dritte punct, der mit dem schwan verwachsen ist? die art und weise, wie der autor erzählt, dass die Arkel zu ihrem gebiet gekommen sind, ist in offenbarem

[1] der den hss. von 1475 (Berchen) und 1502 (Hb.) gemeinsame text fängt also an : *quia originem dominorum de Arkel nonnulli ignorant, ideo sciendum est, quod primi domini de Arkel veri Trojani fuerunt.*

[2] ich erinnere an den ehemaligen spruch : *Brederode de edelste, Wassenaar de outste* (= älteste), *Egmont de rijkste, Arkel de stoutste* (= kühnste).

widerspruch mit dem, was schon über die erwerbung des besitzes existierte: warum hat der autor sich nicht auf Heynemann beschränkt, den er als ersten besitzer schon vorfand? bedürfnis, die geschichte nach vorn genealogisch auszuspinnen, kann nicht der grund gewesen sein, denn ein innerer oder äufserer zusammenhang zwischen dem Arkel aus Dagoberts zeit und Heynemann fehlt.

Die schwanengeschichte gibt selbst die antwort. der Arkel, der mit Dagobert I die belagerung von Utrecht mitmachte, mustert das gebiet rings umher. es ist herrenloser boden, es ligt zum zugreifen da. aber das unwirtliche schreckt ihn ab, er begehrt es nicht, er verschmäht es sogar. nach seiner rückkehr in die gallische heimat spricht er dennoch davon, aber in einer weise, dass niemand hin verlangt hätte. das alles ist einleitung zum folgenden. sein sohn gerät durch den totschlag an einem nahen verwanten des königs in so hohe not, dass in Frankreich seines bleibens nicht mehr sein kann. seine einzige zuflucht sieht er in dem 'loco silvestri in boreali parte Francie apud castrum Wiltorum'. die verhältnisse fügen es so, er muss dorthin, etwas anderes gibt es nicht. nun kommt ein drittes moment hinzu. in dem wasserreichen terrain der Maas und der Alm erscheint ein schwan als führer und bringt ihn und die seinen an eine ganz genau bezeichnete stelle, da wo jetzt das frauenkloster steht, dh. wo früher nach der tradition die erste burg der Arkel stand. seitdem wohnten dort Arkel, von denen allerdings zur zeit Karls des kahlen einige widerum nach Frankreich zurückgekehrt sind. — was soll das alles anders besagen, als dass das land, das der vater verschmäht hatte, das kein Arkel und auch sonst niemand sich freiwillig zum besitz gewählt haben würde, diesem Arkel jetzt durch göttliche fügung zum künftigen gebiet angewiesen wird? m. a. w. — und da ligt der kern der sache und der grofse gegensatz zwischen dieser einleitung und der schon bestehenden geschichte — die Arkel verdankten ihr gebiet keiner weltlichen macht, sie sind die von Gott selbst eingesetzten besitzer, der schwan war ein göttlicher bote. der dritte punct der vorheynemannischen einleitung hatte also einen weitertragenden zweck als die beiden anderen: er sollte die ursprünglich vollständige unabhängigkeit der Arkel ad oculos demonstrieren, entgegen der auffassung der grafen von Holland, die das arkelsche gebiet stets

als ursprüngliches lehnsgut betrachtet hatten. — der holländische bearbeiter, der einige jahrzehnte später diese einleitung vorfand, ihren sinn nicht verstand und das gebotene ins mafslose erweiterte, sucht für die erwerbung des arkelschen gebietes eine solidere grundlage. seine erzählung hat einen materialistischeren anstrich. wie in der lateinischen fassung begleitet auch einer seiner Arkel — er bringt eine ganze reihe von vater auf sohn — den könig Dagobert I nach Utrecht. aber nicht herrenloses gebiet will dieser Arkel sich zum besitz erwerben, er läfst sich vom könig einen landstrich an der Merwede aus den königlichen gütern schenken. das gebiet an der Linge und was dazu gehört, ist eine belohnung für dem könig erwiesene dienste. noch vor Utrecht wird alles verbrieft und besiegelt. als nun dieser Arkel in sein neuerworbenes besitztum kam, sah auch er, dass es fast nur waldboden und unbewohnt war. aber er verachtete deshalb die königliche schenkung nicht. er baute kirchen in Arkel, Hoornaar und Hagenstein. was ihn aber schliefslich aus dem gebiet nach Frankreich vertreibt, sind die verheerungszüge der Friesen, die sein land ausplündern und seine kirchen zerstören. sein enkel macht darauf ähnliches durch, wie es die lateinische redaction von seinem sohn erzählt. wie man sieht, findet sich jetzt statt der idealistischeren auffassung eines von Gott geschenkten besitzes der praktischere grundgedanke: Dagobert I hat das gebiet dem Arkel seiner zeit aller form rechtens übergeben, und nach diesem autor kann sogar Heynemann zur zeit Dietrichs II von Holland die urkunde noch vorzeigen. dem holländischen bearbeiter ist also die eigentliche bedeutung des schwanenabenteuers wol nicht aufgegangen. für ihn ist es wichtiger, dass die Arkel schon vor den holländischen grafen ihr gebiet urkundlich verbrieft besafsen, und dass die grafen diesen besitz auf grund der schenkungsurkunde anerkannten. —

Dass von den zügen, die für die Schwanrittersagen anderer familien charakteristisch sind, in der zwischen 1449 und 1475 entstandenen arkelschen chronik sich nur noch der schwan als führer findet, ist nach dem vorhergehnden nicht mehr auffallend. das gebiet, wohin Arkel fuhr, durfte kein strittiges gebiet sein, und so fiel der kampf für den Arkel, den ein schwan führte, weg. es sollte keine dynastie erneuert werden, wie etwa nach der clevischen sage, und so war kein platz für eine oder zwei für-

stinnen, denen Arkel hilfe zu bringen kam, und bedurfte es keiner verbotenen frage. der schwan war blofs das greifbare zeichen, durch welches Gott bekundete, dass das gebiet dem geschlechte gehören sollte.

Die arkelsche schwanensage, wie wir sie in den beiden ältesten quellen vorfinden, tritt demnach in die reihe der Schwanritterversionen, die einem bestimmten zweck zuliebe in veränderter gestalt erscheinen. so hatte um 1200 der asketisch gesinnte Helinand, der vor seinem eintritt ins kloster nach eigner aussage bei keinem bedeutenden feste gefehlt hatte, in seinem grofsen werke den Schwanritter unter den beispielen angeführt, mit denen sich beweisen lasse, dass dämonische wesen mit sterblichen menschen geschlechtlichen umgang pflegen und ein bleibendes geschlecht erzeugen könnten, und infolgedessen hatte er das segenreiche würken des Schwanritters und anderes ausgelassen; seine auffassung und die von ihm gegebene gestalt der sage hat Vincenz von Beauvais bewahrt, und sie ist von diesem in die hexenbücher gewandert[1]. auch Wolfram von Eschenbach und der verfasser des Liedes von Antiochien lassen sich von ihrem zwecke leiten, aber in woltuendstem gegensatz zu Helinand und den hexenbüchern. Wolfram (oder Kiot?) machte kurz nach Helinand in seinem Parzival den ritter zu einem abgesanten des Grals und gestaltete dementsprechend das übrige[2]. ein halbes jh. früher hatte der dichter des französischen Liedes von Antiochien danach gestrebt, in wenigen zeilen den Schwanritter mit idealen göttlichen und königlichen zügen auszustatten, damit gezeigt werde, dass Gottfried von Bouillon einen bedeutenderen vorfahren habe als Robert von der Normandie[3]. bei Arkel ist das schwanritterliche auf das geringste mafs beschränkt, aber dieses geringste mafs entspricht dem zwecke vollständig.

Die lateinische fassung der sage datiert aus den jahren 1449—1475. sie ist aufs engste mit einer vorgeschichte verwachsen, die einen einheitlichen charakter trägt, mit einer bestimmten absicht geschrieben wurde und alsdann einer schon bestehnden darstellung der arkelschen geschichte zur einleitung dienen sollte. sie setzt einen mann voraus, der das untergegangene geschlecht verherrlichen wollte. ist Pauli der mann, von dem

[1] Zs. 42, 6f; Zs. f. rom. phil. 25, 24f; 27, 13.
[2] Zs. 42, 15ff. [3] Zs. f. rom. phil. 27, 15ff.

die lateinische fassung der schwanensage ausgieng? oder sollte Wilhelm von Berchen, der am anfang seiner arkelschen geschichte mit grofsen worten betont, dass er im auftrag der herren von Egmond, der nachkommen der Arkel, seine arbeit zusammenstellte, sich zu dieser combination verstiegen haben? bei Berchen finden wir sie zuerst und Pauli bekennt sich in seinem Spec. hist. zu keinem vorheynemannischen Arkel. dann hätte Pauli etwa zwischen 1456 und 1475 die geschichte von Heynemann bis 1428 verfasst, und Berchen alsdann 1475 die einleitung und mehrere zusätze zu der arbeit Paulis. —

5.

Dass die Arkel von Troja stammten, fand sich schon in der erzählung, die mit Heynemann anfieng, vor; die deutung des arkelschen wappens beruhte zum teile wol auf überlieferung, denn die kühnheit der Arkel war sprichwörtlich[1]. in diesen beiden puncten der einleitung schloss der autor also an bekanntes an. ähnliches müssen wir auch für den dritten punct, für den schwan, voraussetzen. und das führt uns zu der frage: wie kamen die Arkel dazu, dass sie selbst, oder dass andere, die sich für sie interessierten, einen schwan mit einem der arkelschen vorfahren verbanden?

Hätten unsere heraldiker recht, die seit dem 17 jh. bis in die neueste gegenwart den herren von Arkel einen wachsenden schwan mit gehobenen flügeln als helmzeichen geben, so wäre die frage nicht zu umgehn, ob nicht eben dieser schwan im wappen zu der annahme des arkelschen schwanes anlass gegeben habe. aber die siegel der Arkel des 14 und 15 jh.s und die der Heukelum, die als älteste männliche abzweigung der Arkel nach ihnen namen und wappen des stammgeschlechtes annahmen, sowie die abbildung bei dem wappenherold Gelre, der seine wappen vermutlich zwischen 1356 und 1364 zeichnete[2], kennen als arkelsches helmzeichen nur einen mit dem arkelschen wappen — den gezinnten balken — bedeckten flug[3]. obgleich der flug auf diesen siegeln und in der abbildung bei Gelre ein gewöhnlicher, bei mehreren anderen geschlechtern vorkommender heraldischer flug ist, sah doch das 16 jh. in diesem flug die flügel

[1] s. oben s. 390 anm. 2. [2] über die zeitbestimmung s. Mr SMuller Fz. in Nijhoffs Bijdragen reeks 3 dl. II s. 14 f. [3] an anderer stelle werde ich ausführlicher über das arkelsche wappen berichten.

eines schwanes und behauptete, dass die Arkel diese flügel in dankbarer erinnerung an die einstige hilfe des schwanes als helmzeichen angenommen hätten[1]. die lateinischen chroniken von 1475 und 1502 wissen nicht um diese deutung, obgleich sie das schwanabenteuer fast in derselben weise geben wie die späteren; und auch der etwaige verfasser ihrer vorlage nicht, denn was hätte dem manne, der die deutung des hauptwappens gibt, näher gelegen, als dass er nun auch das helmzeichen aus dem schwan erklärte, wenn er es als schwanenflügel betrachtet hätte? ja, so wenig haben die Arkel selbst an einen schwanenflug gedacht, dass Wilhelm von Arkel, der sohn des letzten herrn von Arkel, auf seinem siegel an urkunden von 1410[2] engelflügel mit den arkelschen balken darauf wählte, während er sonst wappen und helmzier des hauses mit dem turnierkragen auf seinen siegeln verwendete. nachdem die chronistik des 16 jh.s den flug als schwanenflügel erklärt hatte, setzte die zweite hälfte des jh.s zur verdeutlichung einen schwanenkopf mit hals zwischen den flug, bald darauf einen schwanenkörper, so dass fortan die flügel mit dem schwanenkörper verbunden erschienen und das helmzeichen ein wachsender schwan mit gehobenen flügeln wurde. für Aerndt Kemp war 1607 dieses helmzeichen tatsache, wie sich aus seiner abbildung und seiner beschreibung ergibt[3]. — die Arkel hatten ebensowenig wie Gottfried von Bouillon und die grafen von Boulogne oder die herzöge von Brabant oder die grafen von Cleve — alles geschlechter, die genealogisch mit dem Schwanritter verbunden wurden — einen schwan im wappen. aus einer wappenfigur können die Arkel also nicht zu einer sage mit einem schwan gekommen sein.

Entstehung und entwicklung der tradition in anderen familien weisen uns den weg, wie die Arkel zu einer verbindung mit dem Schwanritter kamen, aus welcher sich alsdann nachher eine eigne sage bilden konnte.

Eine normannische Toëni hatte gegen ende des 11 jh.s die erinnerung an ihren grofsvater mit nach Boulogne gebracht[4],

[1] s. oben s. 387. [2] Staatsarchiv in Arnheim, urk. nr 781 und L 2 stad Arnhem. [3] Haager hs. cit. s. 146 abbildung. auf den flügeln der zeichnung fehlt aber das wappen. die beschreibung findet sich auf einem losen stück papier von Aerndt Kemps hand in der hs.

[4] Zs. f. rom. phil. 21, 176 ff; 25, 1 ff.

eine Boulognerin verpflanzte die herkunft von einem Schwanritter 1179 nach Brabant [1], durch eine Brabanterin konnte sich Cleve im 13 jh. der herkunft rühmen [2]. als in diesen familien an dem merkwürdigen vorfahren festgehalten wurde, entschwand es allmählich dem gedächtnis, dass er einst aus einem anderen geschlecht eingeführt worden war. der ritter mit seinem schwan gestaltete sich zu einem einheimischen vorfahren, seine alten züge wurden teilweise der neuen örtlichkeit angepasst, man erfand eigne erlebnisse für ihn, unbewust oder absichtlich, und so erschien er zuletzt vollständig unabhängig von dem ursprünglichen geschlecht. sogar bis zur unkenntlichkeit, wie in Brabant [3]. so muss auch Arkel seinen Schwanritter von auswärts bezogen haben.

Die abzweigung der Arkel aus den herren von der Lede findet in der ersten hälfte des 13 jh.s statt, kaum früher, dh. die gründung eines selbständigen geschlechtes Arkel geschah zu einer zeit, wo in Brabant und in Cleve noch nicht von einem autochthonen Schwanritter die rede sein konnte, wo das brabantische haus soeben erst durch aufnahme einer gräfin von Boulogne als gattin herzog Heinrichs I zu der abstammung von einem boulognischen Schwanritter, dem grofsvater Gottfrieds von Bouillon und seiner brüder, gelangt war; zu einer zeit, wo Cleve sich eben erst anschickte die abstammung durch Brabant zu übernehmen. wir kennen die verwantschaftlichen beziehungen des boulognischen hauses [4], wir kennen alle vermählungen, die in dem geschlechte der brabantischen herzöge vor sich gegangen sind [5], insofern sie in unserer frage von bedeutung sein können, aber kein mitglied dieser familien hat sich mit einem Lede oder einem Arkel verehlicht. ähnliches gilt von dem Cleve des 13 jh.s [6]. wir sind dadurch von vorn herein sicher, dass, als die Arkel 1254 in den urkunden hervortreten, sie unter ihren vorfahren keinen Schwanritter aufführten.

[1] vf. Das aufkommen der sage von Brabon Silvius o. c. s. 13 ff.
[2] Zs. 42, 1 ff. [3] Das aufkommen der sage von Brabon Silvius s. 23 ff. [4] s. jetzt LVanderkindere La formation territoriale des principautés belges t. I[2], Bruxelles 1902, s. 333 ff.
[5] PFXdeRam Notice sur les sceaux des comtes de Louvain et des ducs de Brabant 976—1430, in Mémoires de l'Acad. royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique t. XXVI (1851).
[6] RScholten Clevische chronik des Gert van der Schuren, Cleve 1884 s. 192 ff.

Der Arkel von 1254 kannte die herkunft nicht. der letzte Arkel heiratete 1376. zwischen diesen jahren ligt die herübernahme der herkunft. und da werden wir nur in eine richtung gewiesen : nach Cleve. um 1324 heiratet Johann IV (in den chroniken Johann XI), herr von Arkel ca. 1324—1359, Irmgard, die einzige tochter Ottos, des verstorbenen grafen von Cleve (1305 bis 1310/11). diese verbindung steigerte den glanz des arkelschen hauses : fortan nannten die grafen von Holland den herrn von Arkel ihren lieben vetter[1]. wenig fehlte, so wären die herren von Arkel einige jahrzehnte später grafen von Cleve geworden. 1368 erlosch nämlich das clevische haus im mannesstamm, nachdem drei brüder einander gefolgt waren, ohne männliche nachkommen zu hinterlassen. Otto, der damalige herr von Arkel, machte als sohn der einzigen tochter des ältesten der drei brüder, seine ansprüche geltend, allerdings erfolglos[2]. Otto und sein sohn, der nachherige Johann V, der schon frühzeitig zu ansehnlichen ämtern an dem gräflichen hofe von Holland berufen wurde, müssen ihre verwantschaft mit Cleve also ausdrücklich betont haben. das geschlecht der grafen von der Mark nun, das aus der tochter des vorletzten grafen von Cleve hervorgegangen war und seit 1368 in Cleve herschte, entwickelte in der neuen heimat einen wahren Schwanrittercult, im anschluss an die alte clevische tradition[3]. der letzte Arkel, der enkel der clevischen grafentochter, ein stolzer und hoffärtiger herr, der in seinen guten jahren gern den glanz seines geschlechtes zur schau trug, in seinen urkunden und auf seinen siegeln sich herr von Arkel, von Pierrepont und des landes von Mechelen nannte — letzteres ein blofser titel —, seit 1376 der gemahl einer herzogstochter von Jülich und dadurch bald darauf der schwager zweier aufeinander folgenden herzöge von Gelre, wird sein (allerdings abgekauftes) recht auf Cleve wol immer hervorgehoben und dadurch seine herkunft von einem Schwanritter lebendig gehalten haben. und so denk ich mir in seiner näheren und weiteren umgebung die erinnerung an seine abstammung von einem Schwanritter erhalten geblieben.

Die Arkel stammten durch Cleve von einem Schwanritter. in der verbindung mit Cleve ligt der punct, der zu einer eignen

[1] JCRamaer aao. s. 277, nach urkunden bei vMieris.
[2] Gert van der Schuren Clevische chronik, ed. RScholten, s. 63. 66 f.
[3] s. darüber vf. in Zs. 42, 9ff. 43f.

sage führen konnte. vielleicht bewahrt die lateinische fassung in ihrer datierung 'zur zeit könig Dagoberts III' dh. 711—715 noch die erinnerung an das jahr 713 der clevischen sage.

Ob sich zur zeit des letzten Arkel (1396—1428) schon etwas von einem autochthonen arkelschen Schwanritter regte, gleichsam als concurrenz zu dem clevischen? möglich wäre es. wenn aber, so müssen die züge noch sehr unbestimmt gewesen sein, etwa nur in dem sinne, dass ein arkelscher vorfahr mit einem schwan ins land gekommen sei. eine ausgebildete sage ist ein späteres erzeugnis. in den lateinischen und holländischen fassungen ist Bar und arkelsches gebiet in Frankreich aufs engste mit der sage verwachsen, und dennoch ist in der partie von Heynemann an erst bei Otto von Arkel (1359—1396) von arkelschem besitz in Bar die rede, den ihm seine gattin mit in die ehe brachte. die ursprüngliche arkelsche chronik, die doch auch erst mit dem letzten Arkel 1428 abschloss, schliefst sogar eine vorheynemannische beziehung zu Bar aus, so dass die einführung des Barmotivs zwischen 1449 und 1475 nicht sehr alt gewesen sein kann. das Barmotiv selbst besteht aus einem conflict zwischen dem herzog von Bar und Johann von Arkel; könnte hier nicht eine phantastische, in die weite vergangenheit zurückgeschobene volkstümliche vorstellung von dem streit des letzten Arkel mit dem herzog von Bar wegen Pierrepont[1] bewahrt sein? aber auch die art, wie die landestelle angegeben wird, weist auf recente bildung. hätte vor 1449, dh. vor der gründung des klosters in Arkel eine sage bestanden, so wäre in der sage alsdann — so sollte man wenigstens meinen — die landestelle bezeichnet worden als 'da, wo früher die alte burg an dem damme stand' und müste man in der erhaltenen fassung diese bezeichnung zurückfinden, etwa als 'da, wo früher die alte burg stand, jetzt aber das kloster gegründet ist'. — sieht man, was ein jahrhundert vorher in Brabant in phantastischer historiographie geleistet wurde[2], beachtet man die unverfrorenheit, mit der der holländische bearbeiter einige jahrzehnte nach Pauli die arkelsche vorgeschichte in seiner weise ummodelte und ergänzte, erwägt man, dass die zeit es

[1] der streit, der erst 1409 beigelegt wurde, entstand dadurch, dass Johann bei dem tode seines vaters 1396 Pierrepont für sich forderte, obgleich es besitz seiner mutter war.

[2] Das aufkommen der sage von Brabon Silvius s. 81 ff.

überhaupt mit geschichtlichen tatsachen der vorfahren nicht so genau nahm, wie in den arkelschen darstellungen die partie von Heynemann an bis in das 13 jh. reine fiction ist, und bedenkt man, dass die einleitung mit einer bestimmten absicht zusammengestellt wurde : so lässt sich der gedanke nicht ganz zurückweisen, dass nicht nur die lateinische gestalt ein erzeugnis der zeit zwischen 1449 und 1475 ist, sondern dass die Arkel dieser zeit überhaupt erst eine sage mit dem schwan verdanken. —

6.

Das resultat der vorstehnden ausführungen lässt sich in folgenden sätzen zusammenfassen:

1. Johann IV von Arkel heiratete um 1324 die Irmgard von Cleve. durch diese verbindung waren die letzten Arkel nachkommen des clevischen Schwanritters.

2. Ein eigner arkelscher Schwanritter kann unter dem letzten Arkel (1396—1428) entstanden sein, vermutlich aber ist er ein erzeugnis der nacharkelschen zeit.

3. Die älteste uns erhaltene gestalt der sage datiert aus der zeit zwischen 1449 und 1475. sie rührt wol kaum von Theodericus Pauli, dem Gorinchemer historiographen, her, obgleich dieser in den jahren und nachher litterarisch in seiner vaterstadt tätig war, denn in seinem Speculum hystoriale schweigt er von arkelschen vorfahren vor Heynemann, und alsdann hätte er eine arkelsche geschichte von 983—1428 schon vorgefunden, zu welcher er die einleitung geschrieben hätte. möglicherweise ist sie eine erfindung von Wilhelm von Berchen, dem verfasser einer arkelschen geschichte im auftrag der herren von Egmond, der nachkommen der Arkel.

4. Die lateinische gestalt der sage ist bedingt durch die absicht, die Arkel als von Gott angewiesene besitzer des arkelschen gebietes hinzustellen.

Tilburg, december 1905. J. F. D. BLÖTE.

SAPO, CINNABAR UND VERWANTES.

Die dinge, von denen ich handeln möchte, sind viel besprochen, aber nirgends gründlich abgehandelt. ich kann es mir wol ersparen, die verschiedenen stellen der alten aufzuzählen, wo von blondem, goldigem, erzfarbigem, dattelfarbigem, rötlichem oder rotem haar der Germanen die rede ist. ebenso brauch ich auf die frage nicht weiter einzugehn, ob im einzelnen falle von Kelten oder Germanen die rede ist; wir können beides, zunächst wenigstens und natürlich nur für diesen punct, gleich setzen. was wir wissen ist, dass den alten das helle haar an ihnen auffiel. wäre nur von hellem, von blondem oder auch goldfarbigem die rede, so wäre gar nichts weiter zu sagen, als was längst gesagt ist, dass sich dieser pigmentarme typus überall da in relativer mehrzahl wenigstens erhalten hat, wo deutsches blut nach unsern sonstigen kenntnissen am reinsten geblieben ist : im deutschen nordwesten und im adel. zu schaffen macht nur die rote farbe. keinem, der vom süden nach dem norden reist, wird doch rotes oder rötliches haar als besonders häufig auffallen, vielmehr blondes in allen abstufungen. wir wissen längst, dass rotes haar in allen menschenrassen gelegentlich, aber in keiner als herschend vorkommt, und wenn hellrotes im blonden typus häufiger ist als etwa dunkler-rotes im schwarzen, so fällt dafür die letztere abweichung weit mehr in die augen. die *rutilae comae*, um nur die hauptstelle Tac. Germ. 4 zu nennen, können nicht als würkliche darstellung des gewöhnlichen sachverhalts gelten. will man in ihnen keine bloße ungenauigkeit des ausdrucks finden, so muss man sie anders als ethnographisch erklären.[1] und das kann man.

Ich reihe hier die stellen an, wo die alten von dem rot-, blond- oder überhaupt hell-färben der haare reden. ich hoffe, es fehlt keine; die wichtigen sind jedesfalls da.

Liv. 38,17 : *Promissae et rutilatae comae* (der Gallier).

[1] es genügt nicht zu sagen : häufiger als *rutilus*, *πυρρός* seien *flavus*, *ξανθός* usw. ein Südfranzose, der heute nach Friesland käme, würde nie von 'rötlichen', sondern von blonden und nur daneben etwa von rötlichen haaren reden. natürlich scheiden stellen ganz aus wie Sidonius Apoll. Paneg. Maj. 238 f : *rutili quibus arce cerebri ad frontem coma tracta jacet*; hier soll lächerlich gemacht werden, was ein *flavi* nicht getan hätte.

Suet. Calig. 47 : *Procerissimum quemque et, ut ipse dicebat, ἀξιοθριάμβευτον ac nonnullos ex principibus . . . coegitque non tantum rutilare et submittere crinem, sed et sermonem germanicum addiscere et nomina barbarica ferre.*

Tac. Hist. 4,61 : *Civilis barbaro voto post coepta adversus Romanos arma propexum rutilatumque crinem patrata demum caede legionum deposuit*[1].

Amm. Marc. 27,2 : *Quosdam comas rutilantes ex more.*

Tertull. de cultu fem. 6 : *Video quasdam et capillum croco vertere. Pudet eas etiam nationis suae, quod non Germanae aut Gallae sint procreatae; ita patriam capillo transferunt, male ac pessime sibi auspicantur flammeo capite.*

Hieron. de instit. fil. (nach Lindenschmit) : *Nec capillum inrufes et ei aliquid de gehennis ignibus auspiceris.*

Suet Ner. 1 : *L. Domitium [Aenobarbum], cui . . . juvenes gemini augustiore forma . . . traduntur . . . in fidem majestatis adeo permulsisse barbam, ut e nigro rutilum aerique adsimilem capillum redderent.*

Herodian. ab exc. D. Marci 4,7 von Caracalla : *κόμας τε τῇ κεφαλῇ ἐπετίθετο ξανθὰς καὶ ἐς κουρὰν τὴν Γερμανῶν ἠσκημένας.*

Wenn wir von der letzten stelle absehn, wo deutlich eine perrücke gemeint ist, so sehn wir : erstens, es war in Rom von der kaiserzeit an beliebt, das dunkle südliche haar hell, blond oder rot zu färben[2]. gelegentlich ist erwähnt, dass das ge-

[1] Heyne Hausaltertümer III 63 redet von seinem 'langen rötlichen haar'; es heifst aber nicht *rutilum*, sondern *rutilatum*. ich weifs auch nicht warum H. versucht die alte legende von dem langwallenden haar der Germanen zu halten, da doch solches erst aus viel späterer zeit bezeugt ist. bei den Chatten, Tac. Germ. 31, wie bei dem Bataver (also Chatten) Civilis ist das wachsenlassen des haares offenbar eine askese, bzw. für den krieg eigens gewählt; warum soll dann das kurze haar der Germanen auf der Trajanssäule erst, wie Heyne meint, aus der anpassung an römisches muster stammen? überhaupt ist bei H. dort nicht alles in ordnung. er citiert s. 62 anm. 113 meinen artikel über die suebische haartracht im Philologus 50, 379, behauptet aber s. 63, auf der Trajanssäule sei kein *nodus* mehr dargestellt, während ich ihn eben dort nachgewiesen habe. dass er sich dort findet, beweist allein schon, dass von einem römischen einfluss dort nicht zu reden ist.

[2] die stelle Suet. Ner. 1 beweist durch ihren legendenhaften charakter gerade die häufigkeit dieser sitte.

schieht zur nachachmung germanischen oder gallischen haares. im ganzen scheint es in Rom, wie noch andre stellen zeigen werden, mehr weibliche als männliche sitte zu sein. zweitens aber : in Germanien kam es vor, dass das haar rot gefärbt wurde. über den zweck dieser rotfärbung später; zunächst : womit ist gefärbt worden, im einen und im andern falle?

Ein farbstoff war bisher nicht angegeben; den *crocus* des Tertullian kann man ja von irgend einer safrangelben färbung verstehn. hier greifen nun aber andre stellen ein, die auf Germanien und Gallien hinweisen und durchaus (wenn überhaupt von einer bestimmten färbung) von roter, eine wenigstens von feuerfarbe, reden.

Plin. N. H. 28, 51 : *Prodest et sapo, Galliarum hoc inventum rutilandis capillis. Fit ex sebo et cinere, optimus fagino et carpineo* [al. *caprino*], *duobus modis, spissus ac liquidus, uterque apud Germanos majore in usu viris quam feminis*; wozu 31,17 : *Sunt et mattiaci in Germania fontes . . . circa margines vero pumicem faciunt aquae.*

Galen. de simpl. med. 90 : *Sapo conficitur ex sebo bubulo vel caprino aut vervecino et lixivio cum calce, quod optimum judicamus germanicum, est enim mundissimum et pinguissimum.*

Martial. 8, 33, 20 : *Et mutat latias spuma batava comas.* — ib. 14, 26 : *Chattica* [s. u.] *teutonicos accendit spuma capillos.* — ib. 14, 27 : *Si mutare paras longaevos cana capillos, Accipe mattiacas* (*quo tibi calva?*) *pilas.*

Valer. Max. 2, 1, 5 : *Quo formam suam concinniorem efficerent* [*romanae feminae olim*], *summa cum diligentia capillos cinere rutilarunt.*

Dass hier von seife die rede ist, das geht aus den schilderungen bei Plinius und Galen und aus der *spuma* bei Martial zur genüge hervor[1]. aber wodurch hat die seife gewürkt? es konnten mit einem pigment zwar blonde und graue haare rot gefärbt werden, aber schwerlich die dunkeln *latiae comae.* vielmehr muss an einen chemischen process gedacht werden. nach

[1] auf das *caustica spuma* 14,26 muss man den hss. nach verzichten (wegen *chattica* s. oben sofort). wenn aber Friedländer zu der stelle meint, 'caustisch' passe auch sachlich nicht, so erinner ich, dass wir noch jetzt vom beizen des haares reden. ob *causticus*, wenn überliefert, möglich wäre, wird aus der spätern erörterung hervorgehn.

Plinius scheint er in der seife als solcher, genauer in der für sie gebrauchten lauge zu liegen; bei Galen kann an den kalk als agens gedacht werden und auch der *pumex* bei Plinius kann mit verwant worden sein — jedesfalls aber erzeugen die Wiesbadner quellen keinen bimsstein, sondern kalksinter. denn von den Chatten, genauer den Mattiakern, scheint der *sapo* in erster linie zu stammen; zu ihnen gehören ja nach Tac. Hist. 4, 12. Germ. 29 auch die Batave.

Ob nun die asche oder der kalk das agens ist, darüber scheint die litteratur nichts zu enthalten : ich sage 'scheint', denn es ist mir unmöglich, die ungeheure masse ethnographischer werke darauf hin durchzugehen[1]. bei Waitz Anthropologie der naturvölker habe ich ein paar stellen gefunden, für deren vollständigkeit ich nicht einstehe, wo vom 'beizen' des haares bei südseevölkern die rede ist. es kommt dort mehrfach rote, braune, gelbe, weifse, sogar violette beizung vor; als material ist gelegentlich kalk genannt; daneben ist von pudern mit roter erde die rede[2]. in physiologischen werken habe ich als laie nichts gefunden[3].

Es blieb nichts anders übrig als das experiment, und da solche am lebenden menschen nicht wohl angestellt werden konnten, so musten die versuche an abgeschnittenen haaren gemacht werden, was ihre giltigkeit kaum vermindern kann, da das abgeschnittene haar sich physiologisch von dem noch am körper befindlichen nicht unterscheidet. ich habe unter der freundlichen beihülfe meines collegen Hüfner und des herrn dr Haas am physiologisch-chemischen institut eine anzahl von proben gemacht.

[1] über die verwendung von kalk oder gips noch eine stelle, die oben fehlt, weil sie nicht deutlich von färbung redet. Diodor. 5, 28 : *οἱ δὲ Γαλάται . . . ταῖς δὲ σαρξὶ κάθυγροι καὶ λευκοί, ταῖς δὲ κόμαις οὐ μόνον ἐκ φύσεως ξανθοί, ἀλλὰ καὶ διὰ τῆς κατασκευῆς ἐπιτηδεύουσιν αὔξειν τὴν φυσικὴν τῆς χρόας ἰδιότητα. Τιτάνου γὰρ ἀποπλύματι* [s. u.] *σμῶντες τὰς τρίχας συνεχῶς* [*καὶ*] *ἀπὸ τῶν μετώπων ἐπὶ τὴν κορυφὴν καὶ τοὺς τένοντας ἀνασπῶσιν*; dadurch werde das haar steif und dick wie eine pferdemähne und der kopf sehe aus wie der eines satyrn udgl. man hat das starke, in kleinen partieen wie verklebte haupthaar des sterbenden fechters vom Capitol verglichen.

[2] aao. 5, 2, 60. 6, 41. 523. 527. 529. 530. 532. 541. 562. 566. 735.

[3] Waldeyers darstellung in der festgabe für Jacob Henle (1882) s. 141 ff redet nur von einem bleichen der horngebilde durch natron- oder kalilauge udgl.

Die versuche mit reiner lauge udgl. sind negativ ausgefallen; sie hat die haarfarbe nicht verändert, während ätzkali das haar überhaupt verzehrte. wir haben daher versucht, die mutmafslichen proceduren der alten soweit als möglich nachzuahmen, und verschiedene abkochungen hergestellt, die wir auf das haar einwürken lassen konnten.

Plinius unterscheidet zwei arten seife, feste und flüssige. es ligt nahe, das auf den allbekannten unterschied von fester natron- und flüssiger kali-(schmier-)seife zu beziehen. durch holzasche entsteht nur kaliseife; wie ist natronseife gewonnen worden? nicht unmöglich wäre die von chemischer seite aufgestellte vermutung : 'dass die gallische seife aus der asche von seepflanzen, also mit hilfe von soda verfertigt wurde, die deutsche dagegen aus der asche von landpflanzen, also mit pottasche hergestellt, eine schmierseife darstellte' [1]. aber sie ist nicht notwendig; da die Germanen das salz kannten, so wäre es nicht nur denkbar, dass sie schon die kunst verstanden hätten, kaliseife durch aussalzen in natronseife zu verwandeln, sondern es kommt hinzu, was Plinius N. H. 31, 39, 82 und Tacitus Ann. 13, 57 über germanische und gallische salzgewinnung berichten. darnach wurde die sole über einen brennenden holzhaufen gegossen, also ein gemisch von holzasche und salz gewonnen [2]. wir haben in der tat gefunden, dass sich durch abkochung von talg, asche und salzwasser eine ziemlich consistente masse gewinnen lässt (s. u.). wir können also von dieser frage absehen.

Ferner lag die vermutung nahe, das sonnenlicht möge die würkung der seife unterstützt haben. seine bleichende kraft, speciell auf stoffe, die mit wasser benetzt werden, kennt man von jeder naturbleiche her. wir haben also folgende lösungen hergestellt : 1. eine dick-wässrige gewöhnlicher kernseife; 2. eine ebensolche von schmierseife; 3. eine abkochung von talg (rinds-, schweine- und hammeltalg), holzaschenlauge und salzwasser; 4. eine solche von talg und ätzkalk; 5. eine solche von talg,

[1] FUlzer und JKlimont Allgemeine und physiologische chemie der fette (Berlin 1906) s. 3.

[2] Plin. aao. : *Galliae Germaniaeque ardentibus lignis aquam salsam infundunt ... Quercus optima ... alibi corulus laudatur ... Quicunque ligno confit sal, niger est*; Tac. : *super ardentem arborum struem fusa.* leider wird niemand zu sagen wissen, ob etwa unser süddeutsches laugenbackwerk so weit zurückreicht.

ätzkalk und holzaschenlauge. in alle diese abkochungen wurden schwarze und dunkelblonde haare, in nr 5 auch graue, über nacht gelegt, bei tag aber, ohne zuvor ausgespült zu werden, der sonne ausgesetzt, mitunter auch in der sonne mit wasser benetzt. in einer ähnlichen weise kann die verwendung im altertum ganz füglich erfolgt sein; denn die dicken, zum teil (s. u.) auch zähen lösungen liefsen sich leicht, etwa nachts, als breiumschläge auf den kopf legen, und bei tag wurde dieser in Germanien, auch vielfach im süden, blofs getragen.

Die procedur wurde zehn tage lang fortgesetzt; bei genauer kenntnis des richtigen procentverhältnisses und gewisser handwerksgriffe wäre wol kürzere zeit nötig gewesen. das ergebnis war dieses. nr 1 bis 3 haben gar keine verfärbung bewürkt; höchstens einen ganz unbedeutenden stich ins braune bei den schwarzen haaren. 4 verfärbte etwas stärker: schwarzes haar hat seine farbe weniger verändert, dagegen wurde das dunkelblonde hell-semmelblond. noch besser würkte 5: dunkelblondes haar wurde wie bei 4 verändert, schwarzes etwas heller blond als das dunkelblonde vor der beize; graues bekam dieselbe farbe wie blondes und zwar so, dass die einzelnen dunkeln haare dunkler blond, die weifsen weifslich-blond wurden. ein leichter stich ins rötliche ist bei all diesen proben zu bemerken; das aus schwarz entstandene dunkelblond ist mehr bräunlich, weniger strohfarbig als das ursprüngliche dunkelblond, das semmelblond etwa wie eine mischung von gelbem ocker, mennig und weifs. trotzdem wird man die verfärbung kaum rötlich, jedesfalls nicht rot nennen. ob eine bessere mischung der bestandteile vielleicht mehr rote färbung ergeben würde, muss weiteren experimenten vorbehalten bleiben, die man den sachverständigen überlassen kann.

Soviel ist sicher: die mischung 5 entspricht den angaben Galens, und in dieser art, wenn auch procentualisch so oder so anders zusammengesetzt, als verbindung von talg, holzaschenlauge und ätzkalk werden wir uns auch den *sapo* des Plinius zu denken haben. es hat keine schwierigkeit, schon im ersten jh. den gebrauch von ätzkalk anzunehmen; denn wenn auch der gebrauch des gebrannten kalks für den germanischen hausbau erst mit der römischen bautechnik aufgekommen ist, so war derselbe doch in Gallien und am Rhein gewis nicht mehr völlig neu, und das rohmaterial des kohlensauren kalks war überall zu finden; da Wies-

baden ein centrum der seifenfabrication gewesen sein muss, hab ich oben die stelle des Plinius über den dortigen kalksinter eingerückt.

Wir können also bestimmt sagen, mit solcher seife konnten die Römerinnen ihr dunkles haar *accendere*, 'crocusfarbig' machen usw., auch das ergraute hellblond färben. salben musten es dann glänzender machen, ihnen konnte auch rote, goldige farbe beigegeben werden [1].

Viel schwerer ist über die rotfärbung des germanischen haares zu urteilen. denn blondes haar wird durch jene seife zwar auch entfärbt, aber kaum nach rot, weit mehr nach weifs hin. fragen wir nach dem zweck jener rotfärbung, so finden wir die angabe, dass die männer sie mehr gebrauchen als die weiber, und die genauere, dass die männer sie für den krieg anwenden. sie ist also gewis nicht mehr und nicht weniger als eine art pracht- und trutzfarbe, bestimmt, einen glänzenden und zugleich wilden eindruck, sowie etwa den der gleichheit des ganzen heeres zu machen [2]. derartiges kommt bei allen völkern vor und nicht einmal blofs auf gewissen culturstufen; der aufzug des Meraner saltners ist noch heute dem eines tanzenden negers nicht sehr unähnlich, und auch die grelle farbe in militäruniformen aller länder wird nicht anders zu beurteilen sein [3]. wenn jene farbe zum kriegsputz gehört, so verstehen wir, warum statt blonden haares so verhältnismäfsig oft rotes genannt wird. denn es gehn,

[1] Blümner Technologie I 352. ich füge weitere alte mittel zum rotfärben des haares hier an. nach Plin. 23, 4, 46 wurden die blätter der pflanze cypros (Lawsonia inermis, henna) verwendet *tusa adjecto struthei mali suco.* Plin. 23, 2, 32 : *Faex aceti . . . addito lentiscino oleo inlita una nocte rufat capillum.* das öl der pistacie hat, da essig und öl sich chemisch nicht verbinden, nur zu einer emulsion dienen können; ein versuch mit essig, der doch sonst rötend würkt, war aber ganz resultatlos: durch liegen im essig, auch in dreifsigprocentiger essigsäure, ist weder schwarzes noch blondes haar entfärbt worden.

[2] Heyne III 12 meint anders : 'die worte des Plinius, dass die haarbleichende seife mehr bei germanischen männern als frauen im gebrauch gewesen sei, gestatten den schluss, dass der germanische krieger von dunklerer haarfarbe in der schar seiner genossen nicht auffallen wollte und darum künstliche beizmittel anwendete'. aber Civilis war, vgl. Tac. Hist. 4, 13, *regia stirpe*, also wol kaum dunkelhaarig. andere haben gemeint, er habe sich damit symbolisch zum gemeinen degradieren wollen; bei diesen aber war natürliches rot sicher auch nicht häufiger.

[3] dabei ist zu erinnern, dass der germanische krieger als kopfbedeckung nur sein haar hatte, Tac. Germ. 6, Ann. 2, 14. Agath. 2, 5.

was ich hier nicht weiter auszuführen brauche, was man aber als heuristisch wichtig nie vergessen darf, manche ganz allgemein gehaltene notizen über barbarenvölker speciell auf deren erscheinung im kriege zurück. wenn aber diese auffassung richtig ist, so kann es sich nur um lebhaftes, feuriges rot handeln, wie es durch die in der hauptsache blasser färbende seife nicht erzielt werden kann. wenn also diese verwant wurde, so kann ihre bleichende würkung immerhin erwünscht gewesen sein, da sich leuchtende farbe auf hellerem untergrunde leichter anbringen lässt, als auf dunklerem; aber sie muss zugleich mit einem farbstoff vermischt gewesen sein. in der tat hat nicht nur gewöhnliche seife eigenschaften, die sie dazu geeignet machen, sondern gerade unsere abkochung nr 5 ist, besonders in halbwarmem zustande, ein dafür sicher passendes mittel, weich, geschmeidig und von einer gummiartigen consistenz [1]. auch die stelle bei Ammian deutet doch wol auf eine farbe hin; wie hätte das rutilare nachts vor dem gefecht anders so schnell vorgenommen werden können?

Natürlich können wir nicht wissen, welche farbstoffe verwendet worden sind. mennig haben die alten gekannt; auch an einen gebrannten ocker kann gedacht werden [2]. aber eine spätere stelle gibt eine bestimmte farbe an.

Isidor orig. 19, 23, 7 (gegen 640) schreibt:

,*Nonnullae gentes non solum in vestibus, sed etiam in corpore aliqua sibi propria quasi insignia vindicant, ut videmus cirros Germanorum, granos et cinnabar Gothorum, stigmata Britonum* (zu den letzten vgl. den namen *Picti* und Caes. B. G. 5, 14). *grani* meint den schnurrbart, und dem entsprechend wollte man, zuletzt Heyne Hausalt. III 74, *cinnabar* = got. **kinnubards*, 'kinnbart' oder 'wangenbart', fassen. sachlich wäre das möglich, wenn auch nicht zu beweisen. Heyne sagt: 'das weist wol auf eine später entstandene modetracht, die I. den Goten zuschreibt und Sidonius Apollinaris am Westgotenkönig Theodorich schildert: Ep. 1, 2, 2: *Barba concavis hirta temporibus, quam in subdita vultus parte surgentem stirpitus tonsor assiduus genis, ut adhuc vesticipibus,*

[1] ich erinner an die oben angeführte Diodorstelle; das *ἀπόπλυμα τιτάνου* kann wol unser *sapo* sein, reine kalkmilch scheint mir weniger passend, die mischung nr 4 hat gar keine plastischen eigenschaften. von einer 'pomade aus talg und asche' (Müllenhoff Ak. IV 144) darf man freilich nicht reden. [2] vgl. Tac. Germ. 16: *terra ita pura ac splendente.*

evellit. die letzte stelle wird aber besser ganz weggelassen, denn sie ist nicht recht klar; liefs man den bart *surgere* oder *evellebat surgentem*? und wo?[1] in historischen werken hab ich über gotische haar- und barttracht nichts gefunden. Isidor meint ja gewis spanische Westgoten; aber die westgotischen münzen, die bei Aloïs Heiss Description générale des monnaies des rois wisigoths d'Espagne (Paris 1872) in grofser anzahl abgebildet sind, zeigen so unrealistische, fast blofs ornamental gezeichnete köpfe, dass aus ihnen gar nichts zu schliefsen ist; erst nach Isidors zeit sind ein paar vollbärte bz. spitzbärte deutlich[2].

Aber philologisch ist jene deutung unmöglich. *granos et cinnabar* für einen schnurr- und kinn- oder wangenbart ist an sich schon kein sehr wahrscheinlicher ausdruck[3]. dass aber Isidor unter *cinnabar* ein gotisches *kinnubards* verstanden haben sollte, ist einfach undenkbar. so kann man eine vereinzelte glosse erklären, nicht ein wort, das bei einem fruchtbaren schriftsteller sonst in ganz anderer, auch andern geläufiger bedeutung erscheint. denn im selben buch der Origines hat Isidor *cinnabaris* in der jedermann bekannten bedeutung einer roten farbe, und er kann wenige druckseiten später mit einem wortbild, dem lediglich die endung *-i(s)* fehlt, nicht etwas ganz anderes gemeint haben. er muss vielmehr auch hier von künstlicher roter färbung reden, woran die folgende tätowierung der Briten sich gut anreiht. ob die *grani* oder das haar gefärbt wurden? oder auch etwa das gesicht? am wenigsten entfernt man sich von dem inhalt der ältern notizen, wenn man auch hier die haare versteht[4].

Cinnabari(s) ist formell unser zinnober, franz. *cinabre*. die alten haben aber vielmehr das sog. 'drachenblut' darunter verstanden[5]. natürlich beweist nun die Isidorstelle nicht, dass auch früher gerade diese farbe verwant worden sei; aber die zähigkeit der sitte kann sie immerhin beweisen.

[1] Lindenschmit bezieht es I 319 auf den schnurrbart.

[2] Planche 8 scheint Receswinth einen zu haben; sicher ist er erst Pl. 9 f nach der mitte des 7 jh.s.

[3] *granos* deutet etwa auf jene *tenues cristae* hin, die Sid. Ap. carm. 5, 242 erwähnt und die Heyne 75 als 'streifen um wangen und kinn' fasst. blofse schnurrbärte waren ja von haus aus gallisch, kommen aber bei Germanen auf gallischem boden auch sonst vor (Franken).

[4] so Lindenschmit I 323. [5] Isid. orig. 19, 17, 8; Blümner IV 495 f.

Tübingen, juli 1906. HERMANN FISCHER.

HANDSCHRIFTLICHES ZU WOLFRAMS WILLEHALM.

Herr Theodor Bukounig, schulleiter i. r. zu Enns, der seine muſse der entdeckung und sammlung römischer altertümer widmet, ist kürzlich einmal auf eine kleine mittelhochdeutsche handschrift gestoſsen. er erwarb sie und stellt sie mir nun zur verfügung, damit ich die germanisten mit ihr bekannt mache. ich sage ihm dafür schönen dank und erfülle hiermit seinen löblichen wunsch.

Es ist ein doppelblatt aus pergament, nach meiner schätzung aus der zweiten hälfte des 13 *jh.s, gut geschrieben, aber nicht ganz lesbar, weil es für ein schriftchen in folio aus dem* 17 *jh. als decke verwendet wurde und in diesem dienste an den auſsenseiten, besonders vorn, durch reibung und benetzung gelitten hat. an den innenseiten aber ist die schrift vorzüglich erhalten: selbst die senkrechten columnenstriche, die nach den zirkelstichen am rande zielenden zeilenlinien und die feinen i-strichlein, die hie und da neben* n *oder* m *auf das* i *hinweisen, sind deutlich sichtbar. keine paginierung, keine custoden. die initialen innerhalb der columnen sind durch einen senkrechten roten strich geziert; die sechs initialen (verschiedener schriftart) auſserhalb der columnen sind ganz rot, nicht durch schnörkel verlängert.*

Die vier seiten, jede zu 2 *spalten mit* 45 *zeilen, enthalten verse aus Wolframs Willehalm, und zwar nach der bezifferung in der ausgabe von Lachmann* (5 *aufl.* 1891) *die stellen* 306,1—312,4 *und* 324,5—330,6; *die dazwischenliegenden* 360 *verse haben offenbar ein anderes doppelblatt gefüllt, das dem vorhandenen eingelegt war. an den genannten zwei stellen des Willehalm sind in jener ausgabe die handschriften JKlmnoptxz benutzt. die hs. Bukounig gehört, wie man leicht bemerkt, der gruppe lopt an und steht am nächsten der hs. t, ohne aber von ihr oder irgend einer der zehn handschriften abzustammen. dass sie nicht von t abzuleiten ist (das übrigens ins* 14 *jh. gestellt wird), zeigen nur wenige, aber beweiskräftige unterschiede, zb.* 307,1 Enoch (ouch *t*), 307,3 auch (*fehlt t*), 311,16 iunger (*fehlt t*), *lauter fälle, in denen der schreiber wol nicht gegen die fehlerhafte vorlage die richtige lesung erraten haben kann. auch das umgekehrte verwantschaftsverhältnis zwischen diesen zwei hss. erscheint unmöglich wegen einiger fälle, in denen man wider t derlei verbesserungen zutrauen müste, zb.* 306,20

gert (*Buk.* nert), 306, 27 *und* 28 (*die in Buk. fehlen*), 324, 11 vierzec (*Buk.* zwaintzig). *von den hss.* *q r s u v w y*, *die den herausgebern an jenen zwei stellen versagten, kann zu keiner die neue als ergänzung angesehen werden, weil teils das format oder die zeilenzahl, teils das verhältnis zu den anderen handschriften oder die schreibung nicht mit Buk. übereinstimmt. nur bei v scheint die äufsere einrichtung nach den angaben Lachmanns vollkommen zu stimmen; es könnten ja zufällig vier bilderlose seiten sein. über sprachliche und orthographische merkmale der handschriften l bis z erfährt man aus der ausgabe Lachmanns nicht viel, gerade von v fast gar nichts. ich untersuchte daher die varianten und fand, dass v zwar auch zur gruppe l o p t gehört, aber, wie schon Lachmann gesehen hat, auffallend eng mit l zusammengeht, während Buk. gerade mit l weniger varianten gemein hat als mit o p t. unsere hs. hat also eine selbständige stellung gegenüber den von Lachmann benutzten handschriften; es dürfte dieselbe hs. sein, von der vor einiger zeit ein halbes blatt in Wolfenbüttel gefunden wurde* (*s. zs.* 32, 91), *das der entdecker ins* 14 *jh. setzt.*

Die sprache der hs. Buk. ist allerdings ziemlich verderbt, indem der schreiber (oder schon sein vorgänger) ungescheut merkmale der sprache des vorbildes durch die seiner heimatsprache ersetzt: ei *für* î, au *für* û, eu *für* iu, ai *für* ei, ch *für* k, p- *für* b-, *manchmal auch* o *für* â, *verwechslung von* -z *und* -s; waz, wie *für* swaz, swie, *weglassung des verneinenden* en-. *der reim hindert ihn zuweilen zu ändern, zb.* fri : Tenabri, pris : Loys. *hervorzuheben sind ein paar* a *für* o *und das zweimalige* b *für* w *in* furbar. *die sprache der hs. erinnerte mich sofort an die urkunden aus dem* 14 *und* 15 *jh., die ich vor* 10 *jahren im stadtarchiv zu Freistadt in Oberösterreich an regentagen abschrieb. die älteste von ihnen fängt so an:* Ich Hainreich von dem Newnmarcht vergich offenwar an disem prief und tuen chunt allen den, di nu lebent und her nach chunftich sind, di disen prief lesent oder horent lesen, daz ich . . . *und schliefst:* Der prief ist gugeben, do von unsers herren Christ gupuerd ergangen waren und gezalt dreuzehen hundert jar, dar nach in dem sechsundzwainzigisten jar, an sand Johans tag ze sunewenten. *aber* o *für* a *kommt nur in* do (= dâ), wo, *im j.* 1370 Capplon, *erst* 1470 on (*ohne*) *vor, die verwechslung von* -z *und* -s *auch erst in*

späteren urkunden; der angeführte stiftbrief von 1326 *kennt noch* swenne, swer, enist. *dieselbe mundartliche färbung wie die hs. Buk. zeigen auch* m o p *und das oben angeführte Wolfenbüttler bruchstück.*

Nun zum wortlaut unserer handschrift. die einzige abkürzung, deren sich die hs. bedient, den haken für er, *hab ich aufgelöst. die zeichen* u *und* v *scheid ich in moderner weise. mit grofsen anfangsbuchstaben verseh ich nur die eigennamen (nicht versanfänge, wie das die hs. oft tut). blofs erschlossene buchstaben und wörter sind eingeklammert; manche lücke hab ich offen lassen müssen. fehler, auch offenbare schreibfehler, sind nicht verbessert, weil ja doch jeder leser Lachmanns ausgabe vergleichen wird. durch die interpunction will ich das lesen erleichtern, wiewol über die verderbten stellen doch wider nur die Wolframausgabe aufschluss geben kann.*

306, 1 durch (Kybu)rch all di not geschach.
di stuend auf mit zuchten und (sprach),
e d(az) sich (schie)d der fursten rat:
'wer zucht mit trewen hinne (hat),
d . . . . meine (wor)t.
got (weiz wol), daz ich (ia)m(ers ho)rt
so vil (inz hertze) han gelegt,
daz (in der) leib (unsam)fte tregt.'
di geg(n ir au)f (beg)unden sten,
10 di p(a)t (si sitzen) und (nin)dert g(en).
do se gesazz(en) uber al,
si sprach : ('der totleiche val)
(1 *vers gänzlich unlesbar*)
darumb ich . . . . t
trage und (auch) der haiden,
daz pezzer got in paiden
an mir, und sei (ich schuldi)ch dran.
di romischen fursten (ich) hie man,
daz (ir) ewern gelauben vaste wert,
20 ob (eu) got so verre nert,
daz ir mit streite auf Allitzans
(g)erechet den iungen V(ivi)ans
(2 *verse gänzlich unlesbar*)
o(b der) haiden (schum)phen (teur erge),
so tuet daz selichleich und wol st(e) :
horet eins tumben weibes rat,
schanet der gotes hantgetat.
ein haiden waz der erste man,
den got machen began.
307, 1 nu gelaubet, daz Enoch
vur einen haiden ist pehalten noch.
Noe auch ein haiden waz,
der in der arche genaz.
Job furwar ein haiden hiez,
den got darumbe nicht verliez.
n(emt) auch dreier chunige war,
der ain(er) hiez Kaspar,
Melchior und Balthasan;
10 di m(uezze wir fur haiden han),
di sind (zer vl)ust(e nicht benant) :
got selb (enphieng mit seiner h)ant
di ersten (gabe an mueter) p(rust)
von den (di hai)d(en hin zer vlu)st
d . . . alle sin . . . .
ich han fur(w)ar erchennet,
waz mueter her s(eid) Even(s) z(ei)t
(chind gep)arn, ane streit
(gar haid)enschaft waz (ir ge)p(ur)t:
20 (etleich) der tauf het umbe gurt.

(getauft wei)h den haiden treget.
(wiez chind der tauf) hab umb ge(leget).
d(i iud)en habent sunder sit:
di (be)gent sich (mit) einem snit.
(wir waren alle) haiden e.
26 (dem sel)de(n)haften tut vil (we).
30 d(er rec)ht par . . . . ich . . . .
29 (der) mag erpar(m)sich (uber seu).
308, 1 nu gelaubt (auch, daz die menschait)
den engeln ir (sta)t (ab er)str(eit),
do seu hin ge(setzet waren),
d(i) unser chunn(e ge)pa(ren),
(ze him)el in dem zehenden (chor).
(di er)zaigtent got (all solchen por),
(daz) sein werd (chra)f(t) . . . .
. . . . . . ward an . . . .
(3 *verse gänzlich unlesbar*)
12 (der) gedanch . . . . . .
durch . . . . ,
(s)ich h(eten) mensch und eng(el pr)acht
paide in den gotes haz.
wie chumt, daz (der mensch paz)
danne der engel ged(inge)t?
mein munt dez mere (pringet).
der mensch wa(t durch) rot ver(lorn);
20 der engel hot uns selb (erchorn)
zu der ewichleichen vluste.
mit seiner an chuste;
und alle, di im gestunden,
di selbe rewe vunden.
di varnt (den) menschen,
also der chor (ir er)h sei,
der den ist (z)e erbe lazzen,
di sich dez chunnen mazzen,
daz gotes zorn nicht erwirbet,
der selbe nicht verdirbet,
309, 1 waz eu di haiden habent getan,
ir sult se doch geniezzen lan,
got selber auf di verchos,
von den er den leib verlos.
ob eu got signuft geit,
latz eu der parm in dem streit.
sein werdichleiches leben pot
vur di schuldighaften in den tot

der nam tetragramaton.
10 also gab er seinen chinden lon
ir vergesichleichen sinne.
sein werleiche minne
elleu wnder gar pesleuzzet,
dez trewe nicht verdreuzzet,
seine trag di helfleichen hant,
di paide wazzer und lant
vil chunstichleichen erst entwarf,
und dez alle creatur bedorf,
di der hymel umb swaif hat.
20 deu selbe hant planeten prat
ir poydir wol gahen
paide verre und nahen.
wie se nimmer auf gehaltent,
seu warment und chaltent;
etwenn daz eis schaffent,
do noch di paum plue(t) machent,
so di erde gevider reret
und sei der maie leret,
iz muez also vol rechen
noch reiffe pluemen strechen.
1 ich dien der chunstigen hant 310
vur der haiden got Tervigant.
sein chraft hot mich von Machmeten
under der tauffe zil gebeten.
dez han ich meiner moge haz,
und der getauften umb daz:
duch menschleiche minne geit
se went, ich fuegt disen streit.
furbar ich liez minne dort
10 und grozzer reichait manigen hort
und schone chint pei einem man,
an dem ich daz geprueven chan,
daz er ie untat pegieng,
seid daz ich chron von im enphieng.
Tibalt von Tenabri
ist wol aller missewende fri.
ich trag alain dise schulde
durch dez hochsten gotes hulde,
ein tail auch durch den margis,
20 der hot peiagt manigen pris.
Ey Wilhalms wert punivaur,
daz dir mein minne ward ie so saur!
waz werder diet auz erchorn

in deinem dienst habnt verlorn
ir leib genennichleiche!
der arm und der reiche,
nu gelaubt, ewer moge lebens vlust
mir scheuzzet iamer in di prust :
furbar mein vreud ist mit in tot.'
si wainecht vil, dez twanch sei not.

311, 1 dez wirtes prueder Kilbert
auf stuend, di chuniginne wert
an sein prust er duchte;
ir hertze durch ir augen ruchte
vil wazzers an die wangen.
von dem rat ward gegangen.
di fursten auf dem palas
giengen, do verdechet waz
manich tavel herleich.
10 Heimreich der reich
zu allen fursten sunder sprach :
'alz man eu gestern sitzen sach,
igleich haben di selben want,'
nach den vrawen ward gesant;
di chomen und Rennwart,
16 dem besenget waz sein iunger part.
19 der legt sein grozze stange nider,
20 dar gieng manich ritter sider;
igleiches chraft sich so verparch,
ir dehainer waz so starch,
der sei huebe von der erde,
nuer Wilhalm der werde
der zucht sei auf uber di chnie.
daz niten di andern, dis und die.
Rennwart daz ort nam in di hant,
di stangen swanch der sariant
ums haubet alz ein sumer latten.
sein chraft den christen chom zestatten.

312, 1 do dez schimphes waz genueg,
den fursten man daz wazzer trueg
und maniger vrawen wol gevar,
darnach den andern rittern gar.

———

5 geluppet alz der natern piz. 324
se wolden daz dhain pilibiz
seu du schuze durch ir arm.
Rennwart sach, dazs fluchtich warm;
dem waz mit zorn gegn in gach.
10 e daz er zu dhaim icht sprach,
ir lagen wol fumf und zwaintzig tot
se machten von der grozzen not
nicht entweichen an der enge,
iz daubt se harte lenge,
e se gewnnen chunde,
warumb er di grozzen sunde
an schulde hintz in begieng.
warumb er also anevieng,
dez vragten di reichen.
20 er liez ot naher streichen
seines ersten streites urhab,
gar ze vil er in dez gab.
se riten sunder harnasch plaz :
etsleihen der wer verdraz,
etleicher begund sich wern,
der itweders chund se nicht ernern.
waz er ir mocht erlangen
mit seiner grozzen stangen,
der ward vil wenich von im gespart.
do gerau se de wider vart.
1 under. in begund maniger iehen: 325
'uns ist alz recht geschehen :
uns sleht alhie di gotes hant,
von der wir fluchtich sein benant.
wir haben nicht solher weile,
daz wir gegn disem streite
unz zewer mugen gerueren.
wolt Rennwart uns flueren
in disem dienst hinnen,
10 er mecht ab uns gewinnen
wider satz gegn der haiden her.
nu sei wir plazzer · wer.
eu hat auch Rennwart gewalt

325, 13 eu *statt* nu *hat der rubrikator verbrochen. vielleicht war die vorschreibung am rande undeutlich : jetzt sieht man gar nichts davon, während bei andern solchen initialen aufserhalb der columne noch die vorschreibung am rande sichtbar ist. solche initialen finden sich* 306, 25. 309, 1. 311, 1. 328, 13. 329, 21.

ze paider seit ungevalt
16 itwederhalb der strazze
15 dez volches ane mazze.
18 do begunden im erparmen
17 die reichen und di armen.
do erswanch wol sein lide,
20 er lie se sprechen noch dem vride,
den gab er, untz er vernem,
wie ir wider wort gezem.
do sprach under in ein weis man :
'du host uns ane schulde getan
dis grozz ungefuege not.
hie leit von dir maniger tot,
der nie schilde getrueg
an smohait, der dir pot genueg
von Rome der chunich Loys,
der an dir chranchte seinen pris.
326, 1 nu volge, alz wir dich leren :
nu solt mit unz cheren.
wir hohen deine werdichait,
so daz sein smechleich lait
nach deinem willen wirt gestalt.
wild du dienstes wesen palt
den weiben nach ir willen,
deiner freuden gewinnen
sol grozzen trauren gesigen.
10 wildu aber in tabern ligen,
so wirt so geyseret dein leip,
waz vreuden mechten dir di weip,
der ie waren her gegen ze nichte,
alz ich dich nu verrichte.
wir sullen trinchen maniges chunnen
und in den chalten prunnen
haben gutturol von glase,
do gruener chle und ander wase
under paum schat muge sein.
20 wir suln auch machen den wein
mit gueter salvaien.
also suln wir daz leben baien.
wir suln auch horen chlingen
den wein von zaphen springen,
alz ein hirze von rure.
an der hitze pei seiner mure
sei wir zellende;
dort hab wir grozz geslende,
do mit wir den leip gelaben.
an di wider vart solt dich haben :
327, 1 daz rotent all di hie sint.
der martgraf vacht umb den wint.
doch ist genueg leuten chunt,
chuener eber zaghaften hunt
vleuhet ze etleicher zeit.
wo der martgrave funde streit,
daz wer di churtzweile sein,
alz ein chint snellet daz vingerlein,
er wil aber ein her verlisen.'
10 'mag ich nicht anders chiesen
an eu chain manhait?'
sprach Rennwart . mit in er strait :
der iunge unverzagte
in den vride wider sagte.
sich hueb alrest ir anderr val.
gegn der prukke gie ein tal
mit stainen hoch ze paider seit.
(i)r dhainer von dem streit
macht enpharen noch enphur :
20 ze paider seit der prukke ein mur,
do macht ir dhainer durch.
Rennwart di todleichen furch
mit seiner grozzen stangen ler.
do rief er laut : 'welt ir mer
ewer hilfe gegn den haiden swern,
daz mag ev wol von mir ernern.'
durch den vride von seiner stangen
di (ei)de warn schir ergangen :
(an) den selben zeiten
se begunden wider reiten.
328, 1 do se chamen uberal
auz an di weite vur daz tal,
Rennwart do vur sie.
se zogten noch, dis und die :
ze fuez er gacht vor in dan.
ab waz genomen dez reihes van,
darumb wand in des reihes her
waz entwichen von der wer.
ein liechter stern von golde,
10 also der margis wolde,
in einem sameit al plo
ob seiner schar swebet do :

326, 3 diene (*vor* deine) *durchstrichen.*
327, 19 enphuer *mit zwei puncten unter dem zweiten* e.

Arnalt von Gerunde
pei dem margis rait dar unde.
nu hielt der alte Heimreich
di andern schar chreftichleich.
wer der dritten schar herre si?
der reihe Bube von Komarzi
und der chuene Bernhart von Prabant:
20 di warn genendich paid erchant.
di vierde schar ze herren nam
Kiberten und Perchtram.
der fumften schar do herre waz
der Tschetis und der von Tandernaz.
di selben heten sich verwegn,
26 se wolden vor rechtens phlegn.
29 waz mag di hantvoll benant
gegn dem her auz der haiden lant?
329, 1 der martgraf her ziehens ruef
igleicher schar do sunder schuef.
Muntschoy aldi sine
rieffen gegn maniger pine
gegn manig stori(e) chraft.
Heimreiches dez alten ritterschaft,
ir herzaichen waz Naribon,
den veinden ein engtleicher don.
di dritte schar rief Rennwart.
10 Bernhartes vanen in seiner hant pewart
fuert der starche graf Landris:
der het er vochten manigen pris.
waz di vierde schar do schrite
gegn uberlast in dem strite?
ir ruef waz Berbester.
etleicher durch dez andern swe(ster)
do tet vil ritterleicher tat.
werde minn geit ellenthaften rat.
di fumft schar rief Tandernas.
20 der Tschetis ane lant was.
do cham gelauffen Rennwart,
e daz se gegn streites vart
mit scharn riten gegn Allitzans.
sein stange er all pluetich dans.
er begunde vrogen mere,
wo sein herre were.
der habt var im auf Volantin.
do sprach er: 'herre lat wesen min
di man durch flucht verzagen.
di wellent nu preis durch eu peiagen.
1 se habent ir untat bechant. 330
grozze werdichait hat gesant
in ir hertze solich gir,
daz se wellent helfen vechten mir
gegn dem chunich Tibalt von Chler.
den mag gehelfen dhain sein wer.

Nachträglich kann ich berichten, dass eine halbe seite unserer hs. (324, 5—27 *und* 325, 20—326, 12) *in verjüngtem mafsstab abgebildet ist im* III *jahresbericht des Museal-vereins Laureacum, Enns* 1904 (*selbstverlag des vereins*), *s.* 32.

Innsbruck. THEODOR GARTNER.

EIN BRUCHSTÜCK AUS DEM RENNEWART ULRICHS VON TÜRHEIM.

Herr landesarchivadjunct dr Anton Kapper hat auf dem neu begründeten archiv der k. k. statthalterei in Graz, das er eingerichtet hat und leitet, ein pergamentblatt mit resten eines altdeutschen gedichts aufgefunden und gütigst mir zur bearbeitung aushändigen lassen. das folioblatt diente, in der mitte abgebogen, als umschlag für ein schmales papierheft, das ein urbar der Martinskirche im Windischgrazer boden (Südsteiermark) von 1364 *befasst. es ist* 33 *cm hoch,* 12 *cm breit und in zwei spalten auf*

tintenlinien, die durch doppelte verticale abgeschränkt werden, mit je 54 *zeilen von einer schönen flotten hand des angehenden* 14 *jh.s. beschrieben. der untere rand des blattes beträgt* 6,5 *cm, der obere* 1,5, *der äufsere* 5 *cm, der innere* 1 *cm, es scheint nichts abgeschnitten zu sein. die abschnitte werden durch grofse, abwechselnd rote und blaue initialen bezeichnet. in dem folgenden abdruck habe ich das überlieferte ohne änderung widergegeben.*

Die handschriften und bruchstücke des Rennewart Ulrichs von Türheim hat Eduard Lohmeyer 1882 (*Kassel, Wigand*) *verzeichnet und behandelt, leider nicht mit ausreichender genauigkeit. seither sind, so weit ich weifs, noch folgende fragmente bekannt geworden: die des antiquar Kerler in Ulm, besprochen durch ELohmeyer Germania* 32, 332; *die Birlingers aus Neunkirch bei Schaffhausen Alemannia* 17, 177—184; *Kasseler durch KKochendörffer, Zs.* 34, 31—35; *Strafsburger durch KABarack, Zs.* 38, 58—65; *die Berliner Blätter ed. Scheel in der Festgabe für Weinhold* 1896, *s.* 53 *ff. kannte schon Lohmeyer; Kasseler durch EdwSchröder, Zs.* 44, 146 *f. das Grazer blatt, dessen zugehörigkeit zum Rennewart bereits prof. Khull erkannt hatte, stammt aus keiner hs., aus der bis jetzt bruchstücke veröffentlicht wurden, auch begegnen die verse dieses fragments in keinem der publizierten stücke. der zeilenzahl auf der spalte nach steht dem Grazer blatt das durch EdwSchröder verglichene bruchstück mit* 52—54 *zeilen am nächsten, wird aber davon durch seine bairische schreibung getrennt, ferner das Kinderlingsche in Adelungs magazin* II 1, 59 *ff* (*das auch immer* vroede *schreibt*). *die handschrift, aus der Kohl, Zs. f. d. phil.* 13, 129 *ff.* 277 *ff die Kreuznacher blätter druckte, enthielt* 55 *zeilen auf der spalte.*

Graz. ANTON E. SCHÖNBACH.

1[a] Do sprach d[s] werde cruchan.
Kunic Thibals ir habt miffetan.
Alfo hoch gelobter art.
Hete bruder rennewart.
Daz von vwern mūde vernumen.
Ez mochte v fin ze fchaden kvmen.
Vnd mvget fin wol engelten.
Wip sol nieman fchelten.
Swer wiben vbel fprichet.
Des himels recht er brichet.
Helm vnd fchilt fuchte pflegen.
Oder der man fol fis bewegen.
Swen in fin vnzucht rure.
Daz er fie niemm[s] gevure.
Cruchan dv has gefprochē wol.
Di vrouwen niemā fchelten fol.
Do fprach der kunic malfer
Ich wil miner gerendē ger.

Durch thibalden gar entweſen.
Vnd nicht gesehen killameſen.
Ez hat der kvnic Thibalt.
Sine gere ſo ſere miſſezalt.
Deme werdan kvnic fauore.
Ich tuchte in ein tore.
Ob ich die ger volle vurte.
Die e min herze rurte.
Nv hœret hie ſin ſpotten.
Ich wil gar des hers rottē.
Swaz wir betalle haben.
Daz ſie ſich nahen an dē graben.
Mit ir ſtat al vmme legen.
Da von die criſtē nicht enmegen.
Drate entrinnē vurwar.
Ich wil weſen zwei iar.
Ich mvge oranſche gewinnen.
Sw^{s} von mir vert hinnen.
Des libes wil ich in behern.
Mahvmet des wil ich dich ſwern.
Daz ich daz gebot nicht briche.
Daz ich hie gein dich ſpriche.
Sie taten ſwaz der kvnik ſprach.
Des morgēs mā vil banire ſach.
Vuren gein oranſche.
In dē rieze der wilden geanſe.
Iſt der winters nicht me.
Dem markyſe tet vil we.
Daz er daz mvſte liden.
Des konde in vroede miden.
D^{s} markys geinc ze rate.
Mit dē die er da hate.
Den iungē vnd den alten.
In gedancken manicvalten.
Was d^{s} markys mvt.
Doch tet er als die vrume tvt
[1b] Vnd wac ſin dinc gein d^{s} wer.
In mvte ſere daz daz her.
Ime wolte ligen ſo nahe.
Wir ſuln daz her enpfahe.
Sprach er mit ſtritlicher tat.
Daz iſt ane minen rat.
Sprach d^{s} biſcof von tholus.
Da von verlieſe wir daz hvs.
Als ich vch beſcheiden wil.
D^{s} heiden der iſt gar ze vil.
Iſt daz wir einhalp ſtriten.
Wir mvgē ze d^{s} anderen ſiten
Oranſche wol verlieſen.
Weltir daz weiger kieſen.
So lat ſie vnbenœtet ligen.
Gotes helfe iſt vns vnu^{s} zigen.
Sprach willhalm der markys.
Ich weiz wol des padys.
Gein vns offen ſtet daz tor.
Die engel die ſele enpor
Tragent ſwer da nimpt dē tot.
Dieheine hellelichen not.
Niemm^{s} mer gewinnet.
Sweme da daz leben entrinnet.
Do ſprachens al geliche.
Beide arm vnd riche.
Ez iſt nicht vnſer wille.
So wil ich ſwigen ſtille.
Vnd min ſterben lazen varn.
Gotes ſegen ſol vns bewarn.
Beide ſele vnd lip.
Nv kom kyburch daz reine wip.
Dar an den rat gegangen.
D^{s} herze was bevangen.
Mit manig^{s} hande ſwere.
Was ſie nicht vrœdenbere.
Daz tet dē markyſe we.
Ich wene er hete leides me.
Danne iemā d^{s} do lebende was.
Ich ſihe manigē werden gas.
Sprach kyburch vf aliſchanz.
Iſt gotes helfe an vns ganz.

Des enwart vns nie me ſo durſt.
Wir han alreſt vmme dē wurſt.
Getoppelt der ſorgen.
Angeſt wil vns nicht borgen.
Div wil han ze hant ir gelt.
Ez iſt bedecket gar daz velt.
Mit heidē vnd da zv die wiſe.
Nv kom malfer der riſe.
Zv d[s] burch gegangen.
Ern vorchte keinen mangen.
Noch tribocke. ſarant noch bliden.
Malfer nicht wolte miden.
2[a] San an d[s] ſelben ſtunde.
Ze rufen er begunde.
Swer vf dem huſe were.
Daz er daz nicht verbere.
Der solte sich ime ergeben.
Ob er gerne wolte leben
Od[s] er mvſte ligen tot
Kein antwurte man im bot.
Die ritter vnd die vrouwen.
Begonden beide ſchouwen.
Den riſen vngevuge.
Ob er die stangen truge.
Ja er truc ſie in d[s] hant.
Mime ovgē nie me wart bekant.
Sprach wilhalm ſo langer man.
Die lvte ich wol erkennen kan.
Wip vnd man daz merke.
Sine lenge vnd ſine ſterke.
Ich wene ie man lenger wart.
Er iſt langer dan rennewart.
Od[s] dan der kvnic baldewin.
Ichn ſach nie ſo langen ſarrazin.
An keinen manne mere.
Swes rat mich icht lere.
Wie wir behalten die veſte.
Daz vns nv si daz beste.
Daz ratet al gemeine.
Min angeſt iſt nicht cleine.
Die ich gein den riſen han.
Swie ich doch habe wan.
Daz er ſi reñewartes kint.
Gar die ritter die hie ſint.
Geruchen mir die lere geben.
Wie wir behalten vnſ[s] lant vnd leben.
(*zweifelhaft, weil abgerieben.*)
Do ſprach d[s] biſcof iohan.
Herre da ſultir riten lan.
Di ritter halbe oder mer.
Ir wizzet nicht den hinenker.
Wanne den tvnt die heiden.
Swenne ſie von hinnē ſcheidē.
Sie komē wid[s] ſo ir welt.
Vnd daz zil ſi in gezelt.
Tvt irz ſo ſit ir wiſe.
Vnd gebriſtet vns der ſpiſe.
So ſin wir alle verlorn.
Wir han noch vleiſch vnd korn.
Sprach kyburch vnd gvtē win.
Wolten die vervluchten ſarrazin.
Noch zwei iar hie entwellen.
Des got nicht ſol wellen.
D[s] gebe ſpiſe vnd craft.
Herre heizet die ritt[s] ſchaft.
Bi dir alle hie beſtan.
Dv ſolt nieman riten lan.
2[b] Noch alten noch den iungen.
Wir sin noch vnbetwungen.
Vor unſer nachgeburen
Sulen ſie lange turen.
Sie mac geruwen die vart.
Komet min brvder reñewart.
Den dv ſolt herre ſuchen.
Wil gelvcke vnſer geruchen.
Din lip in danne vindet.
Got helfe uns nicht erwindet.
Sprach die vil reine.

Min angeſt iſt nicht cleine.
Ich lebe mit vngemache.
Markys vurwar ich mache.
Von angeſte manige lange nacht.
Vil wol getruwen dv macht.
Kyburge deme reinen wibe.
Wan mich ſcheidet von dē libe.
Vurwar der kvnic Thibalt.
Ob er gewinnet den gewalt.
Markys die not bedenke.
Swie mich diu vart gar crenke.
Vnd mache vil vngemvt.
Div vart dunket mich vil gvt.
Vnd mac vns komen ze troſte.
D^{s} danielen erloſste.
Vz den vbeln wurmgartē.
D^{s} zeige dich rennewarten.
Dv macht g^{s}ne vinden.
D^{s} riſe mvz erwinden.
Swes er vns wolte twingen.
Vnd mac din lip in bringen.
So mvzen ſan die beiden.

Vz diſem lande ſcheiden.
Vnd ir vngevuge riſe.
Markys nv vrage die vnd diſe.
Wie in min rat gevalle.
Gemēlich ſprachen alle.
Ez were daz beſte getan.
Ich vrage vch biſcof iohan.
Bi vwer priſterlicher tat.
Wie behaget v der rat.
Herre ob ir ie gebetet.
Den kyburch mir hie retet.
Daz wegeſt an keinē ſachen.
So ſultir balde vch machen.
Vur ſvchē vf die ſtraze.
Vwern rat ich nicht enlaze.
Beliben vurbaz vnd^{s} wegen.
Ich vnd volatin ſuln pflegen.
Nach reñewarte arbeit.
Die angeſt die min h^{s}ze treit.
Vil gar ich d^{s} erwinde.
Ob ich den kvnen vinde.

MAERLANT UND DER REINAERT.

Im anschluss an einige von EMartin gegebene nachweise hab ich in meiner ausgabe von Maerlants Alexander s. XVIIff eine anzahl von stellen beigebracht, die dartun sollen, dass Maerl. von dem ausgezeichneten tiergedicht anregungen empfieng. eine weitere bezeichnende stelle hat Verdam Anz. IX 395 hinzugefügt.[1] mit Troyen 37479ff vergleiche ich die scene wie Brun von den bauern verfolgt wird (706ff). vgl. noch besonders R. 797 *dede hem allen te voren* und Tro. 37497 *die woude hem te voren doen.* die phrase Rein. 962 *al mocht hem al die werelt vromen* finden

[1] bei den vielen berührungen mag immerhin auch der gebrauch von *penninc* für 'geld' angemerkt sein, wie er Rein. 2265 *bi spenninces ghewelt* auf grund meiner verbesserung (Muller Oudere en jongere bewerking v. d. Rein. s. 69) vorligt : Alex. 2, 665 *met penninghen versoenen*, obwol der gebrauch auch sonst vielfach bezeugt ist; s. Mnl. woordenb. 6, 248 u. 249f; auſserdem bei Maerl. Sp. 1^6 33, 31. 53, 16; 3^5 45, 72ff (zweimal als đ abgekürzt wie im Rein.), sonst Beets Cato IV 4, 1; Sp. d. sond. 6048; 6051 uo.

wir im Torec 2827 (= Lancel. III 25951) *al sout u al die werelt vromen* und Tro. 18673 *al sout daer al die werelt vromen*; allerdings auch an zwei andern stellen der Lanceletcompilation II 46700 (= Moriaen 4154) und III 12182 (= Ragisel); s. auch unsere anmerkung zu Maerlants Stroph. ged. s. 183 (III Mart. 141). mit R. 1079 (Martius anm.) vgl. Tro. 1010 *eert spel ten einde wort ghelesen*; mit R. 1963 Tro. 20341 *nu sijn die heren al ghereet*; mit R. 2005 Tro. 3528 und 40088 (anm. zu I Mart. 948). auch Nat. bl. III 990 *die scalc merct ende jaghet talre stont sijn voerdeel: mocht hire an winnen gheheel een appelhijn, et ware verloeren al datmen hem dede te voeren* klingt merkwürdig an an Rein. 130ff. schliefslich vergleiche ich Sp. 3³ 20, 41 *leiden dicke hare laghe up hem bi nachte ende bi daghe* mit R. 407 (wörtlich) und Sp. 4² 47, 74 *dus wan die duvel an sine onmaten* mit R. 2442.

te Winkel hat Gesch. d. nl. letterkunde I 257 anm. 2 die möglichkeit erwogen, dass, falls die übereinstimmungen zwischen Rein. und Alex. nicht zufällig sind (vgl. dazu die 19 these der Groninger doctordissertation von vdMeer), der Rein. die gelehrte dichtung M.s benutzt haben könne. dadurch gewönne ja die sache ein wesentlich anderes, mir zunächst recht befremdliches gesicht. sie verdiente wol eine eigene untersuchung, die sich vor allem auf anklänge in M.s späterer dichtung zu erstrecken hätte. Tro. 37479 ist durch Aeneis VII 523 veranlasst, aber auch im fr. Renart I 634 sind die verschiedenen waffen genannt, darunter auch der *vleghel*, der bei Verg. nicht ausdrücklich steht. an stelle von Tro. 1010 hat Bénoit *ains qu'il venist au chief de tor*; Tro. 3528 übersetzt Bén. 3656, dagegen ist es zweifelhaft ob Maerl. an der zweiten stelle den ausdruck aus seiner quelle (Aen. XII 50ff) heraus lesen konnte. Alex. 3, 325ff steht sachlich in der lat. Alexandreis III 158 dasselbe, gegenüber Alex. 3, 269 bei Gauthier *hic palpitat* und von Alex. 8, 315 bei Gauthier VIII 91 nur *faciem velatus*. der ersten stelle des Sp. entspricht bei Vincentius *aliquotiens vias beati viri insidiis obsidentes*, der angemerkte ausdruck der zweiten findet sich nicht. im übrigen ist M. durch seine quellen sachlich oder im ausdruck nicht bestimmt, noch weniger allerdings der dichter des Rein., soweit er überhaupt einer frz. quelle folgt, was mir aber bei seinem freien verfahren und seiner überlegenen art nicht viel zu besagen scheint.

Bonn, juli 1905. J. FRANCK.

DIE SOGENANNTEN 'RATSCHLÄGE FÜR LIEBENDE'.

Die fünfzig aus einer Münchner hs. bei Docen Miscellaneen II 306f mitgeteilten reimpaare werden allgemein für ratschläge gehalten, die, in form eines briefes gekleidet, sich im ersten teil (I) an die frauen, im zweiten (II) an die männer wenden. diese ansicht hat ein einheitliches gedicht zur voraussetzung. ich hoffe nun zeigen zu können, dass I und II gar nicht zusammen gehören, sondern nur durch den zufall aneinandergereiht sind.

Beide stücke sind eingetragen auf dem umschlag einer lat. octavhs. des 13 jh.s (Clm 7792 = Inderstorpb. 392, bl. 59[a]), und zwar von zwei verschiedenen händen, die aber beide noch das *h*-ähnliche *z* gebrauchen; hinter I und II bringt dieselbe seite noch einige lat. zeilen. I umfasst 28 reimpaare und bricht ab v. 56 mit den worten *wan ze guoten minnen horet*, die am ende der 17 hsl. zeile stehn. unter ihnen steht in einer freigelassenen zeile von der zweiten, kräftigeren hand das wort *der*. mit einem *der* beginnen dann auch die folgenden 22 reimpaare (nicht ganz 17 zeilen der hs.): v. 57 *der man sol denen mit demute* bis v. 100 *so ist sin er gruone und state.* das blatt ist am obern ende schief beschnitten und über den eingangsworten von I sind einige striche zu erkennen. aber selbst wenn man in ihnen mit Steinmeyer (Anz. II 239) die untern buchstabenspitzen zweier worte sehen will, ist es mir unwahrscheinlich, dass vor v. 1 noch mindestens éin reimpaar gestanden habe: die worte können einer überschrift angehört haben; wie wäre sonst der zufall zu erklären, dass v. 1 genau in der obern ecke links einsetzt? es scheint sogar, als ob der schreiber das anfangs-*J* von v. 1 absichtlich ungeschrieben liefs, womit erwiesen wäre, dass das gedicht so begann.

Die vers- und reimtechnik von I ist der von II geradezu entgegengesetzt. I hat ausgesprochene vorliebe für stumpfen ausgang, klingend sind von seinen 28 reimen blofs 8, und bezeichnenderweise ist der einzige reim, der öfter widerkehrt, *man*, also stumpf (15. 23. 29. 47). II hingegen zählt 16 von 22, dh. mehr denn zwei drittel klingender versausgänge, und die mehrfach verwendeten reimworte sind durchweg klingend: 58 und 70 *guote*, 59 und 83 *sinne*, 60 und 66 *dingen*, 68 und 99 *râte*. — I stöfst sich noch nicht an consonantischen reimungenauigkeiten,

derer 10 zu verzeichnen sind[1] gegenüber einer einzigen in II (v. 59 *sinne : dingen*), wobei allerdings auf überschüssiges *n* nicht rücksicht genommen ist. vocalisch unreine reime sind in I nicht gesichert (s. u.); in II fällt die gleichgiltigkeit gegen umlaut auf (4 fälle[2]), für die I kein beispiel zeigt.

Mundartlich werden I und II, entgegen der herschenden meinung, als handle es sich um alemannische denkmäler, eher dem mitteldeutschen gebiet zuzuweisen sein. dorthin deuten namentlich die reime von I wie *schœne : küene* 31, *riterschaft : ungemach* 37, *lebe : phäde* 51, *hübescheit : steit* 45, *buoch : gnuoch* 49; in II minder sicher *gebûre : gefüeren* 75. sowol md. als alem. ist die I und II gemeinsame unempfindlichkeit gegen überschlagendes *n* und der reim *gewenden : geminnen* 20. die aufzeichnung scheint alem. zu sein: wechsel zwischen *ch* und *k* im anlaut, v. 10 *gehen*, 80 *har zuo*; die ursprüngliche mundart jedoch schimmert durch in *nene* (16. 24), *er* (12, gegen *ir* 11), *ube* (74), dem häufigen *e* st. *ei* (45. 46. 61. 71. 72).

Als zeit der abfassung wäre für I das 12 jh. gesichert, wenn v. 48 nicht *kan*, sondern *irkennan* das reimwort bildete. das ist freilich zweifelhaft. aber auch die unreine reimtechnik erweist I als älter denn II.

II ist richtig gedeutet worden: es enthält würklich ratschläge für männer, die übrigens selbst in den wolbekannten engen grenzen mittelalterlicher tugendlehre einen recht subalternen eindruck machen: zu ihrem grundgedanken: 'suche aller welt zu gefallen' bekennt sich die vornehmere mhd. didaktik keineswegs. hingegen gewinnt I ein ganz anderes gesicht, wenn es von II getrennt wird. es ist, wofür es aufser Docen kein einziger forscher hat gelten lassen, würklich ein liebesbrief. und da er leicht der älteste seiner gattung ist, möge er hier nochmals nach einer collation mitgeteilt werden, deren meiste ergebnisse allerdings schon Steinmeyer Anz. II 239 vorweg genommen hat. stellen, die ich infolge der von Docen angewanten reagentien nicht entziffern konnte und an denen ich deshalb dem ersten abdrucke

[1] *werden : werben* 3, *tage : schaden* 5, *gewenden : geminnen* 19, *ander : langer* 27, *riterschaft : ungemach* 37, *leide : heime* 39, *wîge : wîben* 41, *buoch : genuoc* 49, *lebe : phäde* 51, *liep : niet* 53.

[2] *dêmüete : guote* 57, *tæte : râte* 67, *râte : stæte* 99, *nâhgebûre : gefüeren* 75.

folgen muste, sind cursiv gesetzt, die abkürzungen der hs. (auch *dc*) aufgelöst, die verse abgesetzt und interpunctiert.

1 (I)*h bin* ein heinlich bote,
nv bevilch ih daz gotte,
daz er daz *laze* werden,
daz ih sol werben.
5 daz sol ih biten alle tage,
got laz ez werden ane schaden.
der mih ze boten hat gesant,
er ist vil witenen *re*kant.
der heizet mih daz sehen,
10 vil minnecliche gehen,
er heizet si [ir gemvte] des hvten,
daz si er gemv̊te
irgen gewende
dechei*nen en*de
15 an decheinen sogetan man,
der si geminnen nene chan.
dez minne sint niet heinlich,
ez en dunchet in lobelich.
si sol sich dar gewenden
20 da man si kan geminnen.
daz tv̇nchet in der frowen rat;
nv sih wie hie gescriben stat:
Ih han gesehen mangen man,
der *anders minnen* nene kan,
25 wan daz er wanet, div wip
minnen sinen starchen lip;
so wanet *aber ein ander*,
der ein teil ist langer
dennen ein ander man,
30 daz er die minne svle han:
einre d*urh sine* schone,
der ander durh sine kv̊ne,
der drite durch sin gůtes har,
— si si*nt* betrogen *daz ist* war —
35 einre dvrch sin manchraft,
der ander durh sin ritershaft.
daz si da heizent (*riterschaft*),
daz ist ein michel vngemah.
si tv̌nt den frǒwen leide,
40 daz si selten sint da heime,
si riten zv̊ wige.
waz fromet daz den wiben?
ǒh flizint si sich an turnei.
die frǒwen dorften nivt ein (*ei*)
45 geben vnbe sogetane hv̊beschet,
div zv̊ minnen niet enstet.
den wol minnenden man
den kan ih wol irkennen,
wande vns Phaset saget ein bvch
50 von gv̊ter minnen gnůc.
iz sprichet: swer so gvtliche lebe
vnd wize wol alle phade,
der sol den frǒwen wesen liep.
da furbaz en sagen ih iv niet
55 waz mir dar vnbe kvnde ist,
wan ze gůten minnen horet (list).

1 *ziemlich sicher, obzwar Docen die anfangsworte punctiert* 2 be vilch *hs.* 4 *hinter* dc *bis zum zeilenende eine längere, anscheinend leere stelle* 11 ir gemvte *ist deutlich, aber als dittographie zu streichen; Docen hatte eine lücke gelassen, Steinmeyer las* vil gemvte *und vermutete* vil genôte 14 decheines *Docen* 19 svln *hs.* 21 tv̄chet *ganz unsicher* 22 gefc^{s}bē *hs.* 31 einer *Steinm.* 33 dritē *hs.* 34 bet^{o}gē *hs.* 37 riterschaft *fehlt der hs. ohne lücke* 43 t^{s}nei *hs.* 44 *von* ei *seh ich nichts mehr* 48 dē *oder* dc *hs.* kan *wird reimwort sein*: ih den (*dat. plur.*) wol irkennen kan 50 gno^{v}c *hs.* 51 ſp^{s}ch *am zeilenende* 53 *vor* der *ist* dē *gestr., so Steinm.;* liep wesen *hs.* 56 list *von Steinm. ergänzt.*

Dass es sich um einen liebesbrief handelt, erweisen die formeln des anfangs. der inhalt des schreibens wird v. 2 in Gottes schutz befohlen; der bote soll (v. 10) *vil minneclîche* sprechen, soll heimlich, vertraulich sein (v. 1), sein auftrag soll sich also der mitwisserschaft uneingeweihter entziehen. dass sich das gedicht redend als boten einführt, ist eine ständige formel des ma.lichen gereimten liebesbriefes, die besonders im eingange gern verwendet wird. statt vieler parallelen die schlagendste (Zs. 36, 361): *ich pin ein brieff vnd pin ain pott, daz ich werb, daz geb got. ain hübscher chnab hat mich gesant..* (vgl. v. 1. 2. 4. 7). auch in andern zügen ist die einkleidung ganz typisch: so der preis des absenders v. 8, die wendung *der heizet mih* v. 9, das reimpaar v. 7f, dessen eine hälfte wörtlich widerkehrt im Büchlein des Frauendienstes 52, 26: *ich hân den muot an im erkant, der mich ze boten hât gesant.* es ist nicht nötig für diesen briefeingang nach vorbildern zu suchen. sicher ist er unabhängig von den romanischen 'saluz', denn wenn auch in diesen wendungen vorkommen wie *moi qui sui messages, je suis son message*, so ergaben sie sich dort als erklügeltes schlussglied einer langwierigen liebesdialektik, während hier der *heinlich bote* des eingangs ein ebenso schlicht volkstümliches gepräge trägt wie die mündlich bestellte liebesbotschaft im Ruodlieb etwa oder in Dietmars liederbüchern (vgl. bes. MSF. 38, 14 *Ich bin ein bote hergesant*). so legt das gedicht ein neues zeugnis ab für den heimischen ursprung des gereimten deutschen liebesbriefes, wobei ich allerdings vom höfisch-ritterlichen liebesbrief absehe.

Das schüchtern gehaltene gedicht wagt gar nicht die dame anzusprechen — eine besonderheit, die es mit andern vertretern seiner gattung teilt, zb. mit dem ältesten ritterlichen liebesbrief Eneit 10794 — und der einzige imperativ *sih* v. 22 bezieht sich ebenso wie v. 54 die anrede *iu* auf einen unbeteiligten zuhörer. das ligt an dem lehrhaften charakter des stückes. aber die ratschläge, die der bote im auftrage seines herrn bestellt, sind ganz besonderer auffassung und stimmung entsprungen. der vf. wendet sich v. 23ff prononciert gegen die ritter, von denen er fürchtet durch kraft, grōfse, mut und schönheit, durch ritterliche taten in krieg und turnier und andre *sôgetâne hübischeit* bei der geliebten ausgestochen zu werden. er muss einem stande angehört haben, dessen vorzüge zu den ritterlichen tugenden in aus-

geprägtem widerspruch standen. so ist es wol erlaubt, den vf. als geistlichen zu denken: v. 49, wo er das buch *Facetus* citiert, sichert ihm eine gewisse bildung. damit aber führt uns das gedicht auf bekanntes terrain: es behandelt den gegensatz zwischen pfaffen- und ritterminne. in diesem sinne hatte Matthäus von Vendôme in seinem poetischen briefsteller (Münchener SB. II s. 597 v. 91) einen cleriker klagen lassen: *me refugis, quamvis tibi miles amatur* oder ein anderer geistlicher sein mädchen vor den rittern *quasi a quibusdam portentis* gewarnt (MFr. 222, 43). unseres liebenden gegensatz zum rittertum ist armselig und klein, es spricht kein glühender hass aus ihm, sondern nur der ohnmächtige neid eines schwachen. darum führt er gegen seine rivalen so schwächliche argumente ins feld, wie sie sonst nur den verlassenen geliebten in den mund gelegt werden (v. 40). aber vielleicht wäre der eindruck dem dichter günstiger, wenn das gedicht vollständig wäre. der brief war trotz der formel v. 54 mit v. 56 schwerlich abgeschlossen. der vf. will da eben seinen haupttrumpf ausspielen, indem er sich auf die *list* beruft, die *der wol minnende man* (v. 47) besitzen muss. *list* ist wissenschaft, kunst, zauberkunst, wie man sie aus dem buch *Phaset* (hier offenbar eine lat. minnelehre) lernt. in den geheimnissen der ars amandi fühlt sich der geistliche dem ritter überlegen (*des minne sint niet heinlich*), und sie mochte bei klugen frauen die plumpen ritterlichen tugenden wol ausstechen.

Berlin, im märz 1904. OTTOKAR FISCHER.

SCHWIEBUSER BRUCHSTÜCKE EINES MHD. CATO UND FACETUS.

Das archiv der stadt Schwiebus in der Neumark hat nur ganz geringe bestände älterer manuscripte auf die gegenwart gerettet, da bereits im jahre 1541 *die verheerende feuersbrunst vom donnerstag nach jubilate* (12 *mai*), *die auch das rathaus in asche legte, den gröfsten teil des archivs vernichtete. unter den erhaltenen manuscripten sind die wichtigsten zwei protokollbücher der stadt aus dem* 15 *jh.*[1] *und zwei Sachsenspiegelhandschriften in*

[1] *das eine davon ist ein protokollbuch des städtischen gerichts und enthält 'Urfehden, Uffgaben' uä., von* 1443 *bis* 1553; *das zweite geht von* 1452 *bis ca.* 1519 *und überliefert die protokolle von erbschichtungen, entscheiden und schenkungen.*

folio, auf papier, die bisher noch völlig unbekannt sind. nr 6 der hss. des stadtarchivs ist ein md. lehnrecht mit der glosse, das 1462 beendigt ist; nr 8 enthält das III buch des landrechts in der bearbeitung und mit der glosse des Nicolaus Wurm[1]; *geschrieben ist sie, wenn man der subscriptio am schluss der hs. trauen darf, im jahre 1464. beide handschriften sind, wie ich an anderm orte nachweisen werde, in Schwiebus selbst entstanden. der zu nr 8 gehörige erste band mit buch I u. II des landrechts ist nicht mehr vorhanden, wird also wol 1541 mit untergegangen sein. beim einbinden von nr 8 sind zur schonung des innersten doppelblattes jeder lage lange schmale falzstreifen aus zwei älteren pergamenthss. eingeheftet worden. die kleinere zahl dieser falzstreifen stammt aus einer hs. des 14 jh.s mit lateinischen liturgischen stücken, die mehrzahl zeigt lateinische und deutsche spruchverse vom anfang des 15 jh.s, die sich bei näherer untersuchung als reste eines lat.-md. Cato und Facetus erwiesen. nur diese letzteren hab ich im august 1905 auf der hiesigen universitätsbibliothek aus dem bande herausgelöst, sie tunlichst restauriert und auf durchsichtiges reispapier aufgezogen. für die übersendung des manuscripts nach Göttingen und die bereitwilligst erteilte erlaubnis, die falzstreifen aus dem bande loszulösen, bin ich hrn bürgermeister Stadthagen zu Schwiebus und hrn lehrer GZerndt, dem vorstande der Schwiebuser städtischen sammlung, zu aufrichtigem danke verpflichtet.*

Die 18 ungefähr gleich grofsen streifen, die sich ergeben haben, gehören zu zwei verschiedenen, horizontal geschnittenen doppelblättern der gleichen handschrift, die am anfang des 15 jh.s auf pergament in 4° sehr sauber und regelmäfsig geschrieben ist. doppelblatt A enthält auf 14 streifen, von denen II—XIII unmittelbar miteinander zusammenhängen, die bruchstücke des lat.-md. Cato, doppelblatt B auf 4 zusammenhängenden streifen die reste des ebenso eingerichteten Facetus.

[1] *vgl. Homeyer Die deutschen rechtsbücher des ma.s s.* 6. *die Schwiebuser hs. ist erst die vierte hs. der Wurmschen glosse, die bekannt wird. zu den bei Homeyer aufgeführten beiden alten hss. aus Görlitz und Liegnitz kommt eine jetzt verschollene schlesische hs. des* 15 *jh.s mit buch* II *und* III *des landrechts, die in der Zs. f. rechtsgesch. bd.* 3 *s.* 328*ff beschrieben ist. die von den juristen recht gering eingeschätzte arbeit Wurms ist wie die übrigen werke dieses fleifsigen juristen sprachlich von grofsem interesse und verdiente deshalb wol eine bearbeitung.*

Doppelblatt A.

14 *pergamentstreifen von je* 29,8—38,8 *cm. breite und* 0,6—1 *cm. höhe; nur streifen* II *hat die äufsere hälfte des* 2 *blattes verloren und ist nur noch* 21,9 *cm. breit, der buchbinder hatte deshalb hier ein stück aus der zweiten von ihm benutzten hs. angeflickt. der beschriebene raum ist auf all diesen streifen* 11 *cm. breit, der innere blattrand misst* 2 *cm., vom äufseren sind bei bl.* 1 *nur* 0,6—1 *cm. erhalten, bei bl.* 2 *dagegen* 4 *cm., die wol den vollen alten aufsenrand des blattes repräsentieren. wir kommen also auf eine breite von* 17 *cm. für das blatt der ursprünglichen hs. schwerer ist es, die ehemalige höhe des vollen blattes zu bestimmen. da ist es wertvoll, dass streifen* I, *der den oberen rand des beschriebenen teiles bildete, auf blatt* 1v *noch so viel von den spitzen der buchstaben einer zeile erhalten hat, dass wir daraus die* 1 *zeile von bl.* 1v *mit sicherheit widerherstellen können. aufserdem hilft auch die sorgfältige abmessung der tintenlinien, die je* 6 *mm. voneinander entfernt sind, viel bei der berechnung der verlorenen zeilen. zwischen str.* I/II *sind nun, nach ausweis des textes,* 7 *verszeilen ausgefallen, mithin ein stück von* 4,2 *cm. höhe, das* 5 *unserer streifen entsprechen würde. zwischen str.* XIII/XIV *fehlt eine volle und zwei halbierte zeilen, also éin streifen, endlich unter str.* XIV *noch* 1 ½ *zeile text* (= 1 *streifen). die seite der alten hs. hatte demnach* 30 *zeilen, der beschriebene raum also eine höhe von* 18 *cm.* (= 21 *unserer streifen). rechnen wir dazu für den oberen und unteren rand des blattes je* 3 *cm., so ergibt sich als mutmafsliche höhe des ursprünglichen blattes* 24 *cm.*

Die bruchstücke sind von éiner hand in fester, schöner buchschrift vom ende des 14 *oder anfang des* 15 *jh.s auf sauber vorgezogenem tintenlinienschema geschrieben worden. die höhe der mittleren buchstaben beträgt* 4 *mm., der grofsen* 5 *mm., bei* 6 *mm. zeilenhöhe also eine ansehnliche gröfse. dem entsprechend sind die grundstriche stark, aber nicht ungleichmäfsig, ausgeführt. das schluss-*s *ist völlig durchgedrungen, das* a *hat die ältere, in der mitte durchgeteilte, unten offene form. die beiden verticalen umrahmungsstriche des linienschemas sind bis an den rand des blattes durchgezogen. die hs. ist einspaltig beschrieben, die verszeilen sind abgesetzt und der übrigbleibende teil der zeile regelmäfsig mit roten schlängellinien ausgefüllt. ein paarmal ist ein deutsches reimpaar, meistens das letzte der strophe, auf eine einzige zeile*

zusammengedrängt, dann ist gewöhnlich das reimwort des 2 verses auf das ende der vorhergehnden zeile gerückt; nur hier erscheint der reimpunct. der grofse anfangsbuchstabe jeder verszeile ist durch ein rotes senkrechtes strichelchen, der anfang jedes latein. distichons durch abwechselnd rote und blaue vorgesetzte ¶ gekennzeichnet. gröfsere initialen kommen in den erhaltenen bruchstücken nicht vor. die hs. ist im 15 jh. eine zeitlang als schulbuch benutzt worden, das zeigen die gelegentlichen eintragungen einer zweiten hand, die in der gewöhnlichen cursive des 15 jh.s ein paar glossen an den rand geschrieben[1], aufserdem aber die ursprünglich leergebliebene letzte seite des doppelblattes B mit lateinischen alphabeten und ähnlichen federproben ausgefüllt hat. von derselben hand scheint auch die eintragung auf dem oberen rande von bl. 1^r : de[2] judicio b zu stammen, mit der vielleicht der rest eines b an der entsprechenden stelle von bl. 2^r und das aa des bl. 2^v in zusammenhang steht.

Die streifen des doppelblattes A sind sehr verschieden gut erhalten. das rührt daher, dass die obere hälfte des bandes, aus dem sie herausgelöst sind, stark durch moder beschädigt war, besonders gerade der obere innenrand der blätter, wo die falzstreifen stellenweise völlig mit den papierblättern der hs. verklebt waren. dadurch ist auch das pergament der streifen an diesen stellen sehr angegriffen worden, die schrift zuweilen ganz ausgelöscht. bl. 2 des doppelblattes ist stärker mitgenommen als bl. 1, dessen streifen meist im unteren teile des bandes steckten. besonders gelitten haben von bl. 2 die streifen III. V. VI. IX. XI. XIII, von bl. 1 str. IV. VII. VIII. XI. XIV. die schrift ist an den von moder freien stellen tiefschwarz und vortrefflich lesbar, an den verletzten partieen gelblich und teilweise verblasst bis zur völligen unlesbarkeit. durch das zerschneiden des alten doppelblattes sind viele zeilen halbiert worden, sodass die spitzen der buchstaben auf dem einen streifen, die untere hälfte auf dem zweiten zu finden sind. auf diese weise hängen eng zusammen von bl. 1 die streifen II f. V f. VII f. IX f. XI f., nur auf bl. 1^v str. III f; von bl. 2 die streifen III f. V f. VII f. IX—XII, auf bl. 2^v auch VI f. auch da, wo der anschlussstreifen verloren ist (str. I. II. XIII. XIV), geht der schnitt zufällig überall

[1] vgl. zb. bl. 1^r (streifen II) : Anoma ‖ (= Anomalon), ibid. (str. III): Jhūs xp̄us. anderes vermag ich nicht mehr zu entziffern.

[2] das etwas höher stehnde de ist fast ganz weggeschnitten.

durch die schrift einer zeile hindurch, und es ist nicht immer möglich, aus den erhaltenen resten den text der zeile zu reconstruieren.

Bl. 1ʳ *enthält* 4 *disticha aus dem* 3 *buche des lat.* Cato, *nämlich dist.* III 13—16 *nach der ausgabe von OArntzen (Trajecti ad Rh.* 1735). *die jedem distichon hinzugefügte deutsche übersetzung ist regelmäfsig vierzeilig, ich zähle den lat. und deutschen text jedes distichons als z.* 1—6 *durch. auf streifen* I *sind nur die äufsersten spitzen der* 1 *zeile des blattes zu erkennen, aber nicht mehr zu identifizieren. nach der sicheren berechnung des verlustes zwischen str.* I/II, *wie sie uns bl.* 1ᵛ *gestattet, würde diese* 1 *zeile von bl.* 1ʳ = III 11, 6 *gewesen sein, denn streifen* II *beginnt mit* III 13, 1. *zwischen str.* XIII/XIV *fehlt eine zeile* = III 16, 2, *nach str.* XIV 2 *verse* = III 16, 5—6, *die aber, wie das überschiefsende reimwort am ende von* III 16, 4 *beweist, auf eine einzige zeile zusammengerückt waren. bl.* 1ᵛ *beginnt auf str.* I *mit* III 17, 1; *die etwas reichlicher erhaltenen spitzen der buchstaben erlauben die sichere identifizierung dieser verszeile. da nun str.* II, *nach einer unentzifferbaren unteren hälfte einer zeile, mit* III 18, 3 *fortfährt, sind in der lücke zwischen str.* I/II 7 *verszeilen* (= III 17, 2—18, 2) *verloren gegangen. zwischen str.* XIII/XIV *fehlt widerum eine zeile* (= III 21, 5), *nach str.* XIV *eine zeile* (= III 22, 2). *bl.* 1 *enthielt also, als es noch vollständig war, die distichen* III 11, 6—III 22, 2 *mit im ganzen* 63 *versen auf* 2 × 30 *zeilen, da die beiden schlussverse von* III 16. 19. 20 *nur je eine zeile einnahmen.*

Nach der gleichen berechnung umfasste bl. 2 *ursprünglich die distichen* IV 35, 4—IV 46, 5 (= 62 *verszeilen), wobei die verszeilen* IV 37, 4. 45, 6 *u.* 46, 6 *nicht abgesetzt waren und das distichon* IV 38 *der hs. überhaupt fehlte. in den lücken von bl.* 2 *sind verloren dist.* IV 35, 4—36, 5. 41, 1. 4. 41, 5—42, 5. 46, 2. 5. *zwischen bl.* 1 *und* 2 *fehlen die distichen* III 22, 3—25. IV 1—35,3, *im ganzen also* 229 *verszeilen. nehmen wir für den anfang des* 4 *buches einen etwas gröfseren absatz in der hs. an, so würde das fehlende gerade* 4 *bl. unserer hs. füllen, mit anderen worten: zwischen bl.* 1 *und* 2 *unsers doppelblatts A fehlen die beiden inneren doppelblätter einer lage, in der A das* 3 *doppelblatt, von der mitte der lage aus gerechnet, gebildet hat.*

Die sprache unserer bruchstücke endlich ist ein östliches mitteldeutsch, wie es um 1400 *in Schlesien und Böhmen herschend war. besonders in die augen fällt die stricte durchführung der neuen*

diphthonge : alle alten î und iu sind in ei (ey) und ew übergegangen. für û > ou findet sich wol nur zufällig kein beispiel, denn uſſ iv 39, 6 gehört nicht hierher, weil es kurzes u hat. die alten ei (ey) und ou werden niemals ai oder au geschrieben; altes ou ist zu ô gekürzt in loſſen : ſloſſen Facetus 14, 3 f. ferner wird überall mhd. æ > e, ie > y, uo > u; neben langem a steht zuweilen das gerundete o (vgl. nôch iii 14, 4; hôſt iv 44, 3; wôrheyt iii 19, 4 u. ö.); der md. übergang von u > o ist überall vollzogen (vgl. vndogent iv 41, 3; moge iii 19, 4; gebroch [: joch] iii 15, 6; vorchte iii 21, 3. iv 43, 5), während der übergang von i > e nur in erem iii 14, 4 eingetreten ist; volbrengen iii 15, 3 erklärt sich anders. das e der mittel- und endsilben erscheint gern als i. das mhd. spirantische z ist völlig verschwunden, im auslaut findet sich nur s, im inlaut kommt nur éin fall vor, und da hat der schreiber ein einfaches ſ gesetzt, vgl. ii 20, 3 meſig. die affricata z wird stets durch cz widergegeben, dagegen verwendet der schreiber ein paarmal geschwänztes z für weiches ſ in boze iii 13, 6. 14, 5; kozen : lozen iii 20, 3 f; zo iv 44, 4. im reime findet sich von all diesen eigentümlichkeiten der sprache des schreibers nichts mehr als der übergang von u > o in gebroch (: joch) iii 15, 6. andererseits hat der schreiber bemerkenswerte reime des dichters zerstört iii 18, 3 achte : rechte (= êhte : rëhte); iv 45, 3 behalden : felden (?) (= behalden : falden); iv 5, 5 beclagſt : haſt (= beclâst : hâst). die bruchstücke sind leider zu wenig umfangreich, um daraus einen sicheren schluss auf die sprache des dichters ziehen zu können.

Die bruchstücke des deutschen Cato gehören einer gesamtübersetzung der Disticha Catonis an, soviel lässt sich ohne weiteres sagen. im übrigen zeigt aber unsere hs. mit keiner der bei Zarncke im 'Deutschen Cato' angezeigten fassungen nähere verwantschaft, und von allen seither veröffentlichten funden zu den hss. des Cato stehn nur die beiden Lemberger doppelblätter, die RMWerner in dieser Zs. bd. 34, s. 246 ff aus der bibliothek des dr vKętrzyński bekannt gemacht hat, zu den Schwiebuser bruchstücken in näherer beziehung. da ein glücklicher zufall es gewollt hat, dass die distichen iv 36, 6—41, 3 in beiden handschriften erhalten sind, können wir sogar eine sehr enge zusammengehörigkeit zwischen den beiden überlieferungen constatieren. beide repräsentieren eine und dieselbe deutsche übersetzung, die also wol im öst-

lichen Mitteldeutschland entstanden ist. beide hss. waren auch äusserlich ganz ähnlich eingerichtet, nur hatte die Lemberger etwas kleineres format. auch ihre entstehungszeit ligt nicht weit auseinander. und ihr sprachlicher charakter ist ganz gleich, sodass ich unten auf bl. 2ʳ unbedenklich die lücken unseres blattes aus K (*der Lemberger hs.*) *ergänzen durfte. die stärkste abweichung zeigt K darin, dass sie auch das distichon* IV 38 *enthält, es wird also in der Schwiebuser hs. schwerlich eine absichtliche auslassung des distichons anzunehmen sein. auch* 39, 1. 40, 3. 4 *bietet K ein bessere lesart, dagegen hat unser text* 37, 2 *das ältere* vmbra.

Doppelblatt B.

4 *pergamentstreifen von derselben gröfse wie str.* I—XIV; *ich ich bezeichne sie als str.* XV—XVIII. *sie hängen alle* 4 *unmittelbar zusammen, str.* XV *beginnt mit einer halbierten zeile, str.* XVIII *schliefst aber mit einer vollen zeile, und bl.* 1ᵛ *lässt deutlich erkennen, dass auf str.* XVIII *sofort der untere blattrand folgte, wir also die* 4 *untersten textstreifen der seiten vor uns haben. der innere rand der blätter ist auch hier* 2 *cm. breit, vom äufseren sind bei bl.* 1 *noch* 3 *cm., bei bl.* 2 *nur* 2 *cm. erhalten. das pergament von B ist etwas stärker als das von A, die streifen* XV—XVIII *sind deshalb nicht so stark beschädigt wie die früheren; am meisten hat str.* XVIII *gelitten. die äufsere einrichtung und die schrift ist genau dieselbe wie in A. B bildete offenbar das äufserste doppelblatt einer späteren lage der gleichen handschrift, vielleicht das letzte der ganzen hs., denn bl.* 2ᵛ *war ursprünglich leer gelassen und ist erst nachträglich von hand* 2 *beschrieben* (*vgl. oben*), *auch ist bl.* 2ᵛ *stärker gedunkelt als die übrigen seiten.*

Bl. 1 *enthält bruchstücke aus dem anfang eines lat.-md. Facetus, die deutschen übersetzungen der lat. distichen sind ebenfalls vierzeilig. ich benutze den alten druck des lat. Facetus von HenrQuentell in Cöln, s. a., in kl.* 4° (= *Hain* 6885) *und zähle die auf den längeren einleitungsabschnitt* (12 *zz.*) *folgenden distichen als dist.* 1 *ff. danach bietet bl.* 1 *auf der vorderseite dist.* 7, 6—8, 6 *und auf der rückseite dist.* 14, 1—15, 2, *in je* 7 *zeilen, wobei dist.* 14, 5. 6 *auf einer zeile stehn. da nun ohne zweifel auch B auf der seite* 30 *zeilen gehabt hat, so wird bl.* 1ʳ *ursprünglich mit dist.* 4, 1 *begonnen haben, und bl.* 1ᵛ *hätte demnach auf z.* 1—23 *dist.* 9, 1—13, 6 *enthalten. das ist aber unmöglich, es muss vielmehr eins der distichen* 10—12 *in unserer handschrift gefehlt haben.*

über den umfang des Facetus unserer hs. lässt sich nichts näheres berechnen, er wird die übrigen doppelblätter unserer lage ausgefüllt haben, denn bl. 2r enthält schon einen anhang, den ich in der mir vorliegenden ausgabe des Facetus nicht vorfinde. dies distichon von den 3 kennzeichen des toren weicht schon dadurch von allen vorhergehenden ab, dass die deutsche übersetzung sechszeilig ist. vielleicht hatte es also der schreiber dem Facetus angehängt, dann wäre auch dadurch der abschluss des werkes deutlich markiert.

Auch vom deutschen Facetus gibt es eine grofse anzahl von hss., die aber überhaupt noch kaum ausgebeutet worden sind [1], *sodass eine nähere bestimmung der recension unserer hs. nicht einmal versucht werden kann. mit den bisher gedruckten fassungen stimmt unsere hs. nirgends* [2].

Der folgende abdruck gibt den text der bruchstücke diplomatisch getreu wider. alle unsicheren lesungen sind durch cursive bezeichnet, alle ergänzungen von lücken der hs. aufserdem durch runde klammern umschlossen. die römischen ziffern zur linken des textes zeigen die nummer des streifens an, auf dem die zugehörigen verse erhalten sind; zur rechten hab ich die ziffer der distichen und verse nach den oben citierten ausgaben hinzugefügt.

A. CATO.

Bl. 1r:

str. I	. . . .	III 11, 6 (?)
II	Vxorē fuge ne ducas fub noīe dotis	13, 1
	Nec retin'e velis fi cepit effe molefta	2
III	Flewch das du eyn weyp icht nemift	3
	Vm gut do von du dich befchemift	4
IV	Ouch halt fy nicht czu weybe deyn	5
V	Begynnet fy boze vnd arg czu feyn	6
	Multoꝝ exempla difce c̄ fcā fequaris	14, 1
VI	Que fugias vita nob' eft aliena mḡra	2
VII	Vil weyfir lewte tat dy lere	3
	Vnd noch erem fpore dich kere	4
VIII	Den bozen teten bys gehas	5
IX	Eyn fremdes lebin leret vns das	6
	Qd' potes id tēpta opis ne pond'e p̄ffus	15, 1

[1] *[eine untersuchung und ausgabe der deutschen Faceti ist in arbeit. R.]*

[2] *die oben angeführten Lemberger bruchstücke des Cato enthalten auch einen Facetus, aber nur den lateinischen text.*

x Succūbat labor ꝛ fruſtra tēptata relinqˢs 2
xi *Beg*ynne was du *mach*ſt volbrengen 3
So man deyne erbit *vn*der [1] dringe 4
xii Sych man des ſ(. . . . .) werkis joch 5
xiii Do von dy erbit leydet gebroch 6
Qd' noſti ſcm̄ non rectū nolito ſilere 16, 1
xiv Was du *ni*(.)*t ger* 16, 3
Das vorſweyg *vn* (. . .) *vnder echt.* nicht. 4

Bl. 1ᵛ:

i Judicis auxiliū ſub iniqua lege rogato 17, 1
ii 18, 2
Geduldeclichen trag ane achte 3
iii Was du leyden ſalt von rechte 4
Selbir richte dich czu ſchaden 5
iv So dy ſchult dich hat beladen 6
v Multa legas facito plcis plege mlta 19, 1
Nam miranda canūt (ſ)ꝫ nō credenda poete 2
vi Du ſalt vil yn de(*n bu*)chern leſen 3
vii Was dy worheyt moge geweſen . lich iſt. 4
Das behalt doch nicht *en* lis Was do vnglewbe 5. 6.
viii Int' ꝛuiuas fac ſis (*ſermon*)e modeſtus 20, 1
ix Ne dicare loquax dū vis vrbanus hrī 2
x Meſig ſaltu ſeyn mit kozen 3
[2] In der wirtſchaſt nicht vil lozen . nant 4
xi Das du icht wirſt *ir*(*can*)t Eyn cleffer biſtu ge 5. 6.
Cōiugis irate tu no(*li ver*)ba timere 21, 1
xii Nā lac'mis ſtruit īſi(*dias*) dū femīa plo'at 2
xiii Vorchte dich nicht an keynē orten 3
Vor deynes czornigen weybes worten 4
xiv *Mit trenen ſy vns* (. . . . . . .)*bit* 21, 6
(*Vtere quesitis, sed ne videaris*) abuti 22, 1

Bl. 2ʳ:

i *leer.*
ii . . . . ‖ iv 36, 5
Mit frewden tragen ſun ‖ (*dir dal.*) 6
iii Tpa lon(*g*)a (*tue noli promittere vite*) 37, 1
Quocūqꝫ īgrede(*ris, sequitur mors*) *corpis* vmbᵃ 2

[1] wider? [2] *diese zeile ist besonders stark verblasst.*
iv 37, 2 vmbrā *K (s. oben s.* 431*).*

iv	Du ſalt nicht (*glouben eben . Lange czeit*) deyme (*leben*)	3. 4.
v	(*Wen wo du geyſt*) dir (*volgit noch*)	5
	Der ſcha(. . . . . . *des todis joch*)	6
vi	Cede loco leſus (. . .)x fortune potent(*i*)	39, 1
vii	Led'e qui potuit aliqn̄ ꝓdeſſe valebit	2
viii	Du vorſe'ter dem vorſerer entw(*eyche*)	3
	Deme der do mechtig iſt vnd reyche	4
ix	Vnd (*wisse das der ſ*)elbige *mach*	5
x	Dyr vil ge(*vrom*)en uff eynen *tag*	6
	Cū quid p'caris caſtiga te ip̄m ſub(*inde*)	40, 1
xi	Wln'a dū ſanas dolor ē medi(*cina doloris*)	2
xii	Wenne du haſt geſundiget (. . .) ſ(*ere*)	3
	Dorn(*ach ca*)ſteye dich das iſt meyne lere	4
xiii	So heyliſtu dy wunden (*in der vrist*)	5
	Wen ſmer(*cze de*)s ſmer(*czen erczteye*) iſt	6
xiv	Mutauit mores ſꝫ pigno'a p'ma mem̄to	41, 2
	Vorthum(*e den*) nicht vm ſeyne vndogent	3

Bl. 2v:

i	*leer*	
ii	. . . . ‖ u nicht (. . . . . .)	42, 6
	(*Suspectus caue*) ‖ ne ſis miſ' ōibꝫ horis	43, 1
iii	Nam (*timidis et suspectis*) aptiſſīa mors ē	2
iv	Vordecht . . . . . . *czu allen* ſtunden	3
	Das du *nicht* (. . . .)iſtig (. .) wirſt funden	4
v	Wen *wer* yn (*stet*)*en vor*chten iſt	5
vi	Der wirt v(*o*)r(*la*)cht czu allir vriſt	6
	Cū ſu'is ꝓpios ſuos mercatus in vſum	44, 1
vii	Hos faml'os dicas hoīes tn̄ eē mem̄to	2
viii	Hoſtu *gewonn*ē eygene knechte	3
	Dyr czu *dy*nen zo merke rechte	4
ix	So *halt* (. . . . . *vnder*)*danen* de(*yn*)	5
x	Bedencke das ſy ouch lewte ſey*n*	6
	Quā p'mū rapienda t' occaſio p'ma	45, 1
xi	Ne r(*ursus quer*)as q̄ iā neglexe'is ante	2

iv 37, 6 Dem schaten gleich *K* 38 *in K vorhanden* 39, 1 Iesus fortune cede p. *K* 2 aliquando] eciā *K* 3 serer *K* 4 Der gewaldig ist *K* 5 Vnd *fehlt K* selbe *K* 6 vromen vil *K* of *K* 40, 3 So du gesundit sere *K* 4 Kestege dich *K* 5 dy *fehlt K* 41, 3 Vortume *K* seyn vntogūt *K*

XII	Gar ſnell (. . . . .) das behalden	3
	Was dir das gelucke gebit czu ſe(*l*)den	45, 4
XIII	Ee du de*s* (*dich*) *beclag*ſt. Das du vorſewmet haſt	5. 6.
	Morte re(*pen*)tina noli gaudere maloꝝ	46, 1
XIV	Snellis todes der boſen lewte	3
	(*Fre*)we dich nicht morne noch (*he*)wte	4

B. FACETUS.

Bl. 1r:

XV	Vn*s* dort vil *ſichirlich*en gegebin	str. 7, 6
	Non facias alijs ꝙ tibi mīme ſie'i vis	8, 1
XVI	Sic xpō placidus ⁊ amicus (*habebere*) cuiuis	2
	Thu audirn lewten das mit nichte	3
XVII	Was du dir wilt geſchen nichte	4
	So wirſtu gote wol behegelich	5
XVIII	Vnd *bey* eyme iczlich*eme* *ge*(. . .)*lich*	6

Bl. 1v:

XV	(*Ad veniam curras, ad*) vindictā pigriteris	14, 1
	Ad pacē ꝓpes (*a*)d iurgia ne gradieris	2
XVI	Czu den *bredik*en [1] ſaltu loffen	3
	Czu der (. . . . . .) ſaltu ſloffen . irbeyte	4
XVII	Czu dem (*fri*)de(.) dich bereyte Der ſcheltwort nicht	5. 6.
	Om̄i retrib(*u*)as ꝓ xpī laude petenti	15, 1
XVIII	Si tibi res deſūt da v'ba benigna (*prec*)anti	2

Bl. 2r:

XV	(. . .) ſan (. . . .) dicit ꝙ uix . . . . s
	In der werlde do ſint dr(*ey*)
XVI	Do man eynen toren merket bey
	(*Der*) d(*o*) wil reden alczuvil
XVII	Das man ym nicht g(. . . . . *wil*)
XVIII	Der ouch wil nicht (. . . . . .) ſe (. . .)
	Das her nymant vor (. . . . .)

[1] *sehr unsicher.*

Göttingen, im december 1905. C. BORCHLING.

DAS ANGELSÄCHSISCHE GEDICHT VON DER 'KLAGE DER FRAU'.

Seit Ettmüller (Handbuch der deutschen litt. gesch., Leipzig 1847, s. 140, auch Engla and Seaxna Scopas and Bokeras 1850) die 'Klage' dahin erklärte, dass darin 'die frau eines helden infolge der vertreibung ihres gemahls gleichfalls zur landflucht genötigt worden und nun ihr trauriges los beklage' — sind eine reihe sehr verschiedenartiger deutungen dieses gedichts aufeinander gefolgt. Grein (Bibl. der ags. poesie, 1857, s. 363) meinte, es sei dies gedicht vielleicht aus einem gröfsern, der Genovevasage angehörigem gedichte entnommen, dh. also, die frau sei von ihrem gemahl nicht nur örtlich getrennt, sondern es herschen auch mishelligkeiten zwischen ihnen. wir werden dieser ansicht in veränderter form wider begegnen. später brachte er die 'Klage' mit der 'Botschaft des gemahls' zusammen und vermutete zusammenhang beider gedichte in einem gröfsern ganzen. auch diese ansicht ist lebendig geblieben. ten Brink (Gesch. der engl. litt.[1] 1877, ebenso[2] 1899) bleibt am nächsten bei Ettmüllers ansicht: 'so spricht auch aus einem andern, leider recht dunkeln gedicht die trauer und sehnsucht einer von ihrem gatten getrennten, in einen dunkeln hain verbannten frau.' Wülcker (Grdr. z. gesch. der ags. litt. 1885) glaubt weder an zusammenhang mit der Genovevasage, noch mit der 'Botschaft des gemahls'. die letztere stehe der 'Klage' fern, denn in der Klage werde die frau von verwanten beim manne verleumdet und von ihm in den hain verbannt, 'in der Botschaft lässt der mann seine frau, gegen die er offenbar nie erzürnt war, zu sich kommen.'

Wülcker nimmt also mishelligkeit zwischen den ehegatten an, wie Grein. er glaubt aber an eine beschuldigung der frau wegen untreue oder zauberei und daraus resultierende verurteilung zum leben in der einöde, während der mann in der ferne weilt. (so auch in der Gesch. der engl. litt. 1896.) Hicketier (Anglia 11, 363 ff.) dagegen greift insofern wider auf die spätere ansicht von Grein zurück, als er es für unzweifelhaft erklärt, dass sich Botschaft und Klage auf einander beziehen, 'trotz den verschiedenen situationen, die sie voraussetzen, denn die gleichheit der gebrauchten ausdrücke kann kaum zufällig sein.' merkwürdigerweise sagt Hicketier dann weiter: 'man

muss sich fragen, ob das gedicht nicht ein rätsel ist.' Trautmann neigt mit Grein und Hicketier zu der überzeugung, dass Botschaft und Klage möglicherweise teile des nämlichen ganzen seien (Anglia 16, 222 ff. 1893). Greins gedanken an Genoveva weist freilich auch er mit rücksicht auf Seufferts Genovevaforschungen zurück. dagegen glaubt er (mit Ettmüller) nicht an einen zwiespalt zwischen den ehegatten, sondern bekämpft Wülckers ausführungen in diesem puncte durch eine andre interpretation von *herheard niman* v. 15. er übersetzt dies durch 'wohnung in einem tempel', dh. einer freistätte, und erklärt den befehl des gemahls aus seiner fürsorge für die gattin. die durch Botschaft und Klage repräsentierte geschichte stellt sich ihm folgendermafsen dar : zwei liebende versprechen einander, dass nur der tod sie scheiden solle. der mann gerät in feindschaft und muss ins ausland fliehen. er befiehlt seiner frau eine freistätte aufzusuchen. 'die frau gehorcht, oder vielleicht auch nicht; sicher ist, dass sie bald, von sehnsucht getrieben, in die weite welt geht, um ihren mann zu suchen. sie kann ihn nirgends finden, und als sie in die heimat zurückkehrt, wird sie von den verwanten ihres mannes verklagt und in eine wüste gegend verbannt. hier sehen wir sie, wie sie ihr elendes los bejammert. unterdessen gewinnt der mann im ausland ansehn und schätze' usw. — Trautmann meint, dass Botschaft und Klage vielleicht ihrer besondern schönheit halber sich aus dem gröfsern gedicht allein erhalten hätten; vielleicht auch sei das ganze unvollendet geblieben.

Auf Trautmanns schultern steht Röder in seinem buche Die familie bei den Angelsachsen, Morsbachs studien IV 125 ff. auch er nimmt keinen zwiespalt zwischen mann und frau an. er glaubt vielmehr wie Trautmann, dass der mann (vielleicht von der sippe zu einem mord an einem angehörigen des eigenen geschlechts verleitet, vgl. v. 20) in die verbannung geht, dass die frau zuerst im lande zurückbleibt, dann aber sich aufmacht, den herrn zu suchen. so weit folgt Röder Trautmann. während aber Trautmann die frau ihren mann nicht finden lässt, findet die frau nach Röder ihren gemahl. da er ihr jedoch keinen mundschaftlichen schutz angedeihen lassen kann, weil selbst rechtlos geworden, so fordert er sie auf, sich zu verbergen, 'weil es ihm nicht daran liegen konnte, sie mit in sein verderben hinein-

zuziehen, was sicher geschehen, wenn sie mit ihm ergriffen wäre'. er selbst 'nimmt seinen *wræc-sīð* wider auf'. sie wohnt im hain. einen zusammenhang mit der Botschaft nimmt Röder nicht an (s. 125). schliefslich hat noch Stopford ABrooke (History of early english literature, London 1892, vol. II s. 175 ff) über die Klage gehandelt. er macht sich Wülckers anschauung ganz zu eigen. über einzelheiten siehe weiter unten.

Diesen so aufserordentlich verschiedenartigen auffassungen gegenüber erscheint es mir zweckmäfsig, noch einmal eine genaue interpretation des textes (aus dem Klugeschen lesebuch) zu geben; wir werden dann sehen, wie manche der obigen anschauungen nur durch eine geradezu souveräne vernachlässigung des gegebenen wortlauts möglich sind.

V. 1—5. über die bedeutung herscht keine meinungsverschiedenheit. zu beachten ist, dass v. 1 u. 2 die einzigen formen im ganzen gedicht enthalten, die den sprecher als weiblichen geschlechts kennzeichnen (*geomorre* und *minre sylfre*). zu bemerken ist ferner, dass von einer r e i h e von schicksalsschlägen berichtet wird (gen. pl. *yrmða*, *niwes oððe ealdes*, *wræc-sīða, siððan ic up (a)weox*), die zur zeit den höhepunct erreicht haben. *sīð* v. 2 wird wol mit recht von allen als schicksal gefasst. aus *wræc-sīða* ist für den inhalt nichts zu erschliefsen, da es sowol für 'verfolgung' (Beow. 338, 2293) als für 'misgeschick' und in weitern bedeutungen gebraucht wird. v. 5 fragt es sich, ob nicht für *wonn* das wort *worn* einzusetzen ist. für v. 5 befriedigt übrigens weder Greins übersetzung : 'immer erfuhr ich', noch Röders : 'immer werde ich tadeln', vielmehr hat man wol mit got. *witan* = auf etwas sehen (vgl. Grein zu Gen. 511) zu lesen : 'immer achte ich auf', dh. 'immer steht mir vor augen die fülle meiner misgeschicke.'

V. 6—10. *ærest* hier wie Beow. 2557 zur kennzeichnung des beginns einer längern handlung. *of leodum* (v. 6) wird (Röder, Grein) mit 'von den leuten' übersetzt; dass es 'aus der heimat' heifst, zeigt Beow. 2370. zu *uht-ceare* v. 7 vgl. Wanderer v. 8. wichtig ist das wort *leod-fruma* v. 8. gewiss heifst *leod-fruma* nicht 'gatte'. es heifst direct 'fürst'. so erscheint es Beow. 2131, so bezeichnen den phönix die übrigen vögel 245, so wird Constantin, Isaak, Moses, in übertragener bedeutung dann Andreas ua. bezeichnet. aus diesem wort sehen wir also,

dass es sich in der klage um einen ausgewanderten fürsten handelt. aber wie? die gattin sollte vom gatten als von 'ihrem fürsten' reden? an sich ist dies wol nicht absolut ausgeschlossen. *freo-drihten min* 'mein gebieter' redet auch Beow. 1170 die königin ihren gatten an, und an anderer stelle im Beow. scheint *sin-frea* den gatten zu bezeichnen (vgl. Beow. ed. Heyne-Schücking anm. zu v. 1935). immerhin gibt diese stelle im verein mit dem folgenden zu denken. — von der grösten wichtigkeit nämlich sind v. 9 u. 10. Grein übersetzt :

(Þa ic me feran gewat, folgað secan
Wineleas wræcca for minre weaþearfe)
Ich begab mich freundlos und flüchtig auf die fahrt darauf,
Ihm nachzufolgen vor meiner notbedrängnis.'

Röder s. 115 übersetzt : 'da begab ich mich auf die fahrt, gefolgschaftsdienst zu suchen, (ich) ein freundloser recke wegen meiner unglücksbedrängnis'. — es kann keinem zweifel unterliegen, dass diese übersetzung richtig, die Greinsche falsch ist, denn *wineleas wræcca* heifst nicht 'freundlos und flüchtig' und *folgað secan* nicht 'ihm nachzufolgen'. aber wie versteht nun Röder diese beiden zeilen? er schickt ihnen schon die inhaltsangabe voraus: 'so macht sie sich auf, ihren herrn zu suchen'. und er fährt dann fort : 'wir haben hier m. e. auch für ags. verhältnisse einmal den fall bezeugt, wo eine frau ihrem manne in die friedlosigkeit (*fæhðu*) folgt . . .'. aber wo in aller welt steht das in dem gedicht zu lesen? *gewat folgað secan* soll alles das sagen? aber hören wir weiter : 'an einem solchen leben teilzunehmen, auch ein *wineleas wræcca* zu sein wie er, hielt sie für ihre pflicht. gleich wie der gefolgsmann seinen herrn in keiner stunde seines lebens verlassen darf, muss auch sie ihrem eheherrn in der höchsten gefahr zur seite stehn, eine parallele, die sie selbst zieht, indem sie von sich den ausdruck *folgað* (comitatus) *secan* gebraucht'. — jetzt wird Röders meinung deutlicher. die frau spricht im bilde. sie vergleicht sich dem gefolgsmann, der wider zu seinem herrn stofsen will. es müste also der sinn der beiden zeilen 9 und 10 sein : ich begab mich auf die fahrt, den gefolgschaftsdienst wider aufzusuchen. — aber abgesehen davon, dass dies bild nicht sonderlich treffend wäre, weil kein eigentlicher gefolgsherr mit comitatus, sondern nur ein *wineleas wræcca* vorhanden, ist diese auffassung sprachlich ziemlich unhaltbar. — es

steht ja nirgends, dass dieser dienst ein alter, das aufsuchen ein wideraufsuchen ist. der text sagt : ich war durch not gezwungen gefolgschaftsdienst zu suchen. von einer solchen gefolgschaft redet auch Deor in Deors klage v. 38, sie sucht mühsam der wanderer, nachdem er die alte verloren (Wanderer v. 25ff), und solche parallelen sind um so wichtiger, je typischer auch in der ae. lyrik die motive. in diesem zusammenhang versteht man die *wræc-siþas* v. 5 (Beow. 338 ebenso) besonders gut. auch *wineleas wræcca* wird dadurch klar. ähnlich an mehreren andern stellen. *wræcca* ist in der ältern zeit, wo das wort noch nicht so verblasst ist, wie es (vereinzelt) Metra x 38 erscheint, ausdrücklich der umherirrende heimatlose. der halbvers *wine-leas wræcca* findet sich Gen. 1051 von Kain gesagt, *wineleas guma* Wanderer v. 45 bedeutet offenbar dieselbe lage. damit ist nun der wichtigste punct für die erklärung des gedichts berührt : kann der sprecher, der von sich sagt, dass er als freundloser 'recke' neue gefolgschaft suche, eine frau sein? ich halte es für unmöglich. zumal dass die frau 'bald von sehnsucht getrieben, in die weite welt geht, um ihren mann zu suchen, ihn aber nirgends finden kann' (Trautmann), davon steht ebenso wenig ein wort im text wie von Röders auffassung, dass die frau ihren mann tatsächlich findet. nur dann liefse sich an dem gedanken der frau festhalten, wenn man mit Bosworth-Toller folgendermafsen übersetzen wollte : to seek my service, besser : a service. dann würde die frau (im fremden lande) irgendwo einen dienst annehmen. die möglichkeit dieser deutung ist nicht ganz von der hand zu weisen, aber unwahrscheinlich. die natürliche erklärung, die uns v. 9 und 10 an die hand geben und die obigen parallelstellen unterstützen, ist : ein freundloser mann sucht aus not wie der wanderer v. 25ff einen neuen gefolgsherrn. — lassen wir zunächst einmal die femininformen der ersten zeilen, die dem zu widersprechen scheinen, auf sich beruhen. — nun hat *secan* im ae. oft eine bedeutung, die von nhd. 'suchen' nicht unbeträchtlich abweicht, es heifst nämlich 'etwas aufsuchen, erreichen, wohin gelangen' (in zahlreichen beispielen), wir können uns deshalb nicht einen augenblick daran stofsen, dass von der erlangung des neuen gefolgschaftsdienstes nicht weiter die rede ist, sondern er als erreicht betrachtet wird.

V. 11—20. ohne zweifel ist dann aber der v. 11 genannte

mon und der v. 15 erwähnte *hlaford* eben dieser neue gefolgsherr. dass der sprechende im neuen lande lebt, zeigt ja auf das deutlichste auch v. 16 *on þissum londstede.* hier hat er wenig freunde, fern — das soll doch wol *on eorþan* ausdrücken — noch manche (v. 33). — dieses neuen gefolgsherrn magen nun bringen ihn und seinen neuen gefolgsmann mit heimtückischem vorsatz auseinander. er sagt uns auch weshalb : v. 25 u. 26 heifst es : *Sceal ic feor ge neah mines fela leofan fæhðu dreogan.* 'ich muss fern und nah unter der friedlosigkeit meines viel lieben (s. herrn) leiden.' wir können uns danach mit zuziehung von v. 20 *morþor hycgende* (besser : *hycgendne*) leicht erklären, was die einflüsterung der magen war : die teilnahme an dem verbrechen, dem todschlag etwa, dessentwegen der herr unsers klagenden (wie einst Beowulfs vater *ofer yda gewealc* v. 459) *ofer yða gelac* (v. 7) floh. dieser neue herr also verbannt ihn in den wald. —

Wir erkennen die vorzüge dieser erklärung vor der alten bald. wie sollte der mann, der gatte, den v. 47 ff selbst in der bedrängtesten lage machtlos im fremden land zeigen, der frau befehlen können, im wald zu leben? (so Grein und Wülcker.) Trautmanns auffassung aber weicht zu stark vom text ab. die sache ligt nicht so, dass der mann ins ausland flieht und seiner frau befiehlt, eine freistätte aufzusuchen, wie Trautmann will, sondern der text sagt deutlich : zuerst (*ærest*) gieng mein herr fort übers meer . , . (v. 6) . . dann (*þa* v. 9) machte ich mich auf die fahrt. erst v. 15 wird erzählt, dass der *hlaford* die wohnung im wald anordnet. vollends von einer rückkehr von der fahrt, die Trautmann annimmt, ist nirgends die rede, dagegen spricht auch v. 16ᵃ *on þissum londstede.* Röders handlung aber leidet zunächst einmal an einer sogar für angelsächsische verhältnisse etwas zu starken sentimentalität. er nimmt freilich keine rückkehr an, sondern die frau bleibt nach ihm bei dem gemahl, der indes ihr opfer nicht annimmt. davon steht wider nichts im gedichte. und nach v. 32 ist Röder auch gezwungen, anzunehmen, dass die frau bald allein bleibt, weil der mann seinen weg wider aufnimmt. die begründung aber, weshalb der mann das opfer seiner frau nicht annimmt, dass er sie nämlich sonst mit ins verderben gezogen hätte, ist schwach, wenn nach den Leg. Edw. conf. 19 die frau für verbrechen des mannes, bei

denen sie keine mithülfe geleistet, doch nicht mitbüſst. überdies bleiben so v. 11—15 an dieser stelle auch ganz unberücksichtigt. nach Röders auffassung müsten sie das gedicht eröffnen. —

Der neue gefolgsherr also schenkt den verleumdungen seiner (eifersüchtigen?) magen gehör:

þæt hy todælden unc
þæt wit gewidost in woruldrice
lifdon laðlicost — and mec longade [1] . .

dh. frei übersetzt: wie sie uns trennen könnten, dass wir beide möglichst weit und möglichst einander feindlich lebten. es ist freilich festzustellen, dass *laðlice* hier von seiner häufigeren bedeutung = 'misere' abweichen würde und mehr die des simplex *lað* hat (vgl. *grim* u. *grimlice*, *wrað* und *wraðlice*, die absolut identisch sind).

Beginn einer neuen handlung anzunehmen veranlasst aber auch *ongunnon* v. 11. *onginnan* + infin. bedeutet gewis nur eine umschreibung, doch in der erzählung stets den beginn einer gegenüber dem vorhererzählten jüngern, neuern handlung (vgl. Elene 303. Gen. 1412. Exod. 584. Krist 1363. Gen. 259). daher ist es unendlich häufig mit *þa* [2] zusammengesetzt.

v. 15 les ich *herheard* gleichfalls = *hearg-eard*. den ein-

[1] zu *mec longade* v. 14 muss erstens bemerkt werden, dass *longade* besser als coordiniertes verb zu *lifdon* aufzufassen ist, zweitens dass die deutschen übersetzer (Kluge, Grimm, an dieser stelle auch Röder ua.) *langian*, *langung* und *langoð* noch immer mit 'verlangen' und 'sehnsucht' übertragen, während die englischen (vgl. Sweet, Bosworth-Toller) dafür längst 'weariness that arises from unsatisfied desire', mit recht auch 'feel tedium or discontent' eingesetzt haben. in der tat wird das wort offenbar für eine ganze scala von gemütsstimmungen gebraucht. so ist auch der bekannte vers Gnom. Exon. III 170 aufzufassen:

Longað þonne (þone?) þylæs, þe him con leoða worn,
oððe mid hondum con hearpan gretan,
hafað him his gliwes giefe, þe him god sealde.

dass die lieder hier gesungen werden 'ut minuant jam remissum dolorem' ist durchaus nicht anzunehmen, da unter den *leoð* doch wohl vornehmlich epische (vgl. Beow. v. 1160) verstanden werden. wir haben vielmehr hier das *longað þonne þy læs* als jene eigentümliche art litotes aufzufassen, die wir in der ags. poesie öfters finden. vgl. Beow. 2688 *næs him wihte þe sel* = 'das bekam ihm schlecht'; vgl. auch Beow. v. 1437. 794. 3030. 3130. so wird hier die beste übersetzung sein: 'es fühlt sich (um so weniger elend d. h.) um so glücklicher, wer' usw.

[2] vgl. meine Satzverknüpfung im Beowulf, Halle 1904, s. 112 ff.

wand, dass *herh* nur 'templum' bedeuten könne, hat Röder wol mit recht mit rücksicht auf die entsprechenden ahd. formen zurückgewiesen, übrigens nimmt auch Bosworth-Toller s. 522b die bedeutung 'grove' zu einer andern stelle an. — mit v. 17b kommt der sprecher wider auf den v. 8 verlassenen ersten gefolgsherrn zurück. hier ist nichts unklar. das wort *gemæc* gibt Grein mit bezug auf ahd. *gimah* als 'passend'. v. 18 *funde* übersetzt 'gefunden hatte'. die folgenden adj. *heardsælígne* usw. dienen in rein associativem anschluss zur weitern beschreibung des *man*; mit bezug auf sie ist *ful gemæcne* wol kaum gebraucht. die psychologischen tiefen, die Stopford ABrooke hier durch kühne interpretation entdeckt, die worte, die 'Desdemona herself might have used' kennt der text nicht.

V. 21—42ff. v. 21 könnte man geneigt sein, *bliþe gebæro* als instr. zum folgenden *fuloft wit beotedan* zu ziehen: 'in froher art' — denn auch das heifst *gebæru* — (Grein: 'von antlitz freundlich', Röder: 'freundlich im benehmen'), 'gelobten wir oft' — doch kehrt dasselbe als acc. v. 44 wider, und die uns so störende art der zusammensetzung der adversativsten begriffe v. 20 u. 21, die dadurch ein wenig gemildert würde, erscheint gleichfalls v. 44 wider. v. 24 ist wol ein *geworden* ausgefallen (vgl. den halbvers Ps: 113, 2, 1 *þa wæs geworden*). v. 25 *freondscipe* mit Röder als 'liebesbund' zu übersetzen, ligt kein grund vor, vgl. *frynd* v. 33. v. 26 *fæhðu* ist die 'friedlosigkeit', ein rechtsausdruck, vgl. Röder aao., v. 27 *on wuda bearwe* zeigt, was mit *herheard* v. 15 gemeint ist. v. 27 wird *man* verschieden aufgefasst, es ist ohne belang. v. 31 ist vielfach misverstanden. es heifst nicht: 'bitter die burggehege' (Röder), sondern ('dunkel sind die täler, sehr hoch die höhen') 'schreckliche mauern (wohnungen), von dornsträuchern bewachsen', dh. die schlucht wird mit einer wohnung verglichen. man beachte auch die verschiedene stellung des adj. v. 30 u. 31. *Fuloft mec her wraþe begeat fromsiþ frean*: 'sehr oft traf mich hier unheilvoll der weggang meines herrn' ist nicht ganz durchsichtig. heifst es, dass man sich an dem einsamen vergriff? v. 34 *leger weardiað* wird durch formeln wie *eðel weardian, last weardian* genügend erklärt, es heifst: 'die schlafen noch'. Stopford ABrooke übersetzt: 'Lovers in the world there are who in loving live together, lie together on their bed'! — v. 37 wird man *sumorlangne dæg* (analog Beow. 2892 *morgenlongne dæg*) als: 'den langen sommer' verstehn dürfen? —

29*

v. 39b ff lautet: 'denn niemals vermag ich von meinem kummer zu ruhn (wird mich mein kummer verlassen), noch all der schmerz (sehnsucht) der mich in diesem leben betraf'. diese zeilen sind wichtig für die erklärung des folgenden passus, der bisher ein wahres kreuz für die ausleger bildete. Grein übersetzt: 'immer soll der junge mann jammermütig sein, hart des herzens sinn, sowie er haben soll geberden fröhlich, dazu auch brustkummer, andrang immerwährender sorge, es stehe allein bei mir (ihm?) selber all seine weltwonne! er sei weithin feind im fernen volkslande, dass mein freund sitzt' usw.

Das ist, gelinde gesagt, absolut unverständlich. Röder übersetzt: 'immer möge der junge mann traurigen sinnes sein (er, der) hart (ist) in seines herzens gedanken, wo er doch freundliches benehmen haben soll und auch brustkummer (sc. *habban sceal*: soll er haben), steter sorgen gedränge: es stehe bei ihm selbst all seine weltwonne (dh. er lebe einsam als verbannter), er sei weithin in fernem lande ein geächteter dafür, dass mein freund' usw.

Hierzu ist zu sagen: dass die übersetzung von *heard heortan geþoht* zu kühn ist, die übersetzung von *swylce* ist gleichfalls unmöglich. die deutung von: 'es stehe bei ihm selbst all seine weltwonne' ist nicht einleuchtend. 'dafür dass' steht nicht v. 47. — nun aber zur hauptfrage: wer ist denn dieser junge mann, von dem die 'frau' redet? Grein (Dichtungen der Angelsachsen II 256) hat zu dieser stelle die anmerkung gemacht: 'ein fluch über ihren verleumder'? diese idee nimmt Röder auf: 'in der intrigue der verwanten' sagt er, 'die trennung des ehepaars herbeizuführen, scheint ein junger mann eine besondre rolle gespielt zu haben, denn auf ihn als die ursache der verbannung ihres gatten ruft die frau verwünschungen herab'. diese auffassung ist ganz unhaltbar und durch nichts unterstützt. vorher hören wir ja ausdrücklich den sprecher die magen des herrn bezichtigen; wenn hier tatsächlich auf das haupt eines jungen mannes verwünschungen herabgerufen werden — die folgende interpretation wird zeigen, dass dem nicht so ist — so wäre doch mit keinem wort eine verbindung dieser schilderung mit der vorherigen hergestellt. der hörer dieses gedichts stünde ja vor einem rätsel! wenn ich einem alten collegheft (1897/98) vertrauen schenken darf, so übersetzt Brandl: 'jeder junge mann', eine auffassung, die der unten vertretenen am nächsten kommt.

Um auch den humor zu seinem recht kommen zu lassen, will ich noch StABrookes übersetzung anziehen. 'der junge mann', so nennt nach ihm die frau ihren gatten selbst! 'sorrowful of soul shall the young man ever be,

Hard to hear his heart-thought, howsoe'er he have
Outwardly blithe bearing and there-with breast-care usw.

Nun aber kommt der böse v. 47 und Brooke findet sich mit ihm folgendermafsen ab:

'Then with a rapid change she thinks of her husband as exiled from her. She is not angry with him — and the whole of this passage is subtly thought — but full of tender womanliness, full of pity that he is deprived of her. She knows, he loves her still ... but he who thinks her guilty and yet loves her, o what sorrow must be his?' usw.

Das ist nicht Desdemona mehr, sondern schon eher das schlechte melodrama des Londoner vorstadt-theaters und in diesem sinne in der tat: höchst 'modern in feeling'.

Es kann nun nach meiner hypothese die erklärung dieses passus nicht schwer fallen. der 'junge mann' ist weder einer der bösen magen, noch der ehegatte, es ist — der sprecher selbst. vergegenwärtigen wir uns die letzten worte v. 39 ff. sie hiefsen: diese sorge und diesen kummer werde ich niemals loswerden. die folgende zeile aber bringt gleich die erklärung dazu. sie heifst kurz gefasst: denn ein junger mann (wie ich) muss immer traurig sein, ob es ihm selbst nun gut geht oder böse, wenn es seinem herrn so schlecht geht, wie dem meinen. die auffassung von *scyle* v. 42 hierbei wird schwerlich anstofs erregen können.

Für die art und weise, verallgemeinernd von sich selbst in der dritten person zu reden, bietet eine treffliche parallele Deors klage in ihrem schluss v. 28. *Siteð sorgcearig sælum bidæled, on sefan sweorceð: sylfum þinceð, þæt sy endeleas earfoða dæl,* — das für diese erklärung wichtigste moment in der interpretation sind die bisher m. e. syntaktisch völlig misverstandenen beiden *sy* v. 45 u. 46. wir haben hier die 'alternative hypothesis' (Sweet New engl. gramm. II, s. 13), doppelung jenes imperativs, der von den einen den concessiv-, von den andern den bedingungssätzen zugerechnet wird, des imperativs, der Beow. 1395 — freilich im ganzen gedicht nur dies eine

mal[1] — erscheint: *no he on helm losað, ne . . . ne . . . ne on gyfenes grund, ga þær he wille.* so heifst Klage v. 45 'sei an ihm die wonne der welt', dh. 'ob es ihm gut geht', 'sei er weit friedlos im fernen land', dh. 'ob es ihm schlecht geht'. das *þæt* v. 47 aber gehört zu *geomormod*, und mit *min* bricht wider die ursprüngliche construction des gedankens durch, grammatisch ist damit freilich ein wenig aus der rolle gefallen (vgl. den übergang in Deors klage v. 35). im einzelnen ist zu sagen: bei der übersetzung von *heard heortan geþoht* v. 43 haben sich alle übersetzer von der modernen bedeutung von nhd. 'hart' ne. 'hard' leiten lassen. das ist unrichtig. *heard* heifst zunächst 'kühn, tüchtig'; *heard-hycgende* Beow. 394 u. 800 heifst 'die kühnen, tapfern'; *mod swiðe heard* (*elnes anhydig*) Guðlac 950 übersetzt Grein mit 'standhaft', und so werden wir *heard* hier auch zu fassen haben, an 'hartherzig' ist schon des *swylce* im folgenden halber gar nicht zu denken (vgl. unter *swylce* in meiner Satzverknüpfung usw.). also: 'standhaft seines herzens gesinnung'.

v. 46 ist statt *eal his worulde wyn* wol besser zu lesen: *woruld-wyn*, vgl. *weoruld-sælð*, *weoruld-sped*, *weoruld-dream*. v. 47 ist der genitiv auffällig. über 52b vgl. unten.

Wir sehen, dass sich alle schwierigkeiten spielend lösen, wenn wir die auffassung einer frauenklage, die nur einen wirrwarr von widersprüchen mit sich bringt, aufgeben. das einzige, was sich von vornherein dem entgegenstellt, sind allerdings die feminin-formen in v. 1 u. 2. *geomorre* und *minre sylfre sið.* sehen wir, ob die ersten herausgeber uns einen weg weisen. JJConybeare in den Illustrations of anglo-saxon poetry, London 1826, s. 244 ff fasst den sprecher als mann auf; aber es geschah deshalb, weil er die feminin-formen überhaupt noch nicht erkannt hat. STurner History of the Anglo-Saxons[7] vol. III London 1852 s. 290 ff liefert nur einen verschlechterten abdruck von ihm. wol ihnen folgend legt HTaine in seiner ewig denkwürdigen geschichte der engl. litteratur (deutsche ausg., Leipzig, 1887, s. 58 ff) die Klage 'einem verbannten' in den mund. schon Thorpe (in der ausgabe des Exeter-codex 1842) hatte dagegen die femininformen erkannt und, ihrer unversöhnlichkeit mit dem bisher angenommenen sinn bewust, sie kurzerhand durch die

[1] vgl. Satzverknüpfung § 15a s. 24. Mensing Syntax der concessiv sätze s. 11. Erdmann Grundzüge der deutschen syntax § 161.

betreffenden männlichen ersetzt. nun haben wir aber doch offenbar hier keine schreibfehler, sondern die bewuste setzung des feminins. wie ist sie zu erklären? wie vielleicht auch die zusammensetzung des Wanderers dartut (vgl. Boer Z. f. d. ph. 35, 1 ff, nicht in allen puncten überzeugend), haben wir es bei den im Exeterbuch überlieferten lyr. gedichten nicht mit einer reinen überlieferung zu tun. entstellungen unsers gedichts werden ja auch gemeinhin in v. 3. 20. 21. 24. 37, von uns noch v. 5. (46?) angenommen.

Wahrscheinlich hat nun der letzte, der sich mit unserm gedicht in seiner reinen form befasste, den sinn nicht mehr ganz verstanden, vielleicht sogar dann bei der Klage, wie in unsern tagen einzelne gelehrte, an eine situation entsprechend der der Botschaft des gemahls gedacht. entweder führte er die femininformen anstatt der masculinen ein, oder aber er schob dem vorhandenen gedicht 2 zeilen vor. das letztere ist auch deshalb wahrscheinlicher, weil das metrum in v. 1 b die femininform erheischt. er nahm dabei eine lyrische tradition wie die des Seefahrers zum muster, dessen erste zeilen eine so auffällige ähnlichkeit mit der 'Klage der frau' haben:

Mæg ic be me sylfum soðgied wrecan,
Siþas secgan, hu ic geswincdagum usw.

ursprünglich begann vielleicht die sog. 'Klage der frau' mit v. 3 also:

Hwæt! ic yrmþa gebad, siþþan ic up aweox,
niwra oððe ealdra no ma þonne nu.

dieser anfang *hwæt ic*, findet sich überaus häufig, das Hl. kreuz beginnt so, vgl. noch Beow. 1, Bi manna mode 1, Metr. II, Exod. v. 1, Andreas 1, 1478, Fata 1 u. a. m.

Nicht entgegengehalten werden kann unsrer auffassung auf alle fälle, dass der ton für einen mann zu sentimental sei, vgl. dafür Wanderer v. 41 ff oder Beow. v. 1871 ff. wol aber muss es auffallen, dass in der ganzen angeblichen klage der 'frau' nie von liebe die rede ist (vgl. zb. Botsch. v. 9). — zu einem versuch LFKlipsteins (Analecta anglo-saxonica vol. II, New York 1849), den verbannten zu einem hirten zu stempeln (*her heorde* v. 15), ist zu sagen, dass es sich hier im gegenteil um den typischen platz des verbannten verbrechers handelt, wie ihn auch nordische parallelen kennen (vgl. cap. 55 f u. 69 ff in der Grettissaga). zu Conybeares versuch der anknüpfung an die Hildebrandsage (s. 244 ff a. a. o.) ist zu sagen, dass auf directen

anschluss unserer lyrik an situationen der heldensage durchaus nichts deutet, ihre entstehung vielmehr, wie ich an anderer stelle demnächst zu zeigen hoffe, andrer art ist. —

Zusatz: es ist oben gelegentlich (vgl. die bemerkung zu v. 10 *wræcca*) davon gesprochen, dass die 'Klage des verbannten' der frühzeit altenglischer kunst angehöre. die frage, welchem genaueren zeitabschnitt die angelsächs. lyrik angehöre, ist nun bisher nicht genügend aufgeklärt. Grein wies sie dem 8 jh. zu, Trautmann (Cynew. der bischof u. dichter s. 121) setzt an: 660—700: Cädmons hymnus, Deors klage, 'Klage der frau', Botschaft des gemahls usw.

Die geläufigen alterskriterien auf unser denkmal anzuwenden, könnte seiner kürze wegen leicht zu trugschlüssen führen, doch sei folgendes hervorgehoben:

1. in der frage der alliter. nominalcomp. erhält sich das denkmal mit der form *laðlicost*, dessen 2 teil nicht stabt, der gewohnheit des Beowulf und Cynewulfs getreu ESchröder Zs. 43, 361ff). mit *sin-sorgna* v. 45 und dem als comp. gefassten *woruld-wyn* v. 46 sind 3 stabreimende composita auf 53 verse zahlreich. (Beow. 1 auf 100 verse, Cynew. 1 : 130, Wanderer dagegen 3 : 115.)

Was die composita überhaupt angeht (vgl. Krackow Die nom.-comp. als kunstmittel im ae. epos, Berliner diss. 1903, s. 55ff), so liegen hier die verhältnisse sowol für vorkommen als stellung in der epik völlig anders als in der lyrik. während im Beow. durchschnittlich auf 4 langzeilen 2 compos., in der Exodus, deren alter immer mehr hervortritt, sogar 2 composita auf etwas mehr als 3 langzeilen kommen — die höchste zahl unter allen epen —, kommen auf die ersten 36 verse des Wanderers gar 27, dh. 3 : 4. wir dürfen eben nicht vergessen, dass es sich um schilderungen handelt. unser gedicht enthält 30 composita auf 53 verse, tritt also zwischen Beow. u. Exod. davon stehn 16 im 1 halbvers 14 im 2 halbvers gegenüber. dies verhältnis ist für die epik ganz unerhört (Beow. u. Elene. 7 : 3, Cr. Ex. Ju. 2 : 1), nicht so für die nicht-epischen gedichte (vgl. Bi manna cræ. u. mode 30 : 40 (6 : 17), Reimlied 15 : 12, ziemlich gleich auch das verhältnis in der Botschaft des gemahls). — wichtiger für die altersbestimmung ist die grofse anzahl origineller zusammensetzungen in der Klage, finden sich doch nicht weniger als 11 *ἅπαξ λεγόμενα*, waisen-worte darin (*uht-cearu, from-sið, wea-*

þearf, herh-eard, lond-stede, ac-treo, burg-tun, sin-sorh, woruld-wyn, folc-lond [ein rechtsausdruck, in der poesie ganz vereinzelt hier] *dreor-sele.*) natürlich wird nur der kleinste teil tatsächlich urschöpfung sein, mangelt es uns doch durchaus an kriterien zur feststellung dafür, da wir sicher mit zahlreichen verlorenen gedichten zu rechnen haben. das nur einmal belegte *ac-treo* im obigen gedicht bietet uns ein gutes beispiel dafür, wie sehr wir in dieser beziehung vom zufall abhängen.

3. Nicht ohne bedeutung für die altersbestimmung ist ferner das aufzulösende *frean* v. 33 und einsilbiges *morðor* v. 20, doch vgl. über die zweifelhaftigkeit dieses kriteriums Trautmann aao. s.71.

4. Zur anwendung der Lichtenheldschen kriterien ist unser denkmal zu gering an umfang. es erscheint unter den gegebenen umständen am vorteilhaftesten, den wortschatz einer gewissen prüfung zu unterziehen, um zu ermitteln, dem vocabular welchen andern gedichts oder welcher andern gedichtgruppe er nahe steht. sondern wir die fälle derjenigen worte, die sowol in der ältesten wie in der spätern zeit vorkommen, aus, so ergibt sich:

das wort *mod-cearu* (noch me. Laym. v. 3115) erscheint sonst nur: Beow. 1778. 1992. 3149. — Guðl. 166. 983. 1316.

gedreag nur Cri. 1000. — And. 43. 1557. — Rä. 7[10]. — Bw. 756.

stan-hlið nur: Beow. 1409. — And. 1235. 1579. — Wand. 101. — Rä. 4[26]. — Dan. 61. — El. 653.

heard-sælig nur: Bi monna cræ. 32.

hyge-geomor: Gen. 879. — And. 1089. 1559. — Guð. 1129. 857. 900. — Sal. 380. — Beow. 2408. — Cri. 891. 154. 994. — Jul. 327. — El. 1216, 1297.

lorð-sele: Beow. 2410. 2515.

Jul. 495 heifst es: *ic gesitte sumer-longne dæg*; vgl. v. 37: *ic sittan mot sumor-langne dæg.*

breost-ceare erscheint nur im Seefahrer.

Gegenüber dem eindruck dieser stellen fällt die tatsache, dass *beotedan* (*beotodan?*) v. 21 sich am nächsten zu Byrhtnoð 290 zu stellen scheint, nicht wesentlich ins gewicht. wir sehen, dass sich unser gedicht am ehesten zu denen hält, die wir als den Cynewulf-kreis bezeichnen. vom Beow. trennt es eins, das ist die bedeutung von *swa.* v. 24 heifst *swa* 'gleich als ob', zu dieser function ist *swa* im Beow. noch nicht ausgebildet (= *swylce* Finnsb. v. 36).

Göttingen. L. L. SCHÜCKING.

ZU NEIDHART VON REUENTAL.

I

'Man darf die strophen desselben tones nicht trennen, wenn sie der verbindung nicht widerstreben.' diesen von Wilmanns in seiner abhandlung 'Über Neidharts reien' (Zs. 29) aufgestellten satz ist es leicht zu unterschreiben; nur fragt es sich, was man als widerstrebend empfinde, und so wird die frage, ob zu trennen sei oder nicht, doch ganz in die einzelnen fälle verlegt. da aus der vereinigung der strophen desselben tons in den handschriften nichts für ihre verbindung im vortrag oder der conception des dichters folgt, möchte ich eine allgemeine regel lieber dahin formulieren, man sei nicht genötigt, strophen desselben tons, die nicht grammatisch oder logisch zusammenhängen, als teile desselben poetischen ganzen anzusehen.

Bielschowsky (Gesch. der d. dorfpoesie im 13 jh. s. 94) erklärt es sogar für 'mehr als zweifelhaft, ob man bei N. einen und denselben ton in mehrere zeitlich geschiedene lieder zerlegen darf; tut man es, dann solle man es nur aus zwingenden gründen tun.' durch seine zurückhaltung im anerkennen solcher gründe wird aber für mein empfinden N. in das üble licht eines dichters gestellt, der poetische einheiten ohne die geringste einheit des inhalts, ja aus höchst 'widerstrebenden' teilen construiert; womit ihm, finde ich, grofses unrecht geschieht.

B. lässt nicht gelten, dass die von Haupt abgetrennten strophen 84, 8—31 ein eignes gedicht seien. er hängt diese zwei, der dörpersatire gewidmeten strophen und noch dazu das bispel vom vogel 84, 32 unbedenklich der vom bittersten ernst erfüllten strafrede an, worin N. die frau, der er so lange gedient hat, mit schmähungen überhäuft und sie als die *Werltsüeze* zu erkennen gibt.

Man mag über die echtheit der gesinnung, die sich hier ausspricht, denken wie man will: ein gedicht dieser art mit strophen so ganz verschiedenen tones und geistes zu beschliefsen, ist mir für einen dichter, der seine sinne beisammen hat, undenkbar; nicht aber, dass er die gegenwärtige weise, die er 83, 28 als seine letzte ankündigt, nach jener rede noch zu andern themen anwendete. es soll nach B. (a. a. O.) gegen die trennung durchschlagen, dass der ton 86, 31 gerade so componiert sei, nur dass

in diesem die trennung schon dadurch gehindert werde, dass 'der dichter hier mitten in der strophe von seinen klagen auf das dörperliche übergeht'. B. denkt da an 88, 18; in der tat aber endet die mit winterlied eingeleitete rede, worin sich die religiöse umkehr deutlicher und entschiedener ausdrückt als in dem ton 82, 3, bei 88, 12 mit den gebetworten der sechsten strophe, an die sich das folgende so wenig anschließen kann, wie 84, 8 an das vorhergehende, auch darum, weil der dichter die in str. 5 allegorisch berichtete lockung der welt in str. 7 in eigentlicher, ganz realistischer darstellung sich widerholen lässt, und hier mit dem erfolge, dass er sogleich darauf eingeht, nachdem er doch in str. 5 will widerstanden haben. dieser widerspruch ist in einem atem so undenkbar wie jene widerholung, während er in dem spätern gedichte 88, 13—89, 2 nur einen noch immer wandelbaren sinn des dichters beweist.

Nicht so deutlich ist bei dem dritten ton der absage 95, 6 die grenze zwischen der diese enthaltenden rede und der zweiten, von dörpern handelnden. ich möchte mich für trennung nach str. 4 entscheiden. das motiv, dass die welt doch nur kranken lohn beschert, also ihren diener nicht einmal in diesem leben für den jenseitigen verlust entschädigt, ist schon in str. 3 dem rein religiösen beigefügt und wird in str. 4 bis zu dem effectvollen schlusse 96, 2 ausgeführt. mit 96, 3 wird das zweite gedicht durch eine allgemeine betrachtung würdig eröffnet, so dass das thema der mit der freude verschwundenen zucht und ehre durch str. 6 und 7 exemplificiert erscheint. Haupt, der weder hier noch in dem tone 86, 31 eine trennung nötig fand, hat wenigstens str. 8 und 9 abgetrennt. sogar davon will Bielschowsky nichts wissen, sondern meint (s. 194), diese strophen sollten' mit ihrer zurechtweisung der törichten liebesgöttin die komische wirkung des vorausgehnden liedes verstärken'. also durch zufügung von etwas an sich komischem, aber mit dem was vorausgeht schlechterdings nicht zusammenhängendem! der tragelaphus ist freilich schon ohne str. 8 und 9 da. diese sind ein ganz durchschlagendes beispiel dafür, dass die töne des dichters nur als metrische einheiten anzusehen sind, die auch poetische bilden, aber ebenso wol mehrere solche umfassen können.

Neidhart berechnet 83, 24 nicht seine gedichte, sondern seine neuen, d. i. selbsterfundenen weisen auf 80, und solche sind

gemeint, wenn er 61, 27 sagt, dass er seiner herrin *den sumer und den winter ie mit einem niuwen sange* diente, und 79, 31, dass er ihr stets *niuwen sanc gegen der wandelunge* sang. fast alle seine weisen oder töne führten sich mit strophen ein, die von der jahreszeit handeln, unter den uns erhaltenen machen nur 40, 1. 65, 37. 67, 7 und 102, 32 ausnahme. obgleich der ton 82, 3, der sich als den letzten ankündigt, in der tat nicht der letzte geblieben ist, da sich 88, 28 eine beziehung auf 84, 23 findet, auch 33, 15 eingestanden wird, dass ein *versprechen* des sanges gebrochen werde, ergibt sich aus den 80 neuen weisen in runder summe eine poetische laufbahn von 40 jahren, die mit Bielschowskys berechnung aus den geschichtlichen beziehungen ohngefähr stimmt. wenn nun N. gewohnt war, jährlich zweimal mit einer neuen weise aufzutreten, so wäre es doch unnatürlich anzunehmen, dass er sich dazwischen der production in der jeweil neuesten oder auch in älteren weisen grundsätzlich enthalten habe. sie alle waren sein eigentum, das keinem andern, aber wol ihm selbst zu fernerer verfügung stand. ein handgreifliches beispiel der benutzung eines vor manchen jahren erfundenen tones ist ja auch die in Österreich gesungene str. 30, 36, denn der ton stammt aus Baiern, da N. sich 30, 31 noch *von Riuwental* nennt.

So wäre denn schließlich bei jedem seiner töne der zweifel gestattet, ob die dazu gehörigen strophen als ein einziges ganzes oder als mehrere solche gemeint seien, und es wäre nicht nötig, das zusammenhanglose, disharmonische als 'lose composition' der eigentümlichkeit des dichters zur last zu legen.

Nicht viel anders als bei den besprochenen tönen der weltabsage ligt zb. die sache bei dem ton 85, 6; ebenso unschicklich schliefst sich hier die dörpersatire an ein lied zu ehren des fürsten. dazu kommt, dass die verschwundenen *sprenzelære* 85, 38 doch wol dieselben sind wie die *geilen dorfsprenzel* 84, 12, die der fürst zum kriegsdienst eingezogen hat, wodurch die strophe in die zeit des späten tones 82, 3 herabgerückt wird, der niemand so heitere strophen wie 85, 6—37 gerne zuweisen wird: also ein neues beispiel des zurückgreifens auf einen früheren ton. der einzug der *Vrômuot* in Österreich passt nach Bielschowskys vielfach fruchtbarer untersuchung der geschichtlichen verhältnisse nur in das spätjahr 1234; ich möchte indes nicht zugeben, dass hier

ein völliger friede im lande notwendig vorausgesetzt werde, mehr als einen lebens- und sangesfrohen jungen fürsten, den die sorge nicht nieder drücken darf, und dazu eine gleichgestimmte umgebung braucht man sich dazu nicht zu denken, und ich möchte das gedicht lieber für ein früheres jahr in anspruch nehmen und darin die erste neue weise sehen, die N. für diesen hof erfand. die stimmung ist so rein, wie sie sich auch dort nicht lang erhielt. dass der gealterte dichter bereits, ebenso wie 102, 2, für seine person ablehnt, zum nächsten sommer neue minnelieder zu liefern, ist noch kein miston; den freilich Bielschowsky (s. 77) herbeizwingt, indem er 85, 37 vom willen des fürsten versteht, der andre dichter vorziehen wird, worüber dann N. seinen verdruss kundgeben soll.

Ich finde die von Haupt vorgenommenen trennungen durchweg begründet, meine aber nicht nur in den schon erörterten fällen, dass er in trennungen hätte weiter gehn dürfen. unter den österreichischen tönen bedarf sogleich 73, 24, von dem Haupt die letzten strophen getrennt und untereinander isoliert hat, einer nochmaligen operation dieser art. nachdem Hildebolt 73, 35 und 74, 1 aufs deutlichste unter den lebenden erschienen ist, bezieht sich str. 6 unverkennbar auf seinen tod bei einer schlägerei, der 91, 5 erwähnt wird. die ebenda erwähnte ursache dieser katastrophe kam schon 74, 18 vor und veranlasste den dichter, nachdem sie eingetreten war, im selben tone das zeugnis darüber abzulehnen, weil er schon vorher weggegangen war und nur von fern ein wehgeschrei gehört hatte. beiläufig sei des rätselhaften umstandes gedacht', dass str. 7. 8 offenbar in Baiern zum abschiede gesungen sind, indes 2—6 wie 9. 10. durch den inhalt nach Österreich gewiesen werden. ob die weise, aus Baiern stammend, mit dem zu ihrer eröffnung gedichteten winterliede, in Osterreich als eine neue eingeführt und weiter verwendet ward?

Auch in dem tone 89, 3 scheint mir die sache offenbar genug zu liegen. hier erzählt und klagt der dichter zuerst seine unannehmlichkeiten bei den bauern einem publicum, das nicht zeuge davon war, also der hofgesellschaft, mit str. 6 aber werden plötzlich versammelte *getelinge* angeredet und ihnen drei ihresgleichen nachteilig 'charakterisiert, unter denen als letzter derselbe Fridebrecht hervortritt, der in str. 4. 5 durchgezogen wird;

ein widerspruch zwischen beiden reden ligt überdies darin, dass es 89, 36ff von den dörpern heifst, alle würden sich freuen, wenn sie N. von seinen freuden vertreiben und *von lieber stat verdringen* möchten, während 91, 21 dies würklich gelungen ist, da Fridebrecht, dem in str. 5 üble folgen seiner unarten in aussicht gestellt waren, nun einer von denen ist, die den dichter *von lieber stat verdrungen* haben. was mit diesem ausdrucke gemeint ist, mag dunkel bleiben, aber den widerspruch der situation in einem zusammenhängenden gedichte find ich unglaublich und trenne auch darum den ton zwischen str. 5 und 6.

Ein kaum zu verkennender fall ist ferner der des tons 101, 20. er beginnt mit einem minniglichen winterliede, mit dem str. 2 zusammenhängt. in str. 3 ist es aber frühling, wenn sie mit der ein ich nicht involvierenden frage anhebt: *wė wer singet nu ze tanze jungen wîben und ze bluomenkranze.* des kaisers kommen zu der 1241 in aussicht gestellten heerfahrt gegen die Tataren (Bielsch. s. 89) mochte leicht im frühjahr 1242 näher erwartet werden als im vorausgegangenen spätjahr, als winterfeldzug wird man sie nicht gedacht haben.

Nach allem dem hab ich auch mut, nach str. 3 des tones 92, 11 einzuschneiden, wo es völlig an verbindung mit den folgenden schmähstrophen fehlt. von diesen hängen 6 und 7 zusammen, 4 und 5 wären zu isolieren. zu letzteren wag ich die vermutung, dass das rätselhafte *Lugetal* und *Lugebach* vom dichter aus *Lengetal* und *Lengebach* entstellt sein möchte, sowie der name *Wankelbolt* 93, 23 auf entstellung oder erfindung beruht. wenn die strophe von der schwalbe 30, 36 an die adresse des herrn vLengebach ging (Wilmanns Zs. 29, 78), könnte eine da erlittene enttäuschung der grund des zornes sein, dem der dichter luft macht.

Erstrecken wir diese betrachtung auf die bairischen töne, so fällt zunächst 41, 33 auf, wo die zwei letzten strophen durch einen neuen anhub von der jahreszeit ganz förmlich gesondert sind. eben dies geschieht aber 58, 1 mit den drei letzten strophen des tones 57, 24, wo die trennung bei Haupt unterblieben ist. ob in beiden fällen der dichter mit seinem obligaten winterlied und dem, was sich daran schloss, kein glück gemacht hatte, etwa weil er das eine mal zu roh war, das andere mal gleich im tone des verdrusses begann? und ob er sich so bewogen fand, zu der neuen weise andre worte zu liefern? wie

dem sei, es liegen uns in zwei tönen zweierlei anfangsstrophen vor, die nebeneinander nicht gelten konnten.

Eine art loser composition, wie ich sie dem dichter nicht zutraue, zeigt sich in dem ton 49, 10, wenn man ihn zu einem poetischen ganzen stempelt. nach zwei strophen vom winter und winterlichen bickelspiel hebt er mit *Immer sô man vlret* von einer erscheinung an, die nichts mehr mit der winterlichen situation zu tun hat und auf die strafse passt, nicht in die stube, wo sich doch irgend eine *samenunge* nicht ohne weiteres zu den geladenen eigenmächtig einführen kann. ich sehe daher in str. 3—6 eine eigne rede.

Der ton 58, 25 beginnt mit zwei strophen einer ganz conventionellen klage über ausbleibenden lohn des langen dienstes und fährt fort mit einer besonders eingeleiteten lustigen geschichte, wie es einem geckenhaften dörper bei der *guoten* ergieng, worauf noch eine als anhang ausdrücklich bezeichnete strophe über zwei andre dörper folgt. behandelt man die fünf strophen als ein gedicht, statt hinter der zweiten einzuschneiden, so ist das schnippische bauernmädchen, das wie seines gleichen 47, 9. 48, 18 *liupper* für *lieber* ausspricht, eine person mit der *küniginne* des langen dienstes, was sich für mein gefühl wenig schicken würde, während es sich für das bauernmädchen schon schicken mag, ohne weiteres als die *guote* eingeführt zu werden.

Einen völligen mangel an einheit und zusammenhang zeigen die strophen des tons 61, 18. auch hier müssen 3—5 ein zweites gedicht sein : 3 eröffnet eine auswahl unter siebenen für den hörer, der raten mag, wer von 62, 11 an gemeint sei.

Anders ligt es bei dem ohne bezug auf die jahreszeit beginnenden ton 65, 37. seine sechste strophe 66, 29, ganz erfüllt von der stimmung, die später in den tönen der weltabsage erklang, kann unmöglich auf die ihr widersprechende fünfte gefolgt sein : sie ward in einem spätern zeitpuncte bestimmt, dieselbe zu ersetzen. an 5 schlossen sich ursprünglich 7 und 8 an, wo der dichter, entsprechend dem vorsatz in 66, 28, dem publicum den gefallen tut, auf das beliebte dörperthema zurückzukommen, und noch mehr davon verheifst. die vier alliterierenden und reimenden namen, deren zwei aus dem frühsten wintertone stammen, einer in mehreren spätern vorkommt und einer hinzu erfunden ist, sollen nichts weiter als jenes thema andeuten, eben wie zwei andre in der einzelstrophe 75, 3.



Der ton 67, 3 liefert mit dem anfang seiner dritten strophe ein beispiel, wie es N. machte, wenn er mit etwas disparatem, wofür sich keine verbindung darbot, würklich fortfahren wollte. es ist das gleiche verfahren wie 36, 33. 59, 26. 60, 8. 89, 31. daraus liefse sich schon einige vorsicht im anerkennen loser compositionen lernen, das Bielschowsky hier nur mittelst starker umstellungen zu vermeiden sucht.

Einen fall in dem reien 11, 8 hab ich bis ans ende aufgespart. hier fragt es sich : ist dem dichter zuzutrauen, dass er in derselben rede annimmt, er habe einen boten zur verfügung, und er habe keinen? und ist es wahrscheinlich, dass er eine rede genau unter zwei entgegengesetzte stimmungen verteilte, zuerst drei strophen rein dem schmerze der entfernung, dann vier der frohen erwartung einer baldigen heimkehr widmete? dass ihm also einheit der situation, woraus die motive eines gedichtes hervorgehen, durchaus nicht bedürfnis war? wer diese fragen, wie ich, verneint, der wird nicht nur mit Haupt die vier letzten strophen des tones abtrennen, sondern auch str. 4—7 von str. 1—3. die drei ersten erscheinen dann als ein auf der reise zum hafen der einschiffung gesungener reie. str. 2 ist bei Haupt wie bei Benecke leider durch einen punct nach *vogelîn* entstellt; der satz geht bis *mîn*. mit str. 4 befinden wir uns im lager vor Damjat und sehen der rückkehr des dichters mit herzog Leupolt, der den 7 mai 1219 wider aufbrach, entgegen; ein bote hat sich jetzt gefunden, wahrscheinlich, wie auch Wilmanns gelten lässt, bei gelegenheit der nachricht, die der herzog von seiner bevorstehnden heimkehr gab. natürlich einer, der bis nach Baiern geht und das dorf der geliebten kennt, an die N. die versicherung seiner unvergänglichen liebe richtet. ihm werden beide gedichte, das erste wie das zweite, mitgegeben. froh und voll zuversicht, wie in diesem zweiten, ist die stimmung auch im dritten des tons, das zwischen der abreise des boten und der des dichters von dessen ungeduld eingegeben wird. den aufenthalt in Österreich, mit dem er rechnen muss, will er nicht ungenutzt lassen : die landwirtschaftliche redensart, womit er str. 3 beschliefst, deutet die absicht an, schon dort einen reien zu singen, der sich in der heimat weiterhin rentieren soll. er ist ganz bei seinem gewerbe als sänger und tanzmeister, das er 12, 32 ungeniert als solches bezeichnet. der in Österreich gesungene reie ligt uns dann

13, 8 vor, er wird mit einem neuen boten nach Baiern vorausgesant.

Freilich soll ja der bote in beiden tönen wie alle seinesgleichen in minneliedern nur ein fingierter sein. warum nicht auch die kreuzfahrt, die beide töne voraussetzen, eine fingierte nach dem vorbild älterer dichter, welche die ihrige vielleicht auch als dankbares motiv, nur fingierten? warum nicht auch die schon, *wolgetâne*, das *liepgenæme wîp?* das alles liefs sich ja wol auch bei tinte und pergament ersinnen. ich meine, man sollte sich nicht so leicht der lebendigen züge in der vorstellung des altertums begeben. gewis konnte und muste das botenlied zur poetischen manier werden, wie aus dem liebesbriefe das büchlein ward, aber ihren ausgang muss die manier von der lebenswürklichkeit genommen haben, wie sie Uhland in seiner schönsten romanze darstellt: 'und da sang vor ihr mein bote, dem ein lied ich anvertraut'; und diese würklichkeit konnte sich auch neben der manier noch eräugnen, solange noch die poesie nicht ganz zu litteratur geworden war. nur weil sie uns modernen das geworden ist, ligt es uns so nahe, an fictionen zu denken. zu poetischen botschaften waren die fahrenden spielleute zu gebrauchen, aber wenn N. auch nur über heimatliche bauernburschen unter den pilgern verfügte, so mochte sich unter solchen einer und der andre finden, der daheim *voresingens phlac* (39, 28. 40, 33. 96, 26) und sich *wîse unde wort* gerne lehren liefs.

II

Von den pilgertönen geht es sich leicht über zu den lebensverhältnissen, von denen Neidharts dichtung ausgeht, und die mir noch nicht so völlig erhellt dünken, wie es seine andeutungen gestatten.

Es war nicht schwer zu erkennen, dass in den so einfach natürlichen pilgertönen keine zu conventioneller huldigung erdachte geliebte sich kundgibt, sondern eine würkliche, die in des dichters leben von bedeutung war. Bielschowsky meint, er rede da von niemand anders als seiner frau, gegen die er ein schlechtes gewissen habe und der er besserung gelobe; *gewinne ich heil gegen der wolgetânen* 12, 31 würde dann bedeuten: wenn sie mir verzeiht. mit weniger novellistischer phantasie wird man verstehn: gewinne ich sie zum weibe, wodurch die erfüllung des wunsches 12, 25 bedingt ist. mit der *wolgetânen* selbst, die er

als *senede* verlassen hat 11, 26, ist ja N. offenbar einig, aber wenn sie nicht etwa über ihre hand frei verfügt, ist die verbindung damit nicht ausgemacht.

Worauf es ganz ankommt, ist der sinn des wortes *meisterinne* 11, 36. die 'oberste der mägde in Neidharts bairischem haushalte' (Haupt s. 243) bedeutet es 15, 2, wo er lust hat, eine gewisse bauernmagd zu heiraten, wenn er nicht fürchten müste, dass seine *meisterinne* ihr als hausfrau das leben sauer machen würde; sehr begreiflich, wenn diese sich einer gleichen, vielleicht etwas besseren herkunft bewust war. dagegen ist die *meisterinne* der flachsschwingerin 47, 2 die bäuerin, der sie dient, sowie 44, 28 ein knecht von seinem *meister* spricht. wenn nun N. dem boten gegenüber die meisterin schlechthin erwähnt, ohne ein *mîn* oder *dîn*, so ist es des boten seine, und dieser also knecht im hause der geliebten, die ja als mutterlose tochter an der spitze des haushaltes stehn kann; oder es ist Neidharts frau und der bote dessen eigner knecht; oder am ende, die bewuste meisterin, die in unserm hause, die haushälterin. diese konnte N. aber nach seiner moral auch ohne heirat haben, wenn sie begehrenswert war; möchte er doch 43, 5ff eine *wolgetâne*, die er zu heiraten nicht mehr die wahl hat, gern in sein armes haus ziehen, um angenehmer darin zu leben. bei meiner auffassung von 12, 31 bin ich natürlich auf die erste der drei möglichkeiten angewiesen. was N. der geliebten sagt oder sagen lässt, ist zum teil von ganz ökonomischer bedeutung und soll sichtlich zur verbindung ermutigen: er hat noch manchen ton in petto, sein *gewerft sol heiles walten*, seine *schîbe gât ze wunsche wol.*

Trifft es zu, dass beide töne, wie ich glaube, von einer in aussicht stehenden gattin handeln, so wird die heirat wol bald nach der heimkehr zu denken sein. dass sie dann schon in ein recht reifes lebensalter des dichters fiel, hat bei den zuständen eines armen ritterlichen sängers nichts auffallendes. heiratslustig bekennt er sich mehrmals. nicht etwa 41, 29: es konnte sich nicht schicken, ernsthaft von der morgengabe zu reden, und der stammsitz des mannes konnte deren gegenstand nicht sein; vielmehr wird mit dessen namen eine frivole allegorie getrieben, wie 47, 39 mit dem erfundenen *Siuftenecke*, und wie der dichter auch 5, 32 mit dem wortsinne von *Riuwental* scherzt. sehr deutlich denkt er dagegen ans heiraten 37, 27: *der deheiner gunde ich*

baz mîner lieben muoter zeiner snüere; ebenso 14, 39 und nicht minder in der letzten strophe des reizenden gedichtes 48, 1, wo er sich entschlossen zeigt, die einstige gespiele seiner kindheit heimzuführen.

Immer bewegen sich diese wünsche im bäuerlichen gesichtskreis, ob nach dem 100 jahre später erscheinenden recepte des sogenannten Seifrid Helblings (VIII 369): *nœtigem riter des gezimt, daz er ze koneschefte nimt ein gebiurinne umbe guot*, kann man nicht wissen, jedesfalls aber ohne den hier bezweckten vorteil, wenn es nach seiner heirat in Reuental so aussah, wie 43, 8 geschildert wird. man darf sich daher die *wolgetâne* der kreuztöne ebensowol als tochter eines ritters in ähnlichen umständen wie Neidharts seine vorstellen. dass sie beträchtlich jünger war als N., sieht man 103, 4, wo seine *Matze*, in der man sie widererkennen darf, *ein tœrschiu krot* heifst, gerade wie 19, 6 die mutter zur verliebten dirne sagt, und der dichter in sorgen wegen ihrer verführbarkeit ist. das wäre nach Bielschowskys bestimmung nach 1225. die kinder sind 73, 16 in der österreichischen periode noch unerwachsen daheim. ihr wachstum lässt uns N. verfolgen: bei der bitte um brandsteuer 52, 13 sind sie noch *kindel*, und 21, 33, wo einer dirne, die dem dichter nach Reuental folgen möchte, ihre dortige zukunft vorgemalt wird, liegen sie noch in zwei wiegen.

Wie wenig N.s eigenschaft als gatte und vater seinem von je her unbedenklichen, für sein *gewerft* fruchtbaren umtreiben mit den bauernmägden im wege stand, zeigt sich in der unbefangenheit, womit er 46, 23 seine Matze eine unschuld vor seinen eignen künsten der verführung warnen lässt, und womit er 43, 8 ff die schöne magd, die er nicht mehr im fall ist zu heiraten, doch zu sich ins haus zu nehmen wünscht. damit verträgt es sich immerhin ganz gut, dass er seinerseits den eifersüchtigen gatten spielt, wie ich glaube, dass es in mehreren liedern geschieht. 'meine frau', der 50, 18 ein bäurischer stutzer *verwendeclîchen* unter die augen geht, der er beim tanz einen ball — wenn zugeworfen, ein zeichen der liebe 29, 23 — entrissen hat, und der er vor Reuental parade steigt, ist nicht eine würkliche oder eingebildete herrin seines minnedienstes, sondern des dichters hausfrau. ebenso die *vrouwe mîn* 60, 20, um die das *gewerp* der *getelinge* ist und der beim *krumben reien* ein *vingerlde* täppisch abgezogen ward. beide male

50, 16. 60, 18 führt N. sein offenbar frühzeitiges ergrauen auf seine eifersüchtige unruhe zurück. noch ist von der gattin zu verstehn *mîn vrouwe ûf einer dult* 62, 15, die einem zudringlichen die hand verweigert hat, der sich alle feiertage vor Reuental herumtreibt, auf N.s wiese blumen pflückt und *wineliet* singt. etwas anderes ist es, wenn *mîn vrouwe* in einem minniglichen zusammenhange vorkommt und von ihrer *hulde* die rede ist: 56, 22 bezeichnet es die herrin, 73, 30 und später. dass der dichter, wenn er die gattin meint, von seiner *vrouwen* spricht statt von seiner *konen*, darf man von einem erwarten, der 43, 6 sagt *sô næm ich die schœnen zeiner vrouwen.*

Bielschowskys folgerungen (s. 68) aus 39, 30 mag ich nicht beistimmen. ich nehme die strophe humoristisch. vom bedauern über die jetzige vernachlässigung der frisur aus ergeht sie sich in einem launig übertriebenen verdruss über die sorgen eines hausvaters, wobei das *man hiez* nicht mehr sagen will als: ich kam dazu. der ihn *in disen kumber stiez* ist einfach der vater oder wer an dessen stelle ihm das weib gab, aber auch dem zürnt er nur spaſshafter weise. geflucht wird er schon im ernst haben, wenn es im haus am nötigen fehlte.

III

Von 50, 37 an zeigen die töne einen andern charakter. N. tritt als diener um minnelohn in mehr oder minder herkömmlichem höfischem geschmack auf. er zeigt sich unbefriedigt, mit seinem sang erfolglos dienend, im nachteil gegen wechselnde rivalen, die auf wechselnde flammen würden schlieſsen lassen, wenn er nicht versicherte, seiner schönen von kind auf zu dienen. der lange verlorene dienst macht aber nur den eindruck einer mit dem höfischen stil angeeigneten pose.

Um diese anbequemung an ein dichterisches herkommen zu verstehn, muss man sich erinnern, was schon früh erkannt worden ist, dass wenigstens für die dreiteiligen, meistens vom winter anhebenden töne das publicum die ritterlichen standesgenossen des dichters waren. Bielschowsky hält den ton 50, 37 für den ersten in solchem kreise vorgetragenen; ich nehm es auch für die früheren an. schon der wahrscheinlich älteste 35, 1 gibt es zu erkennen, indem er von einem *dörper hêr* spricht. dieses niederdeutsche fremdwort enthält schon ohne das spöttische attribut einen aristokratischen spott, der unter bauern unmöglich war.

eine phrase wie 36, 39 *sprechen von den kinden, diu dar sint gebeten* kann nur an hörer gehn, denen die sache etwas ganz objectives ist; und wenn der dichter 38, 19 seine weisen freunde um rat fragt, sind es dieselben standesgenossen, an die er sich so oft und im gegensatze zu den dörpern, hier aber ironisch spafshaft, wendet. man muss durch die lebhaftigkeit, womit er die ländlichen scenen wie gegenwärtig vorführt, nicht irre werden, darin ligt wesentlich die virtuosität, wodurch er eine epoche im geschmack bewürkte. wenn diese, wie sich denken lässt, nicht ohne widerstand blieb, so konnte es ihm indes von einem gewissen zeitpunct an rätlich dünken zu zeigen, dass ers auch auf höfisch könne so gut wie andere, ohne darum seinen verkehr unter den bauern einzustellen und auf die motive aus ihrem leben, womit er glück gemacht hatte, zu verzichten. es war allesfalls mit einer eingebildeten geliebten zu machen, und wer die dame war, der seine huldigung gelten sollte, hatte ja niemand zu fragen; er scheut sich auch nicht, andere erotische beziehungen neben seinem dienste merken zu lassen, wie zu dem *wolgetânen diernkint* 53, 29, um das ihn dieselben kerle neiden, die ihm die gunst der herrin entziehen, oder zu einer *vrouwen wolgetân*, die er sich *ze vriunde* erkoren hat 68, 1. die jugend ligt hinter ihm, seine tage laufen von der höhe der neige zu 58, 9, er ist ein vierziger; wenn er im selben gedicht um gnade bittet *vor mîner tage nône*, so muss er nicht nach sonstigem sprachgebrauche die mittagstunde im sinne haben, sondern die würkliche *hora nona* oder dritte stunde nach mittag, der im menschenleben etwa das fünfzigste jahr entspricht, sonst würden z. 8 und 9 einander widersprechen. str. 1 und 2 scheinen übrigens beträchtlich früher gesungen, denn auf eine frühe zeit deutet 57, 32 *die selben zwêne die gehellent hin nâch Engelmâren*: dieser steht sonst bei den tönen des dienstes ganz im hintergrund, gehört sozusagen der geschichte an; 61, 6 gibt darüber den aufschluss, dass er längst ein mühseliger bauer geworden ist, und 56, 36 heifst es *die gehellent alle Berewîne*, wonach die feindliche partei ein neues haupt bekommen hat. so wäre denn die höfische manier des erfolglosen dienstes, die sich 57, 28 kundgibt, schon zu einer zeit eingetreten, wo leicht noch lieder in der unverfälschten art des dichters bevorstanden, und ein solches ist würklich der ton 64, 21, der durch die erwähnung des kaisers Friedrich unter 1220 herab-

gedrückt wird, nur schwerlich sehr tief, weil der kaiser da doch wol neu und jung gedacht ist.

Wie aber, wenn wir 67, 14 lesen, dass N. schon bei 30 jahren lang der *guoten* dient und ihres lohnes wartet? die zahl soll als typische ohne geschichtlichen wert sein. gewis ist sie typisch bei N.: vor 30 jahren stand es in der welt so, dass er froh sein konnte 32, 24, und 30 jahre sind es her, dass er stets gegen die dörper zu kurz kam 78, 1. so mochte er um sein fünfzigstes lebensjahr zurückblickend sprechen; aber eine typische zahl kann nicht so verwendet werden, dass sie eine unsinnige oder lächerliche vorstellung erregt, wie es die des fünfzigjährigen ist, der bei einer ohngefähr gleichalterigen seit 30 jahren vergeblich schmachtet. hier kann N. seinen hörern nicht zugemutet haben, die geliebte eigentlich zu verstehn; die heiterkeit, die bei diesem vers ausbrechen muste, war nur dann nicht unschmeichelhaft für ihn, wenn sie sich damit ein rätsel aufgegeben fühlten. in str. 3 bricht er mit einer ähnlichen wendung wie 60, 8 kurz ab, um sich in 4 strophen mit dörpern zu beschäftigen, und die rede ist zu ende. str. 7 und 8, von Haupt mit recht abgetrennt, handeln dann von dem in 1 und 2 aufgegebenen rätsel, die lösung wird verweigert, dafür in ziemlich herkömmlicher weise das lob der fraglichen gesungen, wobei doch die lobsprüche 69, 9—12 und 23f merken lassen, dass sie einer idealen potenz gelten, und das ganze in ein leicht ironisches licht stellen.

Die lösung geschieht sehr viel später in den tönen 82, 3. 86, 31. 95, 6 und wird ausdrücklich auf den früheren dienst zurückbezogen, wenn es 82, 11 heifst *ich hân mîniu jâr ir gedienet lange,* wörtlich wie 63, 12 *der ich gar mîniu jâr hân gedienet lange.* zuerst heifst sie 83, 40 *Werltsüeze*, nach 87, 33f hätte man einfacher auf Welt zu raten, welcher name 88, 6 zum überfluss ausgesprochen wird. und rätselhaft kommt sie wider in dem dörpergedichte 88, 13—89, 2 vor, das N. einer lebhaft geschilderten aufforderung folgend im selben tone folgen liefs: *mîn frou Süezel* 88, 38 ist die leibhafte *werltsüeze*, die an eines dörpers hand den reien springt; das sicherste beispiel von N.s so leicht irreleitender manier, die allegorische maske mit sinnlichen und individuellen zügen auszustatten, die an sich keiner allegorischen auffassung fähig sind und daher diese für die maske selbst auszuschliefsen scheinen. wenn er 98, 12ff einen dörper

seiner, N.s geliebten durch den rock treten und 90, 12 einen andern anderes verüben lässt, in zahlreichen andern fällen und einzelnen wendungen, muss man an *vrou Süezel* denken, um es zu verstehn. das wunderlichste in dieser art ist vielleicht 100, 17 geleistet, wo ganz umständlich die möglichkeit einer ehelichen verbindung mit der *lieben* verhandelt scheint. glaubte der hörer bei solchen stellen eine würkliche person vor sich zu haben, so konnte es dem dichter schon recht sein; interesse und beifall war dann wol sogar am sichersten erzielt. man darf sich nicht hörer vorstellen, die in der lage waren, alle oder viele seiner lieder neben einander zu halten, sie hatten sie nicht als buch vor sich; mit jedem neuen ton trat das rätsel der geliebten neu vor sie und gestattete ihnen, sich bei deren eigentlicher auffassung zu beruhigen, oder doch bei dem unbestimmten eindruck, es möge ein geheimnis hinter ihr stecken; unterdes N., um etwas von ihr erzählen zu können, erlebtes oder beobachtetes sich zu nutze machte und dinge, wie sie in seiner welt vorkamen oder begehrt wurden, frischweg von ihr aussagte.

Und hier ist zu erinnern, dass die welt für N. nicht allein die sogenannte grofse der höfe und der ritterlichen gesellschaft war, obgleich er dieser sang, sondern dass er von anbeginn in der niederen des landvolks sein *gewerft* hatte und diese es war, die sich in seinem höfischen sange bis zuletzt reflectierte. dadurch konnte es geschehen, dass seine allegorische *vrouwe* schon in den bairischen tönen stets in beziehung gerade zu dieser niedern gesellschaft erscheint. immer sind es dörper oder *getelinge*, die ihm vor ihrer *hulde* stehn, ihm den lohn verhindern, deren tanzen mit ihr seine eifersucht erregt, vor denen er sie warnen muss; wenn man auch mitunter zweifeln kann, ob von der *vrouwe* oder einer andern schönen die rede sei, die gerade seiner augen wonne ist (65, 12. 67, 1). man muss im sinne behalten, dass auch die andere allegorische erfindung, *Vrômuot* 31, 28, wie eine bauernmagd mit den andern zum reien aufgeboten wird. auch daran hat man zu denken, dass N. überhaupt gern allegorisiert: 84, 32 kleidet er eine beschwerde, 94, 31 ein erlebnis, 96, 30 die kritik eines vorfalles in dieser weise ein, ohne weiter deutlich zu machen was er meine.

Zur klage über die undankbarkeit der welt für seinen dienst, die in den bairischen tönen überhand genommen hat, fehlte es

ihm auch in Österreich nicht an grund, wo er sich zuerst so wol empfangen und *behûset* gesehen (75, 6). dass es mit letzterem seinen haken hatte, zeigt die bitte an den herzog, ihm den zins zu mindern, der es ihm schwer mache, seine kinder zu ernähren 73, 11. diesen versteh ich nicht mit Wilmanns als zins aus einer geldschuld, den zu mindern des fürsten sache kaum gewesen wäre, noch mit Bielschowsky als kriegssteuer, sondern einfach als abgabe an den lehnsherrn, womit das anwesen belastet war. die hübsche strophe von der schwalbe 30, 36, die er in einem alten reientone sang, zeigt ihn sehnlich nach einem hause verlangend, das ihm herr Otto von Lengebach geben konnte (Wilmanns Zs. 29, 78), aber vielleicht verheifsen und nie gegeben hat. jedesfalls hatte er das haus in Melk (75, 1) nicht mehr, als er in einem seiner späten töne 101, 6 den herzog so kläglich nur um ein kleines *hiuselîn* bat, um das erhaltene geldgeschenk darin aufzubewahren, neben welchem doch der spruch vom singvogel 84, 32 auch von mangelhaftem lebensunterhalte zeugt. nimmt man dazu die abneigung der bauern, auf die er sich mit seinen gewerbe mit angewiesen sah, die 101, 14 erscheinende besorgnis vor feindseligkeiten im lande und die zerrütteten verhältnisse desselben überhaupt, so fehlt wenig, um den sänger, der sich 85, 6—37 freudig bei dem sangesfrohen fürsten eingeführt hatte, gründlich verstimmt zu denken.

Fragen wir, wann N. werde angefangen haben, sich unter der fingierten geliebten die welt zu denken, so kann die antwort nur sein : seit er kein rechtes glück mehr in seinem gewerbe hatte. und das war schon zeitig in Baiern der fall. schon eh er begonnen hat den minnesänger zu spielen, hören wir 49, 32 ff. von zweien, die bei feiertagstänzen mit einer *samenunge*, einem anhang, erscheinen und offenbar seinen sang verhindern, indem der eine leiert, der andre das *sumber* schlägt. von andern, *die den sumer tanze prüevent in dem geu und den winder in der spilstuben herren sint*, heifst es 53, 22 *swar ich var, ich bin in ir œhte;* 64, 32 ff. haben vier wider ihn *eine sicherheit geprüevet*; 56, 34 sind es gar neune, die ihm an feiertagen das gäu verbieten : verschiedene angaben, die sich auf verschiedene jahrgänge beziehen müssen. er hat also unter dem landvolk eine gegenpartei, die ihn nicht mehr als sänger aufkommen lässt. die ursache ist ein alter hass, den er 51, 15 als bekannte sache er-

wähnt, und der auf irgend einen ziemlich frühen anlass zurückgehn muss. dieser art sind denn die rivalen, die ihm die *guoten verrent*, der er *von kinde her* gedient hat und ferner dienen will 56, 7, die ihn von der *wolgetânen* verdringen 58, 3, ihm *an sînem liebe niht gelingen* lassen 57, 28, die er bedauert, der *guoten* nicht erleiden zu können 59, 29. es dünkt mir unmöglich, in dieser so mannigfachen einflüssen unterworfenen geliebten nicht schon jetzt die nachmals sogenannte allegorische *vrou Süezel* zu erkennen, an deren hand der typus *Lîmezûn* den reien springen darf.

Schon ist es zu äufserungen starker entmutigung gekommen, obgleich man sich als freiwilligen toren (51, 14. 63, 17) weifs: *alsô möhte ich wol mit mînem sange stille dagen* 54, 4. *ich wil mich von mînem üppeclichen sange ziehen* 57, 26. eine fast resignierte stimmung herscht in dem ganzen ton 62, 34. aber nicht nur die erfahrungen unter den bauern führten dazu. nicht unter diesen werden sich die *freudelôsen* 65, 37 gefunden haben, vor denen er sich scheut, seinen *wânaldei* noch immer zu singen. dieses wunderliche wort wird er höfischen spöttern aus dem munde genommen haben, die es aus seinem sich widerholenden *lieben wâne* (52, 30. 54, 6. 25. 58. 19) entwickelten, vielleicht sich wundernd, wie er sich einbilden könne, mit seinen jährlichen klagen die höfische freude zu mehren. N. teilte die erfahrung andrer sänger, dass die stimmung, die des sanges bedurfte und ihn aufmunterte, an den höfen nachliefs. den vorhalt, den er der gesellschaft darüber tut, soll das so lange verherlichte weib durch seine härte gegen ihn bewährt haben, und bittere strophen kommen beinahe schon zur absage, bis 66, 56 mit plötzlicher wendung nochmals eine bitte an die herzenskönigin daraus wird. ich halte diesen ton für einen letzten versuch, den vielleicht schon einmal aufgegebenen platz am bairischen hofe zu behaupten oder wider zu gewinnen; obgleich Bielschowsky, ohne zu leugnen, dass N. auch für ein ritterliches publicum sang, ein verhältnis zu herzog Ludwig sowol wie zu Otto II für unmöglich erklärt, weil sie nirgends in seinen liedern erscheinen. aber wo hätte sich jenes publicum gefunden, wenn nicht am hofe zu Landshut, den er schon 14, 1 bei seinem auftrag dahin meinen wird, und welcher andre wäre der hof, zu dem ihm gewohnter weise der *stegereif waget* 65, 36.

Der ton 59, 25 mag der letzte in Baiern gesungene sein. die erste rede in ihm endet mit einem rückblick auf den spiegelräuber Engelmar, dem er hier wie 93, 5 sein ganzes misgeschick als schuld anrechnet. dass die verse 70, 39—71, 1 und später noch deutlicher 96, 8—11 so lauten, als hätten seit jener untat die unbilden in der welt überhaupt unverhältnismäfsig zugenommen, muss man einem dichterischen gemüte nachsehen, das aus dem engen fenster des eignen erlebnisses in die welt hinausschaut. dass es Engelmars anhang gewesen sein muss, der ihm das leben sauer machte, hat Wilmanns richtig gesehen, doch vermiss ich dabei ein mittelglied, das nur in einer empfindlichen, die ganze dörperschaft aufreizenden züchtigung Engelmars durch N. bestanden haben kann. der alte hass 51, 15 in verbindung mit dem *gehellent hin nâch Engelmâren* 57, 32 mag darauf deuten. bestand die züchtigung, wie man bei dem dichter erwarten darf, in einem gedichte und fand dieses vor andern verbreitung und ruf, weil es sich vielleicht durch den ersten kräftigen spott über die dörper in ritterlichen kreisen empfahl, so wäre erklärt, wie N. dazu kam, die alte geschichte und den längst unschädlich gewordenen widersacher bei jeder gelegenheit zu erwähnen, ja an den haaren herbeizuziehen. es wäre nicht das einzige frühere gedicht, worauf er bezug nimmt; aufser mit den namen, die er 66, 35. 37. 75, 9 ausgräbt, geschieht es 61, 8. 91, 18. 96, 13 ff. auf 62, 31 ff., ja schon frühe 18, 29 auf ein uns verschollenes lied. die letzte strophe des tons 25, 14 ist kurz nach dem vorfall des spiegelraubes wie offenbar kurz nach der gründung seines hausstandes gesungen, 57, 32 erscheint Engelmar noch als haupt der gegner, 52, 26 ist er dagegen durch ein *wîlen* in die vergangenheit versetzt; 59, 14. 60, 27. 61, 7. 63, 3 hat die erwähnung schon etwas herkömmliches, und in den österreichischen liedern erscheint sie vollends als liebhaberei und manier. hier wie vorher in der heimat darf N. die an sich unbedeutende geschichte, die er 77, 33 um die beliebten 30 jahre, gewis zu weit, zurück datiert, als bekannt und mit seinem namen verbunden voraussetzen.

Ein rätsel bleibt nur, wie gerade das sie enthaltende gedicht aus der überlieferung verschwinden konnte, sei es ganz, sei es bis auf die wenigen strophen 25, 14—26, 14, die nur die einleitung und exposition der geschichte enthalten und von denen Haupt

mit recht die letzte, nur zurück blickende strophe getrennt hat, indes er eine anzahl weiterer strophen verwarf mit der bemerkung: 'unvollständige überlieferung der echten strophen hat die unechten zutaten veranlasst'. hat da vielleicht gar eine rücksicht auf dörperische stimmungen in der überlieferung gewaltet?

Mit 71, 2. 3 scheint sich N. eine genugtuung zu gönnen für das leid, das ihn durch Engelmars schuld getroffen hat. um diese verse zu verstehn, muss man wol, im einklang mit Bielschowskys deutung des spiegelraubs, annehmen, dass Engelmar mittelst desselben sich der hand der Friderun, aber darum nicht ihrer liebe versicherte, was auch 98, 36 angedeutet scheint. nur braucht man gerade nicht mit Bielschowsky die sache so aufzufassen, als habe N gezürnt, dass ihm mit Friderun eine gute partie entgangen sei. ich glaube vielmehr etwas wie einen herzenslaut zu vernehmen, wenn er noch in späten tönen von der *lieben, der vil lieben Vriderûne* spricht 78, 7. 96, 7, während sich aus vergleichungen wie 65, 3. 74, 15 ergeben mag, dass ihm die sache nicht allzu tief zu herzen gegangen war.

Indem ich von dieser gelegentlichen abweichung umkehre, komm ich zu einer art epilog des in Baiern verlaufenen minnedienstes in den strophen 71, 11—73, 10, die ich für selbständige, nur ideell zusammenhängende sprüche nehme. ich glaube, dass die erste und fünfte derselben sich auf jenes persönliche thema beziehen, also allegorisch gemeint sind, indes jede von ihnen anlass zu gemeingültigen betrachtungen oder lehren in den ihnen folgenden 2. 3. 4 und 6 gegeben hat. unter diesen zeichnet sich 2 durch einen ernsten gehalt aus, wie man ihn kaum bei N. erwartet. von dem mangel an gegenliebe, den er zu beklagen hat, kommt er zu der behauptung, dass jetzt die liebe zum weibe schwerer wiege als die liebe zum manne, während es früher umgekehrt war. die ursache lässt er dahingestellt, weifs aber so viel: zweier dinge geht uns ab, dass wir männer nicht keusch sind und nicht mit herzensliebe die minne — d. i. die hingebung des weibes — aufwägen.

IV

So ernsthaft hier der dichter geworden scheint, nach der katastrophe seiner verhältnisse in Baiern, deren nähere umstände uns dunkel bleiben, wurden im lande seiner zuflucht, wo er ohne zweifel längst bekannt war, neue weisen im bisherigen geschmacke

von ihm erwartet. die lebhafte ausbeutung von motiven des ländlichen lebens nicht ohne spott über das unbeholfene emporstreben des bauernvolkes hatte ihm als willkommenes thema am dortigen hofe den weg gebahnt; was er 75, 8 sagt mit benutzung zweier namen aus 39, 10 als typen des bauernvolks überhaupt, will nichts andres bedeuten, als dass er die gute aufnahme in Österreich seinen gedichten über dörper zu verdanken glaubt. eben dies muste ihn bewegen, auch auf diesem schauplatz unter dem landvolk als sänger zu verkehren, einfach um der motive willen, die er für seinen sang bei hofe brauchte. er findet aber nicht weniger ursache, sich über die dörper zu beschweren, als zuletzt in Baiern. sie stehn besonders auch hier seinem glück bei der *vrouwe* jederzeit im wege.

Bei diesen klagen scheint mir doch etwas mehr als blofse bäurische feindseligkeit im spiele zu sein. es war seiner zeit ein richtiges gefühl bei Liliencron, das ihm sagte, hinter allen den dörpern, über die sich N. beschwert, müste etwas andres stecken; er irrte nur über das was. ich finde mich bei so mancher stelle an Walthers berühmtes gedicht *Owê hovelîchez singen* erinnert, wo wir eine invasion der höfe durch zahlreiche sänger eines bäurischen geschmackes vor uns haben. ich muss mir vorstellen, wie das emporstrebende landvolk mit andern stücken der ritterlichen mode sich, unter benutzung der eignen traditionellen elemente, auch des minnesangs bemächtigte und damit zur abwechselung und vielleicht mehr wegen als trotz der unvermeidlichen vergröberung in der modewelt, auch wenn sie sich im grund darüber lustig machte, selbst mode ward. als träger dieser bewegung darf man sich vorsinger bei den bauerntänzen denken, wie sie 39, 19. 96, 26 erwähnt werden und wie N. selbst einer war (26, 9); wird doch 40, 23 sogar der reihe nach vorgesungen, ein zeichen, wie viele sich darauf verstanden. N., zuerst an der spitze der bewegung, die er mit echtem dichtergeist an die volksmäfsigen typen anknüpfte, muss dann von ihr überholt und im gäu sowol wie bei hofe in schatten gestellt worden sein.

In der fünften strophe des tons 15, 15 glaub ich die sache sehr deutlich vor augen zu haben. die angeredeten *alle* sind die gönner, die *vriunt*, die der dichter in der hofgesellschaft hat, die *si*, die von einem gern gesehenen *getelinc* namens *Mandelzwî* verhindert wird, seinen sang zu hören, kann nur die undankbare

herrin seines dienstes sein, von der die vorhergehnde strophe handelt, d. h. die welt. da ist doch der träger eines fingierten namens, der aus dem im tone 78, 11 eine rolle spielenden *Madelwîc* entstellt sein wird (auch *Eberzant*, das N. als den würklichen taufnamen will ermittelt haben, ist nur bittere fiction), nichts andres als ein concurrent, und ein so erfolgreicher, dass N. in dem andern tone, wo der unentstellte name auftritt, 79, 35, sagen kann : *nu sitze ich ûf dem schamel unde er oben ûf der banc.*

Einen andren, weniger glücklichen lernen wir in dem ton 73, 24 kennen. N. ist über ausbleibenden erfolg bei der frau Welt recht verdrossen, teilt sich aber in das schicksal zu verlieren was man singt und raunet, mit einem dörper Hildebolt, dem wir in strophe 3 als seinem nebenbuhler bei bauerntänzen begegnen. wenn sodann 94, 11 zwei *tozelaere*, deren einer wider einen entstellten namen trägt — für *Engelbreht*, wie c list — nach den *êren* streben, die die *vrouwe* zu vergeben hat, und diese inständig gewarnt wird, ihnen kein ohr zu leihen, sondern dem dichter allein gehör zu geben, so scheinen auch diese ein paar dörperische concurrenten zu sein.

Freilich findet sich N. in Österreich wie früher in seiner heimat von den bauern überhaupt schlecht behandelt. ihre zusammenkünfte an feiertagen geschehen ihm zum trotze 74, 9. 90, 10, dh. man lässt ihn nicht dabei singen. man hat ihm widersagt um seinen *üppeclîchen sanc*, ja man droht ihm wie einer feisten gans, d. i. den hals abzuschneiden 80, 29 ff. man hat ihn *von lieber stat verdrungen* 91, 21 : ich denke doch wol von einem angenehmen wohnsitze. dass sich die grenze zwischen beschwerden dieser art und den klagen über bäurische concurrenz im gewerbe scharf erkennen lasse, wird man nicht verlangen dürfen.

Auffallend und bezeichnend ist es, wie N. in den strophen, die er auf besondres verlangen noch einmal im alten sinne des dörperspottes, aber in einem ton der absage zum besten gibt, sich würklicher namen ganz enthält und 88, 23—38 nur mit symbolischen aufwartet. er hat dem *üppeclîchen sange* würklich entsagt und will niemand mehr kränken.

Die frage wäre nun, ob und wie weit die klage über nebenbuhler bei der geliebten in den älteren, nach Baiern gehörigen tönen ähnlich zu verstehn sei wie in der letzten periode. ich glaube, man hat keine andre wahl, sobald man auch dort die

allegorische natur der geliebten anerkennt: denn was könnten bei einem sänger die nebenbuhler im dienste der welt anders sein als concurrenten im gewerbe?

Im ersten tone des minnedienstes list man 51, 16, dass die gegner sich vorigen sommer gerühmt hatten, als man sagte, N. *wolte singen gar verloben.* das mochten sie, wenn sie schuld daran waren, und glauben konnten sie, ihm die lust durch spottlieder vertrieben zu haben, worauf die drohung deutet *ir etelîcher möhte sîn gemüffe gerner lâzen, dem sîn gämelliche* (seine leistung als joculator oder spielmann) *zimt als einem der wil toben.* gleich darauf kommt eine ganz abgerissene bemerkung über ein *wæhez vürgespenge,* das ein gegner trägt, die sich natürlich anschliefsen würde, wenn es ein beneidenswerter sängerlohn war. in der vierten, strophe scheint es, als seien die vorgenannten wandernde krämer. aber ein dritter, der auch als solcher charakterisiert wird, hat mit ihnen manchen schönen feiertag gelaufen, wozu man durch 96, 26 gelehrt wird, den zweck des vorsingens zu denken, und so erscheinen alle auf krämerwesen bezüglichen ausdrücke nur als verächtliche metaphern für sang, zumal wenn Beremut auch noch als prächtiger, begehrenswerter tänzer beschrieben wird. eine andre stelle, wo die dörper nach concurrenten aussehen, ist 57, 38 die warnung an die geliebte *gewunnest einen tumben wân gein in, daz wær mir leide,* die unmöglich den sinn haben kann, sie möge sich nicht in die sämtlichen vorgenannten viere verlieben, sondern die befürchtung enthalten muss, ihr kunstgeschmack möchte sich verirren. hat der dichter doch vorher davon gesprochen, seinen sang aufzugeben, weil ihm die *widerwinnen* an seinem *liebe* nicht gelingen lassen. endlich muss 70, 1 das bittere *jone sprichet Willebort* nach der klage, dass sein singen bei der herrin nicht verfange und nicht einmal verstanden werde, doch einen glücklicheren sänger meinen.

Es ist an sich wahrscheinlich, dass die bäurische concurrenz den bairischen nicht minder als den österreichischen hof für dichter unsicher machte. Walther spricht von ihr als einem damals gemeinen übel der höfe: *wurden in die grôzen höve benomen.* in den trutzstrophen haben uns bäurische poeten proben ihrer fähigkeit hinterlassen. Neidhart war ihnen natürlich gut genug, um von ihm zu lernen, und ihr nachwuchs zeigte, was er gelernt hatte, in interpolationen und nachahmungen seiner töne.

Alsbach in Hessen. MAX RIEGER.

ZUR GESCHICHTE DES NIBELUNGENLIEDES.

Wie die Homerkritik mehr und mehr die persönlichkeit eines dichters anerkennt, der am ende einer langen zeit fruchtbaren dichtens ein umfassendes werk planmäfsig schuf, so hat man auch im Nibelungenliede immer mehr einen selbständigen dichterischen geist zu finden geglaubt, der alte überlieferung mit eigener kunst zu einer gröfseren dichtung gestaltete. von den Lachmannschen liederdichtern ist man allmählich zu zwei dichtern gelangt, wie Kettner[1] sie annimmt, oder zu einem liederdichter und einem 'nicht viel jüngeren bearbeiter', wie sie Wilmanns zunächst in der dichtung vom untergange der Nibelunge zu erkennen glaubt.[2] in stil und reim des liedes haben sich erhebliche verschiedenheiten nicht feststellen lassen. ist es nun sonst möglich, die kunst des dichters im vergleich zu der eines bearbeiters und seine arbeitsweise, namentlich das verhältnis zu seiner vorlage näher zu bestimmen? wir beschränken uns bei dieser frage nicht auf den letzten teil des liedes, sondern überblicken die ganze dichtung.

1

Untersuchen wir zunächst, inwieweit reste älterer überlieferung erkennbar sind. ohne zweifel hat die stelle, welche am deutlichsten auf eine ältere sagenform hinweist, str. 419, 3. 4 (Bartsch, grofse ausg., Lpz. 1870—1880): *sît willekomen, Sîfrit, her in ditze lant. waz meinet iuwer reise? gerne het ich daz bekant* die darstellung, wie sie in der Thidrekssage vorligt, zur grundlage (c. 168): 'du sollst hier willkommen sein bei uns, oder wohin hast du deine fahrt beabsichtigt?' der unterschied ist nur, dass Brunhild diese worte bei der ersten begegnung mit Siegfried spricht. unser dichter hat zwar die bekanntschaft so zu erklären versucht, dass, wie Hagen in Worms von Siegfried zu erzählen weifs, so hier *ein ir gesinde* (411, 1) berichtet, dass unter den freunden einer sei, der Siegfried gleiche, aber die unwahrscheinliche begründung weist auf die ändernde hand des dichters deutlich genug. — gar nicht passt in unsere höfische

[1] EKettner Die österreichische Nibelungendichtung, Berlin 1897.

[2] WWilmanns Der untergang der Nibelunge in alter sage und dichtung. Abh. der Kgl. ges. der wiss. zu Göttingen, phil.-hist. cl. VII 2. 1903.

erzählung, nach der der ängstlich gehütete prinz zum erstenmale, so scheint es, ausziehen will, was str. 21, 2. 3 berichtet wird: *er versuochte vil der rîche durch ellenthaften muot. durch sînes lîbes sterke er reit in menegiu lant.* etwas gewaltsam muss der dichter die darstellung zurückführen in dem gesuchten übergange str. 22: *In sînen besten zîten, bî sînen jungen tagen* ... die alten lieder erzählten aber von Siegfrieds auszuge als einzelner recke. anklänge daran finden sich noch str. 59, 1: *Sî mac wol sus erwerben dâ mîn eines hant,* was widerum nicht ganz mit dem folgenden stimmt: *ich wil mit zwelf gesellen in Guntheres lant;* wie häufiger, scheint hier die hs. C das ursprüngliche zu bieten.[1] die zwölf gesellen sind, wie wir noch mehrfach bei dem dichter eine derartige umstellung finden werden, wol aus einem andern vorgange entlehnt, nämlich aus der erzählung, wie sie sich in der Saga c. 168 findet: 'sie nahm zwölf männer, und er fuhr als der dreizehnte' (um den hengst zu fangen). auf die fahrt des einzelnen recken, wie er nach der alten sage umherzog, wird widerum in str. 88, 1 angespielt: *dâ der helt al eine ân alle helfe reit.*

Was für einen sinn in unserm liede die worte str. 76, 4 haben: *wir wellen schiere hinnen,* ist nicht recht klar, da die werbung doch so bald nicht erledigt ist. ihre erklärung findet die bemerkung in dem alten bericht über den wandernden recken, vgl. Saga c. 168: 'er blieb nun dort nirgends die andere nacht, wo er eine war'. damit hängt auch wol zusammen, dass Siegfried str. 320 urlaub nehmen will, als ob er nicht an die werbung dächte; dass er verzagt ist, ist erst eine gezwungene erklärung unsers dichters. in würklichkeit bleibt ja der held, um zum ziele zu gelangen, ein ganzes jahr, str. 138: *Sus wond er bî den herren, daz ist alwâr, in Guntheres lande volleclîch ein jâr,* was der dichter anscheinend selbst auffällig findet. zu grunde ligt Siegfrieds altes dienstverhältnis, vgl. Hürnen Seyfried (hg. von Golther, Hallische neudrucke 81. 82), str. 12: *Er dienet willigklichen dem Künig seyn tochter ab* und str. 38: *Nun het Seyfrid gefochten Ritterlich seyn jar.* an dies verhältnis erinnern auch die worte unsers liedes str. 137, 3: *dâ mite muos ouch Sîvrit,*

[1] *selbe zwelfte* B, *zwelfter* A. hs. C bietet zuweilen die bessere lesart (vgl. str. 1701, 2 und Wilmanns aao. s. 22 a. 1). str. 161 erwähnt Siegfried die zwölf recken.

während die worte str. 161, 4 : *iu sol mit triuwen dienen immer Sivrides hant* ursprünglich wol mehr als bloſse redensart gewesen sind.

Wenn wir ferner die bemerkung Gunthers in str. 127, 3 auffallend finden : *und si mit iu geteilet lîp unde guot* und ebenso str. 693, 1. 2 die Giselhers : *wir suln ouch mit iu teilen lant unde bürge, die unser eigen sint* usw., so erklären sie sich als spuren älterer überlieferung, die in andern zusammenhang gebracht sind, aus Saga c. 226 : 'und es ward nun die heirat gestiftet, . . . dass jung Siegfried Kriemhild . . . zur Frau haben und mit ihr die hälfte von könig Gunthers reich empfangen sollte'. auf denselben ursprünglichen zusammenhang, dass nämlich Siegfried nicht der zur brautwerbung ausziehende königssohn ist, scheinen auch die worte in str. 321, 4 hinzuweisen : *hie ist vil schœner frouwen, die sol man iuch gerne sehen lân*; Siegfried scheint der überredung zur heirat zu bedürfen.

So sind im liede manche alten züge erhalten, die in den jetzigen zusammenhang nicht recht passen, an andern stellen hat der umformende dichter die alte überlieferung geändert, oft geradezu einzelne züge ins gegenteil verkehrt. in der Saga (c. 226) rät Siegfried Gunther, um Brunhild zu werben, im liede (str. 330, 1) rät er ab, während bei Etzels werbung um Kriemhild Hagen in der Saga zustimmt (c. 357), im liede dagegen ist (str. 1203). die brudereide Gunthers und Siegfrieds sind zu vertragseiden geworden (c. 227 und str. 335, 1). in der Saga ist das tor zu Brunhildens burg fest verschlossen (c. 168), im liede ist es weit aufgetan (str. 405, 1). in der Saga nimmt Siegfried auf Gunthers wunsch Brunhilden das magdtum (c. 228. 229), im liede auf Gunthers ausdrückliches geheiſs nicht (str. 655, 1 und 679, 1). in der Saga wird erzählt, dass vor dem streite der königinnen Kriemhild früher als Brunhild in der halle saſs (c. 343), im liede sitzen sie zusammen (str. 815, 1). beim streite schweigt nach der Saga Brunhilde bei Kriemhildens beweise, 'sie sprach kein wort' (c. 343), im liede erwidert sie heftig und schilt Kriemhild diebin (str. 848). dass aber der dichter den alten zug der sage kannte, scheint angedeutet in der antwort : *du möhtest wol gedaget hân* (str. 849, 2). in der Saga c. 346 hat Hagen vor der jagd ein 'langes zwiegespräch' mit Brunhild, im liede mit Kriemhild. während in der Saga vor

der jagd gegessen wird, geschieht es im liede nach derselben[1]. über den erfolg der jagd spricht Gunther in der Saga (c. 347): 'fürwahr, du hast wol gejagt', im liede (str. 1002, 2) sind die worte ins gegenteil gewendet: *von heleden kunde nimmer wirs gejaget sîn.* in der Saga wird Siegfrieds leichnam Kriemhilden in die kammer geworfen, im liede vor die tür gelegt. in der Saga leugnet Hagen und sagt 'ein wilder eber versetzte ihm die todeswunde' (c. 348), im liede ist es Hagen *vil unmære, wirt ez ir bekant* (str. 1001, 2); Gunther leugnet für ihn, wobei statt des ebers die *schâchære* vorgeschützt werden (str. 1045; vgl. die beziehungen auf Hagens worte im zweiten teile str. 1771, 4 und 1792, 3). in der Saga c. 361 spricht Hagen die worte: 'so will ich daheim sitzen', im liede sagt Giselher: *sô sult ir hie belîben.* str. 1463, 3[2]. — während ferner in der Saga der fährmann von Hagen vor Gunthers augen erschlagen wird, leugnet im liede Hagen die früher vollbrachte tat ab, trotz des im schiffe sichtbaren blutes (c. 366 und str. 1568). der offenbar alte zug, dass er das schiff *bî einer wilden wîden* gefunden zu haben vorgibt, stammt wol aus einem andern zusammenhang, in welchem von dem vorher von den Nibelungen gefundenen herrenlosen nachen die rede war (vgl. Saga c. 366 anf.). der grund des totschlags ist in der Saga, dass ruder und pflöcke brechen, im liede ist nach einem stärkeren grunde gesucht, der fährmann schlägt Hagen, aber der alte zug, dass die ruder zerbrechen, wird nicht aufgegeben; in der Saga zerbrechen sie, als die mannen Gunthers mit Hagen in den strom rudern (c. 366), während im liede Hagens ruder zerbricht, als er gegen den strom allein das schiff wendet (str. 1564, 2)

Auch späterhin finden sich noch solche änderungen, zb. begrüfst und küsst in der Saga (c. 372) Kriemhilde alle ihre verwanten, während der dichter mit wol überlegter abweichung erzählt, dass sie nur Giselher küsst (str. 1737. 1738). für den zusammenhang unwichtigere änderungen sind, dass in der Saga Hagen die meerfrauen mitten voneinander schlägt, während er

[1] die worte str. 964, 1: *Die scenken kômen seine* passen in den alten zusammenhang, wo tatsächlich der koch stark salzt und 'der schenke säumig schenkt' (vgl. Saga c. 345. 346).

[2] beim abraten Hagens erzählt auch die Saga c. 361: 'Högni ward darüber ärgerlich, dass ihm so oft seine mutter vorgeworfen wurde', im liede kränkt ihn der vorwurf der feigheit. str. 1513.

sich im liede vor ihnen neigt (c. 364 u. str. 1549), dass Hagen auf der suche nach dem fährmann in der Saga stromabwärts, im liede stromauf geht (c. 365 u. str. 1519, 2). so finden wir durch das ganze lied planvolle änderungen kleiner züge, aber auch wichtigere abweichungen in der handlung, selbst da, wo die überlieferung, wie sie in der Saga erhalten ist, keinen anhalt bietet.

In der erzählung von Siegfrieds werbefahrt wird berichtet, dass Siegmund der wille seines kindes *harte leit* war (str. 50, 3). aber als Siegfried erklärt, er wolle immer ohne edler frauen minne sein, wenn er seine geliebte nicht erwürbe, da ist er merkwürdig schnell umgestimmt und sagt str. 53, 1. 2: *unt wil du niht erwinden, sô bin ich dînes willen wærlîchen vrô.* noch wunderlicher ist, wenn auch die besorgte mutter, die 'um ihr liebes kind sehr trauert und weint', als der sohn sie tröstet und ihn auszurüsten bittet, ebenso schnell gefasst meint: *Sît dû niht wil erwinden, so hilf ich dir der reise* (str. 63, 1. 2). das zweifache schnelle nachgeben der eltern suchte Lachmann durch ausscheiden der zweiten stelle annehmbarer zu machen, aber der anstofs an der auffallend schnellen sinnesänderung bleibt. der dichter hat wider ohne grofse sorge um die wahrscheinlichkeit seine vorlage geändert. es handelte sich ursprünglich um den rat der magen und mannen, die dem künige Siegmund rieten, den mutwilligen sohn, wenn er nicht anders wolle, nur in die welt ziehen zu lassen. von unserm dichter ist der vorgang anders dargestellt, die mannen raten nun Siegfried, um eine königstochter zu werben, und der rat der mannen an den alten könig ist zu einem gespräch Siegfrieds mit seinen eltern geworden, so dass die doppelte bemerkung *sît dû niht wil erwinden* entstand. den alten zusammenhang bietet uns noch das Seyfridlied, str. 3: *Do sprachen des Künigs Räthe: 'Nun last jn ziehen hyn, so er nicht bleyben wille'.*

Ausführlich ist in unserm liede von den taten Siegfrieds im dienste Gunthers die rede, die werbung scheint ganz vergessen zu sein, und besonders eingehend wird uns der Sachsenkrieg wie eine heerfahrt des 12. jh.s unter Siegfrieds führung beschrieben. bei diesem kriegszuge fällt uns nun auf, dass der tapfere Burgundenkönig selbst 'bei den frauen zu hause bleibt und hohen mut trägt' (str. 174, 3). so hat ihm Siegfried geraten. als aber 'das grofse leid mit freuden beendet ist', da heifst es: *der wirt gein sînen*

gesten vil vrœlichen reit (str. 244, 4). offenbar hat in der alten überlieferung von einem Sachsenkriege, der von Worms ausgieng, Gunther geführt, und neben ihm waren seine mannen, namentlich Hagen und auch der königliche bruder Gernot tätig [1], Siegfried war bei dem kriege wol überhaupt nicht beteiligt; ihn einzuführen hatte der dichter aber grund genug. die ältere überlieferung hat offenbar der Biterolf bewahrt in den versen 2740 ff.: *der fürsten freude diu was grôz, daz er* (Gunther) *mit sige von Sahsen reit : des was er stolz und ouch gemeit* — seine gefährten sind Gernot und Hagen.

Die werbung um Brunhild wird jetzt in unserm liede ganz in der höfischen erzählungsweise damit eingeleitet, dass Gunther von der schönen Brunhild vernimmt, gerade so wie Siegfried von Kriemhild hört und sie nun gewinnen will. Siegfried widerrät, denn der dichter will, dass die erwerbung schwer erscheint und Siegfried sich erst durch eine neue tat Kriemhild verdienen soll, die er ja nach der darstellung des liedes noch immer nicht gewonnen hat. kaum hat Siegfried gesagt: *Daz wil ich widerrâten,* so sagt Hagen: *So wil ich iu daz râten, ir bitet Sivride mit iu ze tragene die vil starken reise* usw., worauf Gunther spricht: *Wil du mir helfen, edel Sivrit?* und Siegfried antwortet dann: *Gist du mir dîn swester, so wil ich ez tuon* (oder wol richtiger mit C: *sô bin ich dir frum*) str. 330—333. das hin- und widerreden ist so gesucht, dass Lachmann an dem zusammenhang mit recht anstoſs nahm, aber der alte text lässt sich durch einfaches streichen von str. 330 (329 L.) nicht herstellen. es ligt allem anschein nach die überlieferung der Saga zu grunde. Siegfried rät nämlich in c. 226 nach der gewinnung Kriemhildens und der hälfte des reiches, der könig solle sich Brunhild erwerben. 'diese frau', sagt er, 'sollst du dir zur ehefrau nehmen, und ich mag dazu helfen, weil ich alle wege dazu weiſs' [2]. unser dichter hat nach seiner art, wie wir sie oft bei ihm finden, das raten in widerraten frei geändert, die weiteren worte sind auch verwendet, aber an anderer stelle (str. 378, 3) *die rehten wazzerstrâzen die sint mir wol bekant.*

[1] [das wird durch den bericht der Nornagestsaga über den krieg der Gibichungen in Holstein bestätigt; doch spielt Sigurd auch in ihrer darstellung die hauptrolle. R.]

[2] auch in der Völsungasaga c. 26 rät Siegfried zu.

Bei der ankunft in Island weifs Siegfried recht wol, dass die königin *sô vreisliche sit* hat (str. 330, 2. 340, 2), dass sie ohne gefahrvollen kampf gar nicht zu gewinnen ist. trotzdem unterhandelt er zunächst mit ihr, als ob er einen gütlichen vertrag schliefsen könnte, vgl. str. 421, 3. 4: *der wil dich gerne minnen, swaz im dâ von geschiht. nu bedenke dichs bezîte.* wie wir die art des dichters kennen gelernt haben, scheint es mir auch hier möglich, dass ihm die überlieferung, wie sie in der Saga (c. 227) steckt, nicht unbekannt war, dass nämlich Siegfried mit erfolg Brunhilden freundlich zuredet, Gunthers werbung anzunehmen. er kannte jedoch auch die andere sagenform, auf die im Biterolf 12618 ff. angespielt wird, dass es bei Brunhild ohne schweren kampf nicht abgieng, und zog nun vor, die kämpfe um Brunhild in ritterlicher form stattfinden zu lassen.

Der streit der königinnen wird im liede ohne rechten grund vom zaune gebrochen, indem Kriemhild ihren mann vor allen andern männern erhebt und die rangfrage unvermittelt aufwirft in str. 815, 2 ff.: *si gedâhten zweier recken, die waren lobelich. dô sprach diu schœne Kriemhilt: 'ich hân einen man, daz elliu disiu rîche zuo sînen handen solden stân'.* die worte aber str. 826, 1: *Du ziuhest dich ze hôhe* scheinen mehr auf einen persönlichen anlass des streites hinzuweisen, als auf die ableugnung von Siegfrieds zinspflichtigkeit, und in der tat ist auch in der Saga c. 343 erzählt, dass Kriemhild nicht vor Brunhild aufgestanden ist, worauf diese sagt: 'warum bist du so stolz, dass du nicht aufstehst vor mir, deiner königin?' die alte erzählung hat unserm dichter nunmehr den anlass gegeben, den rangstreit über den vortritt beim kirchgange zu erfinden.

Nicht ursprünglich scheint ferner der zusammmenhang zu sein, als nach Siegfrieds reinigungseid, nach dem die streitsache eigentlich erledigt sein sollte, Hagen zu Brunhild kommt und fragt, 'was ihr wäre' (str. 864, 1). Brunhild sagt ihm *diu mære*, wie sie vorher es schon Gunther *mit recken* (str. 852, 1) erzählt hat, und Hagen gelobt nun, dass es Siegfried büfsen müsse. 'zu der rede kommen' auch (865, 1) Ortwin und Gernot, dann Giselher, und schliefslich ist Gunther auch als anwesend gedacht [1]. Hagen soll offenbar der hauptschuldige werden, wie er selbst wider str. 1131, 4 betont. deshalb und wegen des eides ist der

[1] Lachmann hat hier keinen anstofs genommen aufser an zwei strophen

alte zusammenhang aufgegeben, die nähte zeigen sich str. 852, 1. 863, 1. 865, 1. der ursprüngliche bericht aber bot statt des vereinzelten auftretens der helden, wie die Saga c. 344, ein gemeinschaftliche beratung mit Brunhild, die auch die führende rolle hatte. dass diese stellung Brunhildens in unserer dichtung nicht ganz vertilgt ist, zeigen die worte Kriemhildens str. 1010, 4: *ez hât gerâten Brünhilt, daz ez hât Hagene getân* und die anspielung darauf str. 917, 4: *daz hete gerâten Brünhilt.* auch hat Brunhild gewis ihre freude bei Siegfrieds tode in der vorlage stärker geäufsert, ganz konnte indes der dichter den eindruck auf sie nicht übergehn, und Lachmann durfte daher str. 1100 (= 1040 L.) nicht verwerfen.

Grofse veränderung hat die beschreibung der jagd und ihre vorbereitung erlitten. der kriegszug ist nach dem gespräch Hagens mit Kriemhild überflüssig, nun findet sofort und unvermittelt die jagd statt, indem Gunther sagt: *Nu wir der herverte ledic worden sîn, sô wil ich jagen rîten bern unde swîn* (str. 911, 1. 2). eine eigentliche einladung an Siegfried erfolgt nicht, weil er schon zur heerfahrt bereit war. wahrscheinlich war die zu grunde liegende überlieferung, dass Gunther, wie in der Saga (c. 346), ihn fragte, ob er mit ihnen zur jagd fahren wollte. auch wird Siegfrieds abschied von Kriemhild nicht, wie man hätte erwarten sollen, vor der heerfahrt erzählt, sondern wie in der vorlage vor der jagd. so ist der dichter bei aller freien erfindung abhängig von seiner einfacheren und natürlicheren quelle.

Dass ursprünglich ein eber als hauptwild gejagt wurde, und eine ausmalung der jagd mit ziemlich hartem übergang von unserm dichter (vgl. str. 943, 1) angefügt ist, hat man längst beobachtet[1]. im weiteren verlauf bietet die dichtung uns mancherlei anstofs; dass namentlich der vorgang beim wettlauf nicht klar ist, folgt am besten daraus, dass selbst der scharfsinnige Lachmann gesteht, erst durch seinen freund Karl Simrock darauf aufmerksam geworden zu sein, dass 'Gunther und Hagen gemeint seien, die entkleidet mit dem bekleideten Siegfried in die wette laufen'[2].

[1] vgl. Wilmanns Anz. XVIII 82.

[2] Lachmann Zu den Nibelungen und zur klage, Berlin 1836, s. 123. Uhland scheint in seiner inhaltsangabe des liedes zu meinen, Hagen und Siegfried zögen die kleider aus. auch ist dem dichter der str. 177—179 des Seyfriedliedes der vorgang offenbar nicht deutlich, er sagt ganz unklar str. 178: *Sie warn der Ritterschafte Geloffen in ein gsprech.*

ganz frei ist der wettlauf nicht erfunden, sondern auch hier ist an altes angeknüpft. die alten 'mären' meldeten, dass 'jung Siegfried, wenn sie rannten, immer der vorderste von ihnen war' (Saga c. 347) [1]. unser dichter lässt Hagen ähnliche worte str. 972, 2 sprechen: *mir ist des vil geseit, daz niht gevolgen künne dem Kriemhilde man, swenn er wolde gâhen: hey wolde er uns daz sehen lân!* so ist es des dichters art öfter, erzähltes in directe rede umzuwandeln, zb. str. 919, 3. 4, wo Siegfried sagt: *mit holden mâgen dîn soltû kurzewîlen*; zu grunde ligt, wie die Saga zeigt, 'sie wollte keine kurzweil mit ihr haben' (c. 346); str. 1748, 2, wo Dietrich selbst auffallend spricht: *ich binz der hât gewarnet die edeln fürsten rîch;* zu grunde ligt die erzählung (vgl. Saga c. 375): 'und da war Thidrek der erste mann, der die Niflunge gewarnt hatte'.

Beim wettlaufe selbst erscheinen die worte unverständlich, die Siegfried spricht: *Sô wil ich mich legen für die iuwern füeze nider an daz gras.* offenbar ligt hier eine ähnliche erzählung zu grunde, wie in der Saga (c. 347): 'und da kam jung Siegfried und warf sich sogleich nieder an den bach wie die andern'. nach der gewöhnlichen erklärung will Siegfried für sich die wette erschweren, da er sich erst erheben müsse, aber der vor den füfsen der mitlaufenden aufspringende hindert doch diese erheblich. ich möchte daher vermuten, dass unser dichter, wie seine quelle, die stelle am brunnen im auge hat, und Siegfried an die vorausgehnden worte anknüpfen lässt: *dem sol man jehen danne, den man sihet gewunnen hân* (str. 973, 4), Siegfried will so früh am ziele sein, dass er sich vor die füfse der mitläufer dort niederlegen will. dann hat ja Gunther auch grund zur freude, wenn Siegfried günstig für den mord daligt (vgl. *wie liep daz Gunthere was!*), nicht früher, da er auch trotz der angenommenen erschwerung voraussichtlich gewinnen würde. dass später die ganze absicht aufgegeben wird, kommt bei beiden auffassungen in betracht. übrigens hat die ursprüngliche bemerkung: 'er warf sich sogleich nieder an den bach wie die

[1] so ist Siegfrieds führung im Sachsenkrieg durch seine stellung als bannerführer bei Isung (Saga 168), Hagens verhandlung mit Kriemhild vor der jagd (bzw. dem heereszuge) durch seine 'lange' unterredung mit Brunhild (Saga c. 346) angeregt, vgl. auch das oftmalige wachen Hagens in der Saga, wodurch die 'schildwache' der helden veranlasst wurde.

andern' den dichter wol sicherlich angeregt zu der änderung des vorganges in str. 978, 3. 4 : *der helt doch niene tranc, ê daz der künec getrunke.*

Ein besonders deutlicher hinweis auf eine änderung des dichters findet sich bei Giselhers verlobung. in der Saga (c. 369 f.) wird nachts von Rüdiger und Gotelind verabredet, ihre tochter Giselher zu geben. beim abschied bekommt Giselher die tochter und ein schwert[1]. im liede ist die verlobung in höfische formen mit mancherlei wechselreden gekleidet, und beim abschied erhält Gernot das schwert; wo aber ursprünglich erzählt wurde, dass der markgraf Giselher die tochter gab, finden wir jetzt die worte : *die sine schœne tochter die het er Giselhêr gegeben* (str. 1694, 4).

Auch bei der fahrt Kriemhildens ins Hunnenland scheint unser dichter die vorlage der Thidrekssage geändert zu haben. was übereinstimmend diese, die Edda und die Völsungasaga berichten[2], scheint das ursprüngliche zu sein, nämlich dass Etzel selbst Kriemhild heimholt, während im liede Kriemhild mit Rüdiger reist und von Etzel nur empfangen wird. die abweichung entspricht ganz dem bestreben der dichter, Etzel zurückzustellen und Rüdigers rolle zu erweitern. die begleitung Giselhers am anfange der reise muss aber von unserm dichter erfunden sein, weil jener nach der alten überlieferung noch zu jung war, und sicher zwischen Siegfrieds tode und Etzels werbung noch keine dreizehn jahre lagen, wie im liede (vgl. Saga c. 365, anf.).

Dass Etzel seiner braut mit tausenden entgegenzieht, aber erst hinter dem ganzen heere seiner mannen mit Dietrich einherreitet, ist auffallend, da er sich doch im eigenen lande in der nähe seiner burgen befindet und seine braut möglichst früh begrüfsen müste. natürlicher wäre es, wenn er so in das fremde land reist, um sicher zu sein. vielleicht sind die worte : *Dô kom der künic Etzel und ouch her Dietrich* (str. 1347, 1) nach der art unsers dichters aus einem andern zusammenhange übernommen, in dem der könig ins Burgundenland fuhr; in der Saga wird c. 358 erzählt, 'dass, wie Gunther hört, könig Attila und Thidrek in sein land gekommen waren'.

Der schluss des liedes weist besonders grofse veränderungen

[1] dass auf einer noch früheren stufe der Sage Giselher nur ein schwert erhielt, hat Wilmanns Untergang d. N. s. 18 richtig bemerkt.

[2] s. Saga c. 358 und Rafsmann Heldensage II 56. anm.

auf, die ihre deutlichen spuren hinterlassen haben. während ursprünglich Rüdigers fall Dietrich den anlass zum kampfe gibt, ist von unserm dichter der grund verstärkt, es sind alle mannen bis auf Hildebrand gefallen, und so finden wir denn beide gründe in str. 2330 u. 2331 mit einander verbunden. ganz umgestaltet ist der letzte kampf, auffallend ist dabei, dass im gespräch Dietrichs mit den beiden letzten Burgundenhelden im wesentlichen Hagen das wort führt, auch wo Gunther angeredet ist (str. 2333). das hängt zwar gewis auch damit zusammen, dass der dichter die person Hagens geflissentlich hervorkehrt, aber dass Gunther genau so wie Hagen gefangen wird, ist ein zeichen, dass der dichter nichts rechtes mehr mit Gunther anzufangen weifs (vgl. str. 2360, 1: *sît twanc in der von Berne, sam Hagenen ê geschach*). er hat in seiner quelle gefunden, dass Gunther schon viel früher lebendig gefangen und ins gefängnis geworfen wird, in dem er auch umkommt; diesen alten zug der sage mag er nicht entbehren, und so kommen denn beide helden auf ganz kurze zeit in sonderhaft, während Hagen ursprünglich durch den feuerschnaubenden Dietrich schwer verwundet und wahrscheinlich durch den feuerbrand Kriemhildens getötet wird[1]. dass im liede Dietrich, der sonst Kriemhild nicht traut, ihr die schonung des helden anempfiehlt und dann weinend hinausgeht, ist wider ein verlegenheitsausweg des dichters, dessen eigenart auch die übertragung der strafe Kriemhildens an Hildebrand entspricht.

Mit den personen hat auch sonst der dichter frei und selbständig geschaltet und dabei allerlei, zum teil unwahrscheinliche verschiebungen veranlasst. so ist es besonders unnatürlich, dass auf Kriemhildens bitte, Dietrich möge ihr helfen, Hildebrand für ihn antwortet: *swer sleht die Nibelunge, der tuot ez âne mich* (str. 1900, 2)[2], während die Saga (c. 376) das ursprüngliche bietet, nämlich dass Dietrich ihr die antwort gibt: ‘das mag ich fürwahr nicht tun, und wer das auch tut, so soll es ohne meinen rat und ohne meinen willen getan sein’. die folgende antwort Dietrichs dagegen: *sie kômen ûf gnâde her*

[1] dass Hagens ende in der Saga ganz verändert ist, hat Wilmanns richtig betont aao. s. 10.

[2] statt der einfachen angabe: *Des antwurte ir Hildebrant* hat hier hs. C. den erklärenden zusatz: *Dô sprach für sînen herren Hildebrant* . . . (str. 1900, 1).

in ditze lant (str. 1902, 3) ist aus der antwort Etzels entnommen[1]; in der Saga c. 376 findet sich der alte zusammenhang : 'da sprach der könig : wie würde ich meine schwäger betrügen, da sie auf meine treue gekommen sind?' eine planmäfsige änderung ist ferner darin zu bemerken, dass Giselher seinen brüdern als erwachsener gleichgestellt wird, ferner ist die gruppierung der helden bei den letzten kämpfen anders geworden, besonders aber ist die rolle Bloedels ganz umgebildet[2]. in der alten überlieferung sind die unterhandlungen mit Dietrich und Etzel, aber auch mit Bloedel, vergeblich gewesen, bis sich endlich Iring bereit zum kampfe findet. im liede ist Bloedel zunächst auch nicht geneigt, für Kriemhild zu streiten, aber was in der Saga endgültige entscheidung ist, ist im liede nur ein gegengrund, der durch Kriemhildens versprechen gehoben wird. die alte überlieferung schimmert aber noch durch. während in der Saga (c. 376) Kriemhild unverrichteter sache 'fortgeht', um bei Etzel einen neuen versuch zu machen, geht sie im liede auf Bloedels rat fort, um niemand etwas merken zu lassen vgl. str. 1909, 1 : *gêt wider in den sal, ê es iemen werde inne.* weshalb sie nun zu Etzel geht, ist recht äufserlich in den folgenden worten begründet : *Dô die küneginne Bloedelînen lie in des strîtes willen, ze tische si dô gie mit Etzeln dem künege* . . . (str. 1911, 1—3).

Bei andern helden sind die charaktere veredelt und vertieft, insbesondere bei Rüdiger und Dietrich, der, wie Wilmanns[3] mit recht betont, 'zu der vornehmen würde und sittlichen gröfse erst später erhoben ist'. wir zweifeln nach allem, was wir von unserm dichter kennen gelernt haben, nicht, dass er den Dietrich seiner vorlage, der auch in der Saga noch schroff und hart erscheint und in den spätern Dietrichepen, zb. im Laurin, noch der warnenden und beratenden leitung Hildebrands bedarf, zu einem so milden und friedliebenden könig umgestaltet hat, der als vertreter des in den hintergrund gerückten Etzel eine führende rolle bei hofe spielt. Hildebrand ist dagegen von dem erzieher und warner des königs zu einem getreuen lehnsmann herabgesunken, der von Dietrich gescholten und sogar von dem jungen Wolfhart ermahnt werden muss (str. 2249).

[1] siehe Wilmanns Untergang usw. s. 7, anm. 1.
[2] ebenda s. 20. [3] aao. s. 11.

Endlich sind die helden des liedes in die höfische rangordnung eingefügt. Dancwart, der von dem dichter erst an den Burgundenhof gebracht ist[1], wird marschall und nimmt Hagen von seinem amte etwas ab, Eckewart wird Kriemhildens kämmerer (str. 1398, 3) und Volker wird zum ritterlichen spielmann und sänger. im ersten teile des liedes, wo er jetzt neben Hagen und Siegfried als fahnenträger eine rolle spielt, ist er wahrscheinlich erst von unserm dichter verwendet, im Biterolf wird er nicht erwähnt. im zweiten teile des Nibelungenliedes ist die freundschaft Volkers mit Hagen und sein amt als fahnenträger ursprünglich; die bezeichnende angabe, dass er ein rotes zeichen anbindet (str. 1595), erinnert ganz an die Saga, in der Hagen das genau beschriebene, auch mit einer roten krone gezierte banner Gunthers führt (c. 361). da später (c. 386) von mehreren bannern die rede ist, und Volker Hagen bei der ausrüstung der mannen und sonst zur seite steht, so ist es wahrscheinlich, dass auch schon in der vorlage unseres liedes Volker als bannerträger auftrat. in der Saga hat er als freund Hagens eine höchst angesehene stellung, er sitzt mit den Burgundenkönigen als ihr blutsfreund an Etzels tafel. 'spielmann' wird er in der Saga nur in den hss. A und B genannt, nicht in der pergamenthandschrift. die hss. A und B haben an derselben stelle auch (c. 388) statt 'schwert' den ausdruck 'harfenstrang'. dass in die Saga aber spätere zusätze der jüngeren sagenform hineinkamen, ist bestimmt anzunehmen, wie auch in die altschwedische bearbeitung zb. statt des bestreichens mit drachenblut bei Siegfrieds bade das fallen eines blattes (dort eines ahornblattes) aufgenommen ist (c. 166, vgl. Rafsmann Heldensage II 24). die bemerkung in der Saga c. 388: 'hab grofsen gottesdank dafür, wie du dein schwert auf den helmen der Hunnen singen liefsest' spielt noch nicht auf den spielmann an, denn dasselbe bild wird auch von Hagens und Dietrichs schwert gebraucht (c. 387 ende und c. 389 anf.) es berechtigt uns also nichts zu der annahme, dass Volker in der Saga schon der eigentliche spielmann sei. unser dichter hat den helden Volker erst in seiner rolle als spielmann und sänger ausgestaltet, denn die zwei scenen, in denen er seine kunst ausübt, der abschied von Gotelinde und die schildwache mit dem nachtgesang, sind sicher das werk unsers dichters. auch im Nibelungen-

[1] s. unten s. 499.

liede ist Volker mehr held als spielmann, und dass der dichter selbst das unwahrscheinliche in der stellung Volkers empfindet, dafür ist beweis seine erklärung in str. 1477, die nach der art unseres dichters das auffallende erläutert. dass der dichter so oft das schwert Volkers den 'fiedelbogen' nennt und ihn selbst als spielmann ausgestaltet, könnte auf der anregung durch den auch in der Saga vorkommenden vergleich beruhen, wie sich solche anregungen auch sonst nachweisen lassen. wahrscheinlich ist aber Volker der videlaere als ein ritterlicher held mit diesem beinamen, der möglicherweise auf einem wappen beruht, in andern liedern schon vorgekommen [1]. keinesfalls möcht ich glauben, dass ein einfacher spielmann, wie Wilmanns meint, erst später in die reihen der vornehmen helden aufgenommen wurde (aao. s. 28). wie neben Gunther in unserm liede Gernot hervorgekehrt ist, so scheint mir Volker neben dem rücksichtslosen Hagen eine feinere höfische rolle erhalten zu haben, wenngleich zuweilen bei ihm wie bei Dietrich noch das wilde wüten des ursprünglichen helden durchbricht.

II

Das höfische wesen, das über die ganze dichtung ausgebreitet ist, erscheint aber durchaus nicht als blofse zutat und äufsere tünche, sondern durch das ganze lied weht der geist der Stauferzeit. zunächst erkennt man allerdings die beziehungen zur zeit an den höfischen sitten und zuständen. so hat offenbar der dichter, wie Heinrich von Veldeke, für den gang seiner festlichkeiten das Mainzer hoffest von 1184 zum vorbild gehabt, und dass der könig Gunther selbst mit seinen degen im turnier reitet (str. 810, 4), klingt an die viel besprochene tatsache an, dass auch der alte kaiser noch selbst in die schranken geritten war.

Vor allem aber lebt der dichter ganz in den staatsrechtlichen und politischen verhältnissen seiner zeit. so wird dem Siegfried eine art stellvertretung oder mitregentschaft übertragen, in str. 43 heifst es:

Sît daz noch beide lebeten, Sigmunt und Sigelint,
niht wolde tragen krône ir beider liebez kint:
doch wolder wesen herre für allen den gewalt,
des in den landen vorhte der degen küen unde balt.

[1] Edw. Schröder hat Anz. XXIV 396 darauf hingewiesen, dass *Volker der venre unt der videlære* nach alter allitteration aussieht; der *venre* scheint aber das hauptsächliche zu sein.

später erst übertrug ihm der vater, wie fein unterschieden wird, die volle regierung:

er bevalch im sine krône, gerihte unde lant.
sit was er ir aller meister. die er ze rehte vant
und dar er rihten solde, daz wart alsô getân,
daz man sêre vorhte der scœnen Kriemhilde man. str. 714.

genau so war es in der zeit des dichters. klagen über gewalt und unrecht waren häufig, und der junge Heinrich war ein gefürchteter herr, zunächst als mitregent, dann als herscher: 1187 wurde in Nürnberg ein landfriedensgesetz erlassen, die Constitutio contra incendiarios, 1186 wurde Heinrich mitregent seines vaters, 1189 bekam er volle gewalt als reichsverweser; den feinden war er 'pavendus et terribilis'[1], genau wie Siegfried, während Gunther die eigenschaften eines milden königs zeigt (str. 248, 4 *wol man sine tugende an sînen vienden sach*), wie es auch von dem alten könige Friedrich gepriesen wurde.[2]

Wie der alte recke Siegfried ein fürst geworden ist, so hat er sich auch aus dem kämpfer zum heerführer entwickelt, er befehligt ein grofses heer gegen das grofse heer der Sachsen, und seine kriegführung ist wie eine heerfahrt der Stauferzeit. man vergleiche zb. die stellen str. 181, 1: *Dô sah er here daz grôze, daz ûf dem velde lac* — und str. 176:

Von Rine si durch Hessen mit ir helden riten
gegen Sahsen lande: dâ wart sit gestriten.
mit roube und ouch mit brande wuosten si daz lant

mit der darstellung des krieges in Sachsen 1167: *Tunc congregavit dux exercitum grandem et intravit orientalem Saxoniam . . . et vastavit eam incendiis et depraedationibus* . .[3]. es scheint fast, als ob der dichter ereignisse seiner zeit im auge hat, wenn er str. 177, 4 sagt: *jâne wart den Sachsen geriten schedelîcher nie* (übrigens fällt während des nächsten sächsischen krieges 1182 auch der Dänenkönig Kanut VI ab). vielleicht denkt unser dichter auch bei dem von Hagen vorgeschobenen neuen

[1] MG. Leg. II, 138. Ann. Rom. SS. v 479. Cont. Sanbl. c. 45. Chron. Ursp. 1198.

[2] *supplicantibus exorabilis, propitius in fide receptis* Ragewin Gesta Friderici IV 76.

[3] Helmold Chron. Slav. II c. 8.

Sachsenkrieg an den fast sprichwörtlichen wankelmut der Sachsen [1].

Dass ein könig einen vasallen um hülfe anflehen kann, hatte man im reiche im jahre 1176 erlebt, man list über kaiser Friedrich I und Heinrich den Löwen : *eum magna humilitate postulavit, ut se non desereret, ut videretur pro tali petitione ad pedes eius se velle demittere* (Chron. Ursp. a. 1176) vgl. str. 2152 : *dô buten si sich beide ze füezen für den man* [2]. auch für die zeitweilige verbannung Hagens, bis er die huld seiner fürsten widererlangt hat, gab es ein naheliegendes berühmtes beispiel (str. 1139, 2. 3 *erntweich der fürsten zorne alsô lange dan, unz er gewan ir hulde)* : im jahre 1185 kehrte Heinrich der löwe durch kaiserliche gnade aus der verbannung zurück [3].

Sicherlich bot auch der kreuzzug 1189—90 mit dem marsche die Donau abwärts anregung, den weg der Nibelungen sich deutlicher vorzustellen [4]. gerade in den auch im Nibelungenliede wichtigen städten Etzels, in Wien und in Gran findet freundlicher und herrlicher empfang der deutschen kreuzritter statt, und der könig von Ungarn wird wegen seiner freigebigkeit gepriesen, vergleiche zb. Cont. Sanblas. c. 32 : *multis muneribus a rege Ungariae liberaliter honoratus*; ähnlich Chron. reg. Colon. ad a. 1189 und im liede str. 1373, 1—3 : *Ûzer Ungerlande der fürste Blœdelin der hiez dâ lære machen vil manic leitschrîn von silber und von golde.*

Auch die ganze stimmung des liedes mit seinem wechsel von freud und leid entspricht der Stauferzeit, nannte doch auch des kaisers chronist Otto vFreising sein buch 'De mutatione rerum' und hob vielfach hervor, wie traurig ein glänzendes heldenleben oftmals endigt, wie zb. der mächtige kaiser Lothar in einer armseligen hütte sterben muste (Otto Frising. Chron. VII, 20 : . . . *imperator potentissimus, miseram humanae condicionis relinquens*

[1] vgl. zb. Annolied ed. Bezzenberger v. 319 f. : *Der Sahsin wankeli muot ded imo leidis genuog.*

[2] im Waltharius findet sich ein ähnlicher vorgang, indem Gunther Hagen zu füfsen fällt.

[3] Chron. reg. Colon. ad a. 1185.

[4] dass der weg der Nibelungen in der vorlage nicht ganz unbeschrieben blieb, lässt sich wol aus Saga c. 371 anf. schliefsen, wo die vorlage gekürzt zu sein scheint.

memoriam). eine ähnliche betrachtung findet sich im liede str. 1982, 4 über den könig Etzel: *er saz vil angestliche: waz half in daz er künec was?* und allgemein 2378, 3. 4 *mit leide was verendet des küniges hôhgezît, als ie diu liebe leide zaller jungeste gît*[1]. ferner sind die vielen ernsten gedanken sittlicher art, die sich durch das ganze lied ziehen, mehr als blofse tünche eines bearbeiters, sie kommen aus der seele eines selbständigen dichters, der die 'alten mären' mit dem geiste seiner zeit erfüllt. ganz der Stauferzeit entsprechend ist der innere kampf Rüdigers dargestellt. seine erwägungen finden sich fast wörtlich bei zeitgenossen:

Daz ist âne lougen, ich swuor iu, edel wîp,
daz ich durch iuch wâgte die êre und ouch den lîp:
daz ich die sêle vliese, des enhân ich niht gesworn.
(str. 2150, 1—3).

ganz ähnlich sprechen im jahre 1177 die kaiserlichen räte zu ihrem herrn: *Nos . . . parati sumus vobis, ut domino, in temporalibus oboedire . . ., nolumus pro vobis animas nostras perdere*[2].

Dass der dichter daran denken konnte, die helden seiner dichtung mit zeitgenossen in vergleich und beziehung zu setzen, ist auch im zeitalter der staufischen kaiser nichts ungewöhnliches. solche vergleiche zwischen gegenwart und vorzeit finden sich oft. in der Continuatio Sanblasiana wird Theoderich der Grofse mit Friedrich verglichen, c. 28: *Sicut de Theodorico Gottorum rege legitur, universis . . . regibus . . . Friderico imperatori consociatis, imperii status . . . exaltatur;* Gotfried von Viterbo stellt in den poetischen Gesta Friderici den krieg gegen Heinrich den

[1] vgl. auch die an die erste strophe des Nibelungenliedes anklingenden ersten verse des Annoliedes:

Wir hôrten ie dikke singen
von alten dingen:
wi snelle helide vâhten
wi si veste burge brâchen
wi sich liebin winiscefte schieden,
wi rîche kunige al zegiengen.

s. auch Hauck Kirchengeschichte IV s. 479 ff.

[2] die ähnlichen stellen im Iwein, die an Rüdigers seelenkampf erinnern, brauchen auch nicht directe beziehungen zum Nibl. zu haben, wie Kettner annimmt (aao. 121). solche gedanken schweben in jener zeit gleichsam in der luft.

Löwen mit den Sachsenkriegen Karls des Grofsen zusammen v. 1183 ff.:

Quos ibi ter denis devicit Karolus annis,
Hos Fridericus potes citius supponere bannis,
Pace tenere truces.

So atmet das ganze lied in seiner jetzigen form, in den für 'echt' und in den für 'unecht' erklärten teilen, den geist der Stauferzeit. kein wunder ist es daher, wenn die mythologischen elemente, die sonst in der heldensage sich finden, zum grösten teil entschwunden und manchem ganz entgangen sind. vor allem hat neuerdings RCBoer [1] alle übernatürlichen züge abgelehnt und behauptet, dass 'die geschichte von Hagen einen durchaus menschlichen eindruck macht'. ihm ist der kern der Nibelungensage ein doppelter verwantenmord, da Hagen seinen schwager Siegfried tötet und später von seinem schwager Attila getötet wird. würde nun schon diese auffassung hinfällig, wenn Hagen ursprünglich gar nicht der bruder Kriemhildens und Kriemhild nicht die gattin Siegfrieds ist, so lässt sich vor allem bei solcher annahme der charakter Hagens gar nicht verstehn. wie hätte sich aus einem einfachen verbrecher, dem habgierigen verwantenmörder, der trost der Nibelungen, der treue freund und helfer und das urbild aller mannhaften ritterlichkeit entwickeln können? gerade die mischung tröstender und feindseliger züge, von gutem und bösartigem, findet sich aber bei mythischen wesen, wie ja selbst ein gott bald freundlich, bald schreckend und stürmend erscheinen kann [2]. handelt es sich bei Siegfried und Hagen ursprünglich um den kampf zweier feindlichen naturgewalten, wie zb. in der griechischen sage der streit zwischen einem lichten und finstern helden, dem 'Blonden' und dem 'Schwarzen' als fortsetzung alter naturmythen häufig erscheint, so gewinnen auch bei Hagen die mythischen züge leben und bedeutung. dass er in der Saga c. 184 und sonst nur éin auge und schwarzes haar hat, entspricht ähnlichen vorstellungen der griechischen sage, und nun ist er noch im liede der wegekundige und waffengewaltige helfer, voll weiser klugheit und list, der beste fährmann, der erforscher des orakels

[1] Untersuchungen über den ursprung und die entwicklung der Nibelungensage I. Halle 1906 (sonderausgabe der abhandlungen in der Zs. f. d. ph. 37. 38) s. 3 f. 7 ff.

[2] vgl. zb. Grimm Myth.[4] s. 120.

am wasser; er tötet den lichten Iring, nach dem die milchstrafse Iringsweg heifst[1], mit dem altertümlichen speerwurf, er schenkt im kampfe den wunderbaren trank, alles züge, die in der göttersage heimisch sind; und der drachentöter, der besitzer des hortes, ist sein gegner.

Ein zug in unserm liede erinnert geradezu an einen ähnlichen im griechischen epos. in der Ilias (buch *K* 334) findet sich in der kleidung Dolons eine vereinzelte mythologische andeutung, er kleidet sich in das 'fell eines grauen wolfes' und weist uns dadurch auf Apollon Lykeios.[2] so ist es auch wol nicht zufall, wenn Hagen (str. 402, 3) ein kleid 'von rabenswarzer varwe' trägt, während Siegfrieds ross und kleid 'von snêblanker varwe' ist (str. 399, 2). ich geh nicht so weit wie Wilmanns, der s. 15 feinsinnig vermutet: 'dem dichter, der Eckewart einführte, muss der zug, den Hagen auf zerbrechlichem boot in das reich der Kriemhild führt, als eine fahrt in das reich der abgeschiedenen seelen, das stumme, stille reich der toten, erschienen sein'. eine solche bewuste vorstellung möchte ich dem mittelalterlichen dichter nicht zutrauen, aber sicher fallen blasse schatten von uralten mythen noch in unser gedicht[3], mögen sie auch jetzt vielfach als novellistisches beiwerk erscheinen.

Wie nun unser Nibelungenlied, abgesehen von solchen vereinzelten alten zügen, völlig das gepräge der ritterlichen zeitverhältnisse trägt, so sind insbesondere die scenen, für welche wir keinen anhalt in der Thidrekssage oder in der sonstigen überlieferung finden, wegen ihres ritterlich-höfischen charakters meist als werk unsers dichters anzusehen. namentlich sind frei von ihm erfunden oder ganz umgestaltet die höfischen festlichkeiten, turniere, kirchgänge, die genauen beschreibungen von kleidern und rüstungen, ebenso Siegfrieds und Siegmunds reisen[4]. noch

[1] vgl. Grimm aao. 297. Rafsmann II s. 77.

[2] HUsener Archiv für religionswissenschaft. 7 (1904), 321 f. u. 334 f.

[3] zu weit geht meines erachtens GMatthaei Beiträge zur geschichte der Siegfriedssage, progr. Grofs-Lichterfelde 1905, s. 25 f., wenn er meint, Hagen sei im Waltharius 'deutlich als würklicher eissohn gekennzeichnet'. die worte *gelido sub pectore* lassen sich nur mit grofsem zwange auf mythisches gebiet anwenden. vgl. auch Usener Stoff des griech. Epos (Sitzungsber. der Wiener akad. 1897, phil.-hist. cl. 137) s. 13. 24. 26.

[4] die reise Siegfrieds nach Worms auf Gunthers einladung ist selbstverständlich nicht ohne grund zugesetzt, was Boer s. 113 f. bemerken zu

in unserm liede schimmert durch, dass nach der zu grunde liegenden überlieferung Siegfried Worms nicht verliefs. die worte str. 724, 1. 2 klingen nämlich so, als ob Kriemhild und Brunhild zusammenleben : *Nu dâht ouch alle zîte daz Guntheres wîp, wie treit et alsô hôhe vrou Kriemhilt den lîp?* dass Siegfried am Wormser hofe bleibt, ist voraussetzung der alten sage, nur dann hatte ja auch die teilung des reiches, von der wir noch spuren im liede fanden, rechten sinn; und auch der neid auf Siegfried, der in unserm liede noch nachzuklingen scheint (vgl. str. 870, 3. 4 u. 993, 2), hat erst grund, wenn Siegfried neben seinen schwägern regiert und 'sie in allen dingen übertrifft' (Saga c. 342). was in demselben zusammenhang von furcht der feinde vor den herschern des ursprünglichen Nibelungenlandes um Worms berichtet wird, zu denen ja Siegfried hinzugetreten war, das ist von unserm dichter auf Siegfried, der in sein reich zurückgekehrt ist, beschränkt str. 723, 4. daran schliefst sich aber nun nicht mehr, wie in der vorlage, der streit der königinnen an, obwol str. 724 so anfängt, sondern erst die einladung und die reise nach Worms.

Erfunden oder wenigstens erweitert hat unser dichter ferner die ritterlichen kampfspiele um Brunhild, die ausführliche schilderung der jagd, vielleicht nach einem vorbild der französischen epik, das begräbnis Siegfrieds, auch die bahrprobe, zu der sich ein gegenstück im Iwein[1] findet, ohne dass man directe entlehnung anzunehmen braucht, die kämpfe Dancwarts und Bloedels, den Rüdigerconflict mit seiner vorbereitung, die kunst Volkers und manche scenen der letzten kämpfe. dass der dichter in seinen schilderungen unklare und unwahrscheinliche wendungen und vorgänge nicht scheut, haben wir mehrfach beobachtet. solche beispiele finden sich mehr. künstlich und unwahrscheinlich ist das aufnähen des kreuzes, das doch nur eine zielscheibe wird, denn beim schutze des rückens kommt es nicht auf die

müssen glaubt, Siegfried ist ja erbe eines königreiches; aber dass im alten zusammenhange 'Hagen seinen schwager verräterisch einlädt, um darauf seinen gast zu überfallen' und dass ursprünglich die hochzeit in Siegfrieds lande stattfand, ist gar nicht zu beweisen. — dass das in av. VIII erzählte spätere aufsuchen der Nibelungen von Island aus vom dichter erfunden ist und die erzählung eigentlich auf Siegfrieds erstes erscheinen bei Alberich geht, scheint aus str. 486. 3 zu folgen : *anz tor begunde bôzen der unkunde man.* vgl. 499, 4.

[1] v. 1355 – 1362.

kleine stelle an. ohne gewand und waffen zu laufen und darauf zu rechnen, dass Siegfried den geer an die linde lehnen wird, ist für den berechnenden Hagen höchst unvorsichtig. im alten Siegfriedliede war ferner erzählt, Siegfried sei durch bestreichen mit dem drachenblut bis auf eine stelle zwischen den schultern, wohin er nicht reichen konnte, unverwundbar geworden. unser dichter lässt Hagen (str. 100 ff.) von dieser stelle nichts berichten, davon soll erst später Kriembild ihm erzählen, wie ein lindenblatt darauf fiel, was auch unwahrscheinlicher ist. ganz schön hat der dichter zwar gefunden, wie man Siegfried für unverwundbar hält und erst Kriembild in ihrer angst das geheimnis verrät, aber er muss nun doch Hagen wenigstens etwas ahnen lassen, und so fügt er denn in seiner verlegenheit die auffallende bemerkung in str. 875, 4 zu: *sô ervare ich uns die mære ab des küenen recken wîp;* keineswegs ist es ein törichter zusatz des bearbeiters, wie man gemeint hat, sondern eine erklärung, wie sie der dichter häufiger gebraucht[1]: vgl. 2147, 1, wo man aus verlegenheit des dichters erklären muss, was man früher als 'unsinn' verwarf.

Ebensowenig ist an die tätigkeit eines bearbeiters oder nachahmers zu denken, wenn dasselbe motiv im liede widerholt verwendet wird. der dichter scheint mit einer gewissen vorliebe motive, die ihm gefallen, mehrfach, meist zweimal, auszuführen. zweimal leistet Siegfried Gunther einen wichtigen dienst, im Sachsenkriege und im kampf mit Brunhild, zweimal glaubt man den ankommenden Siegfried zu erkennen, Hagen und einer von Brunhildens gesinde. Siegfried sowol wie Gunther vernehmen von einem schönen mägdlein; dreimal erkennt Hagen die ankömmlinge, Siegfried, Rüdiger und Etzels spielleute; zweimal rät Hagen ab, sich mit Etzel einzulassen, bei der werbung und bei der einladung. wie die mutter, so träumt auch Kriembild; vor der jagd erzählt sie zwei träume, von denen mindestens der eine von den wilden schweinen wegen der deutlichen beziehung zum wettlauf des dichters eigene erfindung ist. zweimal werden Siegfried und Kriemhild zusammengeführt, ehe sie verlobt werden, zweimal fragt Siegfried nach Gunthers kummer (str. 154 und 883). zu dem ringe als beweismittel der Kriemhild fügt der dichter als

[1] unwahrscheinlich ist auch die erklärung Etzels str. 1896.

zweites den gürtel (str. 849); auch der streit ist nun ein doppelter, im hause und vor dem münster. zweimal wird ein unterschied in der begrüſsung erwähnt: str. 511, 4 und 1738, 3. zweimal zeigt Volker seine kunst als spielmann, beim abschied von Gotelind und auf der schildwache. zweimal empfängt Hagen einen schild, zuerst nach alter überlieferung im hause Rüdigers, dann nach der erfindung des dichters vor Rüdigers letztem kampfe. zwei helden nimmt Dietrich lebendig gefangen, und zwei helden sterben durch ihre eigenen waffen, Siegfried und Hagen, während Rüdiger der vorlage entsprechend durch das von ihm verschenkte schwert fällt.[1] welch reiche gelegenheit böte sich da, einem nachahmenden bearbeiter nachzuspüren!

III

Alle solche eigenarten der dichtung, die absichtlichen änderungen, die zum teil unklaren und unwahrscheinlichen erfindungen, die anklänge an die zeitgeschichte, die mehrfach benutzten motive, finden sich durch das ganze lied zerstreut. auch fallen uns im ganzen liede strecken auf, die unserm geschmacke wenig entsprechen, die langen beschreibungen der kleidung, die gewaltsame annäherung an das höfische wesen, so dass zb. in einem nach Lachmann 'echten' teile des liedes auf nicht ganz zwei seiten elfmal das wort *minne* und *minneclich* vorkommt, in einer strophe dreimal das höfische *grüezen* erwähnt wird (vgl. str. 281 bis 294 u. 289).

Es entsteht daher die schwierige frage: wie weit ist dem dichter ein versagen seiner kunst zuzutrauen? und solche erwägungen haben ja zur annahme eines meisterhaften dichters und eines minderwertigen, eines kunstvollen liederdichters und eines bearbeiters geführt. ich glaube, dass es nicht nötig ist, neben dem umgestaltenden dichter, dessen arbeitsweise wir zu ergründen versuchten, einen dichter oder bearbeiter, der erhebliche zusätze aufügte, anzunehmen.[2] da der beweis im einzelnen nur bei einem fortlaufenden commentar möglich wäre,

[1] zu beachten ist auch, dass 'beide', Etzel und Kriemhild, Rüdiger zu füſsen fallen str. 2152.

[2] Boer aao. s. 180 spricht von 'allmählich aufgenommenen zusätzen und erweiterungen' und 'der epischen ausführlichkeit jüngerer dichter, die den stoff in höfischem geschmack bearbeitet haben' unter hinweis auf die homerischen gedichte. doch hat für das griechische epos die viel höher

auch bei der frage, ob dichter, ob bearbeiter tätig war, die aufstellung einer stufenreihe : 'passend — erträglich — kaum erträglich — unerträglich' und noch dazu blofs nach dem geschmack unserer zeit, sich oftmals ergeben würde, so beschränk ich mich hier auf eine prüfung der zuletzt von Wilmanns[1] vorgebrachten gründe. der vom 'liederdichter neu erfundenen 29 aventiure' soll die dichtung eines bearbeiters vorangehn, dem 'fast die ganze 28 aventiure angehöre'. Wilmanns gibt zu, dass der bearbeiter 'wortkarg, in altertümlicher art einzelne charakteristische züge aneinandergereiht hat' (str. 1737). schon dies macht uns bedenklich, denn spätere zusätze von bearbeitern pflegen wenig charakteristisch, oft vergröbernde und wortreiche zudichtungen zu sein, wie etwa viele mehrstrophen der hs. C. und widerum bei str. 1747 (s. 35) heifst es : 'das auge des (bearbeitenden) dichters ruhte auf der vorlage'. einen bearbeiter, der dieselbe vorlage hat, wie der dichter, wird man ja unter umständen annehmen dürfen, aber gewis nicht ohne zwingende gründe.

Sollte ferner unser dichter, dessen art, altes nach kräften zu bewahren, wir kennen gelernt haben, sich alle die schönen alten züge haben entgehn lassen, so dass das festbinden des helmes (str. 1737) und das verlangen Kriemhildens an die helden (str. 1745), die waffen abzulegen, erst vom bearbeiter nachgetragen werden muste? die strophe 1737 aber, die der anfang dieser nachgedichteten stelle sein soll : *Kriemhilt diu küniginne mit ir gesinde gie* usw. ist ganz im tone unsers dichters gehalten, vgl. str. 1716. 1869, 2089. 2152. es scheint bei solchen stellen, bei denen Lachmann wol den anfang eines neuen liedes annahm, eine naht freizuliegen, die auf einen auszug oder eine auswahl aus den quellen hindeutet. — und nun 'die müfsigen reden', die in str. 1740—1743 den zusammenhang 'auseinander zerren sollen!' die erwähnung des hortes darin weist auf alte überlieferung[2]

entwickelte volksbildung, namentlich in Ionien und Attika, und die schulung eines ausgebildeten standes von dichtern und recitatoren sicherlich eine gröfsere zahl von nachdichtern zu einlagen und zusätzen angeregt, als es bei unserm liede geschah.

[1] aao. § 39 ff. vgl. auch Seemüllers eindringende anzeige von Wilmanns abhandlung Anz. xxx 5 ff.

[2] vgl. die worte der Saga c. 373 : 'hast du mir der Niflunge schatz mitgebracht, den jung Siegfried hatte?' mit str. 1740 und die antwort Hagens

und ebenso die antwort Hagens (1744, 1). wäre str. 1739 und 1744 eng verbunden, so würde der sachverhalt schwerer zu erschliefsen sein. die bestimmte frage nach dem hort und die antwort darauf wird dem der vorlage folgenden dichter zuzuschreiben sein. das hin- und widerreden haben wir aber auch zb. str. 329 ff. als art unsers dichters angetroffen.

Der liederdichter soll ferner die alte scene, dass Kriemhild die helden auffordert, die waffen abzulegen, anders verwendet haben, indem er in str. 1861, 3 Etzel verwundert fragen lässt: *wie sihe ich friunde mine under helmen gân?* der bearbeiter soll dann die alte aufforderung Kriemhildens, die waffen abzulegen, nachgeholt haben (vgl. Wilmanns § 29 u. 40). mir scheint dagegen die verwunderung Etzels unsre stelle (1745 f.) mit der vergeblichen aufforderung vorauszusetzen. dass der dichter neues an altes fügt und dasselbe motiv doppelt verwendet, gibt uns keinen anstofs, ebenso wenig wie die widerholung des motivs, dass nach Hagen gefragt und von seiner jugend erzählt wird (str. 1753 ff. u. str. 1796 f.).[1] dass aber schon Hagens vater Aldrian an Etzels hofe lebte, konnte unser dichter ebenso gut erfinden, wie er Siegfrieds vater am Wormser hofe erscheinen lässt. — wie die verwandlung eines berichtes in ein gespräch (str. 1747 ff.) der art unsers dichters entspricht, haben wir schon oben s. 479 betont, und auch sonst finden wir in av. 27 seine art umzuformen wider. die warnung durch Dietrich geschieht bereits vor der stadt, und dabei ist keineswegs das lager 'eine überraschende erfindung des bearbeiters' (s. Wilmanns, s. 39), sondern es geht ganz wie auf einer staufischen heerfahrt zu, das heer — es sind ja viele tausende — soll vor dem einzuge in die königsstadt sich erst ausruhen und rüsten, gerade so wie vor dem auszuge bei Worms das grofse heer in einem ähnlichen lager sich sammelt (vgl. str. 1719 mit str. 1515). die *sundersprâche* aber (str. 1729 ff.) soll dazu dienen, auch 'die drei könige' zur geltung zu bringen, wie auch in str. 1967 neben Volker und Hagen die drei Burgundenkönige hervortreten sollen. dass nach der meinung des 'liederdichters' Hagen allein die warnung erhalte und erst am andern morgen seine befürchtungen mitteile, was

mit str. 1744, 1: 'ich bringe dir einen starken feind' und *ich bringe iu den tiuvel.*

[1] s. Wilmanns s. 37.

nun durch den bearbeiter gestört sei, scheint mir nicht richtig. am andern morgen ist ja die sorge Hagens durch die nächtlichen ereignisse ganz anders begründet und zu erneuter warnung der gröste anlass gegeben. vor allem aber hat doch wol der dichter und nicht erst der bearbeiter die auf alter überlieferung beruhende, besonders wichtige und würksame beschreibung Hagens in die dichtung gebracht (str. 1734).

Die 'zusammenhangslose und sprunghafte darstellung'[1] in den strophen 1713—1717 lässt sich aus der kürzung der vorlage erklären. was in der Saga c. 371 von könig Etzel erzählt wird, ist fast ganz weggelassen, weil unser dichter Etzel geflissentlich zurückdrängt; nach seiner art hat nun der dichter, was ursprünglich Etzel befahl, 'jegliches haus zu bereiten' usw., auf die boten übertragen : *du solt si wol empfâhen, Kriemhilt, vrouwe mîn*, gerade so wie der befehl an Dietrich, den Burgunden entgegenzureiten, zu einer mahnung Hildebrands an Dietrich geworden ist (str. 1715 u. 1718). dass beides nicht ganz wahrscheinlich ist, kümmert den dichter wenig. die worte Kriembildens aber in c. 372 der Saga : 'und nun gedenke ich, wie mich härmen die grofsen wunden jung Siegfrieds' sind umgewandelt in die worte : *swer nemen welle golt, der gedenke miner leide.* diese aufforderung ist aber, wie der dichter es häufiger tut, aus einer späteren stelle (vgl. Saga c. 380) übertragen : 'Kriemhild ermunterte die männer zum angriff und rief, dass jedermann, der gold und silber und treffliche kleinode von ihr annehmen wolle, die Niflunge angreife und erschlage'. gerade das vereinzelte einführen des sonst zurückgestellten Etzel bringt zuweilen etwas sprunghaftes in die darstellung, vgl. str. 1865. 1869. 1982. 2080.

Doch auch sonst ist durch kürzung der rechte zusammenhang gestört. in str. 1509 warnt Ute ihre söhne vor der fahrt ins Hunnenland, worauf Hagen erwidert, dass man auf träume nichts geben dürfe. er rät entschieden zur reise. er hätte abgeraten, so heifst es weiter, wenn Gernot ihm nicht furcht vorgeworfen hätte, ein vorgang, wie er sich schon str. 1462 ff. zwischen Hagen, Gernot und Giselher abgespielt hat. dann folgt gleich in str. 1514 unvermittelt der aufbruch : *Diu schif bereitet*

[1] s. Wilmanns s. 39 f.

wdren usw., so dass Lachmann diese und die folgende strophe ausscheidet. der alte glatte zusammenhang, wie er in der Saga c. 362 erscheint, war folgender: Hagen hat der warnenden Ute eine ähnliche, nur gröbere antwort gegeben: 'wir achten nicht eure, eines alten weibes träume'. da bittet die königin, ihr junger sohn Giselher möge wenigstens daheim bleiben, Giselher will aber die brüder nicht allein fahren lassen, 'er springt auf und nimmt seine waffen', und nun schliefst sich die rüstung natürlich an. unser dichter konnte das gespräch Utes mit Giselher nicht gebrauchen, weil er Giselher älter sein läfst, deshalb fügte er statt dessen die widerholenden strophen vom abraten Hagens ein, Giselher aber verwendete er schon früher str. 1463. der zusammenhang zwischen dem gespräch Utes mit den söhnen und dem aufbruch war nun gestört. — es gibt wenige stellen, die uns einen so deutlichen einblick in die arbeitsweise des dichters gewähren. [1]

Auch die Eckewart-episode weisen wir nicht mit Wilmanns einem bearbeiter zu. gerade die anlehnung an die überlieferung der Saga und das verschweigen 'der groben art, wie Hagen dem wächter begegnet', halten wir für ein kennzeichen der mildernden art unsers dichters. besonders aber scheint die angabe in der folgenden scene, dass Eckewart *daz swert abe gurte* (str. 1643, 2), bestimmt darauf hinzuweisen, dass von diesem schwerte im vorausgehnden abschnitt etwas besonderes berichtet wurde. [2]

[1] dass es nicht überflüssig ist, eingehend auf die gröfsere ursprünglichkeit der Sagaüberlieferung hinzuweisen, beweist folgende vorsichtige bemerkung in einer besprechung von Wilmanns bedeutsamer abhandlung im Litt. centralblatt 1904, nr 7 s. 236: 'das lager derer, welche die Thidrekssaga nicht einfach aus dem Nibelungenlied ableiten, wird sicher neuen zuzug erhalten'. vgl. dagegen die zustimmung Seemüllers Anz. xxx 17 f.

[2] unrichtig urteilt Boer s. 140 über die Eckewart-episode, Eckewart 'gehöre der vorstellung an, dass Kriemhild ihre brüder zu retten sucht', er sei von Kriemhild an die grenze geschickt, die brüder zu warnen, 'denn dass feinde in das land seines herrn gekommen sind, ist eine sinnlose behauptung; die Nibelungen sind ja eingeladen'. aber weifs er schon, dass es die eingeladenen Nibelungen sind? in der Saga erzählt es ihm Hagen erst später. über die entsprechende stelle des liedes s. u. s. 500 f.; jedesfalls können ihm aber auch im liede die Burgunden als feinde seiner herrin gelten (str. 1633, 3). — der mangel an zusammenhang zwischen str. 1641 u. 1642, auf den Seemüller aao. s. 25 hinweist, ist durch den wegfall von Hagens meldung an Gunther verursacht.

Grofses gewicht scheint Wilmanns auf die strophen 1553. 1554. 1563—1565 zu legen (§ 47 u. 48). allerdings sind die worte str. 1554, 1 : *Ouch was der selbe verge niulîch gehît* (so ist jedesfalls mit hs. B zu lesen) bei der geänderten darstellung nicht leicht verständlich, aber unverständlich sind sie nicht. die strophen 1553 u. 1554 will Wilmanns als vom bearbeiter eingeschoben ausscheiden, der goldring verfehle seine würkung, der fährmann komme auf die nennung des namens Amelrich, und deshalb sei str. 1553 u. 1554 überflüssig und widerspruchsvoll. aber der dichter hat offenbar seine vorlage mit absicht geändert. ursprünglich (vgl. Saga c. 365) will der fährmann umgekehrt 'nicht Elsungs mann lieber holen, als einen andern mann', sondern lohn gewinnen. unser dichter lässt den fährmann reich sein und deshalb Amelrichs wegen kommen. aber nun muste der fährmann ja doch merken, dass Hagen nicht Amelrich sei, und deshalb lässt der dichter Hagen den ring trotzdem noch an seinem schwerte anbieten, und das gold würkt auch noch auf den fergen, weil er jung verheiratet ist.[1] nachher lehnt er allerdings doch, wider umgekehrt wie in der vorlage, die bitte Hagens ab. wie an andern stellen, hat die veränderung des überlieferten stoffes die unklarheit der darstellung hervorgerufen.

An strophe 1563 endlich nimmt Wilmanns anstofs, weil darin berichtet wird, dass das schiff abwärts trieb und Hagen es *widere gerihte*, während er nach strophe 1544, 2 und 1549, 3 stromaufwärts gegangen sei, also nicht gegen den strom hätte rudern dürfen; der bearbeiter sei von einer andern voraussetzung ausgegangen als der dichter. nun ist der vorgang aber so : der fährmann ist über den strom gekommen und hat mit dem vorderteil des bootes stromaufwärts fahrend angelegt; das schiff trieb aber während der verhandlung, das steuer abwärts gerichtet, zu tal. nun muss Hagen, um das boot wider zu richten, dh. um es mit dem vorderteil in die stromrichtung zu wenden, kurze zeit aufwärts rudern, dann drehen, um endgültig zu tal zu fahren. und so erzählt es auch unser text 1563 : das schiff trieb stromab . . . er richtete es wider . . . und (1565), gegenüber einem walde, fuhr er wider zu tal. dass die handschriftengruppe C* in strophe 1565, 1. 2 das ursprüngliche bewahrt habe, glaub ich nicht, denn die beiden zeilen :

[1] vgl. str. 1557.

Hagenen wac vil ringe des starken vergen val,
dô kêrte er harte balde daz wazzer hin zetal.

entsprechen ganz der art, wie hs. C entweder statt des ursprünglichen oder in zusatzstrophen allgemeine stimmungen und erwägungen bringt, vgl. 1716. 1717. 442, 5 ff. 969, 5 ff. 1072, 5 ff. 1288 ff. 1634, 1 C.

Wir glauben daher, des bearbeiters oder des zweiten dichters entraten und die schwierigkeiten im liede aus der arbeitsweise des dichters [1] erklären zu können, der seine quellen, um neues zu bieten, frei umgestaltete und durch eigene erfindung zeitgemäfs erweiterte, aber doch nicht gern altüberlieferte züge seinen lesern vorenthielt. ein ritterlicher, in den staats- und standesverhältnissen seiner zeit lebender dichter [2], vereinigte er um die wende des 12 und 13 jh.s die freiere persönlichkeit der Stauferzeit mit noch echt mittelalterlicher gebundenheit und so auch dichterische kraft mit übergrofser epischer breite. seine quellen waren, wie wir vielfach sahen, besonders im zweiten teil, aber auch in der erzählung von Siegfried, denen der Saga verwant, oft gleich. diese gemeinschaftliche alte überlieferung hatte schöne poetische wendungen, wie sie zb. in der Saga c. 372 sich finden: 'nun sah sie dort manchen neuen schild und schönen helm und manche weifse brünne und manchen teuerlichen helden' und ganz ähnlich str. 1717, 2. 3 im liede: ***hie bringent mîne mâge vil manigen niuwen schilt und halsperge wîze,*** altepische formelartige wendungen, wie sie sich ganz ähnlich am anfange des 12 jh.s finden, vgl. Annolied 416 ff. *qudmin imi scarin manige mit schînintin helmen mit vestin halspergin.* ***si brâhtin manigin scônin schiltrant.*** auch naturschilderungen waren der gemeinsamen

[1] dass einzelne zusatzstrophen mit leicht erfindbarem inhalt, wie in den bearbeitungen der verschiedenen hss., zugedichtet sind, soll nicht bestritten werden.

[2] zu beachten ist hier einerseits die freundliche stimmung gegen die bürger (str. 1036, 4. 1037, 4), anderseits die vorliebe für den guten bischof Pilgerin; die deutschen bischöfe standen seit 1187 in gutem einvernehmen mit dem kaiser. — der rätselhafte bischof von Speyer in str. 1508, 1. 2

Dô truoc man diu gereite ze Wormez über den hof
dô sprach dâ von Spîre ein alter bischof

scheint seine erfindung der formelhaften zusammenstellung von *Wormez unde Spîre* zu verdanken, wie sie sich zb. im Annolied v. 497 findet. — vgl. auch die den zeitgenossen gewis gefallende scene mit dem caplan str. 1574 ff.

vorlage nicht fremd. allerdings ist die Thidrekssaga infolge der übertragung der dichtungen nach dem wirtschaftlich und litterarisch etwas rückständigen Niederdeutschland durch stark aufgetragene örtliche beziehungen und durch einen gewissen gemütlichen niederdeutschen ton mannigfach verändert. hierher gehört zb., dass festlichkeiten in den baumgarten verlegt werden, der aber mit einer steinwand umzogen ist, damit die helden, wie in dem saale der alten dichtung, eingeschlossen sind, ferner die widerholte angabe, dass feuer angemacht wird, dass häufig vom wetter gesprochen wird, ferner die erzählung, dass Kriemhild sich ärgerlich zu bette legt[1], die frage, wie die helden geschlafen haben; bäurisch ist endlich die list mit den frischblutigen rinderhäuten (c. 379)[2].

Nicht so eingehend und offenbar altertümlicher waren die lieder von Siegfrieds jugend, hier fanden sich noch mehr mythische züge, und die vorlage der dichtung und der Saga waren mehr verschieden, während sich die quellen über Siegfrieds tod wider näher standen. der Sachsenkrieg ist vom dichter nicht frei erfunden, darauf weisen altertümlich-epische wendungen bei den kampfbeschreibungen hin, aber die vorlage ist insofern stark verändert, als Siegfried statt Gunthers die führung bekommen hat. die anregung zu liedern über den Sachsenkrieg boten vielleicht, gerade so wie zu geschichtlichen dichtungen (Carmen de bello Saxonico), die schweren kriege Heinrichs IV. dass Dancwart aus einem liede eingeführt wurde, wo er mehr die hauptrolle spielte, folgt daraus, dass im kampfe mit Gelpfrat Hagen ihn mit den worten: *hilfd, lieber bruoder . . . ern lât mich niht genesen* ziemlich kläglich zur hülfe ruft (str. 1613, 2. 3). auch selbständige Rüdigerlieder, von denen wir hören[3], mag der dichter unter seinen 'alten mæren' gekannt haben. die hauptsächlichsten quellen sind aber die, welche noch die bekannte stelle des Marner[4]

[1] Saga c. 346.

[2] dass die Saga nicht einheitlich ist, hat zuletzt Seemüller (aao. s. 18 u. 21) mit recht betont, aber die constructionen Boers (bes. s. 144), dass 'zwei vollständig parallele darstellungen' zusammengefügt seien, entbehren der begründung, namentlich ist die vermutung (s. 143), dass der bote am anfang von c. 372 ursprünglich Dietrich ist, willkürlich; Dietrich hat eine ganz andere aufgabe, die Nibelungen vor der stadt zu begrüfsen.

[3] vgl. die zusammenstellung der wichtigsten belegstellen über epische dichtungen bei Goedeke Grdr. I § 34.

[4] ed. Strauch xv 14.

nennt : 'der Nibelunge hort', 'Siegfrieds tod' und 'wen Kriemhilt verriet'.

Den zweiten teil unseres Nibelungenliedes, für welchen die ausführlichste vorlage, wol schon ein würkliches epos 'der Nibelunge nôt', vorhanden war [1], scheint der dichter zuerst geschaffen zu haben. darauf weist hin, dass Volker im zweiten teil wie neu eingeführt wird (str. 1477), ferner, dass Dancwart ohne rücksicht auf den ersten teil str. 1924, 3 sagt : '*ich was ein wenic kindel, dô Sîfrit vlôs den lîp*'. ferner sind die im zweiten teil auftretenden personen, wie Dancwart, Eckewart, wol in den ersten teil, nicht aber die ursprünglich im ersten teil vorhandenen, wie besonders Ortwin von Metz (aber auch Sindolt und Rumolt) in den zweiten teil eingeführt. vielleicht ist auch die von Zwierzina gemachte beobachtung, dass sich im Nibelungenlied kein verweis des dichters auf vorher erzähltes findet [2], zum teil der früheren vollendung des zweiten teils zuzuschreiben. endlich scheint die form im ersten teil glatter zu sein, wenigstens sind mir so schwerfällige strophen wie zb. 1859 und 2060/61, 1 mit der dreimaligen nennung Hagens (nach hs. A) im ersten teil nicht aufgefallen. auch deutet ja der name am ende : 'der Nibelunge nôt' auf einen für sich abgeschlossenen zweiten teil hin. [3]

Ob, wie Zwierzina (aao. s. 74) bestimmt meint, der dichter schon die strophenform in seinen quellen vorfand, lässt sich durchaus nicht erweisen. wahrscheinlicher ist, dass ein dichter, der mit solcher planmäfsigen absicht den inhalt umgestaltete, auch nach einer neuen form statt der altepischen volkstümlichen reimpaare gesucht hat. [4] vielleicht lässt sich diese vermutung etwas näher begründen. in der Eckewart-episode, die sich besonders eng an die vorlage anschliefst, finden sich die alten auffallenden reimwörter, auf die Zwierzina hinwies (vgl. Wilmanns aao.,

[1] die frage, ob ein lateinisches epos im zeitalter der Ottonen gedichtet wurde, wird mit recht jetzt wider mehr erwogen. vgl. Wilmanns aao. 24; AHeusler Lied und epos in germanischer sagendichtung (Dortmund 1905) s. 30; GRoethe in dem vortrage Humanistische und nationale bildung. (Berlin 1906) s. 17 f. [vgl. auch Sitzungsber. d. preufs. akad. 1906 s. 521. *R.*]

[2] Zs. 44, 72 f.

[3] vielleicht entspricht auch die steigerung, dass Eckewart 6 ringe bekommt (str. 1634, 2), Volker 12 (1706, 3), Siegfried 24 (str. 558, 1), der entstehungszeit des liedes.

[4] vgl. auch Schönbach Das christentum in der altdeutschen heldendichtung, Graz 1897, s. 50 f.

s. 40, anm. 1) *qudmen* und *birt*, die wahrscheinlich aus der vorlage stammen. nach der zu grunde liegenden erzählung, in der nur Hagen kommt (vgl. Saga c. 367), sollte man allerdings *quam* erwarten. — in strophe 1633 ist nun recht auffallend, dass Eckewart, als Hagen ihm sein schwert abgenommen hat, ausruft: '*jâ riuwet mich vil sêre der Burgunden vart. sît ich vlôs Sîfriden, sît was mîn freude ergân*'. da Hagen sich noch nicht zu erkennen gegeben hat, weifs Eckewart eigentlich gar nicht, dass er die Burgunden und Siegfrieds mörder vor sich hat, der dichter setzt nur die bekanntschaft voraus. näher ligt, dass Eckewart klagt, dass er seine waffe verloren, und dass er, statt wehe über die schande zu rufen, geradezu sein schlafen verwünscht, und so lesen wir denn auch in der Saga: 'wehe werde mir für diesen schlaf . . ., ich misse mein schwert' usw. das ist der natürliche zusammenhang, und so werden vielleicht *wâfen* und *slâfen* alte reimwörter gewesen sein. das schwert heifst auch in str. 1634, 2 *sîn wâfen*. — es ergäbe sich etwa:

Wê mir daz ich muose slâfen
unt sît verlôs mîn wâfen!

in str. 1631 heifst es:

Dô die wegemüeden ruowe genâmen
unde si dem lande nâher quâmen,
dô fundens ûf der marke slâfende einen man,
dem von Tronege Hagene ein starkez wâfen an gewan.

in dieser strophe ist die stellung der beiden ersten zeilen auffällig, sie sollten dem sinne nach umgekehrt stehn, in zeile 3 und 4 ist stark gekürzt, in der vorlage stand noch, wo das schwert lag, und wie Hagen den mann grob behandelte. es wird eine ähnliche stelle zu grunde liegen wie in der Saga:

'er kam (*quam*) dahin,
wo ein mann lag und schlief,
dieser war in waffen'.

das *ruowe genâmen*, dessen stellung uns auffiel, ist ein gesuchter reim zu dem vorhandenen *qudmen* (*quam*). wir würden demnach etwa folgendes erhalten:

Dô er dem lande nâhen quam,
dô vant er ûf der marke einn man,
der gelac dâ slâfen,
eneben im lac sîn wâfen.

Auch str. 1643 könnte zu dem versuche einer reconstruction verlocken. auffallend ist es, dass nach der erzählung von Eckewart in str. 1642 auf Rüdiger übergesprungen und dann plötzlich auf Eckewart zurückgelenkt wird :

Dô gie er für die porte, dâ er den boten vant (Rüdiger),
daz swert er abe gurte und leitez von der hant (Eckewart).

das scheint nicht der ursprüngliche zusammenhang zu sein. gewis wurde ursprünglich, wie in der Saga, über Eckewart bis zum eintritt in die burg weiter erzählt. es bezieht sich also zeile 1 eigentlich auf Eckewart, und so ergibt sich aus den alten ungenauen reimen, wie wir sie aus dem Annoliede zb. kennen:

dô gie er für die porte, (Eckewart)
daz swert er abe gurte usw.

Die verhandlung zwischen Hagen und Eckewart ist offenbar auch sonst in ihrem zusammenhange gestört. wahrscheinlich hat sich Eckewart selbst den fremden zu erkennen gegeben, wie es auch in der Saga erzählt wird, während im liede, das den vorgang kürzt, einfach gleich angegeben wird : *Jâ was geheizen Eckewart der selbe ritter guot* (1632, 1). Hagen erfährt eigentlich gar nicht, wer er ist, wenn er ihn nicht schon kennt. die Saga berichtet dagegen : 'ich heifse Eckewart', sagte er, 'und nun wundere ich mich, wie du daher fährst' usw. im liede findet sich früher, da das gespräch sich eher auf die ihm bekannten Burgunden lenkt, zweimal der reim *Eckewart* auf *vart* 1633, 1. 2 und 1635, 1. 2. ich glaube, dass der ursprüngliche reim *Eckewart : vart* aus der stelle der Saga zu erschliefsen ist und in der vorlage etwa gestanden hat :

ich bin geheizen Eckewart,
jâ wundert mich dîner vart. —

da in str. 1638, 1. 2 die beiden ersten hälften der zeilen wol später zugesetzt sind — denn in der vorlage spricht Eckewart ohne unterbrechung, und das *ze hûse selten* sieht ganz nach flickwerk aus —, so wird hier das zu grunde liegende reimpaar gewesen sein : *Ich gezeige iu einen wirt,*
(daz) ir nie baz bekomen birt.

deutlicher scheinen die alten ungenauen reime hervorzutreten in srophe 1381 :

Diu juncvrouwe Herrât noch des gesindes pflac,
diu Helchen swester tohter, an der vil tugende lac,

diu gemahele Dietriches, eins edelen küniges kint,
diu tochter Nentwines : diu hete vil der êren sint.

die schwerfällige strophe scheint erst künstlich aus reimpaaren herausgeputzt zu sein, die letzten hälften der zeilen sind bis auf die ersten nur flickstücke : *an der vil tugende lac, eins edelen küniges kint* und besonders *diu hete vil der êren sint!* die alten reimpaare kommen vielleicht nach beseitigung dieser zusätze so zum vorschein :

Diu Helchen niftel Herrât
noch des gesindes pflac,
diu gemahele Dietriches,
diu tochter Nentwines.[1]

würklich erhalten ist ein altes reimpaar in str. 198, 1. 2 :

Dô wâren ouch die Sahsen mit ir scharn komen
mit swerten wol gewahsen, daz hân ich sit vernomen.

nach wegnahme der füllungen bleiben die paare :

Dô quâmen ouch die Sahsen
mit swerten wol (vil) wahsen . .[2],

ganz ähnlich einem reimpaare im Annoliede v. 341 f. :

von den mezzerin alsô wahsin
wurden si geheizzin Sahsin. —

Nur an wenigen stellen können wir so zu erschliefsen versuchen, wie die quellen des dichters beschaffen waren, und gewis wäre dies ein günstiges zeugnis für seine kunst, da er trotz der fülle des stoffes und dem neuen strophenbau nur wenig an der alten form seiner vorlage zu halten scheint. dass solche vermutungen über die quellen unsrer dichtung keine bestimmten beweise sind, dessen bin ich mir recht wol bewust, die hypothese sollte nur ein bild geben, wie man sich etwa das ältere epos der Nibelungen, vielleicht auch epische gedichte von Siegfrieds tod und andere denken mag. sicheres über die einzelnen stufen der sagenentwicklung, über den genaueren inhalt der quellen und ihre form zu ergründen, wird wol niemals gelingen.

[1] solche assonanzen finden sich im Annoliede und sonst vielfach; für schwestertochter steht *niftel* zweimal im Nibelungenliede.

[2] dass die cäsurreime durchweg in der vorlage endreime gewesen seien, glaub ich indes keineswegs. vgl. Symons in Paul und Braunes Beitr. 9 (1884), 26.

Wilhelmshaven. KARL DROEGE.

ZUM TEXT DER GUTEN FRAU.

Die ausgabe dieses gedichtes nach der einzigen jungen papierhs., Zs. 2, 385—481, war ein erster kritischer versuch Emil Sommers (1842), dem die anteilnahme seines lehrers Lachmann nicht alle spuren der anfängerschaft benommen hat. und obendrein war die von Schottky 1817 für die Berliner bibliothek angefertigte abschrift keineswegs eine zuverlässige grundlage: davon hat mich eine vergleichung des originalmanuscripts überzeugt, zu der ich vor jahresfrist von anderer seite her anlass fand. ich will hier mitteilen, was mir die collation direct und aufserdem was mir widerholte lectüre des textes an besserungen ergeben hat; den apparat corrigier ich dabei nur soweit als es für die emendation erforderlich ist oder sonst zur beleuchtung der textgeschichte dient.

Der cod. vind. 2795, ms. Ambr. 433, gehört zu dem bestande der alten Zimmerischen bibliothek, der aus dem besitze des grafen Wilhelm 1576 in die hände des erzherzogs Ferdinand II von Tirol übergieng; vgl. HModern im Jahrb. d. kunsthistor. sammlungen d. ah. kaiserhauses 20 I 113ff; ThGottlieb Zs. f. d. phil. 31, 303ff. es ist eine papierhs. aus dem letzten drittel des 15 jh.s, die um dieselbe zeit entstanden sein wird wie die hs. B des Guten Gerhard, nämlich unter dem grafen Johann Werner von Zimmern (ca. 1480); jedesfalls hat sie mit ihr gleichzeitig den sehr alten einband erhalten: holzdeckel mit blaugrün gefärbtem weichen lederüberzug, und auch der aufgeklebte zettel '*Von hern Karlman aim* (?) *kunig*' rührt von dem gleichen naiv unbekümmerten bibliothekar her, welcher dem Guten Gerhard den titel aufheftete '*Von herñ Otten dē Kayser*'. es ist für die geschichte des litterarischen geschmacks durchaus nicht gleichgiltig, auf solche dinge zu achten: von jener zeit ab, welche den Reinfried von Braunschweig, den Wilhelm von Österreich und den Friedrich von Schwaben entstehn sah, war es nicht sowol das minne- und abenteuerwesen an sich, welches den alten romanen das interesse in den kreisen des hochadels erhielt, sondern die romantisch gefärbte geschichte der deutschen kaiser und territorialherren, die man in vielen von ihnen suchte und zu finden glaubte.

V. 17 l. *und went*[2] *die s t i l l e gedagen*; das hsl. *stille* ist gewis nicht zusatz des schreibers, der vielmehr das verbum, das er *ge-*

[1] soviel ich sehe, hat sich aufser Oskar Jänicke, der Zs. 14, 558 den v. 2518 corrigierte, und MHaupt, der Zs. 15, 253 ff ein paar randnotizen seines handexemplars mitteilte, niemand mit dem texte beschäftigt.

[2] diese alemannische form hat die hs. (als *wend*) zb. 479 bewahrt.

tagen schrieb, gar nicht mehr verstand. 21 *in Frankriche* hs. 55 f l. *daz er von im hâte. er was an sînem râte* (hs. *an seinen retten*); *hâte* ist für den ind. prät. die reimform des dichters: 121. 542. 1521. 2408. 147 darf *twanc* gewis bleiben, eher mag man v. 148 *in* nach *tôt* einfügen; die änderung von *beschaidenlichen* in *behendeclichen* (*tôt gelac*) 149 ist sicher falsch, eher darf man an *schedelichen* denken. *bescheidenlîche* kann aber auch 'nach fester bestimmung' heifsen, und so könnte man hier allenfalls übersetzen: 'nach schicksalsbestimmung starb'. 160 uö. für die zeitlich und örtlich unpassende schreibung *mancher* gibt die hs. (die hier wie meist *meneger* hat) keinen anlass. 163 *iu*] *awch* hs. 198 l. *daz in danne wirs sî danne wê* 208 hs. *enzug*, also *enzüge*, die änderung *enzucte* ist überflüssig. 217 l. *in turnein unde in strîten*; ein subst. *daz turnier* gibt es vor dem 15 jh. nicht. 231 *wuohs* ist beizubehalten: *wuohs balder unde mêrre* (adj.) heifst 'wuchs rascher und ward gröfser'. 238 l. *ob sie im guotes* (hs. *gûcz*) *jâhen*. 240 l. *lobelichen*. 247 grofse blaue initiale, also absatz! 284 uö. *etewaz* gemäfs der hs.

287 das hsl. *lieb* erlaubt ebensogut wie *liebe* die änderung *liebes tuot*. 327 l. *vür alle die er ⟨ie⟩ gesach*. 358 l. *ald ich geloube* (hs. *glob*) *mich sîn*. 381. 82 die imperative *mîde : lîde* sind mindestens unwahrscheinlich, es ist jedesfalls zu schreiben: *sie sprach 'ich wil dich lêren bœsiu wîp mîden und mit den besten lîden'*. 432 hs. *Ad*, danach *ald*, nicht *ode*. *ald* (und *alde*), welches für die vorlage (und doch wol für das original) durch fehler wie *aller zitt* für *alde sit* 884 gesichert wird, hat Sommer ohne festes princip bald beibehalten bald durch *od(er)* ersetzt.

434 *der was dîn vriunt niht guot* kann unmöglich richtig sein; *niht durch guot* oder *niht in guot* wird dagestanden haben: 'der war dein freund nicht in guter absicht', 'nicht aufrichtig'. v. 473 lautet in der hs.: *Mag ich die wil bewaren*; es ist klar, dass gelesen (und interpungiert) werden muss: *dise vorhte und dise nôt mag ich die wîle bewarn*. 496 *hân* ist (notwendiger) zusatz Sommers. 568 l. *den beriht ich es zehant*, wobei freilich das *es* der hs. bedeutungslos ist. 586 l. *dar umbe wâren sie dâr komen* (hs.). 630 f l. *swâ er des grâven guot vant ald sîner* (hs.) *helfære*. 633 l. *sîniu antwerc*. 642 f *maneger burc er valte ir mûre*? 665 hs. *gewunne*. 719 *sâ* zusatz d. herausgebers.

751 l. *Lînôde* hs.! 808 der dativ *im* (*lâgeten*) ist unbedenklich beizubehalten, ebenso 844 *uns*. 835 l. *hân*. 845 f *mit sîner gesellescha ft. die hânt unser überkraft*? 866 das hsl. *gezag-*

lich (*er drappte*) wird vielleicht besser in *gezouliche* (*gezouwelche*) geändert, als in *gezogenliche*. 907 ff besser *swâ ungewarnet* (hs.) *liute riten und ir gewâpente biten verholn in einer lâge*. 946 l. *unfuoclich* mit der hs. oder *ungefuoclich*. 1007. 1013 *dar wider* ist nicht zu ändern, wenn gleich daneben *darnider* belassen wird.

1021 *harte* ist besserung aus *halt* hs. 1040 die hs. hat *fur* für *ſi ir*. 1123 l. *tâten*. 1135 das hsl. *mitten in ain fute* (!) gestattet zunächst nur die änderung *mitten in eim(e) furte*; der gleiche fehler, oder besser die gleiche sandhi-erscheinung, begegnet auch 1267 *in ain Striche* für *in eim stricke*. 1297 f die lücke existiert nicht! Schottky ist beim abschreiben ausgeglitten: l. *als sie dô wurden inne* (hs. *jnnen*) *daz sie von der minne*. 1346 *si*] hs. *mîn*. 1349 *albetalle* möcht ich nicht in *betalle* ändern, eher *ainig* in *eine*. 1413 l. *sîn*. 1470 l. *sîn*.

1561 *ob* steht in der hs.! 1630 l. mit der hs. *man gap iedoch in etewaz*. 1639 *wâren* steht in der hs.! 1793 l. *genâdelôse* (hs. *gnad loß*). 1801 l. *dô treip daz wazzer in ze stade*. 1814 *ir* steht in der hs.! 1924 *der* hat Sommer zugesetzt. 1945 *Ram* (mit grofsem *r*) steht richtig in der hs. 1949 das hsl. *schmech*[s] (*werc*) wird wol besser in *wæher* geändert als in *spæher*.

2048 *ald* hs.! 2079 l. *dô ich gewuohs als ich nû bin*; das *ge-* ist nicht zu entbehren, *hiute* für *nû* konnte sich leicht einschleichen. 2151 l. *schidunge*. 2164 hs. *ensechen*. 2206 hs. *mir ouch*, was nicht unbedingt geändert werden muss. 2246 das hsl. *wârlichen* ist besser als S.s *wærlichen*. 2251 hs. *gebett*.

2355 das conjicierte *abbet* steht als änderung *abt* aus *alt* in der hs.! 2366 *ald* hs.! 2470 *stæte* ist als *stät* schon überliefert.

2691 ich lese *enschrai*, was als *enschrê* aufzunehmen wäre.

2784 das hsl. *Frowñ vnd fründ frowtñ sich do* ist, da frauen allerdings hier nicht in betracht kommen, wol zu ändern in *fremde und friunt sich fröuten dô*. 2839 das in der anmerkung vermutete *hêrren* steht in der hs.: *herrẽ*, nicht *herte*! 2876 l. *den lantliuten*. 2896 l. *bî der hende*. 2904 l. *swes* (hs. *Was*).

2908 hs. *war komen*, also *war kômen diu kindelin?* statt *war* ⟨*sint*⟩ *komen*. 2957 *bî* steht (als *By*) in der hs. 2965 l. *den wart vil nâch* (hs.) *gedrungen*; unsere ausgaben ändern unnötig, ja fehlerhaft sehr oft ein adv. *nâch* der überlieferung in *nâhe* und fast immer ein *hôch* in *hôhe*.

Göttingen. EDWARD SCHRÖDER.

DANIELS TRAUMDEUTUNGEN.

EIN MITTELALTERLICHES TRAUMBUCH IN DEUTSCHEN VERSEN.

In der Berliner papierhs. '*Ms. germ. oct.* 101', *einem sammelbande, den Zarncke* (*Der deutsche Cato, Leipzig* 1852, *s.* 71) *kurz beschrieben hat, steht unmittelbar vor dem Cato auf s.* 87^b—97^b *ein in reimpaaren verfasstes traumbuch. zwar fehlt jede überschrift; aber die nachschrift* Expliciunt sompnia Danielis prophete anno domini 1441 o in vespere andree apostoli *etc. belehrt uns, dass die hs. am* 30 *november* 1441 *beendet wurde und dass in dem gedicht eine übersetzung der Somnia Danielis vorligt, eines traumbuches, das im mittelalter sehr beliebt war, da es in seiner alphabetischen ordnung von jedem leicht zu rate gezogen werden konnte. daher finden sich denn auch in unserer hs. fast bei jeder der* 136 *deutungen lateinische randbemerkungen, die, obwol stark verderbt, doch noch die alphabetische ordnung des lateinischen textes erkennen lassen. sie sind aber willkürlich gewählt und nicht etwa aus der lateinischen vorlage entlehnt; zb. steht* pulcher esse *an stelle des stichwortes* Faciem pulchram, *und in ähnlicher weise sehr oft. in der ersten urschrift haben sie also nicht gestanden und sind daher unten unbeachtet gelassen. ein wasserzeichen ist in der hs. nicht mehr zu erkennen. sie ist unten mit B bezeichnet.*

In derselben hs. steht auf s. 172^b—176^b *noch ein zweites, prosaisches traumbuch* (= *b*). *aus der überschrift* Item alia sompnia non rackmatice processa (*l.* pragmatice expressa) *ergibt sich, dass es unmittelbar im anschluss an das erste geschrieben ist, mit dem sich seine* 87 *deutungen nur zt. decken. die erste deutung* Wem trawmpt das die heiligen mit im redent dem nahent gluck, *die letzte* Wem trawmpt das er mit toten gen kyrchen gee vnd die lewt wenen sehe der wirt schier zu wirtschafft geladen vnd czu frewden Amen amen. *die schlussschrift* Explicit hoc texum (*so*) infunde da mihi potum Anno domini 1441 o in vespere nycolai episcopi [*d. i. der* 6 *december*].

Während diese beiden fassungen nur eine auswahl der sogenannten Somnia Danielis bieten, enthält dieselben vollständig ein Nürnberger druck in 12° *aus dem anfange des* 16 *jh.s* (= *n*). *die aufschrift* Auslegung des Propheten Daniels von den Treumen *etc. nach der einleitung, die von Nabuchodonosor und den drei arten der träume handelt, beginnen die alphabetisch geordneten*

427 *deutungen mit* Acker sehen / arbeit, *schliefsen mit* Zeen auszprechen, freundt zukunfft. *die schlussschrift* : Gedruckt zu Nürnberg durch Friderich Gutknecht.

Für den lateinischen text ist benutzt die Wolfenbütteler hs. '*Aug.* 75. 3. *fol.*', *in der das traumbuch auf s.* 84ᵃ—86ᵃ *steht* (= *W*). *die aufschrift* : Intemerata virgo dei genitrix a quo omne donum optimum et omne sompnium perfectum assumitur. Adsit huic operi in quo interpretaciones sompniorum per danielem prophetam interpretate sunt descripte. *die erste der* 455 *alphabetisch geordneten deutungen* : A bestiis infestari videre ab inimicis superacionem significat. *die letzte deutung* : Zonam altam precingi perfectionem st. *die schlussbemerkung* : Expliciunt sompnia que exposuit daniel propheta filius Iude in babilonia *etc.*

Aufserdem sind für den lateinischen text drei incunabeldrucke verglichen : 1) *Leipziger druck in klein* 4° *um* 1490 (= *l*) : Interpretationes somniorum Danielis prophete revelate ab angelo. *in der schlussschrift* : Impressa lipczk per Conradum kacheloffen. 2) *Augsburger druck in* 4° (*Hain nr* 5928) *von* 1497 (= *s*). Danielis somniorum expositoris veridici. *erste deutung* : A bestiis infestari qui se viderit ab inimicis superabitur. *schluss* : Impressum per Iohannem Schant incolam Augustensem. Anno domini 1497. 3) *Venetianer druck in klein* 4° *von* 1516 (= *v*). Somnia Salomonis Dauid regis filii vna cum danielis prophete somniorum interpretatione *etc. schluss* : Venetiis . . . per Melchiorem Sessam et Petrum de Rauanis. Anno domini 1516.

Für die frage nach der herkunft des gereimten Traumbuches ist von wichtigkeit der umstand, dass in dem Berliner sammelbande auf s. 151ᵃ *ff eine bemerkung steht über den einfall der Hussiten in Ostfranken* 1430, *über den saatenstand und witterungsverhältnisse daselbst bis* 1437 : Nota que facta sunt olim anno domini m. xxx° (*so*) venerunt hussite de bohemia ad montana bambergensium et nurembergensium *etc. demnach scheint der sammelband aus Ostfranken zu stammen. dazu tritt die tatsache, dass nur B und der Nürnberger druck n die einleitung über die drei arten der träume bieten. auch b steht in enger beziehung zu n. die deutung* Pluuiam accipere tempora cara significat (*s*) *lautet in n* : Regnen sehen trôwung, *ferner in b* : Wem trawmpt das auff in regen dem nahent betrubung (*s. u. v.* 57). *zunächst ergab* tempora cara *die übersetzung* tewrung, *das durch versehen*

in tröwung *entstellt wurde; erst danach wurde die lesart von b* betrubung *möglich. diese voraussetzungen legen die vermutung nahe, dass der dichter unseres Traumbuches ein Ostfranke war.*

Diese vermutung wird durch die sprachliche untersuchung bestätigt. es ist t *zu* z (cz, ss) *verschoben :* licz (: kicz) *v.* 13, entslusse (: kusse) *v.* 350, *jedesfalls auch* necz (: geplecz) *v.* 521, *obwol hier das reimwort nichts beweist. in- und auslautendes* k *ist zu* ch *verschoben :* eszech (: geschech) *v.* 50, vngemach (: nach) *v.* 252, (: lach) *v.* 442, rach (: nach) *v.* 511; *ebenso* rd *zu* rt : garten (: zarten) *v.* 333. *dadurch ist ndd. und mfr. ursprung ausgeschlossen, zumal durch die reime mehrere worte gesichert sind, die dem ndd. fehlen :* guft *v.* 33, kicz *v.* 14, taugen *v.* 105, zarten *v.* 339, geuden *v.* 476. *dahin gehört auch das diminutivum* -lein : vogelein, vingerlein, hundlein (: sein) *v.* 5. 42. 169; *denn dieses ist nur dem ostfr. mit dem oberdeutschen gemein* (*Wrede Zs.* 37, 290) — *aber freilich litterarisch, besonders im reim, bis tief nach Niederdeutschland verbreitet.*

Um weiter zu kommen, muss man den inneren text der verse betrachten, wenn auch daraus ein schluss auf den ersten verfasser sich nicht unbedingt ziehen lässt. bezeichnend ist, dass für germ. p *die affricata* pf *erscheint :* pflug *v.* 70, pfleg *v.* 300, pflegen *v.* 385, opfer *v.* 54, harppfen *v.* 141, oppfel *v.* 514, kampf *und* vertempft *vorr.*, tempfet *v.* 496; *daneben* kaphen *v.* 486. *nun bleibt anlautendes* p *im rhfr., wie schon bei Isidor, unverschoben, während das sfr. und ostfr. es zu* pf *übergehn lassen* (*OBöhme Zur kenntnis des oberfränkischen, Leipzig* 1893, *s.* 39 *und* 42), *das* (*spätere*) *ostmitteldeutsche zu* f (*Wrede Zs.* 37, 298). *inlautendes* pp *und* mp *werden bewahrt auf dem ganzen gebiete des md. von Schlesien bis nach Worms* (*Böhme s.* 79, *Wrede s.* 299, *Behaghel Grundriss* I 730). *somit bliebe, abgesehen vom oberd., die wahl nur noch zwischen sfr., ostfr. und südthür. eine weitere umgrenzung bietet der umstand, dass das Traumbuch germ.* d *durchweg zu* t *verschiebt, abgesehen von* nd. *da nun das sfr. anlautendes* d *auch noch im* 14 *jh. wenigstens zum teil unverschoben lässt* (*Böhme s.* 11 *und* 19), *so ist auch dieses gebiet abgetan.*

Absehen muss man auch von dem südthür., da der dialekt des Traumbuchs dadurch eine starke hinneigung zum bair. verrät, dass es anlautendes b *überwiegend zu* p *erhärtet; es stehn* 65 p *neben* 16 b, *wenn man von der vorsilbe* be- *absieht. im* 13 *bis* 16 *jh.*

gibt das bair. dem anlautenden p *vor* b *den vorzug* (*Weinhold Bair. gramm. s.* 123). *wie diesem brauche sich das ostschwäbische in Augsburg anschliefst* (*Kauffmann Gesch. d. schwäb. mda. s.* 232), *so ouch der östliche teil von Ostfranken, besonders Nürnberg, wie man aus den polizeiordnungen* (*her. von Baader, Stuttgart* 1861) *ersieht. der Gutmannsche druck hat diesem schwanken dadurch rechnung getragen, dass er mehrfach unter* b *und* p *dieselben deutungen bringt; und trotzdem hat* p 43 *deutungen,* b *nur* 18. *das überwiegen des anlautenden* p *in unserem traumbuche weist also sehr entschieden auf die nähe des bairischen hin.*

Doch auch von dem gebiete des bair., das nun nur noch mit dem ostfr. in frage kommt, werden wir durch einige sprachliche erscheinungen des Traumbuchs fortgewiesen. bekanntlich sind auch die oberdeutschen dialekte von dem ahd. nt *in mhd. zeit zu* nd *zurückgegangen* (*Wilmanns Deutsche gramm.* I 48; *Kauffmann* § 185); *ebenso das ostfr.* (*Böhme s.* 12). *nur im bair. scheint diese 'rückverschiebung' niemals ganz durchgedrungen zu sein, da noch jetzt dieser dialekt* t *nach* n *spricht* (*Weinhold s.* 145). *wie schon oben bemerkt, hat unser Traumbuch durchweg* nd.

Ferner blieb im bair. anlaut. ch *für* k *bis ins* 16 *jh. im übergewicht* (*Weinhold s.* 186), *während es sonst allgemein, abgesehen vom hochalamannischen, zurückgegangen war zu der gemeindeutschen stufe. in dem stadtrecht von Amberg* (*Gesch. d. stadt Amberg her. von vLoewenthal, München* 1801, *s.* 2. *Vancsa Das erste auftreten d. deutschen sprache etc. Leipzig* 1895 *s.* 10) *stehn* 16 ch *neben* 2 k. *auch in den Nürnberger polizeiordnungen findet man mehrfach* ch *für anlaut.* k, *zb.* chaufen *s.* 9, chain *s.* 9. 38. 41, chomen *s.* 41, chinde *s.* 41 *usw.*; *in den ordnungen des* 15 *jh.s verschwindet es. nur vereinzelt würkt dieser bairische brauch bis Bamberg hin: in der zollordnung von* 1348 (*Höfler Quellensamml. für fränk. gesch.* III, *Bamberg* 1852, *s.* 28*ff*) *list man* chramer *s.* 29, chrame *s.* 31; *dagegen in dem bericht über das grabengericht zu Vilsecke* (*aao. s.* 323) *von* 1410 *nichts mehr davon. der an Baiern angrenzende teil von Ostfranken ist also spätestens im* 14 *jh. von diesem brauche zurückgekommen, wie auch unser Traumbuch kein einziges anlaut.* ch *für* k *aufweist.*

Endlich ist es ein merkmal des bair. vom 13 *bis* 16 *jh., dass anlautend* b *für* w *gesetzt wird* (*Weinhold s.* 127 *und* 200). *nur eine unsichere spur davon findet sich in unserm Traumbuche:*

210 fur bar (furvar?). *das ist ein beweis dafür, dass Baiern nicht seine heimat ist, während ostfr. herkunft nichts im wege steht.*

Eine gröfsere sicherung gewinnt dieses ergebnis durch die betrachtung des vocalismus. der dichter des Traumbuchs hatte die bair. diphthonge ei, au, eu *im wesentlichen durchgeführt.* 1) î > ei : streit (: treit) *v.* 18, czeit (: leit) *v.* 68, (: geleit) *v.* 136 *und* 279, (: arbeit) *v.* 451, reitet (: peitet) *v.* 205, geit (= gît : selickeit) *v.* 340; *ferner, da* geit (= gît) *aus v.* 340 *erwiesen ist*, czeit (: geit) *v.* 74. 111. 215. 515, streit (: geit) *v.* 378. *dagegen altes* î *in* pristerlich (: sich) *v.* 65, tich (: sich) *v.* 290; *sonst ist stehn geblieben*, czwifeln *v.* 375. 2) û > au : raumet (: getrawmet) *v.* 326, sawm (= sûme : trawm) *v.* 410. 3) iu > eu : geuden (: frewden) *v.* 476.

Unter dieser voraussetzung fragt es sich nur, wie weit etwa um 1400 *die bairischen diphthonge gedrungen waren. denn da die hs. von* 1441 *ist, aber die verderbnis des textes und der lateinischen randbemerkungen schon eine entwicklung voraussetzen, so ist* 1400 *sicher der späteste termin, den man als entstehungszeit ansetzen kann. nun ergeben die zusammenstellungen von OSchilling (Die diphthongisierung d. vocale* û, iu, î, *Werdau* 1878, *s.* 34 *ff), dass in der zweiten hälfte des* 14 *jh.s die bairischen diphthonge, abgesehen von ihrer heimat, die schriftsprache ergriffen hatten in dem östlichen drittel des ostfr. bis Bamberg und in den südlichen gebieten des ostmd. das ostschwäbische in Augsburg nimmt sie zwar um* 1300 *vorübergehnd und vereinzelt an; dann aber verschwinden sie wider, um erst am ende des* 15 *jh.s durchzudringen (Kauffmann s.* 167). *es bleibt also auch hiernach wider nur die ostecke von Ostfranken als heimat unsers denkmals übrig.*

Dass bair. und schwäb. nicht in betracht kommen, zeigt auch das verhalten des Traumbuchs zum umlaut. freilich die untersuchungen über die entstehung und ausbreitung des umlauts hat zu so verschiedenen ansichten anlass gegeben, dass man bis jetzt die frage als noch nicht spruchreif bezeichnen darf. aber das ist wol allgemein anerkannt, dass md. und ndd. dichter umgelautete formen mit nicht umgelauteten im reim binden, und ferner dass im md. und ndd. bis 1500 *im wesentlichen jede regelrechte bezeichnung des umlauts fehlt. und wenn auch in oberdeutschen hss. die bezeichnung des umlauts keineswegs so gleichmäfsig ist, wie es nach den ausgaben erscheinen könnte, so bleibt der unterschied immer*

noch grofs genug, um darauf einen schluss zu gründen. in unserm Traumbuche ist nun der umlaut nicht bezeichnet. zwar findet sich einige male ein feiner schräger strich über u : verbrúnnen *v.* 285, prún *v.* 294, purgentúren *v.* 383, frúmpt *v.* 504, múl *v.* 520, *der aber nur diakritisches zeichen sein kann, wie aus den beispielen ersichtlich ist. die zwei puncte auf* prünn *v.* 97, zü *v.* 335, müet : wüet *v.* 463 *können allerdings nur den umlaut bedeuten. aber* müet *und* wüet *fallen aus dem dialekt des ganzen heraus, vgl.* mut : erblut *v.* 331. *dazu stehn die puncte auch auf worten, die den umlaut nicht haben können :* rüen (rhuen *n*) *vorr.*, prünn *vorr.*, prünlauter *v.* 290. *es bleibt also der satz bestehn, dass das Traumbuch eine regelrechte bezeichnung des umlauts nicht kennt. dazu treten die reime* trost : erlost *v.* 15 *und* 183, mut : erblut *v.* 331, *worin die form* erblut *noch jetzt dem ostfr. entspricht* (*Heilig Gramm. der ostfr. mda., Leipzig* 1898, *s.* 113/4). *der umlaut von* â *wird nach md. weise durchweg durch* e *gegeben; daher die reime* gever : mer *v.* 131, swer : mer *v.* 412. *ebenso verhält sich das ostfr.; denn wenn dasselbe in seinem consonantismus auch völlig nach dem oberdeutschen hinüberneigt, so ruht sein vocalismus doch auf völlig md. grundlage* (*Heilig* § 3 *s.* 3). *was im besondern Nürnberg angeht, so tritt eine regelmäfsige bezeichnung des umlauts erst am ende des* 15 *jh.s ein* (*Hampe Nürnberger ratsverlässe, Leipzig* 1904, *s.* xxxii).

Auch der md. verengung der diphthonge uo, üe, ie *scheint das Traumbuch sich anzuschliefsen. dafür scheinen zu sprechen die reime* thun : versunn *v.* 163, zu : nu *v.* 393. *die formen* müet : wüet *v.* 463 *stimmen nicht zu der form des ganzen; auch ist das* e *in* müet *ja endungs-e. sonst ist nur* u *geschrieben, niemals* uo *oder* ue; *einmal* zo gemach *v.* 442. *für* ie *bieten die reime* licz : kicz *v.* 13, licht : geschicht *v.* 291; *sonst ist* i *für* ie *geschrieben :* pristerlich *v.* 65, sich *v.* 111. 215. 515, liber *v.* 127. 430. 503, dinsthafft *v.* 539, schir *v.* 423. *umgekehrt ist mehrfach* ie *für* i *geschrieben :* viel *v.* 32 *neben* vil (: will) *v.* 195, schieff *v.* 409, liesz (: gewisz) *v.* 72, beschrieben *vorr.*; *das ist aber auch auf dem eigentlichen gebiete des md. üblich* (*Wilmanns Deutsche gramm.* i *s.* 203). *daraus muss man doch wol schliefsen, dass unser dichter die verengung jener doppellaute vollzogen hatte. nun wird das ostfr. durch sein verhalten zu dieser lautbewegung jetzt in drei teile zerlegt. nur das mittlere gebiet um Würzburg hat* bruader

und müede, *während das westliche gebiet an der Tauber, das östliche von Bamberg bis Nürnberg die monophthonge hat* (*Wrede Zs.* 37, 289). *wenn also würklich in diesem letztern gebiete, wie vBahder* (*Über ein vocal. problem des md., Leipzig* 1880, *s.* 37) *meint, die doppellaute im* 14 *jh. noch nicht einlautig waren, dann müste man die heimat unseres dichters nördlich etwas näher an das eigentlich md. heranrücken.*

Dem aber steht abgesehen von den oben erwogenen gründen, im wege, dass der md. brauch, das e *der unbetonten silben durch* i *zu geben, dem Traumbuch fremd ist. auch ist die abwerfung des unbetonten* e *der endung, die das md. nicht vollzogen hat* (*Wrede Zs.* 39, 291), *durch die reime recht oft für den ursprünglichen dichter gesichert :* tag (: mag) *v.* 52, rach (: gemach) *v.* 284, (: nach) *v.* 511, haupt (: glaubt) *v.* 533, vach (: nach) *v.* 10, liezs (: gewisz) *v.* 72, prinn (: versinn) *v.* 97, geschech (: eszech) *v.* 49, lasz (: masz) *v.* 250, phleg (: weg) *v.* 300, lach (: gemach) *v.* 441, hach (: nach) *v.* 529. *das hauptgebiet des ostfr. scheint allerdings diese abwerfung erst in nhd. zeit angenommen zu haben* (*Heilig s.* 114). *aber das östliche an Baiern grenzende drittel hatte sie schon im* 14 *jh. vollzogen. in den Nürnberger polizeiordnungen list man beispiele auf jeder seite. in der urkunde des Bamberger dompropstes Leupold von* 1326 (*Höfler Quellensammlung etc. s.* XCIX) *finden sich :* mocht, ze land, brief, an geverd, wer, ehaft, not; *in dem bericht über das grubengericht zu Vilseck* 1410 (*s. o.*) *:* durch lib, durch gab, ir eid, mit volg, hett, werd, trib *usw. durch diesen grund werden wir also wider von dem md. fortgewiesen in die ostecke des ostfr. gebiets.*

Es ist beachtenswert, dass die reime manchmal von dem dialekt des textes abweichen. die reime bevorzugen die schwäbischen (*Kaufmann s.* 282) *formen* gân, stân : *v.* 55. 61. 82. 100. 197. 298; *dagegen* steen (: czween) *v.* 301, get (: stet) *v.* 383. 433. 493. *der text kennt nur die bair.-fränkischen* e-*formen* (*Heilig s.* 98). *natürlich hat nur die bequemlichkeit des reims den dichter zu dem abspringen von seiner mda. bewogen. ähnlich steht es wol mit der doppelform der* 3 *p. pl. ind. präs. d. verb. subst. :* sint (: kint) *v.* 8, *vgl. v.* 432; *dagegen* sein (: hundlein) *v.* 169, *vgl. v.* 26. 318. *die letztere form verlangt das fränkische* (*Heilig s.* 64). *wichtiger ist, dass die* 3 *plur. im reim nur auf* -en *ausgeht :* streiten (: czeiten) *v.* 3, kumen (: vernumen) *v.* 278, wunden (: vberwunden) *v.* 39, pflegen

(: wegen) *v.* 385. *dagegen im text* : kument *vorr.*, reysent *v.* 174, machent *v.* 208, thunt *v.* 255, werdent *v.* 539; *im übrigen freilich auch* -en. *seit dem* 14 *jh. hat das bair.* -en *neben* -ent *und* -end (*Weinhold s.* 291). *ebenso stehn die Nürnberger polizeiordnungen; so hat zb. die marktordnung des* 13 *und* 14 *jh.s* (*s.* 191—213) *nur* -ent, *während die förstereide von* 1425 (*s.* 303*ff*) *nur* -en *kennen in dieser endung. die beiden Bamberger urkunden von* 1326 *und* 1410 (*s. o.*) *haben nur* -en. *das ostfr. schliefst sich hierin also dem md. an, das schon früh* -en *eingeführt hat* (*Paul Mhd. gramm. s.* 58). *daher darf man vielleicht die vermutung aussprechen, dass die hs. unseres Traumbuchs aus Nürnberg stammt, während der ursprüngliche dichter dem eigentlichen gebiete des ostfränkischen angehört.*

Wie schon oben bemerkt, ist der text an mehreren stellen stark verderbt. das v. 115 *ausgefallene* frewden *ist ergänzt nach der lateinischen vorlage* Candelabrum vel candelam accendere leticiam significat (*W*); *das v.* 391 *ausgefallene* gut *nach der in n vorliegenden deutung :* Wagen faren ehr und gut. *mit v.* 129*ff könnte man nur vergleichen* Mortuum se fieri anxietatem st (*s*) *und daher vor* sterben *vielleicht* vnd *ergänzen. dass* preutolfft *v.* 426 *für* preuteloft *steht, darf man schliefsen aus* Nuptias facere vel cantatrices videre planctum et laborem st (*v*). *das undeutlich geschriebene* gewissen *v.* 23 *ist zu* gewaffen *geändert; denn n bietet* Waffen verlieren oder zerbrechen / schaden, *und W* Arma perdere vel frangere dampnum significat. *für* swert fur *v.* 262 *ist* swertfurb *gesetzt; denn* swertfeger, *das mit* swertfurbe *gleichbedeutend ist, wird allgemein durch* gladiator *übersetzt. dazu vergleiche man die lateinische fassung* Gladiatorem se videre dampnacionem (deceptionem *l*) significat (*W*). *in Bamberg finden sich um* 1348 *die namen* Fritzo gladiator, Gortzo gladiator (*Höfler Quellensammlung etc. s.* 40); *sie hiefsen natürlich* Swertfeger. *aber damit ist die zahl der verderbten stellen keineswegs erschöpft. es ist mir nicht gelungen für* pring *v.* 299, die grosz *v.* 321, fenlen *v.* 386, hervart *v.* 483 *eine befriedigende lösung zu finden.*

Was den versbau anlangt, so sieht man auf den ersten blick, dass er sehr holprig ist. nur bleibt es zweifelhaft, wieviel davon dem ersten dichter in die schuhe zu schieben ist. denn es muss auf den umstand hingewiesen werden, dass die verse mit klingendem

schluss bei langer reimsilbe 78*mal drei hebungen haben*, 12*mal vier hebungen. vielleicht waren solche verse ursprünglich durchweg mit drei hebungen gebildet.*

Die quellen, auf die die Somnia Danielis und darum auch unser Traumbuch zurückgehn, sind berühmte traumbücher des mittelalters. etwa ein drittel der deutungen ist hergenommen aus den sammlungen des Astrampsychos und Nikephoros, die sich ja in ihrem wesentlichen bestande decken und schon durch den versbau kund tun, dass diese fassung der byzantinischen zeit angehört. sie sind herausgegeben von Rigaltius, Paris 1603, *und Gallaeus, Amsterdam* 1689. *so sind zu vergleichen : v.* 21 = *Astr. v.* 80, *v.* 65 = 44, *v.* 105 = 87, *v.* 109 = 83, *v.* 113 = 94, *v.* 129 = 25, *v.* 133 = 64, *v.* 153 = 84, *v.* 165 = 39, *v.* 193 = 29, *v.* 245 = 40, *v.* 289 = 67, *v.* 321 = 95, *v.* 341 = 61, *v.* 355 = 92, *v.* 373 = 33, *v.* 421 = 98, *v.* 497 = 9; *vielleicht auch noch v.* 5 = 78, *v.* 121 = 63, *v.* 205 = 28, *v.* 441 = 13. *ferner v.* 13 = *Nikeph. v.* 93, *v.* 97 = 101, *v.* 125 = 10, *v.* 150 = 42, *v.* 174 = 88, *v.* 185 = 86, *v.* 233 = 53, *v.* 445 = 121, *v.* 493 = 36. *der anschaulichkeit halber mag ein beispiel hier stehn. Astrampsychos sagt v.* 84 : *τρίχας καρῆναι πραγμάτων δηλοῖ βλάβην. ebenso bedeutet nach Daniel v.* 153 *das scheren des haares mannigfaltigen schaden.*

Eine weitere quelle für Daniels traumbuch ist die sammlung des Arabers Achmet Ibn Sirin (her. von Rigaltius, Paris 1603). *man vergleiche etwa die deutung v.* 29, *welche in s so lautet:* Aliquam arborem ascendere honorem significat, *mit Achmet c.* 200 : arborem conscendisse, a viro amplissimo evehetur. *ähnlich verhalten sich deutung v.* 41 = *Achmet c.* 260, *v.* 45 = 127, *v.* 89 = 71, *v.* 117 = 130, *v.* 121 = 127, *v.* 169 = 279, *v.* 181 = 142, *v.* 185 = 160, *v.* 225 = 57, *v.* 229 = 59, *v.* 269 = 242, *v.* 309 = 225, *v.* 361 = 185, *v.* 369 = 207, *v.* 389 = 240, *v.* 393 = 217, *v.* 477 = 167, *v.* 489 = 33, *v.* 529 = 89.

Demnach kann man das urteil über die quellen, die in den Somnia Danielis benutzt sind, dahin zusammenfassen, dass etwa ein drittel aus Astrampsychos und Nikephoros, ein weiteres drittel aus Achmet stammt. der rest wird aus volksmäfsigem aberglauben hergenommen sein. und weil darin grofse verschiedenheit herschte und überhaupt jedesmal ein herausgeber sich unbedingte freiheit gestattete, so erklärt sich die überaus starke abweichung sowol in

dem gesamtbestande als auch in der form der einzelnen deutungen, wie man sie an den verschiedenen fassungen des werkchens beobachtet.

In dem unten stehnden text sind die wenigen abkürzungen der hs. aufgelöst. es handelt sich nur um den nasalstrich, ferner um den kleinen halbkreis, nach unten geöffnet, der er *oder etwas ähnliches bedeutet. die interpunction ist durchweg hinzugefügt.*

Schöneberg b. Berlin. GRAFFUNDER.

TEXT DER BERLINER HANDSCHRIFT.

Der hochwirdig konig nabuchodonosor pat herrn daniel den weissagen mit grossem fleisz, das er Im ein bedewtung vnd ein auszlegung der trawm gebe; vnd pat in alslang, bisz das er in gewert vnd gab im die beschrieben also. Herr vnd kunig, du
5 solt wissen, das die trawm kument, wenn sich der mensch von ersten gelegt hat vnd ruen wil; so ist die sattung des menschen also grosz, die das mensch dann enpfangen hat von essen vnd von trincken, das sich der tampf des menschen in das haubt legt vnd die vernufft des menschen vertempfft, das sie nicht volkumen
10 mag gesein. Was dann dem menschen vor augen geet, do ist sich nicht an czu keren vnd mag nicht betewtung haben. Dann was das mensch den tag gehandelt hat, das geet im des nachtes vor den augen; die selben trawm die haben kein betewtung. Die andern trawm kumen, wenn sich die sattung des magens geseczt
15 hat; So laufft das blut ausz allen glidern vnd enphehet crafft von dem herczen; die selben sleffen sein die stercksten sleff, die ein mensch hat, vnd sind ein gute weil vor mitternacht, ob man sich czu rechter czeit gelegt hat, vnd die selben trawm, die dem menschen also vor augen geen, do ist sich nicht an czu
20 keren. wann die vernufft nicht gancz ist, do von das plut die weil in erbait steet. Der drit trawm kumpt, wenn sich das plut an sein stat wider geseczt hat vnd die sattung des menschen in dem magen sich eyn tail geseczt hat vnd getailet noch der natur n peyn vnd flaisch vnd in marck; vnd ob dann das mensch sich
25 furbet mit seinem prunn vnd rainiget vnd darnach wider entslefft, erst ist die vernufft des menschen gancz vnd volkumen, das er sich in die signufft vermengelt. vnd ist der gaist, das ist

1 bat *n* 3 trewme *n* 6 rüen *B*, rhuen *n* 7 also grosz als grosz vñ *B* 8 dampff *n* 9 vernunfft *n* dempfft *n* 10 doch *B* 16 schlaff *n* 21 blut *n* 25 prünn *B* reyniget von seynem harm *n* 27 vermgelt *B*

die sele, so edel von got, das sie entpfindet, was dem leichnam widerfaren sol, vnd das gibt sie der vernuft vnd dem herczen zu erkennen mit gleichnusz, das sein der mensch gedencke, vnd wenn er entwacht, an dieselben trawm ist sich zu keren, vnd man sol sich dann darnach richten, vnd die selben trawm betewten also als hernach geschrieben stet etc.

Wer in dem trawm sicht das,
Wie die fogel durch irn hasz
Mit ein andern streiten,
Dem nachet zorn in kurczen czeyten. —
5 Wem trawmpt, wie tote vogelein
Ym sliefen ausz dem pusen sein,
Dem sterben seine kint,
Die von im kumen sint. —
Wem trawmpt dar nach,
10 Wie er vogel vach,
Der gewint ein farend gut
Oder ein weib wol gemut. —
Wer sich in trawmen licz,
Wie er lemblein ader kicz
15 Habe, das ist ein gewiser trost,
Von dem er wird ausz leyd erlost. —
Wer in dem trawm wafen treit,
Der sol versteen sunder streit:
Gewalt, reich vnd eren,
20 Das mag sich nit verkeren. —
Wem trawmpt, wie er verkyez,
Zubreche oder verliez
Gewaffen, der wirt mit schaden
In kurczen czeiten vberladen. —
25 Wer sicht in dem trawm,
Wie vor im sein die pawm
Beraten wol mit guter frucht,
Der sey gewisz reicher czucht. —
Wer in dem trawm steiget
30 Hoch auff die pawm, dem neiget
Von liebe ein liebe potschafft

16 von der *B* 13 im ? *R.* 17 trawmpt *B* 23 gewissen *B*

Mit viel frewden reicher krafft. —
Wem czimpt in des trawmes guft,
Wie vor im tunckel sey der luft,
35 Des gemach wirt gestort
Vnd hin vnd her enport. —
Wem von vbeln thier das
Trawmpt, wie sie durch irn hasz
Mit im vechten vnd in wuntten,
40 Der wirt von veinden vberwunden. —
Wer sicht in dem trawm sein,
Wie er gebe ein vingerlein,
Der gewinnet gut vnd ere;
Das in der trawm also lere. —
45 Wer in dem trawm verloren hat
Sein vingerlein, der sey an der stat
Vntrewer honkust
Gewisz einer groszer verlust. —
Wem in dem trawm so geschech,
50 Wie er tranck eszech
Vnd wasz sauer wesen mag,
Der gewind vil trawrig tag. —
Wem in dem trawm also geschicht,
Das er des altars opfer sicht
55 Vnd der eewert zu opfer gat,
Dem nachet frewde an der stat. —
Wer sicht in dem trawm regen,
Der mag vil jamers hegen;
Wann wer in trawmen regen furt,
60 Der tot den selben gern rurt. —
Wer in dem trawm sicht vor im stan
Einen alten krancken man,
Der trawm anderz nicht entseit
Wann ein grosze erbait. —
65 Wer in dem trawm pristerlich
In ein alben gewerbet sich
Oder ein dalmatig an sich leit,

32 frewnden reicher *B* 33 trawēs *B* 37 *viell.* thieren 48 *viell.* vnd einer; *Roethe will lieber v.* 47 *vor* Vntrewer *ein* Von *ergänzen.* 53 trawm *f. B* 55 sewert *B* 66 geverbet *B*

Dem nachet frewde in kurczer czeit. —
Wer in dem trawm sicht wacker
70 Eren die pflug den acker,
Der sey erbait gewisz,
Als ich es an dem puch liesz. —
Wem trawmpt daz ime gut gibt
In dem trawmpt an der czeit,
75 Dem nachet gut vnd ere;
Den trawm ich nicht verkere. —
Wer in dem trawm bedewt
Sicht mit parten lewt
Oder streitlich geporn,
80 Daz ist ein offenbarer czorn. —
Wer in dem trawm sicht einen man
Mit einem part vor im stan,
Das ist seines nehsten frewndes tot;
Der trawm der bedewt svliche not. —
85 Wem trawmpt in dem slaff dabey,
Wie er in grosser armut sey,
Das bedewt grossen gewalt,
Den er gewinnen mag manigvalt. —
Wem trawmpt in des slaffes danck,
90 Wie er sey der arme kranck,
Das betewt im den tot
Oder sunst ein grosse not. —
Wem in dem trawm also geschicht,
Das er ein merwunder sicht
95 Oder grosse helfant,
Das ist ein layd vnerwant. —
Wem trawmpt, wie der hymel prinn,
Der sol sich wol versinn
Eyner gemeinen missetat,
100 Die vber das selbe reich gat. —
Wem trawmpt dann do bey,
Wie er mit einer vael sey
Wol bedecket vnd becleit,
Das ist trost vnd sicherheit. —

73 *viell.* daz ieman geit Ime gut an der czeit; *Roethe ergänzt* daz ⟨man⟩ ime *und ändert v.* 74 trawm 88 *oder* gewinnet? *B* 97 prünn *B*

105 Wer sicht in des trawmes taugen,
Wie er plint sey in den augen,
Der vellet in schande vnd sunde;
Mit dem trawm ich im das kunde. —
Wem trawmpt, wie er luffe gern
110 Vnd er es doch musz enpern,
Der wirt sich in kurczer czeit;
Der trawm im das zu mercken geit. —
Wen in dem trawm des deucht,
Wie er mit kerczen leucht,
115 Der gewinnet maniger frewden vil;
Der trawm sich sunst erlegen wil. —
Wer redet in dem trawm mit toten lewten,
So wil sich der trawm also bedewten:
Dem nahet zu ein frum,
120 Von welchem tail das kum. —
Wem sein trawm bringt ynne,
So das er ein jungfraw mynne,
Das ist angst vnd erbait
Oder sunst ein herczeleit. —
125 Wer lesen sicht ader list
Die pucher, dem kumpt in kurczer frist
Ein liber pot von lieber stat;
Der trawm es also gekundet hat. —
Wer in dem trawm sich selben sicht
130 Sterben, furwar dem geschicht
Ein schade vnd ein herczen gever;
Der trawm wil nicht sagen mer. —
Wem der trawm also thut,
Das er in der feinde hut
135 Reit, dem ist geleit,
Der wirt betrogen in kurczer czeit. —
Wem trawmpt in den nachten,
Wie er sull mit fürsten achten
Vnd mit in reden, der wirt wert,

108 kund *B* 115 frewden *f. B* 120 hail *B* kum̃ *B* 121 traumpt *B* 129 sich] *ursprünglich* sicht *B* salben, *B am rande* vngere, selben *vermutet Schröder* 135 Neit *oder* Reit (*so zweifelnd Roethe*) *B*; *R. ergänzt* ⟨die⟩ dem

140 Ob er wil vnd eren gert. —
Wer harppfen hort vnd lewten,
Den trawm wil ich im bedewten,
Das sint vppige wort,
Die man spricht vnbewart. —
145 Wer in dem trawm daz haubt sein
Weisz sicht, derselbe sein
Nucz vnd frumen bedewt;
Der trawm nicht anders lewt. —
Wer trawmpt, wie sein haubt hab
150 Langes har vnd hange herab,
Das betheutet im ein stercke grosz;
Des ist der trawm ein gewises losz. —
Wem trawmpt, wie man in bescher,
Derselbe wirt betrogen ser
155 Vnd wirt darnach vberladen
Mit manigveltickklichen schaden. —
Wem trawmpt, wie er twachent sey
Sein haubt, der wirt vorhten vrey
Vnd aller seiner herczenleit;
160 Der trawm anders nicht entseit. —
Wem trawmpt, wie er haben sol
Zwen new schuch, der wil wol
Von frewden vnd von thun;
Das seyt der thrawm versun. —
165 Wenn trawmpt einem man,
Wie die hunde in pellen an,
Der wirt in kurczen stunden
Von feinden vberwunden. —
Wem trawmpt, wie die hundlein
170 Fast mit im spilent sein,
Der gewinnet vmb sein schulde
Seiner feinde hulde. —
Wem trawmpt, wie zu stunde
Die czenn ym reysent ausz dem munde,
175 Das ist ein verderben,
Seinz nehsten frewndes sterben. —

155 *oder* vochten *B* 163 *vor* thun *fehlt etwas* [*oder* thun *ist subst.*: '*pracht*, *wolleben*' *R.*]

Wem in dem trawm also geschicht,
Das er sein czen plutig sicht
Mit grossem smerczen vnd mit not,
180 Das ist sein nehsten frewndes tot. —
Wer in dem trawm paut
Ein hausz, ob er getraut,
Das ist nicht wann ein gewiser trost,
Von dem er wirt ausz leit erlost. —
185 Wem trawmpt in dem synn,
Wie sein hausz im gar verprinn,
Das ist ein zornigleiche schand,
Die im schendet in dem land. —
Wer vanen, krewcz vnd peren sicht,
190 Der trawm anders betewtet nicht,
Wann das im sol verprinnen
Sein hab vnd gar czurinnen. —
Wem trawmpt, wie er reit
Ein weisses rosz an der czeit,
195 Dem widerferet frewden vil;
Der trawm nicht anders bedewten wil. —
Wer in dem trawm vmbgat
Mit alten schuhen an der stat,
Das ist wan angst vnd darczu leit
200 Oder ein groszeu erbait. —
Wer graue rosz vnd rote sicht
In dem trawm, das felet nicht,
Ym kōm von liebe ein lieber pot,
Von dem verswinden musz sein not. —
205 Wer in dem trawm reitet
Swarcze rosz, des peitet
Manige angst vnd sorge grosz,
Die im machent frewden plosz. —
Wem trawmt, wie er ir var,
210 Der sol haben das furwar,
Das im nahet sorgen
Den abend vnd den morgen. —
Wem trawmpt, wie er truncken sey,

189 *l.* paren? *am rande:* vexilla cruces feretra. *R.* 191 verprunnē *B*
210 furbar (*oder* furvar?) *B*

Der sey an czweifel frey,
215 Er wirt sich in kurczer czeit;
Den trost im sulcher trawm geit. —
Wer wirt in trawm von Eysen wunt,
Dem thut der trawm also kunt,
Daz er sich von frewden scheide,
220 Sein liebe von herczen leide. —
Wem trawmpt, wie er sich ersech
Vnd das dann in wasser geschech,
Der trawm bethewt langes leben,
Das im got hat gegeben. —
225 Wenn trawmet einem man,
Wie er schon vnd wolgethan
Vnder seinen augen sey,
Dem nahet grosse ere bey. —
Wer sicht sein antlicz vngestalt
230 Von smehen malen manigvalt,
Der wirt von manigen handen
Zu laster vnd czu schanden. —
Wem ym trawm ist beschert,
Das er vber liechte wasser vert,
235 Der wirt geruget ser
Vnd geleidiget michels mer. —
Wem trawmet so versunn,
Wie er grab einen prunn
Vnd trunck ausz einem, daz ist gut,
240 Der wirt von frewden hoch gemut. —
Wem trawmpt, ez fliez ein bach
In sein hausz, das ist vngemach,
Der seinem hausz widervert;
Das sagt der traum vnerwert. —
245 Wem trawmpt, wie er fall
In ein grub zu tall
Oder der sie vor im sicht,
Vntrew an dem geschicht. —
Wer sich ane masz
250 Frewet in dem trawm, der lasz

215 szwirt *mit durchstrichenem* sz 219 scheidet *B* 221 *vor* ersech *ist* se *gestrichen* *B* 222 geschehe *B* 233 trawmpt *B* 235 versüm *B*

Sich beweisen, wann im nach
Sleichet ein vngemach. —
Wem vmb essen trawmet,
Die rede sich nit ensawmet,
255 Dem thunt mit rede die feind sein
Vnd mit wercken czornes schein. —
Wem trawmet also sawer,
Wie vngewitter vnd schawer
Er sehe, das ist ein schade grosz,
260 Der ym machet frewden plosz. —
Wem trawmpt, wie er worden sey
Ein swertfurb, der wisse dobey,
Der wirt trugentlich betrogen
Von einem, der ym hat gelogen. —
265 Wem trawmpt, wie er spil
Mit kauffleuten vil,
Das bedewtet im ein herczenleit,
Daz im vast nach jayt. —
Wer die wider vnd pock in trawm sicht,
270 Fur die warheit, dem geschicht
Er von grossem gut;
Das seyt der trawm wol gemut. —
Wem trawmet, wie er vor im sehe
Einen menschen, dem so geschehe,
275 Das er sich wandelt in ein thier,
Dem geschicht ein schade schier. —
Wer in dem trawm hat vernumen,
Wie im gest zu kumen,
Dem wirt ein hut in kurczer czeit
280 Mit grossen vntrewen geleit. —
Wer in trawmen kumpt in streit
Vnd czu veinden an der czeit,
So nachet im ein vngemach
Vnd ein veintlich rach. —
285 Wer in trawmen verbrúnnen sicht
Ein haus, furwar dem geschicht,
Da von es verdirbt.

254 ensewmet *B* 262 swert fur *B* 268 sayt jayt *B* 275 Der er *B* 278 zu *nachträglich übergeschrieben* 281 strit *B* 287 *l.* er *Schr.*

Vnd an wirden stirbt. —
Wer in dem trawm padet sich
290 In einem prünlauter tich
Oder in einem wasser licht,
Frewd vnd frumen dem geschicht. —
Wer vellet in trubeu wasser vil
Ausz truben prún sich paden wil,
295 Des schand wirt gerugt;
Der trawm im kumer zu fugt. —
Wer den man sicht an
Plutvarb im trawm zu himel stan,
Der hut sich, das in pring kain abweg
300 Vnd vngluck sein dann pfleg. —
Wer in dem trawm sicht steen
Zu himel schoner manen czween
Oder dennoch mer,
Der gewinnet gewalt und er. —
305 Wem trawmet also swinde,
Wie man in sere pinde,
Dem widerfert ein irresal
Auff seiner selde grosse val. —
Wem trawmpt, wie sey gemeyt
310 Sein pet erlich gekleit,
Der sol preysen den leib;
Im wirt zu der ee ein reines weipp. —
Wer den lufft wutten sicht
In dem trawm, dem geschicht
315 Von angst ein grosse erbayt,
Die im bringet herczenleyt. —
Wem trawmpt, wie im widerzem
Sein die hend vnd vngenem,
Der vellet in schand vnd in sund;
320 Des ist der trawm sein vrkund. —
Wer weschet an die grosz,
Den trawm ich im enplosz:
Der gewinnet kreftigen gewalt
Pey seinen genoszen manigvalt. —

290 teich *B* 293 truben *B* 02 mān 306 pind *B* 307 irsal *B*
321 *l.* wechset *R. trotz der randglosse* de locione.

325 Wem also getrawmet,
Das er die werlt also raumet,
Der wil sein stetes wesen lan,
Das merck sunder czweifel an. —
Wem trawmet von toten payn,
330 Dem wirt dar nach gemeyn
Ein erbait, die in mut,
Do von sein hercz erblut. —
Wer machet in trawm ein garten
Von edeln krawt vil zarten,
335 Dem nachet frewd so zů hand,
Mein trew ich im gib zu pfant. —
Wer spricht in trawm sein gepet,
Der sol versten an der stet,
Das im kumpt ein selickeit,
340 Die im grosse frewde geit. —
Wem man ol in trawmen gebe,
Des mut in grossen frewden strebe;
Im nachet frewde ane wanck
Vnd wirt sein trawern alles kranck. —
345 Wer in trawmen Orgeln hort,
Dem wirt sein hoher mut zustort;
Das bethewtet im der klanck,
Der im thut der orgel sanck. —
Wem trawmpt, wie man in kusse,
350 Des trawm sich wol entslusse,
Wann im dar nach spat und fru
Get frum mit grossen frewden zu. —
Wem trawmpt, wie er ander lewt
Kussen sol, das ich im bethewt;
355 Ein schaden er des gewinnet,
Des im nicht czu rinnet. —
Wer in dem trawm sicht den regen,
Der sey ein frewdenreicher degen;
Wann frewden vnd reiche czucht
360 Hat zu dem selben flucht. —
Wem trawmpt, wie er siczt
In padstuben vnd swiczt,

342 streb *B* 356 Des *B* 361 *l.* sicze : swicze *Schr.*

Merk vast vnd pade:
Der trawm ist im schade. —
365 Wem trawmt, wie er grab zutal
Ein tieffen prunnen, ader von dem val,
So das er fallen sull darin,
Das ist sein grosser vngewin. —
Wer in dem trawm wandelt,
370 Pfeffer vnd in handelt,
Der kumpt von den feinden sein
Czu sunden grosz; das wirt wol schein. —
Wem trawmpt, wie er weyn,
Frewde ist dem gemeyn,
375 Daran sol er czwifeln nicht;
In kurczen czeitten das geschicht. —
Wem man in dem trawm geit
Einen palm sunder streit,
Das thewtet michel ere,
380 Czu welher hand er do kere. —
Wem darnach trawmpt dobey,
Wie er wandel pley
Und mit purgentúren vmbget,
Dem nahent schade an der stet. —
385 Welich in dem trawm pflegen
Das fenlen ob den wegen
Der alten toten lewt leyt,
Und fluren sie vil eren preyt. —
Wer in dem trawm steiget
390 Auff wegen, zu dem neiget
Grosse er vnd manigvalt
Vnd maniger wertlicher gewalt. —
Wem trawmpt, wie im sprechen zu
Das vihe, der sol wissen nu,
395 Das er sein feind vberal
Fluchtig macht auff irn val. —
Wer in dem trawm die toten sicht
Vnd mit den sprichet icht,

363 *das erste wort heisst wol eher* Leck *(vgl. Heyne Hausaltertümer* III 54); *doch ist der erste buchstabe nicht ganz sicher. R.* 379 er *B* 387 lewt] das thewt? *R., jedesfalls ist die stelle verderbt.* 391 vnd gut m. *?*

Das bethewtet frewden reichen mut;
400 Der trawm darnach kumpt czu gut. —
Wer twecht in dem trawm sein hende,
Der wirt der missewende
Vnd seiner sunde gar entseyt;
Des geit der trawm sein sicherheit. —
405 Wem trawmpt, wie im mynner werde
Des leibs auff der erde,
Des gewalt wirt gemynnert;
Des wirt er wol geynnert. —
Wer schieff sicht faren in trawm,
410 Des geding sich nicht sawm;
Dem kumpt von boten liebeu mer,
Die im wenden herczen swer. —
Wem trawmpt, wie er swimme,
Der gewinnet grossen grymme
415 Von einem vbeln Irresal
Auff seiner selden val. —
Wer vindet nester vogel vol,
Des mut sich sol gehaben wol;
Er vindet nucz vnd ere;
420 Des ist der trawm sein lere. —
Wer in dem trawm sicht den sne,
Dem volget frewde michel me,
Vnd wandern schir wil;
Der trawm yn lert an czil. —
425 Wer trawmpt, wie er komen sey
Czu preutolfft dabey,
Er sing ader hore singen,
Das ist clag noch vngelingen. —
Wem trawmpt, wie er nebel seh,
430 Was im libes davon geschech,
Das hat er kurczlich verczert;
Vbele ding sint im beschert. —
Wer in dem trawm parfusz get
Oder ein nackender vor im stet,
435 Das ist erbait vnd trawern

400 trawmpt *B* 402 missewend *B* 403 einseyt *B* 411 liebē *B* *19 er *B* 424 *viell.* furt 426 *l.* preutlofft.

Bey seinen nachgepawern. —
Wer in dem trawm konig sicht
Vnd anderz mit ym schaffet nicht,
Das thewt ein heimscheiden
440 Von dieser werlt mit leiden. —
Wem trawmpt, wie er lach,
Dem widerfert zo gemach
An dem gut ein grosser gewin;
Das kundet im des trawm sin. —
445 Wer in dem trawm lachen sicht,
Vil wunder wol dem geschicht;
Dem widerfert ein nucz gut,
Der wol trostet seinen mut. —
Wem trawmpt in dem pet,
450 Er gebe auff seiner stet
Wider wasser vnuerczeit,
Das ist nicht dann arbeit. —
Wem trawmpt, wie er vall
In einen pach zu tall,
455 Der straucht sich in grosses gut;
Des trostet wol sich der mut. —
Wem trawmpt, wie er mùg gesehen
Die sunn in liechten presen,
Dem wil zu seinen eren
460 Ein stetickeit sich keren. —
Wem trawmpt, wie er trachten sey
Grosse ding, dem nachet bey
Ein Irsal, das in mùet,
Da von sein hercze wùet. —
465 Wer list in dem trawm
Das obsz von dem pawm,
Dem get ein grosser nucz czu
Den abent spat, den morgen fru. —
Wem trawmpt in des slaffes ker,
470 Wie er sein schaff bescher,
Der wirt von seinem gut geschorn
Mit groszem schaden vnd mit czorn. —
Wem trawmpt also reyn,

453 wall *B* 457 gesehn *B* 458 *l.* prehen 463 das] dem *oder* dc in *B*

Wie er sehe mer sun dan eyn,
475 Das thewtet im vil frewden;
Des mag sein mut wol geuden. —
Wem in dem trawm also geschicht,
Das er die sunnen tunckel sicht,
Der entphehet einen stosz
480 Von einem vngluck grosz. —
Wem trawmpt, wie von himel stern
Vallen, darnach kůmpt vil gern
Das hervart manigen man
Wirt dem thod vnderthan. —
485 Wem trawmpt, wie er sun vnd man
Sull zu himel kaphen an,
Dem kumpt von grosser swer
Ein wunderboses mer. —
Wem trawmpt, wie sein plut
490 Aus im rinn, das ist nicht gut,
Dem nachet schade vnd vngewin;
Darnach richt seinen syn. —
Wer mit nattern vmbget,
Ein hessige rede im bestet,
495 Nach dem trawm veintschafft,
Die in tempfet an der krafft. —
Wer in dem trawm donern hort,
Dem wirt sein mut darnach enport
Von grossem warten auff die vart;
500 Doner theutet starcken wort. —
Wer in dem trawm sicht geschosz,
Das furwar ist ein gewises losz,
Das im ein libe potschafft kumpt,
Die im darnach vil wol frůmpt. —
505 Wer finstern in dem trawm sicht,
Der trawm treuget nicht,
Der wirt darnach kranck
An dem leib sunder wanck. —
Wer sicht in dem trawm sunder wal

483 *vielleicht* von hervart maniger 495 trawmpt *B* 499 *l.* von grossen worten 500 starckn͡ *B* *nach* 502 *hat B die beiden vv.* 507/8, *sie sind aber durchstrichen.*

510 Die erden czittern vberal,
Das ist ein vbel gemayne rach,
Die den leuten sleichet nach. —
Wer in dem trawm isset
Oppfel vnd pirn, so wisset,
515 Der wirt sich in kurczer czeit;
Der trawm im anders nicht geit. —
Wem trawmpt, wie er hab
Langen part vnd hang herab,
Dem nahet grosses trawern,
520 Davon der mút wirt sawern. —
Wem trawmpt, wie sein necz
Vahe preyt vnd verr geplecz,
Der wirt preyt an seinem gewalt
Pey den leuten manigvalt. —
525 Wem trawmpt, wie man sein geweyde
Wundt ausz im zu leide,
Vmb ein gepiet vil weyt,
Der wirt gewaltig sunder streyt. —
Wem trawmpt, das man in hach,
530 Dem volget gern hernach
Czu manicher hand wirde sein;
Das ist an manigen schein. —
Wem trawmpt, wie ab im ab von dem haupt
Vogel essen, das glaubt,
535 Wirt er nicht erhangen,
So hat es im wol ergangen. —
Wem trawmpt, wie im sun vnd man
Vnd die stern in peten an,
Dem werdent dinsthafft betheut
540 Sein freund vnd ander leut. —
Wem trawmpt, daz im in dem snyt
Ander garb die seinen anpit,
Die rede die sawmet in nit verre,
Er werde der selben lewt herre.

511 rach rach *B* 525 geweyd *B* 533 heupt *B* 543 verr *B* 544 *nachschrift :* Expliciunt Sompnia Danielis prophete anno domini 1441° in vespere andree apostoli Nemo adhibere debet fidem ad hec quia sompnia aliquorum mendacium sunt alias erraret in fide quia dominus eorum existenendus et perenandus (*l.* existimandus et pertimendus) et malus est. [*ich lese* frenandus (*statt* perenandus), *was gewis zu halten wäre. R.*]

ZU WALTHER 39, 23 f.

Die von Wilmanns wideraufgenommene interpretation Lachmanns (Kl. schr. 1, 175), *hère frouwe* bedeute 'wie eine vornehme dame', ist nicht nur gegen unser gefühl (W. z. st.) und ohne beziehung zum folgenden, sondern sie widerstreitet auch dem alten sprachgebrauch [1], der das reine prädicativum (ohne nhd. 'als') nur dort setzt, wo dem subject (object) der prädicative begriff in würklichkeit zukommt (*kind uuarth her faterlôs* : Ludwig war tatsächlich ein kind; *Christum gebar si magit reine* : Maria war eine jungfrau) [2]. sobald aber der begriff dem subject (object) nur vergleichsweise beigelegt wird, bedarf die alte sprache einer vergleichspartikel ebenso wie die moderne [3], aufser wenn die vergleichung durch das verbum schon ausgedrückt ist, wie Barl. 342, 25. 'wie eine vornehme dame' müste also heifsen *alsam ein hère frouwe.*

Die worte sind also wol mit Pfeiffer als ausruf 'heilige jungfrau!' zu fassen. angerufen wird Maria mit demselben ausdruck in Ulr.s Rennewart (s. Singer bei Heinzel WSB. 134, nr 10, 74 f).

[1] zahlreiche beispiele an den von W. citierten stellen. über die entstehung des nhd. 'als' s. Stosch Zs. 38, 142. — bei den fremden sprachen verhält es sich ebenso wie im altdeutschen.

[2] daraus erklärt es sich auch, dass jene prädicativa ohne nhd. 'als' nur in positiven sätzen erscheinen. abgesehen von dem (naturgemäfs seltenen) fall, wo éin wesen zwei widerstreitende eigenschaften besitzt, von denen bei einer bestimmten gelegenheit die eine als nicht in betracht kommend ausdrücklich abgelehnt wird, wie in dem satze *des starp er mensche, und starp niht got* Reinmar (Roethe) I 8.

[3] Grimm DWb. 1, 255 hat den unterschied richtig empfunden, wie seine bemerkung über nhd. 'als' gegenüber nhd. 'wie' zeigt.

Prag-Smichow. CARL VON KRAUS.



DER AUFTACT
BEI KONRAD VON WÜRZBURG.

Eingehnde beschäftigung mit Konrad von Würzburg, die in erster linie die chronologie seiner werke festzustellen strebte[1], liefs mich bald erkennen, dass für untersuchungen aller art die auf uns gekommene textgestalt seiner dichtungen sehr verschieden zu bewerten ist, dass die art der überlieferung bei jeder untersuchung zu litterargeschichtlichen zwecken im auge behalten werden muss. im speciellen gewann ich die überzeugung, dass der Pantaleon uns in ausgezeichnet reiner und ursprünglicher form erhalten ist, dass er daher, weil Konrads kunst etwas stark formelhaftes, schematisches hat, bei den meisten textfragen, metrischen, sprachlichen und stilistischen, als besonders vertrauenswürdig zum vergleich heranzuziehen ist.

Um sicher zu gehn, hab ich den Wiener codex 2884, der allein unsere legende überliefert, selbst noch einmal genau geprüft, und meine erwartung, eine — trotz ihrer jugend — ungewöhnlich saubere und zuverlässige handschrift zu finden, hat sich durchaus bestätigt. diese collation brachte daneben einige besserungen des textes, sowie ergänzungen zu Haupts anmerkungen ein; ihre ergebnisse stell ich meiner untersuchung voran, wobei die verzeichnung auch an sich wertloser schreibervarianten das oben gespendete lob zugleich begründen und einschränken mag. — die besserungen sind durch sperrdruck aus der cursive herausgehoben.

Zur einleitung (Zs. 6, 193f)[2]: papierhandschrift! zwischen 1380—1400 geschrieben; bis zum letzten sexternio wasserzeichen ein 'horn am bande' (in den abbildungen der mittelalterlichen wasserzeichen bei Piekosiniski nr 535), im letzten sexternio, der den Pantaleon enthält: 'cardinalshut' (bei P. nr 492). — die letzten 6 blätter, von denen 5 sicher noch beschrieben waren, sind herausgeschnitten: mit ihnen giengen uns auch die schlussverse des Pantaleon verloren.

[1] vgl. meine inzwischen erschienene Göttinger dissertation Die chronologie der werke des Konrad von Würzburg (1906).

[2] Haupts angaben beruhen nicht auf eigener anschauung der hs.

Zum text und den anmerkungen (Zs. 6, 195 ff.) : 39. hs. *deme;* so immer. 41. *manigen*, stets mit *i*. 52. *sine zeichen;* so meist. 61. *alleme*, 65. *ime;* so immer. 72. *lebtagen.* 74. l. mit hs. : *der übel arge.* 93. *cristen.* 107. *hette*, 120. *Maze*, 121. *lerte*, 135. *wonte* usw.; die hs. bietet auch im auftact vor vocal die zweisilbigen formen. 114. *Panthaleon*; so immer. 132. l. mit hs. : *der edel unde.* 157. *den romeren;* lis ohne artikel *Rômæren.* 163. 217. l. mit hs. : *geloubhaft;* Haupts *geloubehaft* ist unberechtigt, vgl. *êrhaft*, *sorchaft* usw. 177/78. hs. *hende : ende.* 179. *dô] da*; wenn auch zu 133 erwähnt wird, dass '*dâ* oft für *dô* steht', so wäre ein abweichen von der hs. doch besser überall notiert worden, da die entscheidung zwischen beiden wörtern durchaus nicht immer zweifelfrei ist. hs. *da* gegen H.s *dô* steht noch : 268. 351. 509. 685. 826. 827. 1059. 1066. 1113. 1120. 1251. 1258. 1340. 1387. 1463. 1496. 1505. 1524. 1648. 1806. 1995. 1998. 2005. 2084. 2103. — 204. *diu] die*, so öfter. 209. *si] sie*, so stets. 230. *irm.* 324. *diensthaft.* 338. hs. *vorhsam*; lis : *vorhtsam unde.* 341/2. *getet* : *stet*, so immer. 352. *uñ dannan kerte*, die angabe der la. bei H. ist falsch. 376. *heidenschen.* 386. *götten*, so immer. 396. 920. 1490. *man] wan.* 401. *die maht] die machet.* 408. *ime selber.* 432. *beginne ich wanken.* 454. *och*, so stets. 513. *antwurtet.* 566. *dinû ougen.* 604. *kunstrichter.* 620. l. mit hs. *ze himel.* 632. *erzeige uñ.* 666. *dankte er.* 677. *fröwete.* 699. *anbetten.* 719. l. mit hs. : *der edel herre.* 746. *heilete si.* 756. hs. genau wie H.! 816. l. mit hs. *enhât.* 818. *suln.* 827. *sprachen sü alle*, danach l. *sprâchens alle.* 845. *geloubhaft.* 906. *spr̊ach sa.* 907. *prüeve*, man schreibt besser *prüev ich* als *prüef ich.* 942. *daz.* 943. *ahtet.* 981. *antwurtet.* 987. *geschöphen.* 1025. *cristenliche.* 1061. *gerůchen.* 1074. *sieche gesunt.* 1078. *gerůche.* 1083. *diemůteclich*, bei H. falsche la. 1098. *dinen*, nicht *dime!* 1110. *sich bi.* 1128. *begunde.* 1141. *schachen.* 1221/22. l. mit hs. *ê : mê*, Haupts la. ist falsch. 1315. *des.* 1328. *Jhesus*, immer. 1329. *vrölich.* 1352. *möht diz.* 1381. *also.* 1394. *do von.* 1418. *götlichez.* 1430. 1460. *lethbarte.* 1515. *gerůchest.* 1560. *maximianen.* 1606. *geschrecket.* 1610. *grüliche*, was in *griulîchiu*, kaum in *griuwelîchiu* zu ändern war. 1620. *man ime*, die la. H.s ist falsch. 1665. *widervarn.* 1732. hs. *siht man man dich ien bi dir*

an; danach l. *siht man dich ie* (oder *iender*) *bî dir hân*. 1766. *gebieter*. 1819. *seist*. 1823. *smacheit*, die schreibung *smâcheit* ist besser als H.s *smâheit*. 1841. *seite im*. 1907. *mînem*, was beibehalten werden kann. 2004. *daz] dô*. 2024. *fürkuz*. 2041. l. mit hs.: *gebet*; H.s *gebete* ist grammatisch falsch. 2046. *diu sele dîn*; H. schreibt *dîn sêle diu* und gibt keine la., hat also hier — wie auch zuvor wol öfter — die änderung schon in der ihm vorliegenden abschrift vorgefunden, da er sonst schwerlich geändert hätte. 2080. *uch] iu*.

Nochmals sei es constatiert, dass der schreiber unserer Pant.-hs. mit liebevoller sorgfalt und gutem verständnis gearbeitet hat, dass sein text — abgesehen von geringen schreibfehlern und auslassungen — von willkürlichen änderungen und groben schlimmbesserungen völlig frei ist. in einer solchen handschrift aber dürfen wir — vorausgesetzt, dass auch ihre vorlage gut war, und das beweist die vortreffliche texterhaltung — mit recht die grundlage und den geeignetsten ausgangspunct für alle untersuchungen über die formale kunst des dichters sehen. wie erwähnt, haftet nun Konrads ausdrucksweise und mehr noch seiner metrik etwas stark schematisches an, sodass wir mit gutem grund die resultate einer Pantaleon-untersuchung auf die andern werke anwenden dürfen. an einem und zugleich dem wichtigsten beispiel aus der metrik habe ich nun diese untersuchung ausgeführt: an Konrads behandlung des auftacts.

Eine statistik der auftactlosen verse für die sämtlichen werke Konrads ergab nämlich (vgl. m. dissertation v. 111) eine ständig absteigende reihe der procentzahlen entsprechend der wahrscheinlichen chronologie der dichtungen; — nur der Pant. fügte sich nicht ein; er stand völlig am schlusse mit noch weit geringeren zahlen, als sie der Trojanerkrieg bot. — da nun aber der Pant. unmöglich das ende von Konrads schaffen bilden kann, so ergibt sich, dass er nur durch die ausgezeichnete überlieferung an den schlussplatz gerückt werden konnte; und zugleich erhalten wir damit die berechtigung, die weniger gut erhaltenen übrigen dichtungen durch vergleich mit dem Pantaleon-text kritisch zu bessern, resp. die hohe zahl der auftactlosen verse in der anderweitigen überlieferung von Konrads werken stark zu reducieren.

Ich habe daher den Pantaleon untersucht unter dem gesichtspunct: wodurch erreicht der dichter den fast durchgängigen

'iambischen' charakter seiner verse? — und der vergleich des Pant. mit Konrads übrigen werken hat mir gezeigt, dass ein sehr starkes contingent sämtlicher verszeilen nur durch ein form-, füll- oder flickwort, dessen fehlen dem sinn kaum eine andere nüance geben würde, den auftact erhalten hat. — ich führe zunächst das gesamte material vor:

vil.

Abgesehen von den fällen, in denen *vil* prononcierte bedeutung hat und im satzgefüge nicht entbehrt werden kann, findet sich noch 70 mal ein *vil*, dessen vornehmste bestimmung es ist, die für den auftact noch erforderliche silbe zu schaffen, das aber kaum noch irgend eine verstärkende würkung hat. in dieser weise tritt *vil* im Pant. zu folgenden adjectiven und adverbien (nur die verszahl des ersten vorkommens ist angeführt): 10. *vil schiere.* 13. *vil gerne.* 41. *vil manic.* 99. *vil strenge.* 149. *vil hêre.* 175. *vil sælic.* 181. *vil nâhe.* 220. *vil herzeclich.* 327. *vil undertænic.* 339. *vil reine.* 351. *vil schône.* 461. *vil drâte.* 485. *vil tougen.* 485. *vil stille.* 689. *vil gar.* 824. *vil wolgetân-en.* 879. *vil stark-en.* 943. *vil kleine.* 982. *vil süez-er.* 1043. *vil siech-en.* 1079. *vil siechebær-en.* 1115. *vil sêre.* 1203. *vil harte lützel.* 1435. *vil marterliche.* 1479. *vil tugentbær-en.* 1525. *vil zornic.* 1561. *vil ûzermâzen wol.* 1584. *vil lieb-er.* 1644. *vil engestlich-er.* 1835. *vil sinnelôs-er.* 1847. *vil arge.* 1875. *vil tumb-er.* 2119. *vil trûric.*

gar.

197. *gar willecliche.* 662. *gar lûter.* 1056. *gar inneclichen.* 1413. *gar undertænic.* 1503. *gar einen bitterlichen* . . . 1877. *gar âne* . . . 2100. *gar wîziu (milch).*

Auftactschaffendes *gar* ist stets unbetont; wie *vil* hat es in geringem mafse eine verstärkende bedeutung. — 1543. *und gâr zefüeren sîniu lider,* ist keine ausnahme, da hier *gar* in durchaus prägnantem sinne steht.

Präfix *ge-*

Es besteht kein zweifel, dass Konrad auch das präfix *ge-* über den gemeinmhd. brauch hinaus aufsucht und verwendet, in erster linie, um den auftact zu erzielen; im auftact selbst erscheint dies *ge-* nicht allzu häufig, und auch sonst ist es nicht leicht, die fälle herauszuheben, wo es entbehrlich oder ungewöhnlich wäre

An diese erste gruppe: wörter oder wortbestandteile, die nur einem ausdrucke eine gewisse differenzierung verleihen, schliefs ich als zweite gruppe diejenigen — entbehrlichen — füllwörter und formwörter an, die zu dem ganzen satze eine neue beziehung oder bedeutungsvariation hinzufügen. eine statistik war hier schwierig, wenn nicht unmöglich, da mancher wol nicht alle wörtchen als 'entbehrliche füllwörter' gelten lassen wird, die ich nach meinem subjectiven empfinden als solche anführe. gewis, für Hartmann oder Wolfram würd ich eine solche tabelle niemals aufstellen, aber Konrads äufserlicher kunstfertigkeit gegenüber konnte ich mich der einsicht doch nicht verschliefsen, dass mindestens zum grofsen teil diese füllwörter ihre existenz nur dem streben des dichters nach glatten, mit auftact beginnenden versen verdanken. in regeln lässt sich aber selbst für Konrad diese erscheinung natürlich doch nicht pressen, und so gebe ich, ohne statistische ausnutzung des materials zu versuchen, lediglich als tabelle für die ersten 500 verse die zeilen an, die nach meiner ansicht ein entbehrliches füllwort enthalten: 43. *hie scheiden von ir missetât.* 62. *swer nû sîn leben welle.* 70. *swer ie geloubic herze truoc.* 123. *und ein sô gar liutsælic knabe.* 133. *daz kint dô lêren disen list.* 179. *der priester dô mit witzen.* 195. *daz tuo mir hie mit rede schîn.* 205. *und ist nû lange tôt gelegen.* 268. *die sie dô triben under in.* 328. *und wirt daz offenlîche wâr.* 362. *dô seit er dô besunder.* 398. *und der sich dâ gesetzet hât.* 441. *schier an des alten bîhte.* 454. *der wil ouch lîhte wanken.* 468. *daz dô die valschen gote sîn.* usw.; die erscheinung zieht sich in demselben mafse durch daz ganze gedicht hin; aber eine erschöpfende aufzählung schien doch unnötig, da sich nie in regeln festlegen lassen wird, wann *hie*, *nû*, *dô* usw. im auftactlos überlieferten vers einzusetzen sein dürften.

Ein wenig günstiger ist die sachlage in den versen, die durch widerholung der — entbehrlichen — pronomina[1] auftact erhalten; doch auch in dieser unterabteilung wird — wie in der ganzen zweiten gruppe — beim künftigen kritischen herausgeber Konrads für jeden einzelfall die entscheidung liegen, ob er in den auftactlosen vers der überlieferung ein füllwort einfügen will, und welches er wählen wird. nur um die häufigkeit dieser art der silbenfüllung zu belegen, führ ich wie oben

[1] s. Haupts anmm. zu Engelhard 366. 545. 3812.

lediglich die tabelle für die ersten 500 zeilen an: 13. *der mac vil gerne hœren.* 46. *der wirt von ime bekêret.* 64. *der biete herze und ôren her.* 71. *der wart durch sîn gebot erslagen.* 77. *diu schein gar michel unde breit.* 91. *der leit von im die marter.* 153. *daz tet er willeclîche sus.* 173. *gap im der rede antwürte dô.* 195. *daz tuo mir hier mit rede schîn.* 234. *die sint ein wiht, wan dir enkan.* 239. *die lânt sich alle vinden toup.* 326. *und ich dir müeze werden.* 355. *daz wolte got erscheinen.* 367. *daz tete er ime mit rede erkant.* usw.

Bei der dritten gruppe gelangen wir nun wider wie bei der ersten zu greifbareren resultaten: im Pant. findet sich eine ganze reihe von adverbien und conjunctionen, deren anwendung resp. meidung Konrads streben nach auftactfüllung deutlich erkennen lassen.

sît.

14 mal kommt *sît* vor, immer steht es im auftact; gilt es auch noch die erste hebung auszufüllen, so wird regelmäfsig *sît daz* gewählt (8 mal), nie betontes *sît* verwendet. belege: *sît* $\acute{\times}$: 444. 544. 580. 1588. 1768. 1929; *sît dáz*: 308. 536. 586. 628. 882. 1186. 1412. 2036.

nû.

Analoge verwendung; im auftact 11 mal: 100. 146. 172. 278. 488. 872. 924. 963. 1666. 1730. 1746; dazu noch 8 mal wie oben herstellung der geforderten hebungssilbe durch verstärkendes *nû dáz*: 290. 770. 1189. 1231. 1324. 1703. 1838. 2041. — abgesehen ist natürlich von dem *nû*, das noch prägnantere bedeutung hat; dies kann selbstverständlich den ton tragen, steht aber auch öfter im auftact.

sô — alsô.

sô steht, wenn es am verseingang vorkommt, ständig — 38 mal — im auftact; *alsô* wird mit vorliebe als erster tact nach auftact verwendet, sodass *âl* den ton trägt — 10 mal —; nur in der verbindung *alsô' daz* — 6 mal —, die neben häufigerem *sô dáz* — 8 mal — steht, ist *sô'* betont. — belege: 1) *sô* $\acute{\times}$, 65. 210. 216. 246. 312. 314. 330. 337. 393. 448. 478. 518. 538. 570. 630. 642. 648. 652. 821. 998. 1000. 1014. 1019. 1040. 1098. 1135. 1207. 1367. 1392. 1540. 1544. 1554. 1594. 1770. 1887. 1932. 1963. 2038. 2) × *âlsô*, 26. 348. 767. 860. 926. 1258. 1360. 1504. 1606. 2132. 3) *alsô' daz*, 334. 384. 758. 888. 1108.

1241. 4) *só dáz* (siehe oben), 314. 518. 570. 642. 1207. 1392. 1594. 1963. — daraus ergeben sich für die textkritik ganz feste anhaltspuncte.

sus — alsus.

sus findet sich entsprechend nur im auftact, 14 mal, nämlich: 178. 300. 778. 822. 1030. 1048. 1120. 1222. 1370. 1455. 1692. 1714. 1748. 2082; das stärkere *alsus* dagegen betont (abweichend von *alsó*) stets das *-sús*: 875. 1087. 2143; im versinnern überliefert die Pantaleonhs. dies *alsús* nach consonant: 291. 878. 1253. 1680; nach schwachem *-e*, das also elidiert wird: 190. 782. 1233. 1721. 1857. danach lis 153 .. *willecliche* ⟨*al*⟩*sus.* auch hier erscheint die überlieferung unserer legende im glänzendsten lichte: man wird nach ihrem vorgang zahlreiche *sus* durch *alsús* ersetzen müssen. — wenn also betontes *sús* die zeile einleitet in der textüberlieferung, so ist in einer kritischen ausgabe unbedenklich *alsús* dafür einzusetzen. — *sus* hinter cons. ist selten, scheint nur nach dem ersten starken accent, also als zweite senkung des verses verwendet zu sein nur v. 865.

sam, als — alsam.

sam fehlt zufällig im Pant. — während Konrad es sonst gebraucht —, doch kann man aus dem dreimal im verseingang verwendetes *alsám* — 119. 250. 1343 — die folgerung ableiten, dass Konrad entsprechend *só* und *sus* auch betontes *sam* grundsätzlich vermeidet und an betreffender stelle die durch *al* verstärkten formen wählt[1]. — dafür erscheint im Pant. ein dem *sam* nahezu identisches *als* der regel entsprechend 12 mal im auftact — 353. 421. 446. 715. 893. 1221. 1234. 1381. 1579. 1798. 1921. 2088 — und nur in der verbindung *reht áls* betont: — 256. 1198. 1454. 1992. —

daz conj.

Die conjunction *daz* steht in absolutem sinne immer im auftact; nur wenn ein nüancierendes beiwort hinzutritt, erhält sie den ton. daher immer: *daz í'ch, daz ér, daz mán* usw. — 91 mal —, aber ebenso regelmäfsig: *durch dáz* (18 mal), *nû dáz* (8 mal), *sît dáz* (8 mal), *só dáz* (8 mal), *ê dáz* (2 mal), *wan dáz* (1 mal), sowie: *ist dáz* (2 mal), *und dáz* (3 mal). belege — siehe auch unter *sît, nû, só;* — für *durch dáz:* 58. 86. 98.

[1] Haupt zu Engelhard 716.

320. 463. 556. 638. 736. 850. 937. 946. 1052. 1156. 1572. 1610. 1670. 1700. 2027; *é dáz* : 474. 1475; *wan dáz* : 796; *ist dáz* : 842. 1012; *und dáz* : 970. 1763. 1947.

Ohne derartige nähere bestimmung findet sich in der überlieferung betontes *dáz* im auftactlosen vers 3 mal : 540, 836, 1143. 540 lautet : *dáz ich müge den tac gesehen.* — da *daz í'ch* 7 mal im Pant. vorkommt, trage ich kein bedenken, hier zu ändern : entweder ⟨*sô*⟩ *dáz ich müge den tac gesehen,* oder besser *daz í'ch den tác müge (ge)sehen.* 835. *dáz er die mit trôste labe* wird zu ändern sein in *daz ér mit trôste die gelabe;* bei 1143 *dáz er helfe an dirre stete* mag, wer nicht zu *sô dáz* seine zuflucht nehmen will, nach einem andern ausweg suchen, etwa *gehelfe.*

dô.

dô verhält sich ähnlich wie *daz,* doch ist das princip nicht völlig durchgebildet. 37 mal steht es — versfüllend — im auftact; 13 mal begegnet es an zweiter stelle, trägt also den ton; — 351. 358. 468. 510. 1072. 1194. 1262. 1304. 1633. 1650. 1716. 1747. 1996. — trotzdem hat es auch hier meist nicht seinen prägnanten sinn, sondern ist in erster linie füllwort zur vermeidung der auftactlosigkeit. — der einzige vers, in dem ein *dô* ohne satzaccent den auftactlosen vers eröffnet, ist nach dem herausgeber 1970. die hs. list hier : *do gebot der übel heiden;* Haupt ändert in : *dô gebôt der heiden;* mit gröfserer wahrscheinlichkeit lautet der vers ursprünglich *dô bôt der übel heiden* oder aber *gebôt der übel heiden.*

und — unde.

Die störung des gleichmäfsig dahinfliefsenden rhythmus, der ausfall der senkung — oder vielmehr : die sprachlich nicht ausgedrückte senkung ist bei Konrad selten; gestattet ist diese unterbrechung überhaupt nur innerhalb der composita und gewisser fremdwörter, sodass *wi'rtschéfte, prî'sánt* usw. berechtigt sind, nicht aber : *dá' bí', ú'nd sprách* und ähnliches. die hss. gewähren uns nun zwar nirgends anhalt darüber, ob wir *und* oder *unde* schreiben und lesen sollen, doch entsprechend der obigen beobachtung haben Haupt[1], Grimm, Bartsch und alle andern herausgeber Konrads den zusammenstofs zweier hebungen — siehe oben — am versschluss oder im innern der zeile durch *und* meist vermieden, indem sie *vñ* in *unde* mit voller tactgeltung auflösten.

[1] anmerkung zu Engelhard 463.

wir lesen daher im Pant. mit recht: 36. *er vâht mit nœ́ten únde stréit.* 51. *kan bieten únde réichen.* 257. *entflámmet únde schṓne enzúnt.* 694. *daz wârt gereinet únde frî́* usw. — wir lesen aber auch: 42. *sîn márter sól man únde wî́p.* 394. *si dǘnkent mich toup únde blint.* 402. *in béiden sint lîp únde lider.* 924. *nû máchent in bar únde frî́* usw. — und consequenterweise ziehen wir daraus zwei schlussfolgerungen und lesen 1) zur vermeidung des auftacts auch: 450. *daz ér sanft únde lî́se.* 704. *sîn rá̂t sun únde vâter schî́et.* 1588. *sît í́ch arm únde dǘrftic bí́n* usw.; — und 2) entnehmen wir aus der betonung: . . . *man únde wî́p, . . . toup únde blí́nt, . . , lîp únde lí́der* usw. die berechtigung, auch zu lesen: 80. *mort únde mé́in er stálte.* 363. *lop únde prî́s dem wérden góte.* 403. *kreft únde lébender túgende blṓz.* 507. *helf únde trṓst vil schí́ere* usw.

Wenn wir so den *unde* in Haupts text tactgeltung zugestehn, so haben wir mehr als 20 fälle zu registrieren, in denen *unde* die für den auftact noch fehlende silbe schafft; — und da wir bei unserm dichter dies streben nach herstellung des auftacts schon als so durchgehend beobachten konnten, werden wir kein bedenken tragen, diese betonungen auch in der tat vorzunehmen, und in allen versen, in denen an zweiter stelle *und-e* steht, auftact zu lesen und zu betonen analog *lop únde prî́s* . . .; — das sind aber, aufser den obengenannten, die folgenden verse: 669. *schôn unde wol gesehende.* 1051. *sêr unde lûte riefen an.* 1169. *freud unde wünneclich gemach.* 1171. *swic unde nenne Cristes niht.* 1172. *lâz unde mit die zuoversiht.* 1176. *nœt unde pînes hât getragen.* 1199. *wîz unde blanc geverwet.* 1205. *sêr unde tobelîche enbrant.* 1337. *wiel unde tobelîche bran.* 1513. *prîs unde lop sî dir geseit.* 1591. *stiur unde helfe reichen.* 1641. *ganz unde wol gesunt behielt.* 1663. *witz unde guoter künste.* 1674. *nütz unde helfebære.* 1767. *schôn unde minneclichen zin.* 1779. *liep unde wert spât unde fruo.* 1909. *prîs unde lop, daz ist mîn rât.* 1992. *lind unde weich reht als ein wahs.* 2057. *swære unde sorge machen.* — nach demselben princip ist zu lesen: 450. *daz ér sanft únde lî́se.* 704. *sîn rât sun únde vâter schî́et.* 1588. *sît í́ch arm únde dǘrftic bí́n.* — nicht verwertet sind hierbei: 557. 883. 1097. 1531, weil sie erst durch conjectur ihre jetzige gestalt erhalten haben, — wenngleich ich diese besserungen für völlig gesichert halte. —

Ebenso wie wir diese *und-e*-betonung zugestehn, so müssen wir auch in den zeilen, in denen wir den zusammenstofs zweier hebungen dadurch vermeiden können, mit tactgeltung lesen : *ime, deme, mite* usw., also zb. im Pant. : 267. *hie mi'te wás diu réde hi'n.* 798. *er rúorte in déme nâmen sî'n.* 1007. *und i'me réhtiu li't beschére.* usw.

Berührungspuncte mit 2 und 3, daneben aber neuartiges finden wir in der kleinen 4 gruppe : von mehreren synonymen ausdrücken wählt Konrad, wenn es für den auftact noch eine silbe auszufüllen gilt, den mehrsiligen, zb. : *rîlich — rîch, harte — vil* usw. beispiele aus dem Pant. : 117. *und mit rîlicher milte.* 399. *des lîp enkan niht ûfgestân*; drei beispiele auf einmal : *des lîp — der; enkan niht — kan niht; ûfgestân — ûfstân.* — 470. *iedoch wolte er nicht sprechen.* 527. *geholfen harte kleine doch.* 795. *dar zuo leit er deheinen list.* 919. *deheinen got von mîner ê.* 931. *rîlichen solt ze lône gap.* 1071. *swaz bete umb in alda geschach.* 1213. *wan er im harte kleine war.* 1278. *noch dir deheinen schaden bar.* 1281. *half mich deheiner slahte list.* 1322. *von ime durch al die güete dîn* [die hs. hat hier und anderwärts *alle(n)*]. 1353. *daz er alsus genesen ist.* 1457. *von gote ein alsô milter sîn.* 1468. *sich huop ein vehten harte grôz.* 1470. *von al den tieren bî der zît.* 1573. *dâ würde und al sîn arebeit.* 1576. *sîn verch wol reine und wol gesite.* 1680. *wolt er alsus gewinnen.* 1777. *rîliches guotes âne zal.* — mehrere nicht völlig sichere beispiele hab ich, da ich meine untersuchung nur aus völlig einwandfreiem material aufbauen wollte, absichtlich unterdrückt.

Doch die zahl der auftactlosen verse des Pantaleon ist nicht so grofs, dass wir nicht sämtliche fälle hier vorführen könnten. ich habe in meiner dissertation deren 61 angenommen — hält man sich streng an den Hauptschen text, so kommen freilich 76 heraus, und so muss ich mich zunächst rechtfertigen, welche verse ich gegen Haupt mit auftact gelesen habe[1]; ich las also

7. *kan ir ⟨vil⟩ reineclicher tôt*
68. *bî des gezîten wart getân*
238. *swaz abegote ûf erden sint* und
479. *sîn abegote langer mê* (oder *âbgöte*)

[1] in einigen fällen rührt die emendation von prof. Schröder her.

363. *lop unde prîs dem werden gote*
521. *mîn ougen müeze wider hân* (vgl. 659 f. 799. 1179), st. *lieht*
540. *daz ich den tac müge gesehen* st. *müge den tac* (s. s. 540)
843. *und niht ⟨von⟩ hinnen wirt gejaget*
1143. *⟨sô⟩ daz er helfe an dirre stete* (oder *daz er gehelfe*, s. s. 540)
1228. *der hât aleine mich erlôst* st. *mich aleine*
1433. *zuo dem ⟨vil⟩ ûzerwelten*
1700. *durch daz er sîn ⟨dâ⟩ næme war*
1934. *'nein' sprach er 'dû enmaht ir niht* st. *maht*
1961. *rîlichen unde wol bereit* st. *rîlich*
1964. *schiere ⟨unde⟩ in kurzeclichen tagen.*

Zwei weitere verse sind von vorn herein durch streichungen Haupts verdächtig: für 1732 hab ich bereits oben s. 535 im anschluss an die hs. vorgeschlagen: *siht man dich iender bî dir stân*; 1970 darf aus dem überlieferten *dô gebôt der übel heiden* gewis nicht *übel* gestrichen und dann Konrad ein *dố* im verseingang zugeschoben werden, das er sonst ängstlich meidet (s. o. s. 540); zum mindestens wäre dann *seht, dô* zu schreiben, wie 1194.

Anderseits ficht freilich prof. Schröder zweimal den auftact Haupts an:

Für *milt ùnde erbármehérzekeit* 293 und *güet ùnde erbármehérzekeit* 2037 möchte er lieber *milte und* resp. *gü'ete und érbarmhérzekeit* lesen: die bildung *érbarmhérzekeit* statt *bármhérzekeit* bevorzuge K. gerade wegen des ihm bequemen rhythmus.

Wir bleiben also vorläufig bei unsern 61 fällen (= 2,8 %) auftactloser verse stehn und wollen prüfen, wieviele von diesen als gesichert gelten können. wir versuchen daher gruppen herauszufinden von beispielen die sich gegenseitig stützen. also eine erste gruppe:

243. *über tal und über berc*
263. *iuwer lêre und iuwer bete*
419. *einen fuoz noch einen schrit*
483. *für daz hûs und abe der stete*
745. *unde den krumben unde den lamen*
1940. *sâzehant und an der vrist*
2107. *bî der wîle und bî der stunt.*

es ist ohne weiteres klar, dass sich in diesen fällen jede conjectur verbietet; die beiden glieder des satzteils sind gleich schwer und sollen gleich schwer sein, und dieser satzteil soll den vers füllen.

Der auftact fehlt ferner im enjambement. ich versuche die fälle unter sich möglichst zu gruppieren, wobei ich die strengsten voran und die zweifelhaften an den schluss stelle:

1290 f. *die heizen und die warmen lámpen er erleschet hât*
1756 f. *den werden und den vrônen góten hât alsô genomen*
108 f. *des muot geneiget und gebogen wárt ze kristenlicher tugent*
458 f. *Eustorius enbrennet wás von gotes geiste dô —*
74 f. *der übel arge heiden wás ze Rôme sezhaft*
1486 f. *die liute meistic alle riefen sunder allen spot*
1763 f. *und daz er Criste dienesthaft sí mit aller sîner kraft*
1856 f. *der nâch der himel krônen váht verwegenlîche alsus*
2118 f. *der kaiser von dem mære wárt vil trûric unde unfrô*

aufser diesen 7 fällen kommt das betonte verbum im verseingang nur noch 3 mal vor: 191. *sprach ze deme kinde alsus*; 1761. *sprâchen sie dô beide* und schliefslich der imperativ: 190. *säge mir trûtgeselle nû* [1].

Den fällen des enjambements lassen sich weiter noch anreihen:

996 f. *des lîp von sînem siechtagen níht gerüeren künne sich*
2030 f. *vil süezer Crist, erbarme dich ü'ber die mich ruofen an.*

gegenseitig stützen sich ferner:

182 f. *si wurden bî den zîten mít einander redehaft* und
1750 f. *ze hove kâmen si zehant mít einander dô gezoget.*

ich schliefse an:

680 f. *wan er begunde meinen súnder allen wandel in.*

In 5 fällen ist die unabänderliche betonung *Pantáléô'n* schuld an dem fehlen des auftacts: 359. *dúrch Pantaléônes bete,* 909. *vón Pantaléône,* 938. *dár nâch wart Pantaleôn,* 1699. *mít Pantaléône dar,* 1711. *dén Pantaléôn ouch strite.* auch hier wird kein herausgeber zu ändern versuchen.

Überraschend grofs für jeden, der nicht bereits mit Konrad näher vertraut ist, erscheint die anzahl der fälle, in denen betontes *únde* im verseingang steht. ich versuche auch hier zu gruppieren, sende aber voraus, dass in allen fällen wo die conjunction in dieser weise den vers eröffnet, ein schwererer oder stärkerer ausdruck, eine steigerung oder auch ein ausklingen oder ausruhen der rede folgt.

[1] man beachte, dass in keinem falle ein modalverbum steht; damit echtfertigt sich meine einschaltung in v. 7.

322 f. *bewœre ob mir sî wâr geseit ùnde erzeige dîne kraft,*
332 f. *vernim mich armen dînen kneht ùnde erhœre mich zehant*
1088 f. *got herre, mîn gebet vernim ùnde erhœre mîniu wort*
1320 f. *soltû mich ledic machen ùnde enbint die sêle mîn —*
46 f. *der wirt von ime bekêret ùnde erlôst von arebeit*
184 f. *sich huop ein trûtgesselleschaft ùnde ein kôsen under in*
224 f. *erliuhten kunde tougen ùnd die tôten tete erstân*
309 f. *maht heilen blinden unde lamen, ùnd der tôte in dîme namen*
349 f. *daz er in kleiniu stüppe spranc ùnd daz kint niht mêre twanc*
612 f. *gewinnet ougen liehtgevar ùnd gesehende schône wirt*
624 f. *got herre der ze himel dort ùnde ûf erden hâst gewalt*
674 f. *ein arzdthelfære ùnde ein meister ûzerkorn*
1275 f. *hâstû die knehte mîn erlemet ùnd daz wilde fiur gezemet.*
1440 f. *sich huop ein samenunge starc ùnde ein grôz gedrenge*
1468 f. *sich huop ein vehten harte grôz ùnde ein vientlicher strît*
1858 f. *der priester Hermolaus ùnd die zwêne bruoder sîn.*

das sind 16 beispiele für *ùnd(e)* im verseingang, — aber niemals füllt die conjunction so den ersten tact, wie doch so oft nach einem auftact. auch hier stützen sich die beispiele gegenseitig — ein zufall der überlieferung ist absolut ausgeschlossen. man wird also mit emendationen, so bequem sie in fällen wie 47. 185. 225. 350. 625. 1276. 1441. 1469 sind, zurückhaltend sein müssen. wenn ich trotzdem oben s. 543 dem v. 843 einen auftact gegeben habe, geschah es eher weil ich *von hinnen* für konradisch halte (vgl. 1477 *von dannen*), als weil ich das betonte *ùnd* aus dem verseingang schaffen wollte.

Eine letzte gruppe bilden schwere relativsätze:

232 f. *Asclêpius und Ypocras dì'e der keiser ruofet an*
730 f. *daz ander teil des guotes dáz im über was beliben*
1694 f. *und îlte zuo der zelle dâ' der priester inne was.*
2152 f. *die wünschen heiles alle deme dèr diz werc gefrumet hât*
1122 f. *gewunnen mange sêle gote dìe der keiser mit gebote.*

Jetzt bleiben, wenn wir einmal von den versen 293 und 2037 absehen, welchen Schröder im gegensatz zu Haupt den auftact bestreitet, nur 9 verse übrig, die sich keiner der obigen gruppen einreihen lassen. in dreien lässt der rhetorische accent die verschmähung des auftacts natürlich erscheinen:

559. *ì'ch enger dîns guotes niht.*
1492. *dáz ist billich unde reht*
2048. *gót wil dich erhœren.*

an der betonung *mì't ir marter komen sint* v. 15 wird man im hinblick auf v. 183 und 1751 keinen anstofs nehmen. —

der rest aber ist mir mehr oder weniger verdächtig: für 560. *swáz dû habest in dîner pfliht* kann man lesen *swaz dû gehabest,* für 835. *dáz er die mit trôste labe* entweder *sô daz* oder *mit trôste die gelabe* (s. o. s. 540), 1175 les ich unbedenklich *waz durch in in* ⟨*vil*⟩ *kurzen tagen*, wodurch der hässliche tact *in in* beseitigt wird, 2071. *ez sîn frouwen oder man* scheint mir unerträglich und ist jedesfalls ohne parallele; 2113 bin ich geneigt zu schreiben *wand ir kam* ⟨*dâr*⟩.

In jedem falle wird man zugeben, dass ich in der dissertation mit der zahl von 61 auftactlosen versen (= 2,8 %) eher zu hoch als zu niedrig gegriffen habe: wenn man in den zuletzt aufgezählten versen den auftact durch eine leichte emendation herstellt und anderseits für v. 293. 2037 Haupts schreibung und scansion belässt, so bleiben 54 verse ohne auftact, das wären 2,5 %. (zwischen 1487 und 1695 haben wir eine partie von 207 versen durchweg mit auftact!)

Unter jenen 54 unangefochtenen versen ohne auftact stehn nur 9 an zweiter stelle des reimpaars (vv. 190. 310. 350. 938. 1492. 1764. 1940. 2048), also genau ⁵/₆ entfallen auf den ersten vers. dagegen hat die beantwortung der frage, ob etwa der vorangehnde versausgang — ob stumpf oder klingend — für die auftactfrage von bedeutung sei, ein negatives ergebnis gehabt.

Hab ich nun durch diese ergebnisse der Pantaleon-untersuchung, die die frage beantworten, wie Konrad den auftact im Pant. behandelt, zugleich auch allgemein die themafrage gelöst? — erst zum teil; die übrigen werke sind unter den gleichen gesichtspuncten zu prüfen. die hauptergebnisse dieser untersuchung führ ich im folgenden an, indem ich exemplifiziere auf zwei werke, 1) den Alexius, der zeitlich früher ligt, und 2) den Partonopier, der später entstanden ist als der Pantaleon. bevor ich zur verwertung des materials schreite, geb ich die nicht uninteressanten ergänzungen an, die einige listen des Pant. aus dieser vergleichung erfahren. — verstärkendes *vil* tritt auch noch zu folgenden adjectiven und adverbien: 1) *vil sældenrîche, vil werd-en, vil unmâzen wîse, vil rîche, vil herzelieb-er, vil gemeinlich, vil tougenlich, vil tiure,* (*daz*) *vil rôte, vil hôhe, vil guote, vil anders, vil arme(r), vil ûzerwelt-er, vil dicke, vil wünnesam-en, vil kiusche, vil swære, vil behende, vil rehte, vil jæmerlich, vil ûzerkorn, vil minneclich, vil klagebære;* und 2) *vil ofte, vil grôz, vil hôchgeborn, vil grüene, vil timber, vil gewis, vil kûme, vil dürre, vil ungemeit, vil lieht-en, vil tûsentstunt . . . baz, vil hovelich-en, vil tugentrîch-en;* — präfix *ge-* 1) *geprîsen, gesagen, geflîzen, diu geschrift, geleben, gespuolen, gesprechen, geschrîben, gebrechen, gehœren, gelesen, geschouwen, gesîn, geheln;* und 2) *gesliezen,*

getriben, *gesingen*, *geriten*, *genemen*, *geschreiten*, *gelegen*, *gefristen*, *geslagen*, *getragen*, *gespürn*, *geziehen*, *getwingen*. — und zur gruppe 4 erhalten wir noch eine kleine ergänzung: *durnehtic* — *durnehteclich*; *wider* — *herwider*; *in* — *inne*; *vil* — *sère*. — nicht hierher zu ziehen ist es, wenn Konrad im reim *began* und *begunde*, im vers nur *begunde*, verwendet.

Im übrigen fanden sämtliche beobachtungen aus dem Pant. hier ihre vollste bestätigung; natürlich waren weder die entsprechend hohen zahlen noch die ausnahmslosigkeiten der regeln zu constatieren, die der Pant. ergeben hatte; aber die fassung dieser regeln wird darum doch nicht geändert werden müssen, sondern die verse mit betontem *sô*, *sus*, *sam* und ähnlichem sind eben mit hülfe der gegenbeispiele zunächst aus den betreffenden werken selbst und dann unter heranziehung des Pantaleon-materials kritisch zu bessern. bestätigt wurde aber durch diese vergleichung — abgesehen von allen einzelheiten — vor allem die these, die ich in der einleitung aufgestellt: dass der dichter offenkundig das bestreben zeigt, die idealform des auftactverses zu realisieren. die naheliegende frage, ob wir diese tendenz bei Konrad von anfang an constatieren können oder von wann an, von welchem werke an wir damit rechnen müssen, wird mit besserem erfolge in gröfserem zusammenhang unter heranziehung noch anderer kriterien beantwortet; ich verweise daher auf meine arbeit über die chronologie. (m. diss. vor allem s. 121 ff.)

Auf eins will ich aber schon jetzt hinweisen: Konrads kunst zeigt auch in der behandlung des auftacts eine entwickelung. ein beispiel für viele: *vil* als füllwort fand sich im Pant. 70 mal; in dem nur ²/₃ so langen Alexius dagegen steht es 86 mal, einigemal freilich als conjectur von Haupt — aber wol mit recht — eingesetzt; in einer räumlich entsprechenden partie des Partonopier wird es nur noch 42 mal verwendet. sind auch beide zahlen nach den lehren des Pant.-materials vielleicht noch ein wenig zu erhöhen, so ändert sich darum doch ihr verhältnis nicht: vom Alex. führt eine stark abfallende linie über den Pant. abwärts zum Parton.; ja, sie sinkt noch weiter, denn der Turnei — Konrads letztes werk, das (wahrscheinlich) erst während der arbeit am Trojanerkrieg entstanden ist, wie ich im zusammenhang meiner arbeit bewiesen habe (s. 83 ff.) — zeigt nur noch 32 *vil*. die verszahlen der verglichenen werke resp. partieen sind zwar nicht völlig gleich, aber eine principielle änderung erfährt dadurch diese beobachtung keinesfalls. folgerung: wir dürfen nicht rein mechanisch die ergebnisse der Pant.-untersuchung auf den text aller andern werke übertragen: für die legenden und kleinen erzählungen ist freilich kaum eine einschränkung nötig, aber für die übrigen dichtungen

ist ein vorbehalt zu machen. — Konrad änderte nicht seine tendenz, im gegenteil, aber er erfand es auf der höhe seines schaffens als gar zu leicht und bequem, durch einfache einfügung von *vil, gar* usw. einen glatten vers herzustellen; er verinnerlichte seine methode, schränkte die verwendung der lediglich verstärkenden füll- und flickwörter ein, dehnte aber dafür zunächst die benutzung der nüancierenden formwörtchen — gruppe 2 und *ge-*, sowie gruppe 3 und 4 — aus; dann aber richtete er vor allem sein augenmerk mit immer gröfserem erfolg darauf, die sprache selbst soweit zu meistern, dass er auch ohne die aushülfe dieser beiwörter durch wolüberlegte wahl des ausdrucks, durch eine reichere synonymik sich den auftact schaffen konnte. — für den Turnei und den Trojanerkrieg sieht daher die entsprechende liste schon wesentlich anders aus, ist beträchtlich einfacher und kürzer als die für den Pant. gegebene.

Diese einschränkende ergänzung war erforderlich, aber das gesamtresultat der arbeit bleibt dasselbe: wir sind berechtigt, in den werken Konrads, deren überlieferung kein ungetrübtes bild vom original-zustand mehr gewährt, nicht nur rein textliche besserungen vorzunehmen, sondern auch die zahl der vielen unkonradischen auftactlosen verse stark zu reducieren und, wenn auch nicht durchweg, so doch in der gröfseren hälfte aller fälle den auftact herzustellen; welche mittel uns dazu zu gebote stehn, glaube ich durch diese untersuchung gezeigt zu haben.

Göttingen. H. LAUDAN.

ZUR TEXTKRITIK DES PANTALEON.

So vortrefflich die überlieferung unserer legende ist, ein paar weitere fehler stecken doch noch im Hauptschen text, die ich hier ausmerzen möchte. ich sehe dabei ab von irrtümern und misgriffen in der wahl und schreibung einzelner formen — es wird sich gelegenheit finden, dies thema überzeugender in einer neuen ausgabe der kleinern erzählungen zu behandeln.

v. 14 l. *zen himelkœren* (st. *ze der himele kœren*), wie auch 1350. 1586 steht und ebenso 2047 einzusetzen ist. — v. 30 f. ist in engerem anschluss an die hs. zu lesen: *daz im got fride* (hs. *fröde*) *gunde und êweclicher fröude dort*. — v. 56 *mit rede ich wil entsliezen hie*. — 592. *Pantalêôn sprach aber dô* statt des bei Konrad nie bezeugten *dlsô*. — 660 f. *daz lieht begunde er wider hân daz ime dâ vor enzücket* (st. *gezücket*) *was*, vgl. Eng. 5216 *im wart enzücket sîn gewalt*. — 1665 *mir widervaren unde geschehen* ist ein unmöglicher vers, da *varn* (bei K. nicht *varen*!) keinen tact tragen kann; also etwa *mir widervarn und wol geschehen*. — 1989 l. *unschuldecliche*.

E. S.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

DREISSIGSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1906.

INHALT.

ANZEIGER
FÜR
DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR
XXX, 1. 2 juni 1905

Mythologie der Germanen. gemeinfasslich dargestellt von Elard Hugo Meyer. Strafsburg, Trübner, 1903. viii und 526 ss. — 8 m.

Seiner 'Germanischen mythologie' von 1891 hat EHMeyer diese gemeinfassliche darstellung nach 12 jahren folgen lassen. der zwischenraum ist dem buche sehr zu statten gekommen: nicht nur dem stil, auch weiten partieen des inhalts merkt man des vfs. ergebnisreiche beschäftigung mit volkskunde und volksleben an. was das buch vor andern neuern darstellungen unsrer mythologie voraushat, verdankt es vor allem dieser schulung an der beobachtung der volkstümlichen bräuche und anschauungen. aber seine grundideen nachzuprüfen, die einwände gegen seine deutung der V[illegible] gründlich zu erwägen, sich über die ungeheuern schw[illegible]en klar zu werden, die sich aus seinen auffassungen ergeben, dazu hat M. die zeit so wenig benutzen wollen, dass er kaum je in text oder anmerkungen die erwähnung eines gegners für nötig hält. er führt (s. 500 f) die annäherung an seine anschauung an, die er bei Jónsson und Chantepie de la Saussaye findet; von Bugge allerdings macht er lieber keinen gebrauch! wie aber die fortschreitende religionsforschung ihm auch da, wo er sonst für grofse wahrscheinlichkeit plädieren konnte, den boden unter den füfsen erschüttert hat, konnte er in der freude seiner heidentäuferischen entdeckungen nicht bemerken.

M.s standpunct ist bekannt. er hat eine sehr scharfe scheidung der 'niedern' und 'höhern' mythologie zur grundlage — an sich gewis eine fruchtbare unterscheidung. nun aber führt der vf. sie zu entgegengesetzten extremen. die niedere mythologie der undeutlichen dämonenvorstellungen, sagen und gebräuche hält er für nahezu unerschütterlich befestigt von den ältesten tagen bis auf unsre zeit; wie er es denn auch (s. 70) für ein durchgreifendes gesetz der psychologie erklärt, dass eine vorstellung je älter desto unverwüstlicher sei. dies vertrauen hat vor allem das 2 und 4 cap. ('Seelenglaube' und 'Elfen') zu reichhaltigen und wertvollen schilderungen gemacht, während in cap. 3 ('Alpglaube') gelegentlich allzu materialistische erörterungen stören. wer den appetit von bauern und 'wilden' kennt, wird die unmäfsige magenüberladung des primitiven (s. 129) schwerlich nach der nervosität moderner mägen beurteilen! — in diesen capiteln



also glaubt M. durchaus an die berechtigung der folkloristischen methode und zieht überaus gern und häufig analogieen von andern indogermanischen oder selbst fremden völkern bestätigend und deutend heran. selbst sehr auffallende übereinstimmungen wie die totenverkündigung des dämons (s. 198), die feldschenkung an brunnen und quell (s. 201) erklärt er aus urverwantschaft und nimmt auch bei der Wielandsage (s. 161) eigentliche entlehnung nur in engerer begrenzung an. das argumentum e silentio, in den spätern capp. unaufhörlich gegen altgerm. kosmogonie, Baldermythen usw. ausgespielt, gilt hier nicht; vielmehr wird (s. 150) dem Tacitus vorwurfsvoll die nichterwähnung der elfen vorgehalten — als ob unsere missionäre nicht auch über den 'göttern' fast stets die 'dämonen' übersähen! und selbst was eigentlich blofs der römischen neujahrsfeier 'so natürlich stand', wird mit einem 'doch wol auch' (s. 327) dem germ. mittwinterfest zugeschrieben.

Überhaupt schweigt M.s kritik gern, wo es sich um 'volkstümliche überlieferung' handelt. die Bravallaschlacht wird (s. 268) als historisch, Starkad (s. 322) als leibhafte persönlichkeit behandelt. und so soll im volksepos gar noch ein paar echter alter idisi fortleben (s. 34); und für das fortbestehen der Alces wird (s. 394 f 403) ein ziemlich künstlicher hypothesenbau aufgeführt.

Hier scheut M. auch davor zurück, den alten Germanen eine niedere culturstufe zu geben. das im heiligen see gebadete *numen* (s. 9) und Athanarichs bildsäule (S. 318), die doch wol nur fetische, symbolische steine oder klötze waren, fasst er als wirkliche götterbilder auf. die mechanische mnemotechnik der katechese wird feierlich (s. 303) umschrieben: 'in frage- und antwortschriften suchten die priester die rätsel der welt zu ergründen'. und so wird denn hier auch wol eine häufige erscheinung wie der epische eingang der zaubersprüche (s. 32) als 'höchst eigenartig' gefeiert, während diese reproduction der ursprünglichen 'gelegenheit', bei der der gott den zauber einmal ausübte und deshalb immer wider ausüben muss, doch selbst in den fällen wo sie fehlt notwendig vorausgesetzt werden muss.

Aber völlig anders stellt sich M., sobald die 'höhere mythologie' auftritt. hier spricht derselbe forscher, der sich sonst auf dem völkerpsychologischen standpunct befand und ursprüngliche übereinstimmungen selbstverständlich fand, beständig so, als sei jede ähnlichkeit mit christlichen legenden unbedingt beweisend für entlehnung. die möglichkeit, dass eine mittelalterliche legende etwa von Adam (s. 431) oder dass die ganz vereinzelt auftretende sage vom weinen der ganzen schöpfung (s. 401), die gar nicht 'gelehrt' klingt, auf ältere volksmythen zurückgehn könnten, wird nie auch nur einen augenblick in betracht gezogen! und doch hat die christliche religionsforschung unsrer tage eine starke abhängigkeit nicht nur vieler legenden, sondern sogar mancher

recipierter texte von der einheimischen mythologie höchst wahrscheinlich gemacht! und doch hat gerade jenes motiv der Baldersage (alle weinen, nur eins weigert sich) echteste heidnisch-volkstümliche formulierung! so heifsts etwa in der japanischen mythologie (Florenz Japan. mythologie s. 273): 'alle fische erklärten sich bereit, zu dienen, nur der trepang —'; sodass die christliche legende von der zitterespe sicher secundär ist.

Und von welcher art sind oft die ähnlichkeiten, die M. genügen! die halbstrophe

da begann ich zu gedeihen und weise zu sein
und zu wachsen und mich wol zu befinden

erinnert ihn (s. 379) nicht etwa an zahlreiche allgemeine analogien (die ihm meine Altgerman. poesie leicht nachgewiesen hätte), zb. in der Rigsþula, sondern klingt ihm deutlich an Lucas 2, 40 an: 'aber das kind wuchs und ward stark im geist, voller weisheit'! und die zweite halbstrophe nicht an uralte symbolische wortformeln wie *bën zi bëne*, sondern an den anfang des Johannesevangeliums! oder für die Wölwa ruft er (s. 440) nicht etwa die analogie der Veleda an, von der er selbst (s. 11. 307) gläubig erzählt hat, sondern — die Sapientia des alexandrinischen judentums! sie erklärt ihm die fiction der allwissenden seherin besser, als die stolzen erklärungen der spruchsprecher in den Hav. oder ihrer finnischen collegen! ihren gipfel ersteigt diese äufserlichste analogieenjägerei natürlich in der besprechung der Völ. (51. 346 f 435 f), vor allem bei dem so durchaus heidnisch gemalten kampf (s. 463). das stärkste ist die deutung der Gullveig (s. 452) auf — Eva, bei der gerade das wesentliche der figur weggezaubert wird, um mit ein paar von den unzähligen anwendungen der dreizahl ihre christliche natur zu erweisen!

Und welche logik muss dieser voraussetzungsvollen interpretation dienen! die erwähnung des grases bei der urschöpfung begegnet nur bei altgerm. dichtern (s. 443); M. schliefst aber nicht etwa: also stammt dieser zug in der ags. Genesis wie in der Völ. aus dem heidentum, sondern: 'so weit steht also die Völuspaschilderung ganz im banne der christlichen Genesisdarstellung'! ebenso wird bei dem angeführten motiv der Balderlegende (s. 401) die übereinstimmung eines ags. gedichts lediglich als christliche bestätigung des Juvencus, nicht aber als volkstümliche zu Snorre gedeutet. — freilich begegnen auch sonst merkwürdige schlussfolgerungen. warum können (s. 288) götter nicht ewig sein, weil sie sowol eltern als kinder haben? oder wie soll man folgenden unglückssatz verstehn: 'die Sachsen stellten nach einem übrigens unhistorischen sieg bei Scheidungen an der Unstrut ein ebenfalls säulenförmiges denkmal auf' (s. 312)?

Selbst die anerkennung zahlreicher volkstümlicher übereinstimmungen vermag den vf. nicht dazu zu bewegen, Ymi für etwas andres zu halten als für eine rein christliche entlehnung

(s. 446). die nordische kosmogonie 'fröstelt einen echt nordisch an', aber — sie entstammt dem Timaeus Platons (s. 444), denn für M. steht es (s. 24. 449. vgl 500) a priori fest, dass die alten Germanen keine kosmogonie besessen haben können. was beweist dagegen die analogie der primitivsten negervölker? was die psychologische unglaublichkeit, dass ein volk eine frage nie aufgeworfen haben soll, die sich ihm so aufdrängte, wie jedem kind die: 'mutter, wo kommen die kleinen kinder her?', was die nachweise in Lukas vortrefflichem büchlein?

So bleibt also M. vor allem dabei, dass die Völ. eine 'travestie' (s. 466) ist. ihr vf. muss altgermanische und christliche belesenheit vereint haben wie nur EHMeyer selbst; die entlegensten stellen etwa bei Irenaeus (s. 445) lagen ihm zur hand. freilich kam er merkwürdigerweise auch so nicht aus; der fromme chiffern-dichter muss auch noch die abendländische philosophie (s. 444) zuhilfe nehmen, was M. selbst doch (s. 502) Kauffmann mit gutem recht abstreitet. er will die Genesis in altnord. formeln hüllen — und zu diesem zweck folgt er (s. 449) 'völlig der platonischen schöpfungsgeschichte'! wie weltenweit steht diese verwickelte combinationstechnik von den einfachen 'verkleidungen' ab, die M. (s. 437) als analogieen anführt. wie unglaublich, dass der dichter die heilsgeschichte so 'zur hauptsache gemacht' haben soll, dass sie völlig unkenntlich wurde und dass nicht einmal (worauf Heusler mich hinweist) in der tradition der sammler eine ahnung davon lebendig blieb! und was wir gern zugeben, die christlichen schlussstrophen der Völ., wie wurde gerade das zu einer unbegreiflichen verläugnung der ganzen mühsamen arbeit! dazu die passion als 'grofses kryptogramm' in die formeln der heidnischen weltgeschichte einsticken, um am ende dem verkleideten Christus den einen höchsten als etwas neues gegenüberzustellen!

Aber nicht einmal die drei elemente: christliche gelehrsamkeit, altgermanische ausdrucksweise und antike philosophie genügen. es muss auch noch die altirische kunst aushelfen. nicht nur da, wo ihr einfluss ganz wahrscheinlich ist, wie bei Kormak (s. 44. 293), sondern an der unerwartetsten stelle. das 'heilige land' der Grim. ist 'eine weite mit bergen besetzte landschaft von durchaus nicht isländischem oder norweg., sondern altirischem stil' (s. 292). und doch hält M. selbst (s. 312) die burgen für altgermanisch! und was braucht es mehr, um eine burgenaufzählung zustande zu bringen? für gelehrt halten wir diese selbst, wie überhaupt vieles in der skaldischen mythologie, und widersprechen hierin M.s principiellen ausführungen (s. 43 f) keineswegs. aber muss man Irland bemühen, um nur ja den heidnischen mythologen nicht die grundkarte der himmelsburgen zuzutrauen? genau so steht es mit dem zwölfgöttersystem: es passt (s. 291) durchaus nicht zu dem der antike, wird aber doch mit ihm unmittelbar zusammengebracht. und weil allerlei schnörkel

am Odinsbaum angebracht sind, hat noch nicht Walhall selbst (s. 293) einen irischen charakter.

Es fehlt dem vf. überhaupt durchaus die kraft, den späten gestaltungen der altgerm. mythologie in der weise gerecht zu werden, wie er (s. 382) sehr schön das Wilde heer als germanisch-eigenartig zu charakterisieren weiſs. die darstellung Odins (s. 367 f) lässt an der wichtigsten göttergestalt des altgerm. Olymp nur das äusserlichste erkennen. M. stellt sich hier zu den göttern fast so wie der von ihm (s. 55) vortrefflich gekennzeichnete Saxo: mit misstrauischer geringschätzung fürchtet er überall, den heidnischen göttern zuviel ehre anzutun, und glaubt eigentlich nur an die 'mathematiker', die das wunder getan haben, aus dämonen so überzeugende götterfiguren geschaffen zu haben.

Und in diesem licht, glaub ich, werden wir dem eigenartigen und von warmer liebe zur germ. vorzeit und zum volke durchdrungenen werke am besten gerecht. wie des Saxo ebenso werthvolle als unzuverlässige darstellung ist dies interessante werk aufzufassen. auch hier hat ein gelehrter und kluger mann sicgeäussert, der aber doch von seinem wissen zu wenig fort kann um einfache dinge einfach zu sehen, und der von seinen meinungen zu stark beherscht ist, um unabhängig zu unterscheiden,

Wir bezweifeln nicht, dass methodische forschung nicht nur in der Edda, sondern auch in gebräuchen und aberglauben noch. mancherlei christlichen und auch fremden einfluss nachweisen wird. aber die untersuchung muss methodisch fortschreiten, wie Müllenhoff, M.s verehrter aber doch verleugneter lehrer, vor allem es gelehrt hat. in der art EHMeyers vorgefasste meinungen durch weithergeholte parallelen (die sich oft genug würklich erst in der unendlichkeit treffen!) für bewiesen zu halten, kann ich (wie in dem bei anderer tendenz gleichartigen 'Balder' Kauffmanns) nur rückfall in die mehr oder minder geistreich ratende mythenvergleichung der Rühs und Kanne, Görres und Creuzer erblicken.

Berlin 18 januar 1904. Richard M. Meyer.

Der untergang der Nibelungen in alter sage und dichtung. von Wilhelm Wilmanns. [Abhandlungen der kgl. ges. d. wiss. zu Göttingen, phil.-hist. classe. nf. bd vii nr 2.] Berlin, Weidmannsche buchhandlung, 1903. 44 ss. 4°. — 3 m.

Grundgedanken dieser bedeutenden, für sagen- wie litteraturgeschichte wichtigen abhandlung sind bereits in der anzeige enthalten, die Wilmanns über Lichtenbergers Nibelungenbuch 1892 veröffentlicht hat (Anz. xviii 66 ff). was dort wie ein aperçu erschien, das ihm unmittelbar aus der quellenlectüre auftauchte, ist hier in weitausgreifende innere zusammenhänge gebracht, mit groſsem scharfsinn eines zur unterstützung des anderen verwendet und zu einem gesamtbild der entwicklung der sage und ihres bedeutendsten litterarischen niederschlags, des Nibelungenlieds,

vereinigt. wie der titel besagt, geht die untersuchung auf den zweiten teil der gesamtsage; motive des ersten musten natürlich auch berührt werden und werden es auch, namentlich in der ersten hälfte der abhandlung, die das schatzmotiv in den vordergrund stellt; aber sein gefüge selbst wird nicht analysiert — weil Wilmanns für diese fragen noch auf seinem standpunct von 1892 steht, den uns die anzeige darlegt? oder weil er auch für diesen eine ähnliche darstellung spart, wie er sie hier für die untergangssage gibt? jedesfalls nötigt das eingehn auf seine in die Siegfried-Brunhildsage hinübergreifenden reconstructionen auch motive zu berühren, die in diese gehören, und man empfindet es als mangel, dass Wilmanns seine heutige stellung zu ihnen gar nicht erkennen lässt.

Die methodische grundlage — beobachtung und vergleichung der verschiedenen sagenberichte — ist dieselbe geblieben wie in der anzeige. hier geht er über sie hinaus durch die hypothetische combination der vergleichungsergebnisse. wir fassen den aufbau zu dem er schliefslich gelangt wol richtig — und auch im sinne des urhebers — so auf, dass Wilmanns in ihm eine hypothese bietet die den tatsächlichen verhältnissen der überlieferung seines erachtens am besten entspricht. wie stark auch die bedenken gegen sie sein mögen, der versuch ihrer an persönlich bedeutenden gedanken reichen construction an sich bleibt in hohem grade dankenswert und ist tatsächlich in vielen beziehungen fruchtbar.

Die abhandlung zerfällt in zwei hauptteile: der erste sucht die älteste form der untergangssage zu erreichen. leitfaden ist dabei das schatzmotiv. Wilmanns bahnt sich den weg durch folgende erwägungen:

Wenn Gunther und Attila die historischen personen, wenn Gunthers untergang der reflex der zerstörung des burgundischen reiches sein soll, so bleibe unverständlich die art, wie Gunther und Hagen an Atlis hof durch einen verräterischen überfall (— Wilmanns hat offenbar die Atlakv. im auge —) bewältigt werden — da sei keine spur von erinnerung an einen völkerkampf. Atlis feindschaft ruht in seiner gier nach dem schatze, dieser stehe auch im mittelpunct des zweiten teils (der gesamtsage): hier sei gegenstand das schicksal zweier personen, Gunthers und Hagens, die, um das geheimnis des schatzes zu wahren und ihn keinem dritten zu überlassen, einander dem verderben preisgeben. so erscheine der zweite teil nur als eine fortsetzung, ja variante des ersten, der nibelungischen Siegfriedsage: zwei eigner des schatzes, Regin — Fafnir, Gunther — Hagen, hier wie dort; beiderseits ein ungleiches und in den verhältnissen ihrer charaktere vergleichbares brüderpaar; jedes der paare um des schatzes willen dem verderben geweiht, durch Siegfried dort, durch Atli hier; 'der furchtsame bruder verlangt das herz des andern', Regin das

Fafnis, Gunther das Hagens; auch Brunhilds und Gudruns rollen seien vielleicht analog: beide verlangen und bewirken den tod des siegers, Siegfrieds dort, Atlis hier.

Behalte man nun im auge, dass in der älteren nordischen überlieferung Gudrun den tod der brüder rächt, so sei die einheit des inneren gefüges dann erreichbar, wenn man Gudrun aus dem ersten teil überhaupt wegdenke, Brunhild nicht aus eifersucht, sondern einzig darum, dass Siegfried sie durch teuschung für Gunther erworben habe (— sie hatte gelobt, nur den zum manne zu nehmen, der mit Fafnis erbe zu ihr käme —), zum tode Siegfrieds reizen lasse (rolle des schatzes!). nach dem schatze den Gunther nunmehr besitzt begehre Atli, er vermähle sich mit Gunthers schwester, lade die schwäger heimtückisch ein, töte sie und falle selbst der schwesterrache. der schatz bleibt für immer verborgen — das symbol des 'mit neidischer zähigkeit festgehaltenen, in den fluten des wassers oder den tiefen der erde verborgenen goldschatzes der natur'.

So sei der kern dieser sagen nicht historisch, und wenn es würklich nötig sei, Gunther und Atli als träger der historischen namen anzuerkennen, so dürften sie 'durch eine umdeutung der sage, durch eine nachträgliche beziehung auf historische ereignisse für andere namen' eingetreten sein.

Ich hoffe diesen auszug aus Wilmanns einleitenden gedanken objectiv genug gehalten zu haben, dass der leser den ersten eindruck ihrer stärke wie ihrer schwäche sofort empfange: der stärke, die darin ligt, dass das schatzmotiv, das in der beurteilung sonst vom liebesmotiv gedrückt zu werden pflegt, hier keinesfalls vernachlässigt ist, und dass das misverhältnis zwischen dem liebesmotiv und der rolle Gudruns in der nordischen form in seiner vollen stärke erfasst wird; der schwäche anderseits, die darin ligt, dass rein äufserlich ähnliche motive, wie Regins verlangen nach Fafnis, Gunthers nach Hagens herz, der tod Siegfrieds durch Brunhild, Atlis durch Gudrun, das verhältnis Fafnis zu Regin, Hagens zu Gunther parallelisiert, und vor allem, dass eine der stärksten wahrscheinlichkeiten in den grundzügen der sage: die identität der figuren Gunthers (+ Gutthorms) und Atlis mit ihren historischen namensbrüdern Gundicarius (+ Godomarius) und Attila in zweifel gezogen und durch eine bare möglichkeit ersetzt wird.

Wäre — setzt Wilmanns, zur deutschen fassung der untergangssage übergreifend, fort — die historische erklärung des zweiten teils richtig, so sei nicht verständlich, wie das neue, der deutschen sage eigentümliche motiv der gattenrache durch Kriemhild die durch Thidrekssaga und Nibelungenlied bezeugte sagenform hätte hervorrufen können: denn auch die gattenrache brauchte nur das schatzmotiv genügend auszunützen, um Etzels habsucht zu reizen, den untergang der mörder Siegfrieds dadurch herbei-

zuführen und dann, durch die pflicht der blutrache, den tod Etzels. der verlauf wäre dann in den hauptzügen der nämliche geblieben. und so entstehe der verdacht, ob das gefüge der nordischen überlieferung würklich das ursprüngliche sei und nicht selbst schon eine jüngere entwicklung.

Diese vermutung bestätigt sich ihm wider von der deutschen sage aus, an der er als auffällig hervorhebt, dass Kriemhild — an einigen stellen des liedes, vor allem aber in der schlussscene — insofern aus der rolle fällt, als sich ihre gedanken, fern von Siegfried, auf den schatz und seine erwerbung concentrieren: während in der deutschen sage das schatzmotiv sonst stark zurückgetreten ist, spiele es hier eine hervorragende rolle, und diese sei als rest einer ältesten fassung anzusehen, in der Kriemhilds habgier das entscheidende charakterzeichen und die triebfeder der handlung gewesen sei.

So ergebe sich eine auch hinter der nordischen erzählung zurückliegende sagenform, in der die schwester der nibelungischen brüder deren schatz begehrt, ihren gatten Etzel in ihr interesse zieht und den tod der brüder herbeiführt; hierauf wendet sie sich gegen Etzel selbst und bewirkt seinen untergang. In diesem zweiten act des zweiten teils, aber nur in diesem, wäre Wilmanns geneigt einen reflex historischer sage zu sehen: einer ursprünglich selbständigen erzählung vom ende des historischen Attila, die sich mit der sage vom untergang der Nibelungen verbunden habe, weil das verhältnis Gudrun-Kriemhilds zu Atli einen abschluss erhalten muste: die gatten seien — wie in der Signysage — als ungleich und feindlich gedacht gewesen. um diesen zweiten mit dem ersten act des zweiten teils enger zu verknüpfen, habe die nordische version Atli zur hauptperson des ersten actes gemacht, sodass Gudrun - Kriemhild im zweiten als rächerin der brüder erscheine; die deutsche liefs den zweiten act als solchen fallen, schuf im motiv der gattentreue einen edleren beweggrund für Kriemhilds handlungsweise, schleppte aber neben dem neuen hauptmotiv noch immer das alte kennzeichen Kriemhilds, ihre habgier, mit sich fort. Etzel trat zurück, und seine seltsame passive rolle war damit inauguriert.

Damit schliefst W. den ersten teil seiner untersuchung: die älteste form der untergangssage ist construiert, aus ihr versteht er die grundzüge der überlieferten nordischen und der noch jüngeren deutschen version.

Genügen nun die von ihm wahrgenommenen anstöfse, um die neue construction zu rechtfertigen? es sind folgende:

1) in der nordischen überlieferung schützt Gudrun die brüder, die ihr den gatten getötet, gegen Atli und rächt ihren tod an diesem. also misverhältnis zwischen erstem und zweitem teil beseitigt, indem W. Gudruns eigenschaft als witwe Siegfrieds ausschaltet.

2) in der deutschen überlieferung tritt Kriemhilds habgier neben ihrer gattentreue befremdend hervor. daraus erklärt, dass sie rest eines älteren zusammenhangs sei, der Kriemhild allein aus habgier handeln liefs.

3) der nordische Atli tötet die nibelungischen brüder durch verräterischen überfall, nicht in einem völkerkampf, der südliche Etzel spielt eine passive rolle; Atli handelt aus privater habgier, im süden ist Kriemhild die hauptperson. also sei von historischer grundlage der untergangssage nichts zu merken.

Man sieht, die puncte des anstofses sind einmal aus dem einen, das andere mal aus dem andern zweige der überlieferung genommen. methodisch ist dagegen nichts einzuwenden, denn jeder der beiden ist selbständiger zeuge, und die glaubwürdigkeit seines zeugnisses wird aus der analyse seiner inneren zusammenhänge zu gewinnen sein.

Jene anstöfse zunächst sind so, dass sie mehr als éine deutung erlauben. das misverhältnis zwischen Gudruns eigenschaft als Siegfrieds witwe und ihrer rolle beim untergang der brüder ist allerdings da: aber muss es jüngeres product einer weiterentwicklung älterer einfacherer und einheitlicherer fassung — kann es nicht anzeichen eines zustandes loserer und älterer zusammenfügung ursprünglich selbständiger sagenganzen sein? der zwiespalt ist ja im norden selbst bemerkt worden, darauf deuten der vergessenheitstrank, der für Gudrun von Kriemhild gebraut wird, die versuche, durch eine bufse für Siegfrieds tod sie zu versöhnen, vgl. Detter-Heinzels Edda II 507, zum zweiten Gudrunlied. und ein sagenganzes, das ihr von anfang an die rolle der schützerin und rächerin der brüder, Atli die des habgierigen mörders der Gjukungen zuteilt, stellt die drei gruppen handelnder personen in ungleich bestimmteren umrissen vor uns, als Wilmanns construction, in der Gudrun den brüdern aus habgier feindlich ist, Atli aber die farblose rolle des 'mitschuldigen' spielt.

In der deutschen überlieferung hinwider ist das schatzmotiv ja gewis verdunkelt: nicht sowol sein hervortreten in der schlussscene an und für sich aber fällt auf, als sein gesamtes, hier enger, dort oberflächlich mit der handlung verbundenes erscheinen. dass Kriemhild zuletzt das leben Gunthers und Hagens an den schatz knüpft, ist wol nur folge dessen, dass nach dem morde der schatz Siegfrieds, ihre morgengabe, geraubt wurde: sie muss ihn als Siegfrieds erbe zurück wollen, und wenn sie in der antwort auf Hagens entscheidende weigerung sagt: *sô wil ich doch behalten daz Sîvrides swert,* so zeigt sich deutlich genug, in welchem sinne sie die frage nach dem schatz gestellt hatte.

Lässt drittens die Atlakviða den offenen angriff auf die besitzer des schatzes vermissen, so wissen hinwider die Atlamǫl von einem dem untergang vorausgehnden kampfe, von der deutschen überlieferung gar nicht zu reden. und steht Etzel in ihr im

hintergrunde, so ist er der anstifter des untergangs der Nibelungen im norden.

Diese einwendungen sollen nur zeigen, dass die schwierigkeiten, die W. hervorhebt, keineswegs auf seine lösung als die einzig mögliche hinführen müssen. für sich allein kann die möglichkeit sie unter anderem augenpunct aufzufassen, natürlich keineswegs ausschliefsen, dass die von Wilmanns mit dem auge combinierender phantasie geschaute composition in der tat geeignet wäre, die allmählichen zuwüchse und veränderungen der sage sowie die unharmonischen züge ihrer hauptgestaltungen am leichtesten zu verstehn. sie will auch als ganzes betrachtet sein, und hier erhebt sich die hauptfrage, ob sie dem reichtum der tatsächlichen überlieferung gerecht wird.

Ist die Gunther-Kriemhild-erzählung (der zweite teil der 'schatzsage') eine widerholung der Siegfried-Brunhildsage und waren beide ursprünglich selbständig, so versteh ich nicht, wie die zweite als fortsetzung sich an die erste anschliefsen konnte, da man bei solcher ähnlichkeit doch vielmehr vermuten müste, dass die eine in der anderen mit stärkerem oder schwächerem austausch einzelner motive aufgegangen wäre; war sie aber eine secundäre entwicklung, sprossform der ersten, so wäre doch continuität der hauptfiguren anzunehmen (wie sie etwa im zweiten teil des Rothergedichts erscheint), und die habgier der Kriemhild kann doch nicht wol plötzlich aufgetreten sein ohne innigere vorausgehnde verbindung mit dem das ganze durchziehenden schatzmotiv.

Handelt ferner Brunhild im ersten teil gegen Siegfried aus begier nach seinem schatze (— und Wilmanns erklärt, wenn ich ihn recht versteh, Brunhilds zorn daraus, dass sie nur den zum gatten hatte nehmen wollen, der mit Fafnis erbe zu ihr käme —) so kommt ein motiv der sage, die weissagungen der vögel, nicht zur geltung, das ich, im gegensatz zu neueren auffassungen, durchaus nicht für jung, sondern für einen alten bestandteil der Siegfrieds-erzählung halte: die märchenzüge vom kampf mit dem drachen, der erlernung der vogelsprache, der erwerbung des hortes, der tötung des zwerges, dem ritt auf den verzauberten berg hängen enge zusammen und sind keines vom andern zu trennen. in der deutschen sage sind nur bruchstücke aus ihnen vorhanden, diese genügen aber, um das ganze auch für sie in anspruch zu nehmen. den drachenkampf kennen Nibelungenlied und Thidrekssaga sowie der hürnen Seyfried, die erwerbung des hortes das Nl., die tötung des zwerges die Ths., das motiv von der vogelsprache widerum diese und wol auch die dem hürnen Seyfr. zugrunde liegende sagenform [1], von einer (ersten) fahrt zu Brun-

[1] was ich gegen Pauls auffassung des motivs betonen möchte. als Seyfrid die getöteten würmer verbrennt, schmilzt ihr horn und fliefst als bächlein: str. 10 *des wundert Seyfrid sere, ein finger er dreyn stieß; do*

bild weifs ausdrücklich Ths. (c. 168, in welchem ich wie Heusler deutsche sage sehe), dunkel Nl. wie diese disiecta membra zusammenzufügen, wäre aus der deutschen überlieferung allein schwerlich zu erraten, aber der eddische zusammenhang ist durchaus befriedigend und ihm widerspricht in der deutschen sage nichts wesentliches. speciell das motiv von der vogelsprache ist in der nordischen darstellung nicht blofs für die handlung wichtig, sondern verrät auch in seiner gestaltung das bewustsein seiner aufgabe den fortschritt der handlung herbeizuführen : in ihm ist der antrieb zu einer nach rückwärts würkenden handlung, der tötung Regins, und einer nach vorwärts würkenden, dem ritt zu Brunhild, enthalten; die innere ökonomie seiner darstellung ist diesen seinen hauptaufgaben angepasst : die vögel geben zuerst drei räte, Siegfried führt den ersten und zweiten aus und isst Fafnis herz; dann erst sprechen sie ihren vierten rat, und hiermit beginnt der zweite abschnitt in Siegfrieds leben : mit Regins tod ist der erste zu ende, jener ruhepunct bedeutet den einschnitt. die Ths. weifs freilich vom inhalt dieses vierten rates nichts, obwol sie den zweiten treu bewahrt hat, aber der anfang von c. 168 scheint jemand vorauszusetzen, der den helden auf den weg zu Brunhild schickt, und Mimis äufserung, c. 167, der ihm den Grani aus Brunhilds rosshof verspricht, genügt nicht, weil in würklichkeit der zwerg der letzte gewesen wäre ihm den weg zu zeigen. die spuren künstlerischer absicht in der nordischen darstellung des vogelmotivs können an und für sich natürlich nicht das alter des motives selbst verdächtigen, und ist der vierte rat echt, ist überhaupt von der gestalt Fafnis nicht die zauberkraft seines blutes, von dieser die weissagung der vögel, von dieser wider der ritt zum berge nicht zu trennen, so bleibt, mein ich, für eine kritik, die der überlieferung sich anschliefsen will, nichts übrig, als diesen ganzen motivencomplex auch für diejenige form der sage vorauszusetzen, die uns als die älteste einigermafsen sicher erreichbar ist. in ihnen ligt zunächst aber nicht die mindeste spur, dass die jungfrau auf dem berge nach dem schatz begehre : als Fafnis erbe kommt Siegfried zu ihr nur insofern als er durch die tötung des drachen als der furchtlose sich erwiesen hat, mit dem schatz selbst hat sie unmittelbar nichts zu tun (er fällt ihr auch nicht zu, als Siegfried ermordet ist). in ihnen ligt ferner die andeutung, dass mit der in die sage jetzt eintretenden frau ein neues, vom schatze unabhängiges motiv würksam wird, die beziehungen vom manne zum weibe. es ist richtig, das schatzmotiv, wie es teils in hervorragender rolle, teils

im der finger erkalte, do was er im hürnein. Wol mit dem selben bache schmirt er den leybe sein. hier ist zwar von der hornhaut die rede wie in Ths. und Nl., diese haben aber dabei nichts vom antippen mit dem finger — dieser geberdenzug gehört zum motiv von der erlernung der vogelsprache.

episodisch und verdunkelt in den verschiedenen sagenberichten zum ausdruck kommt, rät zur erschliefsung einer ursprünglich selbständigen schatzsage, das kann aber nicht bedeuten, dass die uns in viel reicheren beziehungen überlieferten hauptpersonen der gesamtsage schon in jener ihre auf sie zugeschnittene rolle gespielt hätten; denn das liebesmotiv wäre dann auszuschalten, seine aufgabe ist aber in allen zweigen der überlieferung viel zu enge mit der handlung verbunden, als dass wir es ohne willkürlichkeit dürften, ja dort wo der übergang vom schatz- zum liebesmotiv stattfindet, und dort wo beide verbunden zusammentreffen — als der erbe Fafnis die jungfrau auf dem berge findet —, ist jenes diesem offenbar untergeordnet, und zwar im sinne einer, von anfang an auf steigerung angelegten composition. von einer selbständigen schatzsage ist hier schwerlich eine spur; würkte eine solche ein, so muss es an einem anderen puncte der handlung geschehen sein.

Vom liebes-, nicht vom schatzmotiv aus wird denn auf die hinter unserer überlieferung liegenden sagenformen geschlossen werden müssen, und darin, dass W.s reconstruction dem liebesmotiv nicht gerecht wird, seh ich ihren hauptfehler. es sei mir, um nicht in der blofsen negation zu verbleiben, gestattet, die umrisse jener sagenanalyse zu zeichnen, die ich derzeit für erreichbar und anderseits für weit genug halte, um die hauptmotive der überlieferung in sich zu fassen. ich setze dabei, aus den untersuchungen Heinzels, voraus, dass die selbständige existenz einer sage von einem helden, der die braut durch kampfspiele zu gewinnen hat und dabei eines helfers bedarf, wahrscheinlich ist, und dass die risse im inneren gefüge des ersten teils der nordischen Nibelungensage zur annahme einer alten zweiheit von Siegfriedheldinnen führen, einer Sigrdrifa (— so nennen wir sie. wäre selbst der name nicht der ursprüngliche, doch noch immer am besten —) und einer Brunhild.

Zur ursprünglichen Siegfriedsage gehörig seh ich nur die figur der Sigrdrifa an: wie diese sage von der scene der erweckung der schlafenden ab verlief, ist nicht mehr deutlich, weil von diesem motiv ab das gefüge durch identificierung mit der einer anderen sage angehörigen figur der Brunhild verdunkelt ist. die analyse muss sich darauf beschränken, zwei selbständige zusammenhänge vorauszusetzen, die den auseinandergehnden zweigen der überlieferung möglichst gerecht werden. ich nehme denn an 1) ein sagengebilde von Siegfrieds jugend, seinem verhältnis zu Sigrdrifa, dh. seiner verlobung mit ihr; er gerät aber in fremde dienstbarkeit (ladet den schein oder die schuld der untreue auf sich?) und führt dadurch seinen und ihren tod herbei; und 2) eine sage von einem helden, der um ein weib wirbt; es zu gewinnen reichen seine kräfte nicht aus, er braucht und findet einen helfer, der sie ihm gewinnt. dadurch dass derjenige, in dessen dienstbarkeit

Siegfried nach sage 1) geriet, mit dem werbenden helden der zweiten sage identificiert wurde, trat die zweite sage in die erste und flossen die beiden frauengestalten zusammen. in der nordischen überlieferung lassen sich stufen der verschmelzung noch beobachten, von den widersprüchen der Eddalieder und ihrer programmatischen zusammenfassung in der Gripisspa bis zum versuch ihrer verschleierung in der Volsungasaga; die deutsche gibt der zweiten sage in der gestaltung der frauenfigur durchaus die oberhand, wenn auch die erste in dem motive von einem ersten besuche Siegfrieds bei Brunhild noch nachwürkt, stärker in der Thidrekssaga, ganz schwach im Nibelungenlied.

Die veränderung die durch den einfluss von 2 auf 1, namentlich auf dessen zweite hälfte, hervorgerufen worden ist, steht aber bereits in verbindung mit einer dritten sage, der von Atli und dem untergang Gunthers: im norden erscheint die heldin der zweiten sage als schwester Atlis, im norden und im süden ist Atli mit einer frau vermählt, die einst Siegfrieds gattin war. es hiefse hier eine durch die historische, wie die sagenhafte überlieferung mehrfach gesicherte stellung aufgeben, wenn man die namenliste der lex Burgundionum, die tatsache vom untergang des Burgundenreiches durch die Hunnen, die nachricht des Priscus vom tode des Attila und ihre sprossform beim comes Marcellinus vernachlässigte, um die in all dem liegenden parallelen zur sage durch annahme einer erst secundär geschehenen spätern übertragung der historischen namen auf ursprünglich ganz fremde sagengebilde zu ersetzen oder höchstens eine engere historische sage von Attilas tod in die erzählung von den Nibelungen aufgenommen zu denken. ob das hinzutreten der dritten sage durch namensgleichheiten mitbewürkt wurde oder nicht, jedesfalls ist höchst wahrscheinlich, dass das schatzmotiv den hauptantrieb zur verbindung lieferte.

Ob der schatz, den Siegfried — sage 1 — durch Fafnis tötung gewinnt, auf seinen tod einfluss nahm, steht dahin; ich bezweifle es, wenn ich beobachte, wie zb. auch in der Ortnitsage dem helden-drachentöter nicht blofs ein weib, sondern auch eine strahlende rüstung bestimmt ist. die vorgeschichte des schatzes, seine fluchbeladene herkunft wird daher eine specifisch nordische und cyklische erweiterung des motives sein. aber dass der schatz, nach dem Atli begehrte, als der Siegfrieds und der der Nibelungen angesehen wurde, ist wol, sobald das schatzmotiv überhaupt verbindende kraft gewonnen hatte, natürlich.

Die deutsche sagenform steht in mehreren wichtigen zügen noch insofern auf älterer entwicklungsstufe als die nordische, als sie die dem sagengebilde 2 angehörigen motive selbständiger hervortreten lässt und auf einen zustand loserer zusammenfügung hindeutet: sie kennt zb. noch das motiv der kampfspiele (neben dem brautnachtsmotiv), in voller geltung im Nibelungenlied (ver-

blasst zu einer redescene, in der Brunhild für Gunther gewonnen werden soll, in der Ths?); die teuschung der Brunhild wird in der deutschen fassung nicht so sehr als ein dem Gunther persönlich angetaner schimpf, denn als eine blofsstellung der herscherfamilie, durch die kundbarkeit der vorgänge, angesehen: daher ist es nicht Gunther, sondern Hagen, der die führung der rache in die hand nimmt, ganz deutlich im Nl., aber auch die Ths. — wenn sie auch die notwendigkeit der rache sofort, wie in der nordischen fassung, durch Brunhild selbst hervorheben lässt — kennt das motiv, denn es ligt hinter den schlussworten der Brunhild (c. 344) angedeutet; die mordtat wird nirgends dem Gunther selbst und allein zugeschrieben, und das ligt im sinne des zweiten sagengebildes, nach welchem ja Siegfried direct als sein helfer tätig war; steht aber im norden Gutthorm, im süden Hagen im vordergrunde, so darf man vermuten, dass d i e s e r name, der der historisch-sagenhaften reihe der Burgunden fremd ist, aus dem zweiten sagengebilde übernommen ist und so die deutsche sage wider älteres uns bietet als die nordische.

In der anknüpfung der dritten, der historischen Gunther-Atli-sage steht aber der norden auf der ältern entwicklungsstufe: hier ist noch Atli der verderber des burgundischen geschlechts, im süden ist es Kriemhild geworden. ihre figur ist innerhalb dieser dritten sage selbst nicht weniger bedeutungsvoll als in der jüngeren rolle, die der süden ihr gibt, so übernahm dieser sie als hauptperson bereits aus der ältern entwicklung; aber er hat sie auch in der ersten hälfte der gesamtsage zu einer hauptperson gemacht, die der Brunhildfigur gleichwertig ist. ich kann nicht finden, dass es einer andern begründung hiefür noch bedarf, wenn dies ihr emporsteigen auch im ersten teil aus dem bedürfnis nach stärkerer verbindung des ersten mit dem zweiten sich erklärt. im norden wird sie in der katastrophe Siegfrieds durch das ebenbürtige ende Brunhilds erdrückt, und es bedarf eines ziemlich mühseligen apparates, um sie aus der Siegfried-Brunhild- in die Atlisage hinüberzuführen; im süden ist die entwicklung der handlung auf ihr inneres verhältnis zu Siegfried aufgebaut, hier schwindet vielmehr Brunhild würkungslos aus dem ersten teil und der zweite ist mit Kriemhild als hauptfigur die consequenz des ersten.

Im folgenden, umfänglicheren teil seiner untersuchung analysiert Wilmanns die deutsche sage, indem er die berichte der Thidrekssaga und des liedes über den untergang der Nibelungen vergleicht. was er hier im auge hat, ist die speciell deutsche periode der sage — wenn ich sie so nennen darf —, die der im vorausgehnden dargestellten deutsch-nordischen folgte. er dringt in ihr bis zu unserer überlieferung des Nibelungenliedes vor und schliefst mit ihm die kette der entwicklungsglieder.

Ich stelle zuerst wider seine ergebnisse dar. zu den alten vier hauptgestalten der untergangssage — Gunther, Hagen, Kriemhild, Etzel — seien zuerst hinzugekommen Osid, Iring und Eckewart, der letztgenannte in der rolle des warners, Osid als überwinder Gunthers, Iring als derjenige, der Hagen kampfunfähig macht. den ältesten erschliefsbaren ausgang der deutschen sage stellt Wilmanns so sich vor, dass Kriemhild an den wehrlosen Hagen die frage nach dem schatz richtete, das leben Gunthers, den Osid gefangen genommen hat, opferte, und Hagen, als er auch jetzt noch die auskunft verweigerte, den feuerbrand in den mund stiefs.

In dieses gefüge sei zunächst Dietrich eingetreten: er drückte die figur Irings herab, indem ihm nun die überwindung Hagens zufiel, sodass also die wunde die Iring dem gegner schlägt ohne wesentliche folgen bleibt und der ganze zweikampf Iring-Hagen zu einer episode herabsinkt. Dietrich habe auch, indem er die Nibelungen warnt, in die aufgabe Eckewarts eingegriffen, ohne diesen aber aus der sage zu verdrängen.

Die nächste entwicklung sei in die sage durch aufnahme der gestalten Gernots, Giselhers, Rüdigers, Blödels und Hildebrands gekommen. keine von ihnen habe mit dem kerne der schlusspartie, dem ende Gunthers und Hagens zu tun, sie stehn auch in keiner beziehung zu den ältern nebenfiguren Osid, Iring, Eckewart, und nur Hildebrand ist mit Dietrich verbunden. man erkenne auch, wie durch ihre aufnahme die ursprüngliche unmittelbare folge der bezwingungen Gunthers und Hagens unnatürlich getrennt worden sei (Ths.). dadurch endlich, dass diese 5 helden mit einander kämpfend dargestellt sind (Ths.), erweisen sie sich sämtlich als einem erfinder und einer entwicklungsstufe der sage angehörig.

Nun seien Blödel und Giselher träger historischer namen, die nicht zur zeit, da die geschichtlichen personen gleichen namens lebten, in die sage gelangt sein können, weil der eine ältere rolle in ihr spielende Dietrich frühestens zu ende des 6 jh.s aufgenommen sei. daher müssen gelehrte einflüsse im spiele sein, die die kenntnis Blödels 'aus irgendwelchen schriftlichen aufzeichnungen über Bleda als bruder Etzels', die kenntnis Giselhers als Burgundenkönigs aus dem gesetzbuch der Burgunden vermittelten. und da Rüdigers bechelarische mark zum reich Etzels gehöre und wir dadurch auf vorstellungen des 10 jh.s verwiesen seien, lege sich der gedanke an bischof Pilgrim von Passau und seines meisters Konrad lateinisches Nibelungenwerk nahe: aus ihm werden, vermutet W., jene gestalten in die entwicklung der volkstümlichen deutschen sage eingedrungen sein.

In der Ths. — und auch das Nl. läfst noch denselben zusammenhang erkennen — bricht der kampf erst bei einem zweiten gastmahl aus, das Etzel seinen gästen gibt; in dem ersten und dem zweiten treten verwante züge, neben abweichenden, auf: es

äufsre sich hierin die verbindung zweier versionen ein und desselben gastmahls: die ältere, die ihren reflex in der altertümlichen scene am herdfeuer habe, an dem die durchnässten ankömmlinge sich trocknen (Ths. c. 373), gehöre vielleicht noch der alten Osid-stufe an, die andre (Ths. 377) zeige bereits die figur Gernots, sei denn vermutlich erzeugnis der nächsten jüngern; für den tag, der zwischen beiden gastmälern liege, sei der morgenspaziergang, den Ths. 375 bietet, erfunden worden, vielleicht von dem, der die figur Volkers einführte.

Denn die weitere entwicklung der sage liege in spielmannshänden. ein älterer spielmann habe den in die Ths. übergegangenen zusammenhang erzeugt, ein jüngerer von weit höherer kunst habe die von jenem schon geschaffene figur Volkers idealisiert und mit viel reicherer handlung ausgestattet, die gestalt Dankwarts erfunden, scenerie und composition des vernichtungskampfes, die durch einfügung der Gernot-gruppe zerrissen worden war, würksam umgestaltet — wobei er wider mit der alten einfachen form, die Gunthers und Hagens ende in unmittelbarer folge erzählt hatte, zusammentraf. alle diese abweichungen vom gefüge der saga seien durch innere fäden miteinander verbunden, aus ihrem zusammenhange lasse sich auch das auftreten der amelungischen helden in der 38 aventiure verstehn, auch Hawart und Irnfried, deren platz der vom dichter beobachteten rangordnung, die die hunnischen helden zu unterst, die mittel- und niederdeutschen in die mitte, die oberdeutschen zu höchst stellt, ganz entspricht, werden ihm ihre rollen verdanken. ob die Else-Gelpfrat-episode ihm oder einem noch jüngern gehört, lässt W. dahingestellt.

So glaubt er denn folgende hauptstufen der entwicklung zu erkennen: nach einer ersten — deren hauptzüge in den Eddaliedern am besten erhalten seien — eine zweite, in der Kriemhild Siegfrieds rächerin geworden ist, mit ihrer gestalt und Hagen als hauptpersonen, Osid, Iring, Eckewart, später auch Dietrich als nebenfiguren; eine dritte, in der Gernot und die vier andern helden, später noch Volker, eintreten; eine vierte, die wir 'aus und in unserm Nibelungenepos kennen': sie rühre von einem dichter, dessen arbeit die ganze sage vom untergang der Nibelungen umfasste. die dritte und vierte tragen die kennzeichen oberdeutscher dichtung an sich; auf die dritte geht die erzählung der Ths. zurück; dem dichter der vierten erwuchs die gestalt die er der überlieferung gab aus dem eignen mündlichen vortrag, ein fortlaufendes lese-epos hatte er nicht im sinne. diese gestalt wurde seinen liedern erst auf einer fünften entwicklungsstufe gegeben, die zu der unsern handschriften zugrunde liegenden redaction führte. die grenzen zwischen einer stufe und der nächsten denkt W. natürlich nicht scharf ausgeprägt. selbst zwischen der vierten und fünften, die zeitlich kaum weit auseinanderlägen, seien übergänge wahrscheinlich.

Dies die summe einer bedeutenden geistigen arbeit, die mit scharfsinniger combination an fein beobachtete einzelheiten anknüpft, einen grofsen teil des stoffes nicht blofs seiner composition, sondern auch seinen entwicklungsmöglichkeiten nach im auge behält, zu einer innerlich zusammenhängenden gesamtansicht gelangt und namentlich der concreten vorstellung vom verhältnis eines volkstümlichen stoffes und seiner gestaltung zur arbeit des einzelnen rechnung trägt. gegen die allgemeinen sagenhistorischen und ästhetisch-technischen voraussetzungen, auf denen W.s gebäude ruht, lässt sich nichts wesentliches einwenden; es ist ein bedeutsames denkmal einer zusammenfassenden geschichte der sage, die das letzte menschenalter der Nibelungenforschung gezeitigt hat, und ihr ergebnis müste von ihr, rein theoretisch, als durchaus möglich bezeichnet werden. wir können das epische lied, die kritische errungenschaft einer vergangenen epoche, nicht missen, samt all dem was an seiner verbreitung und volkstümlichen überlieferung hängt; aber wir suchen auch mit schärferer vorliebe nach den anzeichen persönlich-künstlerischer gestaltung und dem dichter der hinter ihr steht. so trifft denn Wilmanns mit dem hervorragenden dichter-spielmann seiner vierten entwicklungsstufe ohne weiteres auf einen zur zustimmung geneigten leser. wogegen aber die kritik sich wenden muss, das ist die bestimmtheit seiner abgrenzungen, sind die mittel durch die er sie gewinnt.

Wilmanns kritik der sage beruht auf der voraussetzung, dass die erzählung der Ths. von den Nibelungen auf derselben quelle beruhe, aus der das Nl. hervorgegangen ist. er geht nicht an ihren directen beweis, sondern sieht ihn indirect dadurch erbracht, dass unter jener annahme das von ihm dargestellte bild der entwicklung gezeichnet werden konnte. ein solcher schluss ist freilich an sich sehr relativ, aber wenn wir auch von seiner eigentlichen erklärungs-hypothese absehen, so bleiben einzelne beobachtungen tatsächlicher übereinstimmungen wie abweichungen von saga und lied in solchem umfang übrig, dass schon durch sie W.s ansicht über die quellenverhältnisse gerechtfertigt erscheint. in der tat enthüllen sich durch sie reichere und tiefere beziehungen der überlieferung, als der entgegengesetzte standpunct Pauls jüngst zu bieten vermochte: diesem gelten die übereinstimmungen als directe entlehnungen der saga aus dem lied, die abweichungen zum grösten teil entweder als einflüsse der specifisch nordischen form oder als erzeugnis der willkür oder verderbnis in der hand des sagaschreibers oder seiner gewährsmänner. Paul urgiert besonders die schlagenden übereinstimmungen in reden, aber gerade diese — soweit sie charakteristisch sind — scheinen in den volkstümlichen überlieferungen am besten zu haften und änderungen im zusammenhang der handlung zu überdauern. und was aus willkürlicher entstellung des liedes ver-

standen werden soll, kann mehrmals ebensogut aus der an andrer vorlage geübten willkür begriffen werden : so ist Pauls argument, dass Rüdigers rolle nur zur hälfte (empfang in Bechelaren) in der Ths. aufgenommen sei, während ihre notwendige zweite hälfte zum rein äufserlichen eingreifen in den kampf zusammenschrumpfte, an sich gewis discutierbar, aber es kann die entstellung auch an W.s dritter entwicklungsstufe vorgenommen und diese die vorlage gewesen sein. und mit der betonung echter altertümlichkeiten in der saga, zb. in der empfangsscene c. 373, wird W. recht haben.

Die schwäche seiner reconstruction (soweit sie auf der beurteilung des verhältnisses der überlieferungen beruht) ligt hinwider in der überschätzung der treue des sagaberichts. jene stelle des prologs der Ths. die von den quellen redet spricht von den erzählungen deutscher männer und nennt 'ihre lieder' doch wol nur insofern, als diese die quelle der erzählungen sind — um deren glaubwürdigkeit zu erhöhen. die lieder selbst bezeichnet die saga als den unterhaltungsstoff vornehmer männer und streift damit an einen gegensatz, der, wie ich meine, den charakter der mitgeteilten stoffe mafsgebend färbt. wäre der stoff der saga unmittelbar aus den liedern in die schriftliche prosa übergegangen, so müste er, selbst im Niederdeutschland der zeit um 1250, viel mehr höfische elemente an sich tragen, als die saga tatsächlich zeigt. was wir in ihr haben, ist unterhaltungsstoff unterer volkskreise gewesen, wol nur an besondern stellen an metrische form gebunden, die innern zusammenhänge der einzelheiten also schwankend und in stärkerm mafs den zufällen preisgegeben, die erfindungsgabe und gedächtnis des erzählers wie der geschmack der zuhörer herbeiführen.

Es ist daher sehr bedenklich, eine so farblose figur wie den Osid der Ths., weil er dort Gunther gefangen nimmt und weil die erzählung der saga sonst ja einzelne altertümliche züge bewahrte, mit jener wichtigen rolle in eine alte sagenform zurückzurücken; und noch bedenklicher, die bezwingung Hagens an Iring zu knüpfen : die einschätzung der wunde die Iring ihm beibringt ist eine der hyperbeln, mit denen die saga auch sonst in schilderung von wunden nicht sparsam ist, das motiv seines widerholten angriffs und seines endlichen todes von Hagens hand war ganz fest, sonst hätte das Nl. nicht gerade um dieses punctes willen in fast überschüssige einzelheiten sich eingelassen : der Hagen der diesen bis dahin erfolgreichsten seiner gegner durch den gewaltigen speerwurf tötet kann nicht als das durch Iring wehrlos gewordene opfer der Kriemhild gedacht werden.

Wenn in der saga die Nibelungen auf ihrer fahrt zu Etzel durchnässt werden, weil das boot das sie über den strom führt umschlägt (c. 366), und dann nochmals nass werden — durch regenwetter —, als sie in Susa einziehen (371, 373), so nimmt Wilmanns mit recht an der doppelheit des motivs anstofs und

schöpft den verdacht, dass der aufenthalt der wanderer in Bechelar (durch welchen die scene vom unfall bei der überfuhr von der altertümlichen empfangsscene getrennt wird) jüngern ursprungs sei; auch darin wird man ihm zustimmen müssen, dass er die zeitliche trennung der gefangennahme Gunthers von der überwältigung Hagens für secundär hält. so sehr aber dort noch andre gründe für das jüngere alter des empfangs bei Rüdiger sprechen, so bleibt hier seine vermutung, dass die beiden endkämpfe durch aufnahme der jüngern helden der dritten stufe und einschiebung der sie in action setzenden handlungsmotive auseinandergerissen worden seien, ohne weitern anhalt. das Nl. zeigt, dass auch mit dem gröfsern heldenapparat die naturgemäfse gemeinsame überwindung der zwei letzten hauptpersonen des 'spieles' gewahrt werden konnte, und es wird eine staffel in den schlussfolgerungen übersprungen, wenn W. diesen zustand im Nl. für compositorische umgestaltung eines zusammenhangs hält den die Ths. noch erkennen lasse. freilich sieht W. auch die localen vorstellungen der saga für ursprünglicher an als die des liedes und beantwortet damit die frage die dem leser sich aufdrängt: ist die zeitliche trennung der endschicksale Gunthers und Hagens secundär, warum nicht auch die örtliche? es ist richtig, dass die saga in der verteilung der kämpfe auf einen weiten schauplatz im grofsen und ganzen einheitlich ist, wenn auch einzelheiten verschwommen bleiben. man vergegenwärtige sich die äufsere scenerie: im mittelpunct der von einer steinwand umschlossene holmgarten, sein tor (im osten) von Iring bewacht, an seiner westseite läuft eine hallenstrafse — es ist dort nicht sehr geräumig (381); an einer andern seite des gartens scheint Etzels burg zu liegen (denn er schaut von einem castell auf die kämpfer im garten 380 und das wird zur nämlichen burg gehören, um die in der nacht nach dem — ersten? — kampftag die angriffslustigen Nibelungen herumgehn 386); der kampf wogt zuerst am östlichen tor und im garten; Hagen bricht dann ein neues, westliches in die mauer und er wie nach ihm auch Gernot und Giselher kämpfen in der hallenstrafse; Hagen findet rückendeckung an einer hallentüre, nach ihm jene beiden an einer andern halle (der Thidreks? 382). Gunther verlässt die verteidigung des östlichen tores und eilt durch das westliche Hagen zu hilfe. nachdem er im strafsenkampf gefangen genommen ist, springen Hagen, ebenso Gernot und Giselher, von ihren deckungen wider auf die strafse, und der kampf verbreitet sich über die stadt. am nächsten tage wider massenkampf, mit undeutlichem local, jedesfalls aufserhalb des gartens; an einer saaltüre, die er erbrochen hat, ruht Hagen vom kampfe aus. dort wird er angegriffen, das dach des saales in brand gesteckt. Gernot und Giselher dringen zum saale Etzels, Volker zu Hagen: dort schlusskampf mit Thidrek. bei diesen verschiedenen sälen und hallen, von denen immer nur

die wo Hagen eben steht einigermafsen bedeutung erhält, wird man doch entschieden an den einen kampf-saal des liedes sich erinnert fühlen und die vorstellung von kämpfen in einer halle als die alte und festgewurzelte ansehen, deren verschwommene reflexe selbst noch an einer darstellung wie der Ths. haften, die die localität des kampfes, vermutlich im anschluss an die anschauung einer zufälligen örtlichkeit, umgestaltet hat. dann verlieren aber die sehr bestimmten schlüsse W.s auf die selbständig componierende kraft des dichters der vierten stufe, die sich beim vergleiche der schlusscomposition des liedes mit der erzählung der saga zeige, ein gutes stück ihres bodens.

Was aber die schlüsse auf den gelehrten charakter jenes erweiterers (der dritten stufe) betrifft, der mit den drei andern helden auch die zwei historischen namen Giselher und Blödel eingeführt haben soll, so hat wol der leser selbst schon sich gesagt, dass sie mit der leugnung des historischen ursprungs der grundsage vom untergang der Nibelungen (-Burgunden) durch Etzel zusammenhängen. schon die nordische sage kennt mehr als einen bruder Gunthers, und wenn man auch die parallele Godomar < Gutthorm ablehnen will, so bleiben doch die namen Gunther und Gibich, die man von der lex Burg. nicht trennen kann. sie müssen doch reflexe derselben festen und volkstümlichen überlieferung sein, die auch in der lex auftritt. und zu der aus seiner reconstruction der ältesten sage sich ihm aufdrängenden annahme secundärer einfügung jener historischen namen auch in die skandinavische überlieferung soll nunmehr, wider einer reconstruction zuliebe, die annahme kommen, dass der name Giselher aus jüngerer gelehrter erinnerung an die lex stamme? dabei beachte man, dass auch der norden das motiv vom gegensatz eines stärkern und geringern anteils der brüder an der ermordung Siegfrieds kennt: eben in diesem ligt die nicht unwichtige alte rolle der gestalt, die später zu der bekannten charakterisierung Giselhers geführt haben kann. —

Seine ansicht von der entwicklung des stoffes, insbesondere vom verhältnis der dichtung der vierten stufe zur dritten, wendet Wilmanns nunmehr auf einzelne strophenreihen des liedes an, durch welche unebenheiten des zusammenhangs hervorgerufen werden. es sind durchweg solche in denen nahe berührung mit einzelnen teilen der saga sich zeigt; er fasst sie als producte einer bearbeitung auf die die dichtung der vierten stufe erfuhr: der bearbeiter habe scenen, motive der ältern fassung, die der dichter übergangen, in die dichtung aufgenommen, mit gröfsern oder geringern änderungen, mit gröfserer oder geringerer einpassung; inhaltlich auf ältern motiven aufgebaut, seien sie doch jüngere, der fünften stufe angehörige einschübe. so erhält denn auch diese ihre concreten züge, und W. macht in gewissem sinne die probe auf die anwendbarkeit seiner entwicklungstheorie.

Die meisten von ihm so besprochenen stellen gehören der 28 aventiure an (— ich citiere mit ihm nach B —) : 1737—49 (empfang durch Kriemhild, gespräch mit Hagen über den hort, antrag die waffen zu bewahren, [1747—49] wortwechsel mit Dietrich); 1718—31 (empfang durch Dietrich und warnung); 1751—57 (erinnerungen Etzels an Hagens frühern aufenthalt bei ihm); 1713—17 (meldung der bevorstehenden ankunft der gäste); 1631—41 (scene zwischen Eckewart und Hagen); endlich 5 strophen aus der scene mit dem fergen in der 25 aventiure.

Ein neuer weg alte anstöfse zu erklären wird hier eingeschlagen : die methode, unebenheiten in der composition des liedes auf gegenseitigen einfluss verschiedener — überlieferter und neu erfundener — sagenfassungen zurückzuführen, wird hier ausgeübt unter der voraussetzung, dass die Ths. eine bestimmte ältere fassung überliefere und dass die mafsstäbe zur beurteilung des ältern und des jüngern stoffs im liede von ihr her zu nehmen seien. auch in diesen textkritischen fragen müssen die einwendungen widerholt werden, die ich gegen W.s verwendung der saga zur eruierung der litterarisch nicht überlieferten mittelstufen erhob : seine ansicht, dass die saga eine ältere fassung des stoffs repräsentiere als das lied, wird zwar auch in diesem abschnitt durch neue einzelbeobachtungen bestätigt, aber unbewiesen bleibt und zu bestreiten ist, dass die saga sie im ganzen einheitlich widergebe. spricht W. auch sonst gelegentlich von contaminationen die bei entstehung des sagaberichts eingetreten seien, so ist ihm doch für die vergleichungspuncte und zusammenhänge die hier in betracht kommen die saga bewahrerin des ältern.

Dietrich empfängt in der saga die ankommenden Burgunden, aber er warnt sie bei *dieser* begegnung noch nicht (c. 371) : erst am zweiten tage, bei einem besuch, spricht er seine warnung, und *diese* wird als die erste bezeichnet die sie erhielten (375). im lied empfängt sie ebenfalls Dietrich, weil sie aber hier sogleich durch ihn gewarnt werden, liege hierin ein anzeichen, dass ein bearbeiter die warnung durch Dietrich, die in der dichtung der vierten stufe, wie in der saga, später gebracht gewesen sei, von dort an jenen jüngern platz geschoben habe. von dem ältern aber sei sie weggerückt worden, weil der bearbeiter die altertümliche empfangsscene Ths. c. 373, die der dichter übergangen oder vielmehr in seiner 29 aventiure habe aufgehn lassen, auf grund der dritten stufe nachgetragen habe (in str. 1737 ff) und infolge dessen die warnung durch Dietrich, die nach jenem übeln empfang durch Kriemhild (1737) keinen sinn mehr gehabt hätte, ihr vorausschicken muste. darum habe er auch in strophen eigner mache (1747—49) auf jene warnung sich *zurück*beziehen können.

Die saga erzählt c. 377 — am zweiten tag der ereignisse —, wie Kriemhild vor dem gastmahl im baumgarten die gäste auffordert, die waffen abzulegen; der dichter habe das motiv in der

von ihm erfundenen kirchgangscene 1861 ff verwendet, der sitte der zeit gemäfs aber die aufforderung in Etzels mund gelegt. der bearbeiter jedoch wollte die action Kriemhilds nachholen und fügte sie schicklich gleich in die (auch von ihm nachgetragene) scene des empfangs durch Kriemhild ein — ebenfalls, wie man im sinne Wilmanns annehmen muss, aus dem zusammenhange sie kennend, der im c. 377 der Ths. sich widerspiegelt.

Im c. 375 (das, wie wir hörten, nach W. die zwei selbständigen versionen vom gastmahl zu verbinden dient) schaut Etzel auf die spazierenden Nibelungen und fragt, wer zwei ihm auffallende helden seien, die er der tiefen helme wegen nicht erkennen konnte; und als ihm Hagen und Volker genannt werden, knüpft er daran eine erinnerung an Hagens einstigen aufenthalt bei ihm. dieses rückblickende motiv habe der dichter des epos aufgegriffen und in der von ihm erfundenen 29 aventiure (frei) verwendet 1796 ff; der bearbeiter aber wollte wider die ältere scene, in der Etzel der sprecher ist, in ihr recht setzen, und dieser absicht verdanken str. 1751—57 ihre entstehung, in denen das motiv der saga c. 375 und zwar in gleicher behandlung zu erkennen ist. mit dieser einschiebung sei aber das gefüge der dichtung stärker angegriffen worden: ihre 29 aventiure beginnt mit einer strophe 1758, in der gesagt wird, dass Hagen und Dietrich 'sich trennten' — das setzt ein vorhergehndes beisammensein voraus, 1750 spricht davon in einer weise die ihre parallele wider in der saga c. 373 hat: in str. 1750 sei denn ein rest dessen erhalten was der dichter (der 4 stufe) seiner begegnungsscene (die in der 29 av. ihren platz hatte) vorausgeschickt: Hagen zusammen mit Dietrich, dieser warnt ihn, begründet die warnung mit Kriemhilds schmerz um Siegfried. der bearbeiter behielt von all dem nur den anfang (str. 1750) bei, um Etzels reminiscenz anzuknüpfen (daher sei denn auch Hagen in gesellschaft Dietrichs, nicht Volkers), die warnung habe er, wie gesagt, in die scene des empfangs der Nibelungen durch Dietrich geschoben, dort auch bringe er in naher anlehnung das motiv von Kriemhilds trauer um Siegfried, das er Ths. 373 (dh. natürlich ihrer vorlage, der fassung der 3 stufe) entnahm (— in der saga erscheint es in einem gespräch Kriemhilds mit den brüdern, bei der ersten empfangsscene —), 1718 ff.

Halten wir hier ein. der gröste teil der 28 av. wäre demnach product eines bearbeiters, der für sie ältere situationen und motive, die wir aus der Ths. kennen, verwendet habe, und ihre anordnung und reihenfolge in der Ths. gebe die anhaltspuncte nach welchen die arbeit des dichters des epos sowol als die eingriffe des bearbeiters in jene zu bemessen seien. wie steht es nun mit dem innern gefüge in der saga? während des empfangs der gäste durch Dietrich c. 371 — der ohne warnung vor sich geht — schaut Kriemhild von einem turm auf die anreitenden

und gedenkt Siegfrieds und weint. dann geht sie den kommenden entgegen und küsst zum willkommen alle (372). auch Etzel nimmt die schwäger wol auf; sie trocknen sich im saale am feuer. da kommt Kriemhild hinzu und sieht unter den röcken die glänzenden rüstungen. sowie Hagen die schwester erblickt — sie hat noch nicht gesprochen — setzt er den helm auf und bindet ihn fester, ebenso Volker. man kann wol nicht zweifeln, dass diese scene und der vorausgehnde willkomm durch den kuss zusammengehören — wenigstens dass sie im liede (wo beide motive 1737 fest verbunden sind) in gutem und natürlichem zusammenhang stehn, natürlich unter der voraussetzung der nüance dass Kriemhild im willkommen unterschiede macht (*man grüezet sunderlingen*). hat also der bearbeiter hier verbessert? oder ist nicht vielmehr die saga in unordnung? Wilmanns äufsert sich über diesen anstofs nicht. — wie c. 373 setzt Hagen seinen helm auf und spannt ihn fest c. 377, nachdem er seine waffen abzugeben verweigert hat; hier ahmt Gernot ihm nach. — c. 373 gehn Dietrich und Hagen, der eine die hand auf der schulter des andern, einher und Hagen wird angestaunt, dasselbe 375 von Hagen und Volker. — c. 375 ist Dietrich der erste, der die Nibelungen warnt — er tut es bei einem morgenbesuch — : aber die vorgänge bei der empfangsscene 373 enthielten schon eine warnung, und das motiv von Kriemhilds tränen, mit dem Dietrich die warnung begründet, kam ebendort schon vor. — c. 375 erkennt Etzel den spazierenden Hagen nicht, trotzdem er mit ihm beim empfang wie beim gastmahl beisammen gewesen, und der matte versuch, das durch die tiefen helme zu erklären, zeigt doch, dass die scene gewaltsam hier eingeführt wurde, um die reminiscenzen Etzels anzuknüpfen. den schwierigkeiten der composition in c. 375 verschliefst sich auch Wilmanns nicht und trägt ihnen rechnung, indem er das capitel (wie wir sahen) für ein jüngeres bindeglied der zwei contaminierten gastmal-versionen erklärt: aber seine anschauungen von der form der dritten stufe, die dem bearbeiter des epos (fünfte stufe) vorlag, gewinnt er dennoch aus dem in der saga überlieferten zusammenhang: es dürfen daher auch die unebenheiten des c. 375 als einwand dagegen gelten, dass man, um die unebenheiten des liedes zu verstehn und zu erklären, von diesen zusammenhängen der saga als den echtern, ältern ausgehe.

Und nun beobachte man ferner, in welcher weise die hervorstechendsten parallelen zwischen saga und lied im umfang der 28 (1718—57) und 29 (1758 ff) aventiure sich verteilen: Ths. 371 ende, empfang durch Dietrich < Nl. 1718—31; 372 willkommskuss < 1737; 373 helmspannen < 1737, 4; 373 hortmotiv < 1739. 1741; 373 klage um Siegfried < 1789; 373 antwort Hagens darauf < 1726. 1725; 373 gesellung Hagens und Dietrichs 1750; 373 Hagen gegenstand der neugierde < 1732 f, 1762; 374 bewirtung < 1817; 375 warnung < 1724. 1730;



375 Hagen gegenstand der neugierde < wie zu 373; 375 Etzel fragt nach Hagen < 1751 f; 375 erinnerungen an Hagens frühern aufenthalt bei Etzel < 1755ff, 1796 ff; 375 gesellung Hagens und Volkers < 29 aventiure; 375 schilderung Hagens < 1734; 377 ablegen der waffen < 1745f (und erst wider 1861 ff); 377 helmspannen < wie zu 373. die parallelen treffen beide aventiuren, in viel stärkerm mafse allerdings die 28.; aber man beachte, dass die wenigen strophen die Wilmanns in ihr als werk des dichters (der 4 stufe) ansieht, 1750, 1732 bis 36 (oder 35), ganz ebenso ihre parallelen haben, wie die meisten übrigen der aventiure — der unterschied ligt eben nicht im verfasser der strophen, sondern in ihrem stoff. die 29 avent. ist parallelenärmer, weil sie in der tat eine neue situation enthält, die 28. reicher, weil sie stärker von ihrer vorlage abhängt. dass saga und lied eine gemeinsame quelle haben, drängt sich sowol durch Wilmanns darstellung als durch deren nachprüfung mit vermehrter deutlichkeit auf; aber dass man die stärkern berührungen des liedes mit dieser vorlage in der 28 av. so entstanden zu denken habe wie W. will, scheint mir nicht hinreichend begründet. er selbst sagt doch, dass der dichter der vierten stufe durchaus nicht in der absicht, ein fortlaufendes epos zu schaffen, an den stoff herangegangen zu sein brauche. zum eignen vortrag, in einzelnen vortragsstücken, gestaltete er ihn neu : dabei kann älteres auch in seinem vortrag andrer partien neben dem neuen eine zeit lang noch bestanden und samt dem neuen sich verbreitet, kann seine eigne umgestaltende arbeit nur allmählich vor sich gegangen sein. inwieweit er selbst in solcher weise an unserer form der 28 aventiure beteiligt war, wie weit die spätere überlieferung hier eingegriffen hat, ist auch durch Wilmanns nicht erwiesen und konnte es nicht sein, weil das gegenstück, die saga, uns noch zu unklar in seiner zusammensetzung und entstehung ist.

Wie heikel die scheidekunst ist die Wilmanns übt, mögen noch zwei untergeordnete einzelheiten zeigen : in dem gespräch Hagens und Kriemhilds 1739—44 hält er nur 1739 und 1744 für anleihen aus der alten vorlage, das dazwischen liegende für erweiterung durch den entlehnenden bearbeiter : aber erst strophe 1741 redet ja vom horte selbst wie die parallele in der Ths. und muss denn dasselbe anrecht auf höheres alter haben. darin ferner, dass Kriemhild auf Hagens ablehnung, der waffen sich zu entäufsern, in die klage ausbricht : *owê mîner leide, warumbe wil mîn bruoder und Hagene sînen schilt niht lâzen behalten* 1747 rekennt W. sogar, dass 'das auge des dichters' (dh. hier : des bearbeiters) 'auf der vorlage ruhte', weil in der parallele der Ths. Hagen und Gernot den helm spannen — sonst wäre nicht zu verstehn, warum 'der bruder' im Nl. erwähnt werde. aber *mîn bruoder* ist doch Gunther — als pars pro toto genannt — und was der vers meine, zeigt klärlich überdies die replik Dietrichs :

ich pinz der hât gewarnet die edelen fürsten rîch und Hagenen den küenen.

Einfacher liegen die verhältnisse in den übrigen von Wilmanns unter gleichen gesichtspuncten behandelten strophen. 1713—17 sprechen von der meldung der ankunft der Nibelungen im Hunnenland und die zwei letzten strophen erinnern in situation, besonders aber im wortlaut an einen monolog, den Kriemhild in ähnlicher situation Ths. 372 spricht. Wilmanns findet die lyrische ausnützung des moments, die in der saga sich entfaltet, in dem liede nicht wider, die situationspoesie hier ungemein abgeschwächt: er denkt wider an einen bearbeiter, der das motiv nachgeholt und zugleich verwässert habe. die verbindung zwischen 1717 und 1718 (dem anfang der 28 av.) fehlt allerdings, aber die worte Kriemhilds und auch die vorhergehnde botschaft (die an sich natürlich ist und auch in der saga 371 vorkommt) sind allem anschein nach echt; es ist daher nicht mit W. der ton auf den künstlerisch geringern wert der 5 liedstrophen zu legen und daraus auf jüngere einschiebung eines echten kernes zu schliefsen, sondern auf die stoffliche echtheit beider motive. dadurch dass die saga die einholung der gäste durch Dietrich zwischen die botschaft und den monolog der königin schiebt, erhielt vielleicht dieser die prägnantere bedeutung, die er in der saga tatsächlich hat; das lied hat in seiner art den gegensatz im eindruck der meldung auf Etzel und auf Kriemhild gehaltvoll genug hervorgehoben.

Der widerspruch zwischen Hagens gang stromaufwärts (1544) und seiner wider stromaufwärts gerichteten schiffahrt (1563) wigt kaum schwer genug, um darin jüngere einfügung zu sehen, die unter einfluss eines ältern von der saga überlieferten motivs vom (stromabwärts gehn und) stromaufwärts rudern vorgenommen worden sei. anders steht es mit der Eckewartscene 1631—41. zwar kann ich sie nicht mit Wilmanns deswegen für jüngern einschub nach älterer fassung der sage halten, weil sie eine warnerrolle enthalte die durch die warnung Dietrichs überflüssig geworden sei, als altüberliefert aber dennoch wider eingang gefunden habe; denn es geht doch nicht an, die warnungen zu zählen : lied wie saga verwenden das motiv, in geringem mafse episch, in starkem lyrisch; die warnungen beginnen ja doch schon sofort bei der einladenden botschaft Etzels, in den träumen, der haltung Hagens, und setzen sich ebenso fort wie die widerholten betonungen von Kriemhilds gemütszustand. aber das ende der Eckewartscene kennzeichnet sich als schluss-, die nächste strophe 1642 als anfangsstrophe, beide sind nicht mit einander vereinbar, die scene selbst ist immerhin abgerundet und inhaltlich zweifellos alt; das spricht für W.s annahme. und sehr wahrscheinlich ist sie für das berühmte *niulich geht* der str. 1554, insofern das seltsame auftauchen dieser inhaltlich durch die saga gestützten

lesart am einfachsten als wideranklingen eines ältern sagenmotivs verstanden wird.

So viel ich denn auch von W.s ergebnissen in zweifel ziehen muste, so beton ich doch nochmals, dass diese seine untersuchung durch die ziele die sie steckt, den reichtum an anregungen die sie gewährt, die kraft und innere geschlossenheit ihres aufbaus — die sich freilich erst der widerholten lectüre enthüllt — in hohem grade bedeutsam und des eingehnden studiums wert ist.

Innsbruck 9 märz 1904. JOSEPH SEEMÜLLER.

Danmarks heltedigtning. en oldtidsstudie. af AXEL OLRIK. förste del: Rolf Krake og den ældre Skjoldungrække. København, GECGad, 1903. VIII und 352 ss. 8°.

Von Olriks frühern schriften, den gelehrten und den volkstümlichen, hat jede unser verständnis für germanische sagendichtung vermehrt, nicht wenige haben ganz neue einblicke geöffnet. alle diese arbeiten haben eine zusammenhängende dänische heldensage vorbereitet : in dem gegenwärtigen bande macht sich der meister ans werk und lässt den einen flügel des gebäudes vor unsern blicken erstehn.

An wenige bücher wird der mitforschende mit so hohen erwartungen herantreten, und nur selten wird er so den eindruck des ausgereiften meisterwerks erleben wie bei Olriks Rolf Krake. Grundtvigs arbeit hat in Olrik einen fortsetzer gefunden wie er besser nicht zu wünschen war : geistesverwant mit Grundtvig, aber ihm überlegen durch das was eigne und fremde forschung der letzten jahrzehnte erworben hat, führt O. die fragen allenthalben über den lehrer hinaus und formt zum genauen bilde was jener in andeutenden strichen hingestellt hatte. dieses buch zeigt uns O. aufs neue als den wahren sagenseher und -kündiger, von dem alle andern zu lernen haben. gleich die einleitenden seiten, die in unpedantischer weise einige bedingungen für den wandel der sage besprechen, versetzen den leser in eine luft wo er den atem der sage zu hören glaubt. dass heldensage zu den dichterischen schöpfungen, sagenforschung zur litteraturgeschichte gehört, wird heute theoretisch anerkannt; aber wie viele machen ernst damit? man hat sich gewöhnt, Olriks Saxoschriften als autorität für einzelne lehren zu citieren; aber seine unmechanische art der sagenbetrachtung hat wenig würkung geübt. für manche ist sagenforschung noch eine art rechenkunst. sie verfahren so, als stehe die 'sage' irgendwo aufserhalb der dichtenden phantasie; als sei sie im grunde eine möglichst farblose, verstandesmäfsige formel. wie man in der jugendzeit der grammatik 'die meisten anfangsconsonanten als gleichgiltige vorsätze vor den wurzelvocal' glaubte betrachten zu sollen, so behandeln manche die motive die das dichterische wesen einer sage ausmachen als gleichgiltige

beigaben zu jener abstracten formel und gehn darauf aus, die verschiedenartigsten fabeln durch beliebige zusätze und abzüge auf die nämliche formel zurückzuführen und so als ursprünglich einheitliche sage zu erweisen. ein beiläufiger satz wie der folgende kennzeichnet O.s lebensvolle anschauung von dem was sage ist und sein will: nachdem er bei Saxos Skiöldsage die möglichkeit erwogen hat, dass der gegner Scatus und die erlegung des bären auf sprachlicher verwechslung beruhen, fährt er fort: 'aber das wären, wie gesagt, nur miteinfliefsende äufsere umstände; das wesentliche an der bildung dieser sage ist das bedürfnis des volkes, sich die vorstellung von dem jungen helden durch bestimmte handlungen lebendig zu machen' (s. 264 f). von seiner nachschaffenden phantasie und seiner sicherheit im treffen des stimmungsgehaltes gibt O. neuerdings glänzende proben. es ist, als habe er jeden sagenbericht selbst erst liebend empfangen und unter dem herzen getragen, eh er ihn zum gegenstande der kritischen untersuchung macht.

Mit der unbefangenheit die durch das volkskundliche studium widergewonnen ist sieht O., dass die 'echte' sage, um die man sich zu bemühen hat, nicht nur die verlorene ist die am anfang der dinge stand, und die in allen unsern quellen nur verderbt vorläge. sagengeschichte ist keine History of the decline and fall of myth. die umwandlungen gehören zur l e b e n s geschichte der sage. für diese betrachtung hat 'jede einzelne quelle, jung oder alt, erhöhten wert gewonnen: es gibt keinen unterschied zwischen echten und unechten' (s. 6). ein folgenreicher gedanke! O. dehnt ihn auch auf Saxo Grammaticus aus; er kann zb. davon reden, dass Saxo 'eine neue sage bildete' (s. 4). aber wenn zb. 'Hotherus niemals in der volksüberlieferung, nur in Saxos zusammenarbeitung etwas mit dem dänischen königsgeschlecht zu tun hat' (s. 30), so wird hier eine unterscheidung vorgenommen, die der von echt und unecht zum mindesten sehr nahe kommt. in der tat kann der sagenforscher die sonderung von drinnenstehenden und draufsenstehenden gewährsmännern, oder wie man es nun nennen will, nicht entbehren.

O. hat keine neigung, die vorgeschichtlichen helden, die reinen phantasiefiguren, ins götterreich hinüberzuspielen. weder aus Skiöld noch aus Fridfróđi macht er hypostasen des Frey. er zeigt, dass erst späte Isländer, unter fremdem litterarischem einfluss, den Skiöld zu einem Odinssohne erhoben. der allegorischen deutung schlachtet O. nur in einem falle, beim mühlenliede, ein blutiges opfer. die romantik, die unrealistische, erhöhte denkweise, die O. als Grundtvigsches erbe pietätvoll wahrt, ligt nach einer andern seite hinüber: in der anschauung, dass die fürsten r e i h e, der 'ættesammenhæng', die dichterische einheit bilde, und dass die geschlossene epische fabel mehr oder minder dienendes glied sei in dem gesamtgemälde der dynastie. ein ge-

danke der in den alten quellen eine sehr viel geringere rolle spielt als in den schriften geistvoller sagenforscher, in mehreren der hauptdichtungen (Biarkamál, Vaterrache der Halfdanssöhne) völlig fehlt, in andern (Grottasöng) nur einen flüchtigen pinselstrich hergibt und dem wesen der sache nach nicht zu den primären eigenschaften der heldendichtung gehört.

Wo es not tut, holt O. zu längern sprachlichen oder culturgeschichtlichen begründungen aus. seine gelehrsamkeit in der volkskundlichen weltlitteratur wird gebändigt von vornehmem geschmack, der das reiche wissen mehr verbirgt als zur schau trägt, geschweige denn vordrängt. dazu ein sprachlicher ausdruck der wie aus dem stoffe geboren ist, sich aufs zarteste jeder wendung des gedankens anschmiegt, auch in den augenblicken vaterländischer erwärmung stich hält. wie O.s sprache auf den Dänen würkt, wird der fremde nicht ganz nachempfinden können; aber den eindruck bekommt man, dass in dem landesüblichen gelehrtenstile vieles was O. sieht und empfindet gar nicht vermittelt werden könnte. dieses buch voll subtiler philologischer untersuchungen würkt in der erinnerung des lesers ähnlich einem dichterischen kunstwerke nach.

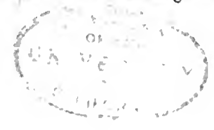
Es ist ein vielgestaltiges, aber an umfang bescheidenes quellenmaterial, das für die 'ältere Skiöldungenreihe' in betracht kommt. ein paar dutzend zeilen aus dem Beowulf und Widsið; zwei dutzend eddische strophen; zwanzig textseiten aus Saxo, der Lejrechronik und Sven Aagesen; die trümmer der isländischen Skiöldungasaga, die ungedruckten Biarkarímur und — als umfänglichstes denkmal — die Hrólfssaga kraka. der vf. hat dieses material so intensiv ausgenützt, wie es wol noch nirgends mit den quellen eines germanischen sagenkreises geschehen ist. freilich, je mehr seine fragestellungen in die tiefe gehn, um so mehr spürt man die lückenhaftigkeit und vieldeutigkeit des überlieferten. auch O. ist sich bewust, wie grofse teile dieses buches über das bewiesene und beweisbare hinausschreiten. seine starke intuition gibt ihm den mut, herzhaft vorzudringen und die hundert zerstreuten wahrscheinlichkeiten zu einem ganzen zusammenzuordnen. der phantasieärmere nachfolger wird da und dort an dem eindruck hängen bleiben, dass der möglichkeiten so viele sind, und dass ihre zahl in unheimlicher progression wächst, wenn an den einen wahrscheinlichkeitsschluss sich der zweite, dritte, vierte ankettet.

Unsre älteste quelle, das ae. epos, behandelt alle diese stoffe nur im nebenamte, in kurzen anspielungen, und bietet keine einzige epische fabel dar (denn die Scyldgeschichte hat auf diesen namen kaum anspruch, und Ingelds vaterrache wird Olrik mit der jüngern Skiöldungreihe vornehmen) : diese beiläufigen seitenblicke müssen uns als grundlage dienen! wieviele der ae. Skiöldungendata geschichtlich sind, bleibt vollständig dunkel : die ein-

zige anknüpfung, die an die Herulervertreibung, hat nicht entfernt den wert des fränkischen zeugnisses für Hygelác. dann die nächste quelle, die Biarkamál, besitzen wir nicht im urtext. ihr alter und ihre heimat kann man nur hypothetisch ermitteln. nach seiner dichterischen art gibt das denkmal viel andeutungen, wenig massiven stoff und zusammenhang. die zweifellos dänischen urkunden in der Lejrechronik und bei Sven tragen für die Rolfgruppe herzlich wenig ab. dann Saxos prosa: sie stellt uns vor die frage, ob ihr hauptstück, die Rolvogeschichte, aus heimischer oder isländischer überlieferung stamme, und weckt zweifel, wieweit dieses stück seine quelle vollständig und unverderbt widerspiegelt. von den isländischen werken endlich kennen wir die Skiöldungasaga nicht aus erster hand; die Hrólfssaga kraka, worin gute alte tradition gerettet ist, haben wir nur in sehr später fassung. wie ein symptom des allgemeinen misgeschicks nimmt es sich aus, dass auch im Grottasöng grade die dem sippekampf geltende stelle verderbt ist: 22, 3 *við halfdana*; die übliche herstellung *vígs Halfdanar* setzt ein nomen stablos an die spitze: völlig ohne gegenstücke ist das ja nicht, aber durch conjectur schafft man den fall ungern.

Trotz diesen erschwerenden umständen erlauben die denkmäler der Skiöldungensage so vielseitige einblicke in die schicksale einer heldendichtung wie sie uns sonst nur selten vergönnt sind. der vf. hebt mit recht die allgemein methodische bedeutung dieses stoffes hervor (s. 7). hinter der Nibelungensage steht er allerdings insofern im nachteil, als er keine geschichtlichen zeugnisse zur seite hat und namentlich auch die vergleichung zweier fassungen derselben fabel nur in geringem mafse zulässt. als richtige epische fabeln von Friđfródi bis auf Hrólf kennen wir diese fünfe: Wünschelmühle, Vaterrache der Halfdanssöhne, Yrsa und ihre mutter, Hrólfs Upsalazug, Hrólfs ende; dazu die jüngern gebilde in der Hrólfssaga. keine dieser fabeln führt uns der Beowulf vor. die zweite bis fünfte kennen wir zwar in mehreren texten, aber nicht mit so bedeutungsvollen abweichungen wie sie an der Sigfrid-Burgundensage zu studieren sind.

Soll ich aus dem buche, das auf jeder seite, durch sein ganzes verfahren, so reiche förderung bringt, einzelne abschnitte nennen, die durch schlagende beobachtungen auffallen oder verbreitete irrtümer entfernen, so würd ich etwa herausgreifen: s. 144 ff Yrsa mit dem fremdländischen, fränkisch-lateinischen namen (eine deutung aus dem germanischen hatte Kögel versucht PGrdr.² II 33), vermutlich eine historische gestalt, eine fränkische kriegsgefangene des Dänenkönigs Helgi. 188 ff die königsresidenz in Hleiđra, mit Hrólf kraki zerstört, seither nur in der dichtung beibehalten (auch Thietmars *Lederun* beruht auf 'sagenartigen traditionen'), daher der frühe verfall und die denkmallosigkeit der ortschaft Lejre. 223 ff Scyld und Scéaf: die schiffsage verherr-



licht den wunderbaren stammvater des **dänischen** fürstenhauses; Scéfing bedeutet nicht 'den mit der garbe', sondern 'Scéafs sohn'; aber Scéaf, erst als vater, dann als held selbst, ist jüngere englische zutat, am jüngsten ist die garbe : ursprünglich war der ankömmling, wie im Beow., mit den abzeichen des kriegerischen königs versehen. 267 ff Odin erscheint als stammvater der Skiöldunge erst bei den Isländern um 1200, gleichzeitig mit der gelehrten einwanderungstheorie; der 'Skiǫldr Skánunga goð' ist von Styrmi zurecht gemacht. 307 ff Frothos drachenkampf hat mit dem des Beowulf nichts zu tun, darf also aus den 'Beowulfmaterialien' verschwinden; er ist kein altmythisches, sondern ein jungromanhaftes erzählungsstück.

Diese abschnitte liegen mehr abseits von Olriks hauptstrafse. in die centralen gedankengänge haben schon die frühern monographieen eingeführt; doch wird hier noch vieles nachgetragen : im besondern entwickelt der vf. zum ersten male genauer die stellung der nordischen denkmäler zu den englischen zeugnissen, wobei er über Müllenhoff ein gut stück hinauskommt. ins gewicht fällt hier die zeitliche gruppierung der nordischen quellen, die wertung der Biarkamál. diese hatte Olrik vor 6 jahren (Danske Oldkvad, Kbh. 1898) gewissermafsen entdeckt und mit unnachahmlicher verbindung von kritik und phantasie ihren urtext (in neudänischer lautform) nachgedichtet. die Biarkamál bilden denn auch sozusagen die axe des vorliegenden bandes. O. weifs es wahrscheinlich zu machen, dass das lied in Dänemark entstand und die älteste unserer nordischen Skiöldungenquellen ist. er geht nun von dem anregenden gesichtspuncte aus : das lied kehrt sein antlitz nach zwei seiten; seine kurzen andeutungen können einerseits ergänzt werden aus der jüngern skandinavischen überlieferung, anderseits aber aus der ältesten sagenform, die zu den Angelsachsen auswanderte; die Biarkamál stehn auf einer wegscheide (s. 41); lesen wir die Biarkamál nicht mit den jüngern nordischen quellen, sondern mit den englischen gedichten als voraussetzung, dann bekommen wir eine andre auffassung von den vorgängen; diese neue auffassung ist an mehreren puncten die einfachere und wahrscheinlichste (s. 29).

Es handelt sich hauptsächlich um Hrólfs stellung zu Hrœrik, Hiörvarð und Agnar. nach dem Beowulf sind Hrédríc und Heoroweard vettern Hróðulfs:

Heorogár	Hróðgár	Hálga
|	|	|
Heoroweard	Hrédríc	Hróðulf,

und O. stützt die vermutung früherer forscher, dass Hróðulf nach dem tode des alten oheims Hróðgár dessen sohn Hrédríc vom throne stiefs, später aber von dem zurückgesetzten Heoroweard gefällt wurde. in den jüngern nordischen quellen ist Hrœrik (= Hrédríc), bezw. der ihn vertretende Hrók oder Ericus, zwar

immer noch ein vetter Hrólfs, aber nicht mehr der sohn, sondern der töter Hróars : indem (nach den quellen Helgi, früher aber zweifellos) Hrólf den Hrœrik umbringt, rächt er seinen oheim; die tat, ursprünglich ein machtgieriger bruch der sippe, wird ganz anders gewertet. Hiǫrvarð aber (= Heoroweard), Hrólfs töter, ist den jüngern Nordleuten kein Skiöldung mehr; er hat keinen ererbten anspruch auf Hrólfs thron. Agnar sodann, der sohn Ingelds, wird von Olrik der ältesten sage zugeschrieben, als letzter aus der fürstenreihe der Kampfbarden Fróda-Ingeld-*Ægenhere; er wäre in der entscheidenden schlacht vor Heorot durch einen helden Hróðulfs gefallen : eine bedenklichere annahme. die spätern Skandinavier machen Agnar zum vetter Hrólfs, oder aber (Saxo) sie kennen ihn nicht als den im kriege besiegten gegner.

In all diesen puncten nun, glaubt Olrik, können wir die Biarkamál auf die seite der ältern, englischen sagenform stellen, und man muss zugeben, das lied enthält nichts dem Beow. widerstreitendes (s. 41). unentscheidbar bleibt leider die sache deshalb, weil die Biarkamál in Saxos bearbeitung über die sippe Hrœriks und Hiörvarðs wie über die umstände bei Agnars tode uns ganz im dunkeln lassen. sodass es auch der vf. schliefslich als möglich einräumt, dass der Biarkamáldichter schon in den meisten puncten die voraussetzungen der jüngern gewährsmänner teilte (s. 41 f). darin stand er sicher noch auf der ältern stufe : die tötung Hrœriks ist noch nicht von Hrólf auf seinen vater Helgi übergegangen.

Zur behandlung der englischen zeugnisse bringe ich ein paar fragezeichen vor. s. 233 ff der 'Sceafa' im Wids. 32 sollte nicht so vorbehaltslos mit dem Scéfing Beow. 4 und dem Scéaf der stammtafeln zusammengebracht werden. die wahrscheinlichkeit, aus metrischen gründen, spricht für *Sceafa* $\smile \simeq$ < **Skaþo*, das mit **Skauþ* gar nicht zusammenhängt. s. 239 ff mit Scyld in den englischen stammtafeln macht es sich O. zu leicht : 'die sache ist also aufserordentlich einfach . . . . . wenn man im 9 jh. dem englischen königsgeschlecht diese gestalten zu stammvätern gibt, entspricht das einem allgemeinen wunsche, die eignen fürstenhäuser von den berühmten helden der dichtung herzuleiten' (s. 243), vgl. Sigurd oder Harald Kampfzahn im stammbaum isländischer häuptlinge. dabei bleibt unerklärt einmal die namensform Sceldwa; sodann, dass nur Sceldwa-Scyld und Heremód (den O. als Dänen betrachtet) dieses schicksal hatten : waren dies denn vorzugsweise 'die berühmten helden der dichtung'? man müste eher den héah Healfdene, Hródgár, Hródulf erwarten. auch wenn O. s. 246 sagt, Béaw-Béowulfs stellung als sohn von Sceldwa-Scyld beruhe darauf, dass man 'einen beliebten volkshelden dem berühmtesten geschlechte das man kannte einverleibt habe', so trifft das nicht eigentlich zu; denn in den stammtafeln findet man

ja nur die zwei einsamen Sceldwa und Heremód als (angebliche) einsprengsel aus diesem berühmtesten geschlechte; und im eingang des epos, wo Béowulf I tatsächlich in die reihe der dänischen Skiöldungenkönige hineingestellt ist, da ist dieser Béowulf nicht der 'beliebte volksheld'. s. 247 vermutet O. scharfsinnig, es habe eine zeit gegeben wo man den volkshelden Béaw-Béowulf zum Dänen gemacht hatte; als man ihn später zum Gauten wandelte, sei von jener frühern stufe der Däne Bw. 'als niete, als inhaltsloser name' übrig geblieben, in den stammtafeln und im eingange des epos. vielleicht kann man auch diese möglichkeit erwägen: die Angelsachsen kannten einen sagenhaften *Sceldwa*, verschieden von dem aus **Skeldungōz* erschlossenen dänischen stammvater **Skelduz*. den ags. Béaw-Béowulf dachte man sich als sohn jenes Sceldwa. vereinzelt trat vermengung der namensformen Sceldwa und Scyld ein (Grimm Myth. II 389). als der dichter des Beowulfeingangs die dänischen ahnen vorführen wollte, begann er richtig mit Scyld; anstatt dann aber dessen dänischen sprössling, Fródi oder Friðleif, zu nennen, glitt sein gedächtnis ab auf den sohn des ags. Sceldwa(-Scyld), und so kam Béowulf I an diese ihm nicht gebührende stelle als vater Healfdenes. die identität des Sceldwasohnes Bw. mit dem grendel- und drachensieger war diesem dichter selbstverständlich nicht mehr bewust.

Die frage nach dem zusammenhang von Béowulf-Biár-Biarki behandelt O. s. 134 ff. 244. 248 behutsam und einleuchtend. nur möchte man zu Biarkis kampf mit dem tiere bemerken: selbst wenn, nach ausweis der Biarkarímur, der bär an die stelle des geflügelten ungeheuers tritt, und wenn man das bluttrinken Hialtis als die spitze der erzählung gelten lässt, bleibt ein zusammengesetztes motiv übrig: 'ein held kommt von Schweden (Gautland) an den Dänenhof und tötet ein ungetüm, das durch sein nächtliches erscheinen die hofmannen in schrecken hält' — ein motiv, dessen ähnlichkeit mit dem von Béowulf doch wol über den zufall hinausgeht. und dann wird man es nicht ganz abweisen, dass der name *Biarki* (= *Bericho*, s. 137) den etymologisch unverwanten, aber ähnlich klingenden namen *Biár* (= *Béaw*) angezogen habe, und dass dadurch der Rolfskämpe Biarki inhaber jenes fabulosen abenteuers wurde.

Wenn in manchen puncten die ergebnisse Olriks nicht den erreichbaren grad von wahrscheinlichkeit haben, so ligt es daran, dass zwei thesen die unser band als gesicherte, keiner weitern discussion bedürftige voraussetzungen behandelt die ihnen zugetraute tragkraft nicht besitzen.

Die eine geht dahin dass Saxos norrönes sagengut aus Norwegen, nicht aus Island stamme; dass Saxo sein begeistertes lob an die falsche adresse richte, da die Tylenses nur die gelegentlichen, zufälligen zwischenträger waren. die frage ist viel zu umfassend, als dass eine flüchtige erörterung nutzen hätte. es

ist Olrik bekannt, dass der betreffende abschnitt seines 'Sakse' nicht dieselbe zustimmung gefunden hat wie die übrigen teile, und es fehlt ihm sicher nicht an persönlich überzeugenden gründen, wenn er fernerhin von der 'reichen entwicklung der norwegisch-isländischen saga' redet (s. 5), von dem 'eigentlichen felde der sagamänner, Norwegen und Island' (s. 175) oder auch von der gemeinnordischen, in England blühenden sagakunst (s. 326. 333 f), während andre eine saga — abgesehen von der südländisch ritterlichen übersetzungssaga — nur bei den Isländern kennen. das reichgegliederte bild von der beteiligung der Dänen, der nordischen colonisten in England, der Norweger, der Orkadenbewohner, der Isländer, von ihrer gemeinsamen arbeit an der Skiöldungendichtung (s. 332 ff) steht und fällt mit dem gedanken, den Olrik jetzt schroffer als früher hinstellt : dass die Isländer nicht die dichtenden mehrer des sagenschatzes waren, sondern die ordnenden secretäre; dass es mehr ihrer federfertigkeit als ihrem kunstsinne gutzuschreiben ist, wenn die altskandinavische litteratur so ungefähr gleichbedeutend ist mit der isländischen. es ligt ironie darin, dass Olriks erste epochemachende schrift das Saxonische motto trug : 'vergessen wir auch nicht die bedeutung der Isländer!', und dass nunmehr unser vf. dahin gekommen ist, die bedeutung der Isländer, auf eben demselben gebiete, unter die der Orkadenbewohner zu stellen (s. 324) und sie etwa so zu veranschlagen, wie es seit Rudolf Keysers tagen nicht mehr brauch war.

Der zweite punct, worin ich O.s voraussetzungen nicht zu teilen vermag, ist die herkunft der Rolvogeschichte bei Saxo s. 83—109. O. hält dieses stück für dänische überlieferung. mir scheint es auf die 'norröne', dh. isländische seite zu entfallen. in der Zs. 48, 57 ff versuch ich diese ansicht zu stützen durch eine vergleichung von Saxos Rolvogeschichte mit den fassungen in isl. sprache. sieht man in der Rolvogeschichte eine gekürzte und teilweise entstellte isländische Fornaldarsaga des ausgehnden 12 jhs., so kann man das urteil nicht mehr mitmachen, dass 'Saxos gesamte dänische überlieferung sich beständig als die bestbeglaubigte gezeigt hat' (s. 162). man ist dann auch aus der notlage befreit, worin sich O. nicht immer ganz wol gefühlt hat : man braucht nicht mehr den ganzen Rolvostoff für älter zu halten als die nur auf Island überlieferten dichtungen. man vergleiche den chronologischen überblick s. 332 ff : auf die Biarkamál folgt als nächste altersschicht die dänische sagenbildung, die in Saxos prosa vorligt; darüber lagert sich die 'nachfolgende norröne erzählung'. nun ist ja keine frage : stücke wie der Brautlauf Agnars (Saxo s. 86 f), Biarcos bärengeschichte (s. 87), Hialtos besuch bei der frilla (s. 90) entstammen einem ganz andern lebens- und formgefühle, als etwa die vaterrache der Halfdanssöhne oder das mühlenlied oder die dialogpartien der isländischen Yrsageschichte. dort der lustige oder rohe abenteuergeist des viking-

romans, hier der ernst und die feierliche tragik der heroenwelt. wir dürfen diesen dichtungen ihr natürliches altersverhältnis zurückgeben. vermeiden wir bestimmte jahreszahlen und sagen wir nur : Saxos Rolvogeschichte ist in manchen teilen eine jüngere pflanze als die heroischen fabeln der Skiǫldungasaga und der Hrólfssaga kraka. PEMüller hat schon richtig erkannt : 'die isl. saga besteht teils aus älterer, teils aus jüngerer sage als die von Saxo benützte' (Crit. Unders. s. 30). der von O. vertretene gedanke, dass die besingung der könige älter ist als die der kämpen, lässt sich erst dann recht durchführen, wenn wir Saxos Rolvogeschichte nicht mehr in bausch und bogen als älter nehmen müssen wie die norrönen sonderbildungen. denn bei Saxo sind die kämpen schon recht weit gediehen, besonders wenn wir seinen andeutungsvollen strichen die notwendige aufrundung geben (Hialto als Biarcos schützling).

Anziehend und gedankenreich ist der abschnitt s. 103 ff über den dichterischen bau der Biarkamál. das lied gehört zu der ziemlich umfangreichen eddischen, bei den Südgermanen fehlenden gruppe des rein dialogischen ereignisgedichts; denn ein epischer, sagenmäfsiger verlauf, eine fabel, 'Rolfs ende', wird unmittelbar abgewickelt, aber nur durch die reden der teilnehmer, mit ganz kurzen bühnenanweisungen in prosa. indessen innerhalb dieser gruppe stehn die Biarkamál von den eddischen vertretern ziemlich weit ab vermöge ihrer lyrischen, kampfgesangsmäfsigen art; die wechselrede ist schwächer, der rückblick stärker entwickelt. O. zeigt vortrefflich, wie drei längere lyrische reden, eingerahmt von mehr dramatischen gliedern, unser gedicht ausmachen. bei der frage nach der heimat der Biarkamál darf man jedesfalls diesen uneddischen habitus zu gunsten der dänischen hypothese in anschlag bringen. O. meint geradezu, der stil der Biark. führe uns in 'eine ältre zeit, wo die dem norden eigne darstellung, die energisch-kurze, dramaähnliche form, noch nicht voll entwickelt war. jene ältre stufe finden wir bis zu einem gewissen grade vertreten von der englischen dichtung . . .' (s. 107). 'gemessen an der übrigen nordischen dichtung, scheinen die Biark. am ehesten einer einfachern kunstform anzugehören, wo weder die lyrischen noch die epischen elemente so straff im zügel geführt wurden wie in der classischen Eddadichtung. diese beurteilung wird gestützt durch die ähnlichkeit mit dem ags., also dem nächststehnden nicht-nordischen volksstamme : der stil ligt der nordischen sonderentwicklung voraus' (s. 108 f); O. erinnert noch an die lyrischen grabgesänge bei Attila und Beowulf. s. 113 spricht er von 'den gotisk-germanske digtnings episke bredde', die der dramatischen gedrungenheit des nordens vorausliege; vgl. auch s. 109 'det gamle bredere og tilfældigere epos.'

Ich glaube, dass man diese verhältnisse anders ansehen kann. die 'epische breite' kennen wir in weltlicher stabreimdichtung

nur bei den Engländern, und im hinblick auf Finnsb., Hild., auch das späte gedicht von Ermenrichs tod (neben die Hamdismál gehalten), sowie unter erwägung der allgemeinen litterarischen bedingungen, wird man zögern, diese 'breite' über die ae. epopöe zurückzudatieren. die ae. epopöe ist zwar nach den jahreszahlen sehr alt, genetisch aber ein sehr vorgerücktes erzeugnis der englischen sonderentwicklung, und wieweit sie von aufsergermanischen mustern bestimmt ist, wissen wir vorläufig nicht. da es bei dieser frage nicht auf die versmenge ankommt, bilden jedesfalls Hild. und Finnsb., vereinigt mit den Eddaliedern, gewichtige gegeninstanzen gegen Beowulf und Waldere und lassen es nicht rätlich erscheinen, an einen gemein-südgermanischen breiten epenstil zu denken, woraus sich der kurze liedstil erst entwickelt hätte. die lyrik und die rückblicke im Beow. einerseits, in den Biarkamál anderseits zeigen nur eine oberflächliche verwantschaft. es ist der capitale unterschied : der Beow. gibt die fabel vorwiegend in unmittelbarem, redelosem bericht, dazwischen bringt er mächtig angeschwellte rückblicke, vorausblicke, lyrische und lehrhafte ergüsse als beschauliche einlagen, die die saite der epischen spannung abdrehen. die Biark. geben keine directe erzählung, bewältigen ihre fabel durch lauter rede, die sich zwar notwendigerweise von rückblicken und lyrik nährt, aber stets die triebkraft für die handlung des gedichtes beibehält. O.s vergleichung würdigt den entscheidenden umstand nicht, dass die Biark. durch ihre reden eine gegenwärtige handlung, 'Rolfs ende', fortschreitend entfalten; dass sie, kurz gesagt, ein einseitiges ereignisgedicht sind, wovon der Beow. himmelweit absteht.

Den widerspruch gegen Grundtvig (s. 108) find ich berechtigt : die rein dialogischen ereignislieder sind zwar sicherlich eine jüngre kunstform als die doppelseitigen, aber zu den rückblickenden situationsliedern, den selbstbiographieen, führen sie nicht hinüber, diese liegen in einer andern entwicklungslinie. was die bemerkung gegen mich (s. 109) anlangt, so hätt ich in der tat Zs. 46, 218 mehr hervorheben sollen, dass der kurze rückblick ('ad lyrisk vej at drage episke stumper ind i digtet') eine beliebte eigenschaft des alten doppelseitigen liedstiles ist, und dass hier ein keim gegeben war einerseits zu den rein beschaulichen berichten des Beow. und der jüngern isländischen elegien, anderseits zu den dramatisch beherschten ausblicken in den Biark. und andern gedichten dieser classe.

Dass die stilform der Biark. nicht älter, sondern jünger ist als die der Atlakviđa usw., geht auch aus dieser erwägung hervor. ein epischer stoff muste doch erst in der einfachen abfolge, mit deutlicher vorführung des äufsern geschehens, geformt worden und bekannt geworden sein, eh man die kunstreich andeutende behandlung der Biark. wagen konnte. dieses lied ist wie eine contrapunctische variation über ein thema; aber der hörer will

3*

zuerst das thema kennen. am wenigsten kann ich dem vf. folgen, wenn er die Biark. mit dem Haraldskvædi und den Eiríksmál in eine stammbaumlinie bringt (s. 111 ff). der unterschied, dass diese beiden gedichte keine epische fabel enthalten, ist in meinen augen so durchgreifend, dass man von ähnlichkeit im gebrauch der wechselrede nicht wol sprechen kann und von dieser seite nichts für die datierung gewinnt.

Wir begrüfsen es mit freude, dass Olriks buch auch in englischer übersetzung, als band 16 der Grimm library, herauskommen wird. denn das werk ist ja von vornherein auch den anglisten notwendig. und mehr als das. auch wem die dänischen sagenkönige nur von weitem in das gesichtsfeld hereinragen, jeder erforscher altgermanischer poesie wird aus dem buche belehrung und genuss schöpfen und sich als dankbaren zögling unsers sagenmeisters bekennen.

Berlin 29 März 1904. ANDREAS HEUSLER.

Über den ursprung der Grallegende. ein beitrag zur christlichen mythologie. von lic. theol. dr WILLY STAERK. Tübingen und Leipzig, JCBMohr (Paul Siebeck), 1903. IV und 57 ss. 8°. — 1,40 m.

St. macht den versuch, dem problem der Grallegende auf religionsgeschichtlichem wege näher zu treten. er gelangt dabei zu dem resultat, dass die vorstellungen von Gral und Gralburg in den frühchristlichen volkstümlichen anschauungen von h. abendmahl und jenseits wurzeln.

Die studie zerfällt in drei abschnitte.

In dem ersten führt St. aus, dass in der mit Joseph von Arimathia verbundenen vorgeschichte der Gral christlich-legendarischen ursprungs sein müsse, wenn diese vorgeschichte auch 'in den uns überkommenen litterarischen formen ohne frage keltische prägung zeigt'. dass nicht Walliser boden diese vorgeschichte erzeugt zu haben braucht, wie EWechssler in seiner bekannten arbeit über den Gral (Halle 1898) darzutun suchte, darauf weise ua. der name Gral, der lateinische fassung der ursprünglichen legende voraussetze, und die idee von der wunderbaren schüssel selbst, die sich aus der abendmahlsschüssel Josephs v. Ar. habe entwickeln können, sobald dieser mit der reliquie in verbindung gebracht wurde. auch dass Jos. v. Ar. oder Bron oder Josephe das evangelium gerade in England verkündet, besage an sich nichts für insularischen ursprung, lasse die christliche legende doch Paulus und Jacobus nach Spanien ziehen uä., und nicht nur Joseph sei mit England verbunden, sondern auch andre. s. 15 ff setzt St. sich mit Nutts hypothese auseinander : die christliche natur der Grallegende trete zu stark hervor, als dass die Gralidee aus keltischen elementen hervorgegangen sein könnte. — dieser erste abschnitt zeigt von neuem, wie schwer es doch hält, allseitig zwingende momente für die eine oder andre auffassung bei-

zubringen. ich glaube eben nicht, dass man einen energisch für den keltischen ursprung des Grals eintretenden gelehrten mit der empfindungsphrase umstimmen kann, dass er in der abendmahlsidee eine accidenz sehe, wo es sich um die substanz handele uä. (s. 18f). auch das öfters geäufserte, auch von St. ins treffen geführte bedenken, dass sämtliche von Nutt erwähnten keltischen gefäfse völlig abweichen von dem Gral, wie er uns bekannt geworden ist, hätte nur dann vollen wert, wenn wir etwas von dem Gral vor 1150 wüsten, oder wenn sich der endpunct einer sagenentwicklung nach unabänderlichen gesetzen von vornherein bestimmen liefse, oder wenn der beweis erbracht werden könnte, dass von keltischen märchenstoffen nichts verloren gegangen wäre. und wenn St. s. 21 sagt, dass der Gral als ursprünglich keltische schüssel unerklärt lasse, wie dieses wunschgefäfs mit der abendmahlsidee verbunden wurde, so ist das gefühlssache, denn von dem momente an, wo Jos. v. Ar. in die keltische sage eintrat, bestand auch die beziehung zu Christus, und konnte das keltische gefäfs alsdann zu der hohen christlichen bedeutung gelangen. nicht ohne wichtigkeit scheint mir, dafs nach einer grusinischen legende, aufbewahrt ua. in einer hs. v. j. 977 und mitgeteilt von ANWesselofsky im Archiv f. slav. phil. 23, 326, Jos. v. Ar. das blut des heilandes nicht in einer schüssel auffängt, sondern in dessen kopf- und leichentuch. auch von einer abendmahlsschüssel ist in dieser legende nicht die rede. — St. nennt im vorwort diesen ersten abschnitt ein kurzes referat über den gegenwärtigen stand der frage nach dem ursprung der Grallegende. was aber nach 1898 erschienen ist, hat er nicht mehr verwertet. ich vermisse nämlich PHagen Der Gral (1900), ANWesselofsky Zur frage über die heimat der legende v. hl. Gral (1901 s. o.), und die für keltischen ursprung lebhaft eintretende, allerdings äufserst phantastische schrift von ATVercoutre Origine et genèse de la légende du saint-Graal (1901). —

Der kern von St.s schrift ligt aber im zweiten abschnitt. der gedankengang ist dieser : in der urchristlichen kirche entwickelte sich unter dem einfluss des religiösen, namentlich von babylonisch-persischen anschauungen befruchteten synkretismus der kaiserzeit das brechen des brotes und das trinken des weines im abendmahl der christlichen gemeine zu einem sacramentalen act, in dem speise und trank als der würkliche leib und das würkliche blut Christi aufgefasst wurden, durch deren genuss man das ewige leben erlangte. sowol die spätere abendmahlslehre der kirche als namentlich die legende hielten fest an dieser vorstellung. die zukünftige herrlichkeit im jenseits aber stattete man mit stark sinnlichen zügen aus, die teilweise der jüdischen vorstellung vom paradies entlehnt waren, wobei auf 'die wunderbare leibliche erquickung der frommen und gerechten besonderer nachdruck gelegt' wurde (s. 30). als die hoffnung auf die wider-

erscheinung Christi und auf das tausendjährige reich schwand. fing die griechische vorstellung von dem aufenthalt der seligen einzuwürken an, und so entstand die auffassung vom himmel. der seinerseits mit einem compromiss von paradieseszügen und griechischen vorstellungen ausgerüstet wurde, so dass er als ein ort höchster christlicher wonnen erschien. in der naiven christlichen frömmigkeit des ausgehnden altertums und des mittelalters mit ihrer vorstellung von eucharistie und dadurch bedingter seligkeit liegen nun, erklärt St., die elemente, die das wesen des Grals bilden: der Gral gewähre den vorschmack des paradieses. wie es sich der christliche glaube damals unter allen völkern ausgemalt; der Gral sei eine vorstellung, wie man sich im paradies das gewähren von speise und trank dachte, die Gralburg ein abbild des aufenthalts der seligen. da die vorstellungen von abendmahl und paradies die Gralidee erschöpfen, so brauche es keines besondern nachweises von einem gefäfs, das aufserhalb der christlichen vorstellungswelt existierte, denn der Gral sei nur eine besondere form jener vorstellungen, obgleich immerhin volkstümliche wunschdinge eingewürkt haben können. und an einer andern stelle: die Gralburg sei mit zügen ausgestattet, die an kleinasiatisches culturmilieu erinnern. — eine kritik über die richtigkeit der angegebenen entwicklung der christlichen ideen muss ich kennern überlassen. was mich überrascht, ist dieser sprung auf den Gral. gerade wenn man hofft, dass St. uns zeigen wird, wie hier würklich die uranfänge des Grals eingebettet liegen, setzt er schon mit einer vollständigen Gralburg ein, nur weil nach ihm der Gral christlichen ursprungs sein müsse und beim Gral von wunderbarer speisung und angenehmen empfindungen die rede ist. wol sucht St. hinterher den vermeintlichen zusammenhang zwischen den christlichen ideen von abendmahl und himmel einerseits und Gralvorstellungen vom 12/13 jh. anderseits durch buntschillernde mosaikarbeit herzustellen, aber etwas positives kommt nicht dabei heraus. wenn Albrecht zb. im j. Titurel den Graltempel mit farben malt, welche der Apokalypse entnommen sind, so glaubt St. darin einen beweis zu finden, wie der autor die ursprüngliche bedeutung der Gralburg als 'widerschein des paradieses' noch bewahrt hat. wie wenn zu Albrechts zeit die hohe bedeutung des Grals nicht schon lange feststand, und wir in Albrechts beschreibung etwas anderes sehen dürfen als den endpunct einer entwicklung, die von Wolframs auffassung bedingt wurde. — St. nennt den Gral nur eine besondere form des paradieses- und jenseitsglaubens und sagt, es sei nutzlos, nach der heimat des Grals zu forschen (s. 37). die sätze widersprechen sich: eine b e s o n d e r e form hat eben eine heimat. der vf. nimmt einen einfluss breiter massen an, die gleichsam aus sich heraus eine Gralvorstellung erzeugen musten. aber da fällt es doch auf, dass es bis jetzt noch immer nicht ge-

lungen ist, in der viele jahrhunderte umfassenden, vorgralischen christlichen überlieferung eine schüssel oder etwas ähnliches mit der annähernd hohen bedeutung des Grales zu entdecken, während sich doch vom abendmahl selbst berichte erhalten haben (s. zb. Wesselofsky aao.). und beachtet man nun, wie in den quellen, die Wesselofsky im obengenannten aufsatz mitteilt, sich ebenfalls kein gefäſs findet, und welch einen merkwürdigen versuch dieser um die erweiterung unsrer kenntnis von Gral- und verwanten sagen hochverdiente forscher macht, sich die entstehung des gefäſses zu erklären (aao. s. 345. 337)[1]), so möcht ich schlieſsen, dass die erzeugung der Gralvorstellung in damaligen christlichen kreisen doch nicht so auf der hand lag, und dass, wenn christlichen ursprungs, die Gralvorstellung von éinem puncte ausgegangen ist, also eine heimat hat. — der schwerpunct dieses an sich interessanten abschnitts ligt in der behandlung der entwicklung der christlichen idee von abendmahl und jenseits; in dem entscheidenden, für die erforschung der Gralsage wichtigsten moment aber, dem ursprung des wunderbaren gefäſses, bietet St. nicht eine solide aufgebaute hypothese, sondern einen geistreichen einfall. das problem, ob der christliche gehalt im Gral primärer oder secundärer natur ist, harrt noch immer der lösung. —

Den dritten abschnitt eröffnet St. ua. mit einem an sich neuen gedanken, der aber im gefolge seiner bisherigen betrachtungen ligt. die verknüpfung der keltischen sage mit der christlichen Grallegende habe nicht ihren ursprung in zugehörigen verwanten gefäſsen, sondern in der artverwantschaft, welche zwischen den altchristlichen vorstellungen vom paradieses- und jenseitsglauben und den keltischen anschauungen vom jenseits bestanden habe. für diese artverwantschaft weist der vf. auf den unterweltsglauben der Kelten und ihren sinn für orte der freude oder des schreckens. ferner hebt er ein paar gelegentliche züge der Gralromane und verwanter keltischer und germanischer sagen hervor. — ich will hier nur zwei bedenken nennen. das erste betrifft widerum das beweismaterial. St. nimmt die sache entschieden zu leicht. jedesmal ist ein zum beweis herangezogener zug entweder einem solchen Gralroman entnommen, der in sehr starkem verdacht steht, dass das von andern abweichende eine spätere auffassung resp. ein individueller zusatz des betreffenden autors ist, oder er entstammt einer quelle die mit den Gralromanen mehr oder weniger lose in verbindung steht. wenn im Perlesvaus, und nur da, die Gralburg schloss der seelen, freudenberg und gar Edein heiſst[2]), und sich berichtet findet, dass sie von einem

[1] W. leitet *gradalis* aus **cratalis* zu *crates* her. aber die von ihm angeführten stellen haben nur *viminea*, *canistrum*, die bedeutung von *crates* stimmt nicht und die begriffsentwicklung, auch wenn wir *crates* = korb ansetzen, von 'geflochtenem korb' zu 'schüssel' hat ihren haken.

[2] St. fügt noch 'chastel mortel' hinzu; dieser name gehört aber einer

paradiesesstrom umflossen wird, und beides somit daran erinnert, dass der vf. dieses Gralromans an das paradies gedacht haben muss, so zweifelt man doch an der beweisenden kraft eines solchen zuges für den Gralursprung überhaupt, so lange diese benennung und diese angabe nur in dem Perlesvaus begegnet, dessen autor für alles und jedes eine allegorische bedeutung hat, abenteuer an abenteuer reiht, seine personen auf der Gralburg dinge erleben lässt, die weder an paradies noch jenseits erinnern, und bei dem Perlesvaus, Gawan, Lancelot, Artus die Gralburg besuchen und verlassen, wie so viele andre burgen; kurz die züge Eden und paradiesesstrom beweisen für ursprüngliche bedeutung der Gralburg nichts in einem werke, das in mancher beziehung eigne, von den andern Gralromanen abweichende wege zeigt. — im Wartburgkrieg (ed. Simrock str. 84—87) wird Lohengrin von Artus aus dem totenreich gesant. was kann dieser zug für die ursprüngliche auffassung von der Gralburg bedeuten, was gegen Wolfram und Gerbert? und haben wir in eben diesem Wartburgkrieg nicht auch die strophen 143—145, die einen ursprung vom Gral (stein aus Lucifers krone) angeben, der sich sonst nirgends findet und dem totenreich ferne ligt? die besprechung der andern beispiele ergäbe nur dasselbe resultat : was St. an beweismaterial anführt, sind secundäre entwicklungen, die niemals ein richtiges bild von den uranfängen von Gral und Gralburg geben können, geschweige denn, dass damit dargetan wäre, christliche Grallegende und keltische sage seien durch gleichgeartete jenseitsvorstellungen zusammengeflossen. — und zweitens: ich wundre mich, dass St. zur begründung seines durch neuheit auffallenden gedankens nicht rein-keltische quellen herangezogen hat. nur aus diesen, mein ich, lässt sich feststellen, wie sich die Kelten das jenseitige leben dachten. jetzt führt St. die bekannten stellen aus Cäsar an (die seelenwanderung und die herkunft vom gotte Dis) und beschränkt sich auf die allgemeinen sätze, dass sich in der Artussage scharf ausgeprägte jenseits- und unterweltsvorstellungen befänden, und in den keltischen sagen orte des schreckens und der freude eine grofse rolle spielten. wenn ich nun zu den ausführungen St.s über die christlichen jenseitsvorstellungen halte, was zb. Hd'Arbois de Jubainville in seinem Cours de Littérature celtique t. II, 344 ff über den alten seelenglauben in Irland und Gallien mitteilt, so wird es mir doch sehr zweifelhaft, ob die artverwantschaft zwischen christlichem himmelsglauben und keltischer jenseitsauffassung wol jemals so grofs war, dass dadurch eine fusion zwischen christlicher Grallegende mit Gral und keltischer Gralsage ohne Gral erfolgen muste. denn nach christlicher auffassung ist der himmel der

andern burg. s. 48 anm. 1 hat die burg im Perlesvaus 'drei namen'. sowol hier als s. 51 wird verwiesen auf Hertz s. 507; s. 51 aufserdem auf Heinzel s. 6 (lis s. 175).

aufenthalt der guten, der gerechten, 'ein rechter gegensatz zu diesem jammertal' (s. 34); die bösen sind vom genuss des himmels ausgeschlossen. der keltische jenseitsglaube macht diese scheidung nicht: das leben der verstorbenen ist eine fortsetzung ihres irdischen lebens mit seinen freuden, seinem leid, seinen kämpfen, seinem unterschied der stände, seinen dienstverhältnissen, sogar der schuldner blieb im jenseits für seine unbezahlten schulden verantwortlich.

Bedenken wir nun, dass St.s Gralburg und Gral als ausflüsse der christlichen jenseitsvorstellungen nichts weniger als erwiesen sind, und dass die fusion christlicher und rein-keltischer jenseitsvorstellungen nicht ohne weiteres einleuchtet, so ergibt sich, dass St. weit energischeres beweismaterial herbeischaffen muss, soll sein geistreicher gedanke zu einer fruchtbaren hypothese heranwachsen. noch fehlt uns der boden, woraus wir die Gralsage in ihren anfängen und ihrem ursprünglichsten wesen verstehn möchten.

Gesamteindruck: was St. an beweismaterial und folgerungen bietet, führt nicht zu dem resultat, dass Gral und Gralburg in den frühchristlichen volkstümlichen anschauungen von hl. abendmahl und jenseits wurzeln. trotz alledem nenne ich St.s studie einen beachtungswerten versuch zu einer neuen beleuchtung des problems vom ursprung des Grals.

Tilburg in Holland. J. F. D. Blöte.

Die tirolische mundart. von Josef Schatz. [Separatabdruck aus der Ferdinandeums-zeitschrift.] Innsbruck, im selbstverlage, 1903. 94 ss. 8°.

Schatz hat sich, wie er sich in der einleitung ausdrückt, zur aufgabe gestellt, die wichtigsten lautlichen verhältnisse der tirolischen mda. in ihrer verbreitung und entwicklung klar zu legen, und das ist ihm in hervorragender weise gelungen. in gedrängter zusammenstellung enthält die arbeit eine fülle durchweg verlässlichen, weil auf eigener beobachtung beruhenden materials, das der vf. durch eine reihe von jahren auf seinen philologischen kreuz- und querzügen durch seine heimat gesammelt hat, wobei ich bemerken möchte, dass man das 'kreuz' wol auch im sinne einer bekannten redewendung fassen darf, wenn man die schwierigkeiten, mit denen man bei derartigen unternehmungen kämpfen muss, kennen gelernt hat. — mit zugrundelegung seiner früheren arbeit, der Mundart von Imst, behandelt Sch. den lautstand der Tiroler mdaa., soweit sie eine in sich geschlossene dialektgruppe bilden, ohne indes gelegentliche ausblicke auf die verhältnisse in den angrenzenden mdaa., speciell soweit sie noch tirolisch sind, und das gesamte bairisch-österreichische dialektgebiet zu unterlassen.

Die abhandlung zerfällt, von der einleitung abgesehen, wo

die bisherigen arbeiten über die mdaa. Tirols, ihre stellung zum bair.-österreichischen im allgemeinen, ihre beziehung zu dem angrenzenden alemannischen und der arbeitsplan besprochen werden, in vier teile: der erste behandelt die consonanten, der zweite die vocale, der dritte die quantitätsverhältnisse, der vierte abschnitt enthält eine kurze zusammenfassung der gewonnenen resultate mit besonderer rücksicht auf die gruppierung der mdaa. und erörtert den zusammenhang der einzelnen dialektgruppen mit der alten politischen einteilung. den wesentlichen inhalt der arbeit will ich nun in kürze zusammenfassen, ohne mich gerade an den gang der untersuchung zu halten, da ich sonst gefahr liefe, die übersichtlichkeit zu verlieren.

Die mdaa. Deutschtirols gehören mit ausnahme des schwäbischen streifens in der nordwestecke sämtlich dem bair.-österr. dialektgebiet an uzw. — das Unterinntal mit seinen seitentälern abgerechnet, jedoch mit einschluss des Zillertals — der südbairischen gruppe (vgl. Sievers Beiträge 28, 7). germ. *k* ist, soweit es nicht zur spirans verschoben wurde, in allen stellungen aspiriert, uzw. erscheint es durchweg als echte affricata *kχ* (s. 11). dies bildet also innerhalb des bair. sprachgebietes, abgesehen von einigen randgebieten in Baiern und einzelnen sprachinseln, ein besonderes merkmal der Tiroler mda., denn Kärnten und Steiermark kennen an- und inlautend wol nur die aspirata, allerdings mit ziemlich starkem hauch. (als solches merkmal darf vielleicht auch die durchgängige vertretung des *ür* durch *i* — gegen sonstiges *iər* — betrachtet werden, vgl. s. 26. inlautendes *št* reicht dagegen auch auf bair.-österr. sprachboden über die Tiroler landesgrenze hinaus). der hist. unterschied zwischen *d* und *t* (germ. *þ* u. *d*) ist bewahrt (s. 19 ff). *l* und *r* haben sich fast durchgehends und im wesentlichen unverändert erhalten (s. 22 ff). mhd. *ê*, *ô*, *œ* erscheinen als 'unechte' diphthonge (s. 27, 31). das *ö* in Pfunders und Lapach (s. 27) ist jedesfalls secundär, die *ou (o)*, *öi (ö)* der stadtsprache (s. 31) sind offenbar fremde elemente. zu beachten ist ferner die behandlung des deminutivsuffixes (s. 54. 85), eventuell auch die des *n* nach nasalen (s. 55). aufserdem vergleiche man noch das unten über die vocalischen und consonantischen auslautverhältnisse gesagte.

Das von Schatz behandelte gebiet Tirols lässt sich nach seinem mehr oder minder conservativen verhalten gegenüber urspr. auslautenden nebentonigen vocalen (mhd. *-e* in nebensilben) in zwei grofse gruppen scheiden. die haupttäler, also das verkehrs- und durchzugsgebiet mit seinen gröfseren und zahlreicheren culturcentren, vor allem das Inn- und Etschtal, zeigen apokope. die abgelegenen seitentäler hingegen (das Ötztal, Zillertal, das gebiet um den Brenner, das obere und mittlere Eisacktal, ferner das Pustertal mit dem ganzen osten Tirols) sind auf einer älteren entwickelungsstufe stehn geblieben, vgl. s. 49 ff. dieses

conservative gebiet reicht noch über die landesgrenze hinüber nach Kärnten, vgl. Beiträge 28, 87 ff. die erhaltung betrifft das auslautende *-e* der schwachen masculina und neutra, der neutralen *jo*-stämme und der *jo*-adj., des nom. u. acc. pl. (bzw. des dat. sing.) der männlichen *o*-stämme (über diese s. unten), ferner den vocal der vorsilbe *ge-* und der präp. mhd. *ze*. die vocale der verbalendungen sind durchweg geschwunden; doch auch in bezug auf die obigen gruppen sind die alten verhältnisse nicht überall rein bewahrt. der ausl. vocal erscheint im Pustertal als geschlossenes *e*, sonst als *ə*. mit der erhaltung der auslautenden vocale hängt in diesem gebiete die erscheinung zusammen, dass urspr. auslautende verschlusslenes (ahd. *b*, *d*, *g*) als fortes *p t kχ* auftreten wie im mhd. (vgl. s. 16. 17. 18). dies gilt zt. auch für reibelaute (s. 65). weitere eigentümlichkeiten des nicht apokopierenden teiles sind die form *dǫs* 'das' für sonstiges *dös* (s. 45 anm.) und die unterscheidung zwischen vorderem und hinterem *χ*, bzw. *h* (s. 21). damit fällt im allgemeinen auch jenes gebiet zusammen, welches *r* vor dentalen verschlusslauten zu *rš* entwickelt hat (s. 69) und das eine art palatalisierung des *u*, *o* zu '*ü*', '*ö*' aufweist (s. 27 f). auch dies scheint etwas altertümliches zu sein, vgl. die verhältnisse im gottscheerischen (Hauffen Die deutsche Sprachsinsel Gottschee s. 20 f. ansätze bzw. reste dieser aussprache finden sich im südbair. auch sonst, vgl. die beschreibung der *u*-articulation bei Schatz Mda. von Imst s. 4 und bei mir Beitr. 28, 10).

Die Centralalpen bilden ein starkes natürliches verkehrshindernis zwischen dem nördlichen und südlichen teile des landes, sind daher auch eine ausgeprägte dialektscheide. die mdaa. Nord- und Südtirols unterscheiden sich im wesentlichen in folgenden puncten: die reibelautfortes sind im norden durchweg erhalten, im süden sind sie nach länge mit den lenes zusammengefallen; nach kürze sind sie hier zt. bewahrt, zt. aber bei erhaltung der vocalkürze auch lenes geworden, so dass wir also in einem teile Südtirols kurze starktonsilben vor spiranten haben (s. 58 ff). vereinzelt finden sich hier auch schon dehnungen der kurzen vocale vor urspr. fortes, wie in Kärnten. ein weiterer unterschied besteht darin, dass die südlichen mdaa. das dem norden zukommende consonantische anlautgesetz, wonach alle urspr. lenes im freien anlaut zu fortes werden, nicht kennen (s. 24). damit hängt auch die erscheinung zusammen, dass im süden anlautendes fremdes *k* noch als unaspirierte tenuis erhalten ist, wie in Kärnten, während es im norden mit *g* zusammenfallen muste (s. 17). gegensätzlich ist die behandlung des alten *ë* (s. 35 ff) : wir finden hier den norden in übereinstimmung mit dem übrigen bair.-österr. sprachgebiet (zusammenfall mit dem umlauts-*ė* aufser vor *r l*), der süden hat hingegen mit ausnahme des eigentlichen verkehrsgebiets (unteres Etschtal) die urspr. verhältnisse im ganzen rein bewahrt;

nur das Brennergebiet nimmt in dieser hinsicht eine eigentümliche mittelstellung ein, doch weist es nähere beziehungen zur südl. gruppe auf. ähnlich wie das *ě* ist auch mhd. *ǒ* vor *r* in beiden teilen verschieden entwickelt: der norden bietet in diesem falle offene, der süden mit teilweiser ausnahme des östl. Pustertals hat auch hier geschlossene qualität (s. 27 f)[1]. ein unterschied besteht ferner in der behandlung des germ. *h*, das vom Pustertal abgesehen im süden mit dem verschiebungsproducte *χ* zusammenfiel, während im norden die beiden laute auseinandergehalten werden (s. 21 f). zu erwähnen ist ferner, wie aus s. 58. 59 anm. hervorgeht, dass die Südtiroler lenes — wider mit ausnahme des Pustertals — stärker articuliert werden als die Nordtirols und zt. auch des mittelbairischen. sie dürften wol mit den kärntnerischen übereinstimmen. dieser unterschied ist mir besonders aufgefallen, als ich die echten lenes des Pustertals hörte, die mir (vgl. mda. v. Pernegg s. 140) geradezu als stimmhaft vorkamen. da Schatz von einer stimmhaften aussprache nichts erwähnt, so mag ich wohl schlecht gehört haben.

Weniger ausgeprägt sind die verschiedenheiten zwischen dem östl. und westl. teile des landes. es sind hier besonders 2 merkmale hervorzuheben: das im osten herrschende *ũ* für langes bzw. gelängtes nasaliertes *a* und das *oi* als vertreter des mhd. (nicht umgelauteten) *iu*, wofür der westen einerseits *ō̃*, *ōu* anderseits *ui* aufweist (s. 32 f. bezw. 45 f). allerdings fallen die grenzen nicht zusammen (vgl. linie 8 und 11 der karte).

Nun zu den einzelnen mundartengruppen. im süden hebt sich das Pustertal als eine in sich geschlossene einheit wol am stärksten von den übrigen dialektgruppen ab. die charakterisierenden merkmale hat Schatz s. 77 wenigstens zt. zusammengestellt. es sind dies vor allem die bewahrung alter kürzen in urspr. 3silbigen formen (zb. sing. *nēwl* pl. *nĕwl*), die vertretung des *uo* und *ô* vor nasalen durch *ui*, aller nebentonigen längen durch *a* (aufser dem demin. auf *-ile*, s. 54), die abweichende behandlung des auslautenden silbischen *r* (s. 23) und der abfall des ausl. *n* nach *l* und nasal (s. 55). in der strengen scheidung der beiden *ĕ*-laute stimmt es mit dem Vinschgau überein. hervorzuheben ist ferner das Eggental südöstl. von Bozen, welches im gegensatz zu allen übrigen mdaa. den secundären *a*-umlaut noch als *e* (bezw. *ei*) erhalten hat, wie ein teil der ital.-krainischen sprachinseln. im norden sondert sich das obere Inntal, womit auch das Lechtal in den wichtigsten puncten übereinstimmt, besonders merklich von dem übrigen gebiet ab. die wesentlichen merkmale sind: schwund des ausl. *n* in nebensilben (s. 22), entwicklung des *ĕl*, *ĕr* zu *ar*, *al* (s. 35), des *ou* zu *ō*, *ou* (s. 41).

[1] doch ist es fraglich, ob man aus dem beispiel *fǫrχn* schliefsen darf, dass um Innsbruck allgemein *ǫr* gesprochen wurde; auch die Kärntner stadtsprache hat in diesem falle *ǫr*, während sonst alle *ŏr* als *uǝr* erscheinen.

die erhaltung des endvocals bei mehrsilbigen fem. (s. 55), die *-lə, -li* dimin. (s. 54), ferner die regelmäfsige weiterentwicklung des mhd. *-e* in der adjectivflexion (s. 56), woran jedoch auch das obere Vinschgau und das Pustertal teilnimmt, während die übrigen mdaa. das *-iu* verallgemeinert haben. dass die betreffenden grenzlinien nicht zusammenfallen, ist für eine allgemeine übersicht von keinem belang. vom mittleren Inntal unterscheidet es sich in der bewahrung des inl. germ. *h* als hauchlaut. eine sonderstellung nimmt ferner auch das untere Inntal ein, das, wie oben bemerkt, schon dem mittelbair. typus zugezählt werden muss. die dialektgrenze bei Schwaz ist somit die schärfste innerhalb des bair. sprachgebiets in Tirol. die abweichungen bespricht Schatz auf ss. 12 (*kχ-k*), 19 (*d-t*), 23 (*'r'*, *'st'*), 24 (*'l'*), 61 anm. nur in einem puncte stimmt der westliche teil des Unter-Inntals mit dem südbair. überein, nämlich in der behandlung des *ê* und *ô* (s. 27. 31), wie denn auch eine erscheinung des mittelbair., die kürzung von längen vor reibelautfortes (s. 70), in das mittlere Inntal hinübergreift. zu bemerken wäre noch, dass der umlaut des *u* und *iu* in einzelnen gebieten als *ǫi* erscheint (s. 25. 26. dieses *ǫi* ist von dem *oi* = *diphthong *iu* verschieden), und dass drei von einander getrennte gruppen *a* für mhd. *ei* aufweisen (s. 40).

Damit glaub ich nun das wesentliche zur charakterisierung der hauptgruppen gesagt zu haben. eine solche übersicht bildet zugleich eine notwendige ergänzung zu Schatzens arbeit, die bei all ihrer sonstigen trefflichkeit von dem vorwurf einer geringen übersichtlickeit nicht völlig freigesprochen werden kann. Sch. gibt uns im fünften abschnitt zwar eine zusammenstellung der wichtigsten eigentümlichkeiten der einzelnen gebiete, leider ist aber diese nicht ganz lückenlos ausgefallen und überdies mit erwägungen historischer art verquickt, so dass dadurch die übersicht wider einbufse erleidet. aus dem einen capitel hätten eben zwei gemacht werden sollen. ich bin keineswegs ein freund starrer rubricierung, die nur ein falsches bild von dem daseinskampfe der sprachlichen erscheinungen geben würde, doch wäre in unserem falle im anschluss an eine so eingehnde besprechung der tatsächlichen verhältnisse die gefahr eines misverständnisses nicht allzugrofs, zumal da durch die beigefügte karte einem solchen gründlich vorgebeugt ist. auch vermisst man die einteilung in paragraphen : das sorgsam ausgearbeitete inhaltsverzeichnis kann uns für diesen mangel nicht ganz entschädigen[1].

Aus dem dargeleglen ergibt es sich, dass die dialekte Tirols in der consonantenentwicklung im wesentlichen dieselben züge aufweisen, die uns Schatz in seiner Mda. von Imst in so gediegener weise beleuchtet hat. sehr viel neues enthält der abschnitt über den

[1] es wäre dadurch viell. vermieden worden, dass zusammengehöriges an verschiedenen stellen behandelt wird, wie zb. *ĕ*, *æ* s. 31, *ē* s. 40, oder *ŏ* s. 27, *ō* s. 45. man vermisst da vor allem die nötigen verweise.



vocalismus, speciell der mindertonigen silben. der anschauung, dass die apokope als allgemeines charakteristicum des bair.-österr. anzusehen ist, hab ich schon gelegentlich der behandlung meiner Kärntner mda. entgegenzutreten versucht, die verhältnisse in den Tiroler dialekten machen sie völlig hinfällig. und wir können die conservierung auslautender vocale getrost als ein weiteres kennzeichen des südbair. den eingangs angeführten merkmalen anreihen, wenngleich sie auch heute kein allgemeines charakteristicum desselben mehr bildet. sicher ist, dass der süden die apokope später eintreten liefs und dass er hierzu vom norden angeregt wurde, uzw. wol durch vermittlung der stadtdialekte. dass die umgangssprache der gebildeten, die ja für die stadtdialekte von besonderer bedeutung ist, eine gewisse tendenz hat, mittelbairische elemente in sich aufzunehmen, ist eine überall zu bemerkende tatsache, die jedesfalls dem einfluss der reichshauptstadt Wien zuzuschreiben ist. besonders bezeichnend ist in dieser hinsicht, wie mir prof. Luick mitteilte, dass die Steirer, wenn sie sich der schriftsprache bedienen, die aspiration von in- und auslautendem *k* vielfach aufgeben, während sie die steirischen mdaa. (wenigstens zum grösten teile) noch kennen. nur mit einer gewissen zurückhaltung wagte ich in meiner arbeit die behauptung auszusprechen, dass der auslautende vocal der schwachen fem. für einen teil der altbair. mdaa. als länge anzusetzen sei. die tirolischen verhältnisse (p. 51 ff) zwingen uns förmlich zu dieser annahme. beweisend sind die mdaa. des Lechtals, des östlichen Ober-Inntals und des inneren Ötztals. das verhältnis der endung der *ā*- zu der der *ān*-stämme ist hier folgendes : 1) — : *o*, 2) — : *a*, 3) *ə* : *a*. der plural endet in 1 auf *ə*, in 2 und 3 auf *n*, *ən*.[1] in den übrigen mdaa. sind die endungen zusammengefallen, das westliche Ober-Inntal ausgenommen. man muss Schatz wol zustimmen, wenn er die länge als übertragen ansieht und wenn er mit rücksicht auf die verhältnisse in den sprachinseln südlich vom Gornerhorn (Monte Rosa) auch für das schweizerische -*ə* der schwachen fem. dieselbe vorstufe für wahrscheinlich hält. das südbairische weist überhaupt so mannigfache übereinstimmung mit dem hochalemannischen auf, dass wir mit recht von einem südobd. typus reden dürfen (vgl. Schatz s. 12). eine beachtenswerte erscheinung ist auch die erhaltung kurzer silben im pustertalerischen.

Im einzelnen hätt ich zu bemerken : Schatz teilt (s. 10) das bair.-österr. in 3 gruppen: süd-, mittel- und nordbairisch und stellt diese dreiteilung meiner zweiteilung in nord- und südbajuwarisch gegenüber. dazu möcht ich nur sagen, dass ich bei meiner einteilung das nordgauische (oberpfälzische) nicht im auge hatte und das bair.-österr. in engerem sinne fasste, wie aus der anführung der betr. dialektgebiete hervorgeht, ausgehend von der voraussetzung,

[1] der endungsvocal kann daher nicht als vocalisierung von -*n̥* angesehen werden.

lass jenem eine gröfsere selbständigkeit zukomme. die richtigkeit dieser auffassung möcht ich nach gründlicherem vergleiche bezweifeln und Schatz recht geben, wenn er das oberpfälzische als dritte, gleichwertige gruppe neben die beiden anderen stellt; denn im grunde genommen sind die verschiedenheiten zwischen dem mittelbair. und nordgauischen nicht viel gröfser, als zwischen jenem und dem südbair. sie überwiegen zwar auf dem gebiete des vocalismus, aber in bezug auf den consonantismus stehn sich die beiden gruppen bedeutend näher. Sch. zählt auch die steirischen mdaa. zum südbair. dies ist insofern richtig als der gröste teil derselben die aspiration des *k* in dem gleichen umfang erhalten hat wie die mdaa. Kärntens und Tirols. in der behandlung des *é, ó*; *d-t*; *r, l* jedoch zeigen sie im allgemeinen eine gröfsere verwantschaft mit den nördl. mdaa. Steiermark ist demnach eher als übergangsgebiet zu betrachten.

S. 14 bezweifelt Sch. die richtigkeit einer ansicht, die ich s. 146 m. abhandlung ausgesprochen habe, dass nämlich das *k* in *-lk-*, *-rk-* nur im falle einer vocalentwicklung zum reibelaut geworden sei. ich weifs nicht, ob er recht hat. formen wie *wolχə, pọlχə* etc., die er zur stütze seiner ansicht anführt, sind wol so zu erklären, dass die gemination nach consonanten in einzelnen mdaa. aufgegeben wurde, sonst müste man annehmen, dass auch *kk* nach *r, l* zur spirans verschoben wurde, dass also alle unsere *lkχ*, *rkχ* fremden ursprungs seien, und das wird man doch auch nicht behaupten wollen. wenn aber diese vereinfachung eintrat, so konnte doch auch vocalentwicklung eintreten wie in den übrigen fällen; also beweisend sind diese beispiele nicht. dass das nördl. gebiet, dh. das mittelbair., *rk, lk* unverschoben hat, ist nur zt. richtig. so kennt das oberösterr. Traunviertel zwar *foik* (volk), *štọək* (stark), ferner *miəkə* (merken), *wiəkə* ('würken', weben) *pọikə* (pl. balken), *woikə* (wolke), *gwüikəd* (gewölk), aber *pīrə* (birke), *šuəwēə* (schuhwerk, dag. *weəχ* werg), *mǭə* (mark, grenze), *mälə* (melken), *wüi* (welk) mit schwund des vorauszusetzenden *χ* bzw. *h*, wie etwa in *lēəpam* (lärchbaum), *khiərə* (kirche), *khöi* (kelch), *müi* (milch). die verteilung ist also ziemlich dieselbe wie im kärntnerischen. wenn man nun für dieses gebiet vocalentwicklung anzusetzen hat, so kann man es doch auch für den süden tun. das vorarlbergische *kχilkχə* könnte, wenn nicht etwa mehrere fälle dieser art vorliegen, auch anders erklärt werden, vielleicht hat es doch auch eine form des wortes ohne zwischenvocal gegeben. zu s. 14 z. 32 möcht ich bemerken, dass bei entlehnung aus dem nordobd. kein grund zur substitution des ungehauchten *k* durch *kχ* vorligt, da ja die mdaa. inlautendes *k* kennen; anders freilich ist es bei entlehnung aus der schriftsprache.

Der abschnitt über die entwicklung des germ. *d, þ* (s. 17 ff) erfordert eine eingehnde beleuchtung, da der von Sch. herangezogene mittelbair. grenzdialekt offenbar keine reine entwicklung der ver-

hältnisse bietet. die folgende zusammenstellung soll zur aufhellung der frage das nötige beitragen. die beispiele verdank ich meinem freunde prof. ALehofer aus Kronstorf im Traunviertel. in seiner mda. stehn sich die fälle nun folgendermaſsen gegenüber:

I. ahd. *t* ist erhalten inlautend

a) bei urspr. gemination : *tsèttn* (mhd. *zètten*), *wèttn*, *pittn* *hittn* hütte, *pittə* bitter, *lǫttn* latte, *tuttn* zitze, *tèttn* töten, *lèttn* löten, *nèttn* nötigen, *saittn* (ahd. *sitta*), *laittn* (ahd. *hlûtten*), *taittn* (**þiudjan*). *rǫattn* rechnen (**raidjan*), *lǫattn* (**laidjan*), *šnǫattn* (**snaidjan*), *pliəttn* bluten, *hiəttn* hüten, *priəttn* brüten, *niəttn* (nieten, *-jan* verb.), *hiəttn* (**hardjan*). *sǫattn* saite scheint *jān*-stamm zu sein, *štettiš* störrig, setzt ein mhd. *stètte* voraus. hierher gehören mehrere fälle mit (urspr.) *t*+*r* : *ǫattə* (ahd. *eittar*), *lǫattə* (ags. *hlǣdder*), *khottə* gefängnis (vgl. Beitr. 28, 152), *kfatt(ə)rin* gevatterin, *auttə* euter, *haittə* 'häuter', armer mensch, *hǫattə* heiter, *öittən* eltern (dag. *öidə* älter), *winttə* winter, *munttə* munter, *hinttə* hinter, *unttə* unter, *tsunttə* zunder (vgl. Beitr. 28, 129). in einzelnen dieser beispiele wird die verschärfung wol secundär und aus der silbentrennung zu erklären sein, vgl. dazu Schatz s. 16 zu 'nebel'. — daran reihen sich noch einige wenige fälle mit erhaltenem kurzen vocal wie *pettn* beten, die wol unter schriftsprachlichem einfluss stehn mögen.

b) in der stellung zwischen *n*+*n* : *šinttn* schinden, *fršwenttn*, *enttn* enden, aber auch *rinttn* rinde, *anttn* ente, *pinttn* binden, *winttn* winden.

II. Es ist mit *d* zusammengefallen

a) anlautend in *t*, zb. *tǭ* dach, *tǫg* tag.

b) auslautend in *d* : *rǫd* rot, *pōd* bote, *plǭd* blatt, *šnīd* schnitt, *laid* leute, *ǫid* alt, *plind*, *wiəd* wirt, *špōd* spott. — ausgenommen sind wörter mit alter geminata und apokope : *špot* (ich) spotte, *pit* (ich) bitte, *pèt* bett, *khit* (mhd. *kütte*), *drit* dritte, *hiət* hart (*jo*-stamm). *sind* (ahd. *suntea*) ist wol entlehnt, dies gilt auch von wörtern wie *klǫt* glatt, *fǫət* fahrt.

c) ebenso inlautend : 1) nach alter länge und diphthong : *plōdən* (mhd. *blâtere*), *nǭdən* (*nâtere*), *prǭ[d]n* braten[1]), *pēdə* Peter, *šrǭ[d]n* schroten, *rē[d]n* röte, *gnēdi* (mhd. *genœtec*), *štrai[d]n* streiten, *rai[d]n* reiten, *lai[d]n* leite, *boi[d]n* bieten, *rǫadl* (mhd. *reitel*), *preə[d]n* breite (aber *prǫattn* breiten verb.), *fuədə* futter, *muədə* mutter, *giə[d]n* güte. 2) nach urspr. kürze in offener silbe: *gǭdən* gatter, *kfǭdə* gevatter, *šǭ[d]n* schatten, *khē[d]n* kette, *wēdə* wetter, *pēdln* betteln, *šli[d]n* schlitten, *kšnī[d]n* geschnitten, *wīdin* witwe, *lōdə* (mhd. *loter*), *pūdə* butter. 3) nach sonorconsonanten mit der oben angef. ausnahme : *windi* windig, *pində* binder, *šindl*, *sǫndi* sandig, *handi* (ahd. *hantag*), *pendiŋa* bändigen, *fraindli* freundlich, *fǫlda* Valentin; *hǫi[d]n* halten, *šäi[d]n* schelten, *špǫi[d]n* spalten, *khöi[d]n* kälte; *eədə* örter, *gā[d]n* gerte, *gǫədn* garten, *fiədi* fertig. —

[1] vor *n* ist *d* (gleichgiltig ob ahd. *t* oder *d*) geschwunden.

auffallend dagegen : *wǫətln* warten, *guətln* f. gurt. — hierzu wäre zu bemerken, dass in einer reihe von fällen, wo das südbair. inl. *nd* für altes *nt* (gegen sonstiges *nt*) aufweist, *nn* erscheint, dh. derselbe laut der auch für inl. *nd* auftritt, zb. *khinnə* kinder. man vergleiche : *wunnə* wunder, *hǫnnln* handeln, *psunnə* besonder, *hunnəd* 100, *wǫnnən* wandern, (*aĩ*)*weni* (ein)-wendig. in diesen fällen scheint also die erweichung gemein-altbajuwarisch zu sein (s. Schatz Mda. v. Imst s. 87 f, Beitr. 28, 128).

Diese verhältnisse können für das mittelbair., und damit stimmt ja in den grundzügen auch das nordbair. überein — vgl. Gradl Baierns mdaa. II 238 f —, wol als das normale betrachtet werden. es kommen in einzelnen mdaa. abweichungen davon vor, die zt. als beeinflussungen durch die schriftsprache oder, wie im Unterinntal, durch das benachbarte südobd. gedeutet werden können, in gewissen fällen aber wol auch selbständige sonderentwicklung sein dürften; letzeres gilt insbesondere für die stellung des *t* nach sonorconsonanten. — irreführend ist bei Sch. der ausdruck 'alte länge' st. 'diphthong' s. 19 z. 21, vgl. dazu s. 19 z. 11 f. übrigens wär es auffallend, warum gerade *â* eine ausnahme bilden sollte. — nicht ganz zutreffend, wenigstens einer einschränkung bedürftig, ist s. 23 die bemerkung, dass sich östlich von Schwaz die *s* in der wortinl. verbindung *sp* erhalten haben. das mag für das angrenzende gebiet geltung haben, aber in Kärnten, Steier, Österreich, auch Westböhmen (vgl. Gradl aao. p. 359) wird inl. *šp* gesprochen. — s. 29 anm. wird der umlaut in *förχ*, *förhe* dem einfluss des stoffadj. *vörhin* zugeschrieben. es wäre gegen diese auffassung zwar nichts einzuwenden, aber vielleicht lässt sich die sache doch anders erklären. es ist eine auffallende tatsache, dass in einer reihe von wörtern der vocal vor *r*+guttural od. labial (secundär) umgelautet erscheint, obwol sich kein *i* in der folgesilbe nachweisen lässt. vgl. aufser 'föhre' noch nhd. 'körper', 'erker' (kärnt. *arkr* < lat. *arcora*), 'schärpe' (bair. *šarpfə̃*, Schmeller II 470, dessen *ä* man als ersatzlaut für helles franz. *a* zu deuten pflegt), ferner mhd. *mermel* (kärnt. *warwl*) und gemeinbair. *harpfn* harfe, *kharpf* karpfen, *ferə* 'förchen', forelle, *narb*(*m*), *arb*(*m*) 'narbe', sperring. in einigen fällen könnte man den uml. als auf suffixwechsel beruhend auffassen, aber m. e. haben wir es hier wohl mit einer art *r*-uml. zu tun. s. 26 der Pernegger mda. hab ich auf die modificierung der vocale durch nachfolgendes (alveolares bzw. cerebrales) *r* aufmerksam gemacht. es wäre nun möglich, eine ähnliche aussprache des *r* auch für ältere perioden vorauszusetzen, die in einzelnen fällen zum uml. geführt hätte. vielleicht liefsen sich auch formen wie mhd. *ärweiz*, *ärbeit* so erklären. mit sicherheit kann man dies freilich nicht behaupten, weil sich die sache nicht generalisieren lässt, doch ist zu beachten, dass auch der *š*-uml. nicht allgemein durchgeführt ist. — imsterisch *gaidə*, schweiz. *güdə* (s. 46. anm.) haben

wol altes *û*, nicht *iu* (vgl. mhd. *gûden*, kärntn. *gaudn* prahlen), sind also auf **gūþjan* zurückzuführen. — einer eingehenden besprechung sind die fälle mit ahd.-*awi* unterzogen s. 42 ff. die von Sch. gegebene erklärung der einzelnen formen ist unanfechtbar, wenngleich ich für die *ai*-formen eine andere vorziehen möchte. während *ou* sonst durch folgendes *i* unbeinflust blieb, entwickelte sich ein compromisslaut *öu* in jenen fällen, wo *o͡u* und *e͡u* nebeneinander standen, dieses *öu* hätte sich dann zu *ai* weiter entwickelt, *eu* wird sonst zu *oi*, vgl. *hois* Matthäus, *khrois* (krebs, wenn Nagls erklärung : *eb* > *ew* > *eu* richtig ist). selbstverständlich können diese isolierten beispiele nicht als beweisend hingestellt werden. — von interesse sind die s. 47 angeführten ortsnamen, welche deutlich zeigen, dass auch die endung -*in* des schwachen adj. den stammvocal umlauten konnte, und darunter vor allem die zwei erstgenannten, die geradezu als schlagender beweis für das vorhandensein eines uml. von *iu* angeführt werden können. zu bemerken ist, dass auch im kärnt. Lavanttal wider *ui* erscheint, vgl. Lexer s. XI. — dass *ui* bzw. *oi* als metathese zu betrachten sei (p. 48), möcht ich auch jetzt noch bezweifeln. jedesfalls sind auch in gebieten, wo heute *ui*, *oi* gespr. wird, einmal übergangsformen *eu* (*eo*, *öu*) vorhanden gewesen; darauf weisen schreibungen wie Leoben (gespr. *loibm*) hin, ferner die von mir § 75, 2 angeführten wind. formen mit *öu*, die durch utraquistische hausnamen vermehrt werden können. aus *eu* aber kann sich durch metathese wol schwerlich ein *ui*, *oi* entwickelt haben. meine ansicht ist, dass die beiden bestandteile in *iu* bezw. *eu* sich gegenseitig beeinflussten. auf den ersten wurde die rundung des zweiten übertragen, während dieser nach vorne geschoben wurde, dh. zu *ü* wurde; darnach wären die beiden wider differenziert worden, der palatovelare erste teil wurde velar, während *ü* seine rundung verlor wie isol. *ü*. eine ähnliche entwicklung bietet im bair. germ. *ai* : durch assim. wird es zunächst *ei*, durch dissim. wider zu *ai*, *ae* und schliefslich zu *ǫa*. das oberpfälzische *ei*, *ou* (das *eu* bei Sch. ist wol druckfehler), das zum vergleiche herangezogen wird, setzt m. e. monophthong voraus. — dass der ortsname Taufers in Nordtirol mit fortis gesprochen wird s. 58, mag sich wol aus der anlehung an 'taufe' erklären lassen. —

In der behandlung der vocalquantität inlautender silben stimmt Tirol mit ausnahme des Pustertals im wesentlichen mit dem gemein-bair. überein s. 58 ff : dehnung in offener silbe, erhaltung der kürze in (urspr.) geschlossener (vor geminaten und doppelconsonanz mit teilweiser ausnahme der *r*-verbindungen). vor *m*, *t* zeigen sich unregelmäfsigkeiten. einen beträchtlichen unterschied weisen dagegen die einzelnen mdaa. in der behandlung des vocals vor auslautender consonanz auf. Sch. geht richtig von der voraussetzung aus, dass in diesem falle für das ahd. schwach ge-

schnittener accent anzusetzen ist. nur hätte er aber auch das mhd. auslautgesetz, das er mit grofser reserve behandelt, als gleichwertigen factor für das verständnis der weiterentwicklung heranziehen sollen. m. e. ist dies gesetz, das wol für alle obd. mdaa. in anspruch genommen werden muss, eben als reines cons. auslautgesetz zu betrachten, das mit der vocalquantität urspr. nichts zu tun hatte, wenngleich es selbstverständlich auf die weiterentwicklung einwürkte. ich meine, aus urspr. *gràb, glàs, piz, màn, zòpf* mit ausl. lenis in dem einen, fortis (bzw. halbfortis) in dem andern falle wurde abair. *gràp, glàss, piss, mànn, tsòpff* mit durchgängiger fortis, nicht etwa *gràp* etc. mit stark geschnittenem accent. daraus konnte sich nun im weiteren verlaufe zweierlei entwickeln : entweder wurde der schwach geschn. acc. aufgegeben zu gunsten des stark geschn. mit gleichzeitiger kürzung des vocals, oder er übte eine rückwürkung auf die fortisconsonanz aus und verwandelte diese allmählich in eine lenis bei gleichzeitiger dehnung des vocals. letzteres ist fast ausnahmslos durchgeführt worden in den mittel- und nordbair. dialekten. vgl. *grǭb, glǭs, pīs, fǭs* (fass), *tsōbf*, (urspr.) inl. *grēwə, glēsə*, aber *piss, fàssə, tsépf.* (doch zb. sing. u. pl. *šǭf* schaff, scheffel weil neutr.) im süden trat die dehnung in der regel nur da ein, wo sie durch die inl. form begünstigt wurde, zb. *grǭb, glǭs* dag. *fǫs, tsöpf.* daneben finden sich zahlreiche ausnahmen nach der einen oder andern seite. vielfach muss die qualität der ausl. consonanz in betracht gezogen werden. so ist zb. in Kärnten die kürze nur vor doppelconsonanz und vor verschlussfortis erhalten. für Tirol gelten im allgem. folgende regeln : die vocaldehnung bezw. schwächung der consonanz tritt — von einigen erstarrten formen abgesehen — allgemein ein vor urspr. lenis; nur die nicht apokopierenden täler haben die fortisconsonanz meist noch erhalten, zt. noch bei vorausgehnder dehnung (p. 67), vgl. *hoff*, pl. *höfe, grǫp, grǭp*, pl. *gröwər.* der grund ist ja klar, Schatz gibt s. 18 selbst die beste erklärung. — vor urspr. fortis und doppelconsonanz herscht schwanken; doch tritt die dehnung im süden nur ganz vereinzelt auf, im norden merkt man eben schon den mbair. einfluss. zu bemerken ist, dass *t*, welches inlautend geminiert gesprochen wird, dieselbe behandlung erfährt wie die übrigen fortes, und dass *r* auch hier seine sonderstellung wahrt. dass sich in der auslautverhärtung der lenesverschlusslaute ein ergebnis der lautverschiebung spiegelt, wie Sch. s. 16 und sonst vermutet, ist mir nicht sehr wahrscheinlich. — s. 65 meint der vf., dass im satzauslaut fortis bzw. mehrfache consonanz schwächer wurde, was zur dehnung führen konnte. dies steht doch im widerspruch zu der vorausgehnden bemerkung, das mhd. auslautgesetz sei auch in seiner mda. würksam gewesen. der satz ist vielmehr umzukehren : im satzauslaut wurden starktonige silben mit schwach geschn. accent gesprochen, was schwächung der endconsonanz

herbeiführen konnte. — die entwicklung von ahd. *nk* zu *ŋg* (s. 71) ist für Niederösterreich (und den angrenzenden teil von Oberösterr.) die regel, da sie auch in wörtern vorkommt, bei denen beeinflussung durch die auslautenden formen ausgeschlossen ist (zb. *wiŋgl* winkel. wörter wie *ǫŋkə* anker mit *ŋk* sind aus dem schriftdeutschen entlehnt).

Sch. hat gut daran getan, den bairischen charakter der Oberinntaler mda. gegenüber verschiedenen gegenteiligen ansichten zumal von nichtfachleuten aufs nachdrücklichste zu betonen. nur scheint er mir darin ein bisschen über das ziel zu schiefsen, dass er auf die übereinstimmung so wenig gewicht legt. die mit dem angrenzenden alemannischen gemeinsame erhaltung des ursprünglichen gegenüber der grofsen mehrheit der bair.-österr. dialekte, so des *ou (o)* für mhd. *ou* gegenüber gemeinbair. *a*, die erhaltung des endvocals bei mehrsilbigen fem., ferner das auch noch weiter gegen osten hin würksame anlautgesetz, und das velare *χ* in der umgebung palataler vocale, weisen vielleicht doch auf einen urspr. etwas näheren zusammenhang dieser mda. mit dem alemannischen hin, der sich ja aus der nachbarschaft begreifen lässt. und schliefslich hat das Oberinntal ja doch auch eine mit dem alemannischen gemeinsame veränderung: die entwicklung des ausl. *-n* in nebensilben zu *ə* wird sich kaum anders auffassen lassen. das charakteristische dabei ist ja gerade die ausnahmslosigkeit, die Schatz als ein merkmal zweiten ranges hinstellen möchte, s. 74. der schwund des *-n* in tonsilben ist doch etwas wesentlich verschiedenes! wir haben es in diesem falle eben mit einer stärkeren welle zu tun, die sozusagen über den damm schlug und noch einen teil des nachbarbeckens in bewegung versetzte. übrigens kann auch der umstand, dass die besiedelung des Oberinntals wahrscheinlich aus dem gebiete zwischen Lech und Isar erfolgte, für die erklärung der vorliegenden fälle in betracht gezogen werden: denn das altbair. dieses teiles wird dem alemannischen sicher ziemlich nahe gestanden haben. der keim zu dieser entwicklung kann also schon mitgebracht worden sein. diese annahme würde insofern den vorzug verdienen, als der verkehrsmangel zwischen Bairischtirol und dem schwäbisch-alem. gebiet in der tat den gedanken an eine spätere beeinflussung kaum zulässt. — sehr anregend ist der letzte abschnitt, wo von den beziehungen der heutigen mda.-grenzen zu den einstigen gaugrenzen die rede ist; wir ersehen daraus wider, welch grofse bedeutung die alte politische einteilung für die sprachentwicklung hat und mit welcher zähigkeit die einzelnen gebiete an den uralten eigentümlichkeiten festhalten, allem wandel und wechsel zum trotz.

Von druckfehlern, soweit sie nicht schon berichtigt oder ohne weiteres als solche kenntlich sind, wären zu verbessern: s. 12 z. 25 *mörχen* (f. *märχen*); s. 23 z. 2 nr 4 (f. nr 5); s. 32

. 9 *ǫ*, *ǭ* (für *o*, *ǫ*); s. 34 schlusszeile § 55 bzw. 34 (f. § 47); s. 38
. 18 *Lana* (f. *Lanan*); s. 66 z. 12 *gwīs* (f. *gwis*).

An vollständigkeit lässt die arbeit nichts zu wünschen übrig. llesfalls wäre etwas zu sagen gewesen über die verbreitung des *ẹ̈*-ımlauts, über die häufigkeit der wörter mit *ai* für altes *ei* in den einzelnen mdaa., über die ableitungsilben (*-lich*, *-ig* etc.), inwieweit *ẹ̈* und *ė* vor nasalen zusammenfallen, ob *o* vor *h* nirgends als *ǫ* erscheint (tochter!). s. 17 vermisst man germ. *gg* und seine mda. entsprechung; von interesse wäre zu erfahren, wie sich die stadtdialekte dem unaspir. *k* gegenüber verhalten. schade, dass Sch. nicht auch die wichtigsten puncte der flexionslehre mit behandelt hat. für eine ganz kurze übersicht über die vertretung des genetivs, des dat. pl., der *n*-formen in der 1 p. beim schwachen verb wären wir ihm sehr dankbar gewesen. über vieles gibt uns allerdings der abschnitt von der entwicklung der nebentonigen vocale (vgl. bes. s. 49. 51. 54) aufschluss. es war ein guter gedanke des vf., die behandelten wörter und eigennamen in einem verzeichnis zusammenzustellen. unter 1 wären vielleicht noch 'brot' s. 31, 'eben' s. 38, 'gimpel' s. 17 aufzunehmen gewesen. für letzteres ist in Mittelkärnten jetzt zwar nur die form mit anl. *g* üblich, dass aber auch hier einmal unasp. *k* gesprochen wurde, zeigt wind. *kumpal*. das *k* weist auf entlehnung, es erscheint aber auffälligerweise auch in ablautenden formen derselben wurzel, vgl. kärnt. *umkǫmpr* (mhd. *ungamper*), auch *kamprle* (zu mhd. *gampen*) hört man neben *gamprle*. unter 2 hätten auch die ss. 28. 33. 37 (Pflersch). 43. 68 in mdal. aussprache angeführten namen eingereiht werden sollen. — lehrreich und brauchbar ist die beigefügte karte mit den wichtigsten grenzlinien lautlicher erscheinungen. freilich bietet sie insofern ein schiefes bild, als bei weitem nicht alle linien eingetragen sind, weshalb sich auch die einzelnen mdaa.-gebiete nicht scharf genug von einander abheben. so wird zb. die grenze gegen das mittelbair. eigentlich nur durch eine einzige linie markiert, während zum mindesten ihrer vier hätten verzeichnet werden sollen. es fehlt unter anderen die *ǫr-or-* und *h-χ*-grenze, die der auslautverhärtung, der palatisierung des *o* und *u*, und der apokope.

Über den hohen wert und die grofse bedeutung der besprochenen arbeit für die deutsche dialektforschung im allgemeinen und die der Alpenländer im besonderen brauch ich wol keine worte zu verlieren. den mangel eines deutsch-österreichischen sprachatlas werden wir nun, soweit Tirol in betracht kommt, nicht mehr beklagen; Schatz hat uns in seiner Tirolischen mundart einen zum mindesten vollgiltigen ersatz geboten, und es wäre lebhaft zu wünschen, dass die behandlung der dialektverhältnisse in den anderen kronländern nicht allzulange auf sich warten lässt.

Wien, april 1904. P. Lessiak.

Grammatik der ostfränkischen mundart des Taubergrundes und der nachbarmundarten. von Otto Heilig. Lautlehre. [Sammlung kurzer grammatiken deutscher mundarten, hrsg. von O. Bremer, bd v.] Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1898. xiv und 239 ss. 8°. — 6 m.

Dass Wenkers Sprachatlas die anschauungen über wesen und entwicklung der deutschen mdaa. gründlich umgestalten wird, mag noch bestreiten, wer lust hat. langsam, unter den gegebenen verhältnissen sehr langsam, aber sicher und stetig wird diese umgestaltung vor sich gehn. die übrige dialektforschung im letzten viertel des abgelaufenen jahrhunderts stand ganz unter dem banne des sprachwissenschaftlichen principienstreites; in ihren grammatiken wurden die einzelnen formen entweder in das Prokrustesbett localer lautgesetze gezwängt oder in dem nie versagenden wasserreichtum der analogiebildungen gebadet; allenfalls wurde hier und da auswärtige färbung durch die allmächtige schriftsprache oder einen fremdwörtlichen procentsatz zugestanden, im übrigen aber jede form als frucht crasser inzucht betrachtet. Wenkers karten warnen blatt für blatt vor so engherzigem, auf bequemem schematismus beruhendem urteil und fordern für den dialekt jedes ortes, dass er nicht ohne rücksicht auf den der engeren und weiteren umgebung, nicht ohne rücksicht auf land und leute und ihre geschichte beurteilt werde. daneben behält jede genaue phonetische beschreibung einer ortsmda. ihren selbständigen wert nach wie vor und bringt vielerlei, was der Sprachatlas nicht bringen kann; die erklärung aber und historische wertung ihrer formen muss sich von diesem allmählich neue bahnen weisen lassen.

Bremers sammlung brachte in ihren ersten bänden eine phonetik und eine polemik gegen Wenker; das gibt ihr die signatur : sie gehört noch in jene alte periode. seine mitarbeiter laufen demgemäfs gefahr, von dem überall und energisch redigierenden herausgeber[1] auf eine schiefe ebene gedrängt zu werden, auf der sie zwar abwärts in das bekannte land der sprachphysiologischen und -psychologischen einzelarbeit einen bequemen abstieg haben, aufwärts aber in die region sociallinguistischer dialektanschauung kaum einen ausblick gewinnen. kein wunder daher, wenn im litteraturverzeichnis des vorliegenden buches s. ix der Sprachatlas und die an ihn anknüpfenden arbeiten fehlen.

Der titel des buches könnte teuschen. seinen kern macht die mda. von Tauberbischofsheim (Tb.) aus; was von nachbardialekten beigebracht wird, ist dem gegenüber dürftig, teilweise unsicher; und was gar schliefslich auf grund so verschieden-

[1] er hat zu Heiligs buch sämtliche correcturen mitgelesen, die lautkarte verfertigt und eine menge paragraphen, die s. vii verzeichnet sind, aus eigenem beigesteuert.

wertigen materials über mda.liche gruppierung gesagt und auf einer karte aus Bremers feder veranschaulicht wird, ist vom übel.

Teil I gibt eine phonetische darstellung der laute, deutlich und exact, wenn man sich (wie im ganzen buche) das beständige stolpern über Bremers transscriptionssystem nicht verdriefsen lässt. ein urteil freilich wie in § 7 'die mda. klingt roh, massiv, abgehackt, weniger flüssig und geschmeidig als das rheinfrk. bei Heidelberg' sollte heute nicht mehr eine wissenschaftliche phonetik eröffnen; und dass 'im affect das tempo der rede und die an und für sich nicht klanglose stimme bedeutend wächst', wird schwerlich als Taubergründer eigenart zu gelten haben. vortrefflich aber sind dann die darstellungen des musikalischen accentes, der verschiedenen modulation im einfachen aussagesatz, bei hervorhebung bestimmter satzteile, im befehls- und fragesatz, bei äufserungen der verwunderung und freude, des zornes und tadels, der ironie, der reue und klage usw. vortrefflich auch das über die aussprache der einzellaute gesagte, wenn auch hier bereits das misverhältnis zwischen dem für Tb. und dem für die nachbarmdaa. mitgeteilten auffällt.

Teil II, der hauptteil, bringt die geschichtliche darstellung der laute, ausgehend vom 'md.' der mhd. zeit. abgesehen von dieser sonderbarkeit, deren beleuchtung und widerlegung uns nicht aufhalten soll[1], bekommen wir hier laut für laut ein ausgezeichnetes bild des mda.lichen bestandes, wenigstens für Tb. selbst. hier ligt der kern von Heiligs eigener arbeit, der dem ganzen seinen wert sichert und durch und durch den zuverlässigsten eindruck macht. er bietet das, was uns neben sprachatlanten und idiotiken not tut, und darf mit seiner geschichte der einzellaute wie mit seiner zusammenfassenden darstellung der wichtigsten lautwandlungen als vorbildlich gelten. aber die sicherheit erlahmt, sobald man von Tb. auf die nachbardialekte übergeht, die doch dem buche seinen titel gegeben haben. § 5 zählt 24 orte auf, deren laute

[1] nicht weil der vf. meinen aufsatz Zs. 37, 288 ignoriert, sondern weil seine begriffe vom 'md.' unklar, zt. falsch sind. wissen wir denn über den md. lautstand gegenüber dem obd. in der mhd. periode so bestimmtes, dass wir daraus für heutige verhältnisse locale schlüsse ziehen dürfen? sollten wir nicht umgekehrt abwarten, wie durch die heutige lautgeographie jene mhd. hypothesen bestätigt oder geändert werden? widerholt wird mit mhd. obd. *mæjen* und mhd. md. *mēwen* operiert (§ 96 anm. § 106. s. 182 uö.): der bericht 'mähen' Anz. XXII 332 ff ist also umsonst geschrieben; und doch hätte schon das für § 73 anm. 5 b notwendige mhd. *mæwen* mit 'obd.' vocal und 'md.' *w* stutzig machen sollen. — nach § 105 anm. 3 ist *m* für *w* in *mər* 'wir' gemeinmitteldeutsch: es ist in wahrheit gemeinhochdeutsch. — nach § 133 ist *ss* < mhd. *hs* gemeinmitteldeutsch: es ist aber auch schwäbisch. — nach s. 181 ist zweisilbiges *korən* 'korn' md.: tatsächlich gelten die darauf beruhenden dialektformen nach s. und so. bis an den Lech und die bairischen Alpen. wir verzichten daher auf eine nähere kritik des § 3, der den ostfränkischen charakter der behandelten mdaa.gruppe, wie es s. v heifst, 'direct beweisen' soll.

mitbehandelt wurden, die beigegebene karte jedoch, die eine süd-, eine ost-, drei nord-, zwei oder drei west-, zwei oder drei rheinfränkische übergangsmdaa. abteilt, hat für ihre abgrenzung noch 15 weitere (daselbst unterstrichene) ortschaften verwertet: woher stammt das material für diese 15? ist es dem für jene 24 gleichwertig? die unsicherheit wächst, wenn nun in der darstellung seltener mit den concreten ortsnamen, zumeist mit den S-, O-, N-mdaa. usw. operiert und dann durch die karte verraten wird, dass von diesen die gruppen in Tb.s nächster nähe reichhaltiger, die andern dürftiger, manche nur durch einen ort vertreten sind. ja es grenzt ans naive, wenn über diese bezirke hinaus das württembergische Künzelsau am Kocher vereinsam, am südrand der karte nicht etwa nur als orientierungspunctt sondern auch gelegentlich in der darstellung figuriert (zb. § 67 b 'mhd. *ü* in Künzelsau zu *i* entlabialisiert'), oder wenn gar nach § 150 b 'im rheinfränk. bei Handschuhsheim der bemerkenswerte wechsel *k : j* herscht'. kein wunder daher, wenn ich mir zu diesen partien des buches nach dem vergleich mit Wenkers blättern, die natürlich über einen ganz andern reichtum an orten verfügen, so manches fragezeichen gemacht habe, so zb. zu § 80 c. d. 87 b. 94 c. 101 b. c. 106. 120. 147, 1. 274. 4 b, ohne dass ich hier mit einzelheiten ermüden will. jener verschiedenwertigkeit des materials und der darauf beruhenden dialektgeographischen urteilslosigkeit der vff. entsprechen ungleichheiten wie die folgenden. da werden zb. in § 114 b für die rheinfr. grenzmdaa.[1] formen mit nasalschwund wie *gǭš* 'gans', *kę̄t* 'kind' notiert: der Sprachatlas lehrt deutlich, dass es sich um eine sporadische erscheinung zwischen Odenwald und unterer Jagst handelt, die wir auf den karten in der regel nicht abzugrenzen gewagt haben und die wegen ihrer vereinzelung in meinen Berichten keinen platz fand. dagegen eine über weite landschaften durchgreifende, haarscharf zu begrenzende erscheinung wie der endungslose infinitiv wird § 118 b zwar für die O-mdaa. notiert, aber mit dem bemerken abgetan, dass hier die verhältnisse noch nicht klar genug vorliegen. ebenso in § 124 b beim in- und auslautenden *s* > *š* kein eingehn auf die Anz. XVIII 412. XX 216 angeregten fragen oder in § 126 anm. 1 beim in- und auslautenden *st* > *št* auf Anz. XXIV 268; und doch handelt es sich hier um wandlungen, die eine gründliche untersuchung auf ihre locale 'ausnahmslosigkeit' geradezu herausfordern musten.

Aber selbst wenn es mit der ausnahmslosigkeit hier gehapert haben würde, unsere vff. hätten sich schwerlich dadurch beirren lassen: wozu gäbe es denn das universalmittel der analogiebildung? soll doch nach § 71 anm. 2 *mōgsōme* 'mohn' (mhd. *māgesāme*) sein offenes *ō* der ersten silbe statt des lautgesetzlich

[1] 'ausgenommen Buchen und Walldürn' — aber dann bleiben nur zwei ortschaften übrig!

erwarteten geschlossenen einem volkstümlichen anschluss an 'magen' verdanken : 'man hält mohn für samen, der für den menschlichen magen gut ist'! verzeichnet doch § 73 anm. 2 für *ewestmēər* 'ebenso leicht' (mhd. *eben sō mære*) geschlossenes, nicht offenes *ē* infolge volkstümlicher anlehnung an nicht gut mda.liches *mēər* 'mehr' oder an *mēər* 'meer'! hat doch nach § 87 anm. 4 *duriχblaiə* 'durchschlagen' (mhd. *bliuwen*) sein *ai* statt *ay* wegen *blai* 'blei', *šdaiχerlə* 'stauche' (mhd. *stūche*) dasselbe wegen *šdaiχə* 'steigern', *laiərə* 'aus bereits gekelterten trauben ein getränk herstellen' (zu mhd. *liure*) wegen *laiərə* 'leiern' (zu mhd. *līre*)! vgl. auch § 159 anm. 1. 2. da wundert man sich dann nicht mehr, wenn nach § 172 anm. 2 der 'ochse' seine vocalquantität dem 'dachs' oder dem 'fuchs' zu danken hat; eher wundert man sich, dass in § 161, 2 anm. für die fehlende dehnung in *nemə* 'nehmen' keine analogieerklärung bei der hand ist. natürlich ist bald die lautform des nominativs auf die obliquen casus verallgemeinert, bald umgekehrt, je nach bedarf, vgl. § 113, 1. 129 anm. 167. 180 anm. 3. oder nach § 151 ist mhd. *g* im unbetonten wortauslaut geschwunden, zb. *ledi* mhd. *ledig*; 'gegenüber dieser lautlichen entwicklung vgl. zb. *kōniχ* 'könig', eine analogiebildung mit den obliquen casus entlehntem *χ*, dgl. zb. *dswandsiχ* 'zwanzig', *hōniχ* 'honig', *raisiχ* 'reisig' : wie oft bei diesen beispielen wol oblique casus im dialekt vorkommen? das führt selbst zu gedankenlosigkeiten wie den folgenden. laut § 61 anm. 1 ist 'mhd. schwanken zwischen der *o*- und *u*-form ausgeglichen zu gunsten der letzteren in *drugit* (mhd. *trucken*, *trocken*)' usw., 'ausgleich zu gunsten des *o* fand statt in *hopfə* (mhd. *hopfen*, *hupfen*)' usw. : woher wissen denn die herren vff., dass im Taubergrund hier mhd. *u* und *o* neben einander bestanden? und so geht ein zug von starrem schematismus, von mechanischem formalismus durch das ganze buch, der seinen höhepunct erreicht, wenn in § 196 bei der mangelnden diphthongierung des *ō* (< mhd. *ô*) vor *r* unterschieden wird : '1 in offener silbe [folgen beispiele], 2 in einsilbigen wörtern — beispiele fehlen'! dgl. in § 204 bei der brechung vor *r* : 'ebenso aus mhd. *üe* verkürztes *y* > **əo*, beispiele fehlen'!

Teil III gruppiert die mda.lichen unterschiede, legt den grund zur karte. aus dem oben charakterisierten material werden da die 28 fälle fein säuberlich zusammengezählt, in denen Tb. nebst den W-, N-, O-mdaa. sich vom weiteren westen und süden, oder die 34 fälle, in denen Tb. nebst W und N sich vom süden und osten unterscheiden sollen usw. ohne wertunterschied der einzelnen kriterien sind diese mechanisch ausgezogen, addiert und dann auf der karte veranschaulicht worden. bestand hat kaum etwas davon, es sind combinationen, ausgeklügelt in einem redactionszimmer [1],

[1] von den 24 paragraphen des capitels sind laut s. VII nicht weniger als 14 teilweise, 8 ganz Bremers geistiges eigentum

in das kein luftzug frischen und gesunden dialektlebens gedrungen ist.

Teil IV endlich bringt die für die mhd. zeit anzusetzenden lautwerte und lautformen, also rückschlüsse von heute auf einst, ohne dass auch nur der gelindeste zweifel auftaucht, ob denn während der dazwischenliegenden sechs oder sieben jahrhunderte die bevölkerungsverhältnisse im Taubergrund so stabil geblieben seien, dass der dialekt seiner heutigen einwohner schlankweg als organische fortsetzung der damaligen sprache gelten dürfe. das führt uns endlich zu dem historischen standpunct des oder der vff., soweit von einem solchen überhaupt die rede sein kann.

'Dass die bewohner des nordöstlichen Badens sich des ostfränkischen idioms bedienen, wird schon durch die geschichte wahrscheinlich gemacht, die für diese gegend ostfränkische gaugrafschaften feststellt (vgl. § 1)', so beginnt das vorwort. fragwürdige erwägungen schliefsen sich an, 'ob die vor den Franken in unserer gegend ansässigen Alemannen und Thüringer noch in den heutigen mdaa. spuren hinterlassen haben'. also unangekränkelt das alte stammesdogma. nur citiert wird noch in §2 die amtliche publication Das grofsherzogtum Baden (Karlsruhe 1885) und im nachtrag (!) s. 233 Berberich Gesch. d. stadt Tb. u. d. amtsbezirks (Tb. 1895). das ist alles [1]. ob nicht besonders die letzten teile beider bücher, dort die historischen bemerkungen im ortsverzeichnis, hier die geschichte der zum amtsbezirk Tb. gehörigen ortschaften, unsere vff. an ihrem selbstzufriedenen lautschematismus hätten stutzig machen müssen? Krensheim und Grünsfeld rechts der Tauber erwiesen sich öfter mit ihren sprachformen widerspenstig (§ 308) : Berberich erzählt s. 341 f, dass Krensheim bis 1803 zu Grünsfeld gehört und mit ihm lange seine wechselvollen geschicke geteilt hat, auch 1666—1810 kirchliche filiale zu Grünsfeld gewesen ist, und s. 309, dass die einstige herschaftsgeschichte von Grünsfeld, das bis 1803 zum gleichnamigen würzburgischen amte gehörte, durch mannigfache erbschaften, verkäufe, teilungen, lehensverhältnisse usw. ziemlich verwickelt ist : gehn so bunte verschiebungen eines halben jahrtausends an volk und sprache spurlos vorüber? nirgends taucht ferner der gedanke auf, dass Tb.s lage an den grofsen verkehrsstrafsen längs Main und Tauber, von Frankfurt nach Mergentheim und Rotenburg, von Bamberg und Würzburg nach Heidelberg, den sonst doch bei Bremer so beliebten sprachgeschichtlichen factor des verkehrs gar oft mobil und würksam gemacht haben könnte. und doch lagen solche fragen nicht so fern, sobald sich bei der dialektischen aufnahme individuelle verschiedenheiten einstellten, oder wenn eine absolute

[1] doch teilt § 1 anm. noch den bemerkenswerten umstand mit, 'dass durch das gebiet dieser übergangsmdaa. hindurch die geologisch wichtige grenzscheide zwischen buntsandstein und muschelkalk zieht'!

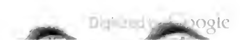
stimmlage der mda. bis jetzt nicht hat constatiert werden können (§ 13), wenn accent- und modulationsunterschiede der dialektischen gruppen sich nirgends geltend zu machen scheinen. dass das grofsherzogtum Baden in seiner heutigen ausdehnung und damit die jetzigen sprachlichen misch- und ausgleichsbedingungen noch kein jahrhundert alt sind, dass speciell der hier in frage kommende nordöstlichste teil der monarchie erst 1806 aus den buntscheckigsten territorien zusammengeschweifst wurde, vor allem aus teilen des fürstentums Leiningen (das wider 1803 aus mainzischen, würzburgischen und kurpfälzischen ämtern gebildet war), des fürstentums Krautheim (1804 ähnlich entstanden), der grafschaft Wertheim, auch des unmittelbaren reichsritterschaftsbesitzes usw., von alledem kein wort. aber die südgrenze von Bremers durch Reicholzheim vertretener N-mda. ist die Wertheimer grenze, und in der ausdehnung des bereiches mit endungslosem infinitiv (§ 118 b), mit vocalkürzung in *safə* 'seife' uä. (§ 120), mit in- und auslautendem *š* < *s* (§ 124 b. 126 anm. 1) sind reflexe der Krautheimer fürstentums-, resp. der fürstlich Salm-Reiferscheidschen besitzgrenze nach der dem Grofshzt. Baden (s. o.) beigegebenen historischen karte unverkennbar. ja nicht einmal die ausdehnung des amtsbezirks Tb., weder die alte von 1668 (bei Berberich s. 113) noch die heutige (ib. 269 ff) wird erwähnt; letztere kommt augenscheinlich zb. für § 101 b in betracht. nichts davon in einem buche, das laut s. VII erstrebt, 'die entwicklung eines gröfseren sprachcomplexes von mhd. zeit aus bis zur gegenwart zu zeigen', nirgends der gedanke, die eine oder andere der zahlreichen 'ausnahmen' im dialekt mit jener bunten landes- und volksgeschichte in beziehung zu setzen.

Heiligs buch verstärkt den vorwurf, dass die deutsche mdaa.-forschung ihr gut teil dazu beigetragen habe, die sprachwissenschaft des neunzehnten jahrhunderts so oft in unhistorischen farben schillern zu lassen.

Marburg i. H. FERD. WREDE.

Der mimus. ein litterar-entwicklungsgeschichtlicher versuch von HERMANN REICH. I bd. 2 teile. Berlin, Weidmann, 1903. XII und 900 ss. — 24 m.

Es ist schwer, über ein so umfangreiches, gehaltvolles werk, das noch nicht einmal fertig vorligt, in kürze zu berichten. die geschichte der classischen litteratur wird durch das buch ebensosehr beschenkt wie die geschichte des dramas und des theaters. unsre neure litteraturgeschichte erhält tiefe anregung zu neuen bahnen, und wir lernen dankbar und erfreut daraus einen tiefern zusammenhang fast aller litteraturen der culturwelt staunend kennen oder sehen unsre kenntnis doch neu bestätigt. es sind ergebnisse in dem buche, die unsre moderne forschung nicht mehr umgehn



kann. es werden perspectiven eröffnet, von deren dasein wir nur wenig ahnten, und die uns jetzt so selbstverständlich erscheinen, dass wir uns wundern müssen, dass die wissenschaft so lange an diesem wege vorbeigegangen ist, ohne ihn zu betreten. es sei vorausgeschickt, dass diese neue bahn, die uns aufgetan worden ist, gefährlich ist und gebiete betritt, die bisher mit gröfserm oder geringerm recht verachtet waren. es kommt uns auch vor, als ob einer oder der andre pfad etwas auf schwankenden bohlen über unsichern sumpfboden dahingienge oder auch auf schwindelnde, neblige höhen sich verstiege: aber wer will dem beglückten pfadfinder die lust verargen, dass er weiter und weiter dringt, ob er gleich öfters den festen boden unter den füfsen verliere. wenn nie solche ahnungsbeseelte vorkämpfer der wissenschaft geschenkt worden wären, mit allem reichtum ihres intuitiven forschens, das exacte wissen wäre nicht weit gekommen. durch irrtümer vorwärts, wenn es nur vorwärts geht!

Erstaunlich ist, was uns Reich alles vom mimus zu berichten weifs, was er alles interessantes aus schutt und trümmern gerettet hat und uns nun fein herauspräpariert darbietet; aber freilich, alle seine hypothesen, und wären sie viel besser bewiesen, als sie sind, können uns nie ein kunstwerk selbst widerschaffen; und im wesentlichen müssen wir von diesen hier sagen: wir kennen sie nicht mehr.

R. bringt uns in seinem werke den lange entbehrten und gesuchten erweis der stetigkeit in der entwicklung des volkstümlichen dramas und ebenso des schauspielerstandes von den mimischen tänzern der dorischen bauern bis auf alle arten von schauspielern und auch bis zu den jongleuren unsrer zeit: 'vom Harz bis Hellas — immer vettern'. das ist, wie mir scheint, der hauptgewinn im grofsen, den die forschung aus R.s werk ziehen kann. 'zwei wege', sagt er (s. 48), 'hat man bisher ohne den erwünschten sichern erfolg beschritten, erstens die römischen mimen ins mittelalter hinein verfolgt, zweitens den Pulcinell aus der Atellane herzuleiten gesucht. hier bleibt ein dritter weg noch übrig, auf den uns die entwicklungsgeschichte des mimus führt... im westen ist der mimus schon zur zeit der völkerwanderung zugrunde gegangen, und ebenso die Atellane... im osten aber hat sich der mimus in kraft und blüte erhalten bis ans ende des mittelalters, und der historische sinn der Byzantiner hat viel darüber überliefert. wenn also die antike burleske bis auf unsre tage fortgewirkt hat, so muss sie das ganz gewis vor allem im osten getan haben. in der tat finden sich hier, wie ich glaube, die lange gesuchten historischen belege, die dieses heifs umstrittene problem erledigen.'

Eingeschworen in einen cultus des höhern edlen classischen dramas, ist die philologie so gut wie ganz vorbeigegangen an den freilich sehr spärlichen zeugnissen und spuren von volkstümlicher

erber dramatik. man hat von ihr gewust, aber man hat nicht iel mit ihr anzufangen gewust. sie war dem hohen stil des lassischen dramas so entgegengesetzt, dass sie allen unsern geäufigen begriffen von classischer idealität nach Winckelmanns vorschrift hohn gesprochen hätte. dazu beruht ihre kenntnis auf so fragwürdigen quellen oder so geringen bruchstücken, dass die litteraturgeschichte über sie hinglitt bis heute. hat doch auch jedes einzelne der fragmentarisch aufgefundnen denkmäler an sich nur recht geringe selbständige bedeutung, verleiht doch erst die einordnung in den zusammenhang der geschichte des volkstümlichen schauspiels ihm litterarischen wert, so entzückt die forschung auch war bei jedem dieser eigentümlichen funde (ich erinnere daran, wie die mimiamben des Herondas uns in staunen setzten). erst durch die vergleichende forschung, die das lakonische Dikelon und Shakespeares Falstaff, den indischen Vidus̤aka und Çakara und unsern Hans Wurst und Kasperle, den türkischen Karagöz und den italienischen Pulcinella, den römischen Mimus und den italienischen Sannio in éinen kreis der betrachtung zieht, kann die litterarhistorische bedeutung der griechischen frühsten mimen gewürdigt werden. das alles bietet uns R.s werk, und ich gesteh, dass ich die ganze zeit seit seiner lectüre unter dem einfluss seiner mimustheorie stehe. ich gesteh dankbar, dass ich über viele puncte unsrer germanischen litteratur- und theatergeschichte durch sein buch aufklärung durch neue gesichtspuncte gewonnen habe. ich möchte diesen dank um so stärker betonen und die notwendigkeit für alle unsre litteratur- und theaterhistoriker, sich eingehend mit ihm zu befassen, um so mehr proclamieren, je mehr ausstellungen ich im einzelnen an seiner forschungsart und an seinen ergebnissen zu machen habe, und je peinlicher ich oft unter der ungeschicklichkeit der composition und disposition des ganzen werkes zu seufzen hatte. für unsre germanische forschung insbesondre muss erst — auf grund von R.s forschung — ein ganz neues buch geschrieben werden, das gestellt ist auf so umfassende kenntnisse *unsrer* litteratur und auch unsres theaterwesens, wie sie R. für die griechisch-römische welt besitzt. dieser neue forscher wird freilich dann aufser vielen sachlichen berichtigungen auch — wider dank der umständlich eindringenden bohrart R.s — eine ganz andre, noch mehr *über*, nicht nur *in* dem stoff stehnde darstellung bieten müssen und bieten können. denn das muss betont werden : leicht wird einem das durcharbeiten des R.schen 'Mimus' nicht gemacht.

Warum hat er nicht den genetisch-chronologischen gang der behandlung von anfang an zu grunde gelegt? statt dessen führt er uns zuerst inductiv den weg, den der forschende gegangen ist, um überhaupt zu den spuren des mimus zu gelangen, in die *theorie des mimus*: von der ungenügenden behandlung und beurteilung ausgehend, die der mimus bis heute gefunden hat,

kommt er auf die grundfragen seiner entwicklung zu sprechen (cap. I), beleuchtet eine seiner hauptquellen, die urteile römischer und frühchristlicher autoren und die wechselseitigen würdigungen von mimus und öffentlicher meinung (cap. II). ein III und ein IV capitel geben uns die zusammenhänge vom griechischen mimus und aristotelisch-peripatetischer kunsttheorie, capitel V stellt mimische ironie der sokratischen an die seite und zeigt Platons kenntnis des sophronischen mimus. diese 5 capitel füllen schon mit ihren breiten, tiefdringenden untersuchungen einen 413 ss. starken band, R. nennt ihn das I buch. das II buch erst setzt — auf s. 417 — mit einer historischen entwicklung mimischer dichtung von ihren primitivsten anfängen bis zu der angeblichen grofsen mimischen 'Hypothese' des Philistion ein (cap. VI). vortrefflich schliefsen sich die folgenden capitel VII—X an mit der zusammenfassenden behandlung des mimus im Orient, in Indien, im occidentalen mittelalter und in der neuzeit.

Dieses einteilungsprincip (in theorie und geschichte) scheint mir zwei schäden für die leichtigkeit der lectüre zu haben, die sich immer wider beim benutzen des schönen buches aufdrängen. dieselben tatsachen widerholen sich, und nicht nur einmal sondern wider und wider, dazu noch mit sehr ähnlichem wortlaut. R. ist sich dessen selbst bewust, er gibt in fufsnoten getreulich die parallelstellen des eignen textes an. vgl. zb. s. 315 ff. 321—325. 440. 746 f. 761. 769 usw. das ermüdet unendlich. die teile hätten in einander gearbeitet werden müssen, so dass eins aus dem andern sich entwickelt hätte. freilich birgt gerade der I, theoretische teil eine solche fülle philologischer entdeckungen und feinsinniger anregungen, die R. schwerlich bei einer chronologischen geschichte des mimus untergebracht hätte, dass der leser sich auch nicht zu einem aufgeben dieses teiles verstehn möchte. für das verständnis wär es aber dann — und das betrifft den zweiten hauptvorwurf — weit erleichternder gewesen, die eigentliche darstellung der geschichtlichen entwicklung wäre der der theorie vorausgestellt worden. im I, theoretischen teil wird mit allen den zahlreichen philologischen begriffen der mimuslitteratur, mit allen seinen unterarten, wie hypothese, paegnion, dikelon, phlyax, mimodie, mimologie, mimiambe, mimaule, hilarodie, cinaedologie ua., als mit bekannten gröfsen operiert, während erst in dem II buche ihre erklärung kommt. eine knappe, allgemeinverständliche entwicklungsgeschichte hätte mit der erklärung aller jener arten an die spitze gestellt werden müssen. die beabsichtigte inductive überraschungsmethode ist für einen so schweren stoff nicht am platze. man weifs nie, worauf der verfasser hinauswill, und wird ungeduldig. wir müssen immer feststellen : man schreibt nicht für die wissenden, sondern für die nichtwissenden. was auf s. 475 f und gar erst s. 532 f endlich kommt, hätte s. 1 f stehn müssen. damit hängt auch das mehrfach vorkommende hin- und

herspringen über grofse zeiträume hinweg zusammen, in dem sinne, als wäre von der gleichen epoche die rede, so s. 147 um 3 bis 4 jhh. rückwärts. das erschwert unnütz das verständnis. (vgl. auch s. 229, wo Sokrates über den wert des römischen mimus entscheiden soll! uö.).

R.s 'Mimus' ist eins jener nicht ganz ausgereiften, geist- und gehaltvollen werke, in denen oft die schönsten dinge in seitenlangen anmerkungen stehn. es ligt etwas jugendliches darin, alles, auch das entlegne mit heranzuziehen und sich dazu wider in feinste untersuchungen zu verlieren. eine ganze reihe von seinen anmerkungen hätten eigne schriftchen bilden können. doch wer will mit dem autor um seinen überfliefsenden reichtum rechten! eine fast unglaubliche belesenheit und fülle des wissens ist in dem werke aufgespeichert. auf einige der anregungen aus R.s text oder fufsnoten möcht ich hier hinweisen, um möglichst viele forscher auf die offenstehnden probleme aufmerksam zu machen und damit das vorliegende buch, in dem die anzuziehenden stellen angenehmer weise im wortlaut citiert werden, zu kritischer lectüre zu empfehlen.

S. 22 : die frage der priorität und gröfsern popularität der idealistischen oder der realistischen kunst. — s. 138 anm. : aufzählung der verschiednen arten von volksliedern bei Chrysostomos, wichtig für die beurteilung der damaligen volkslyrik. — s. 204—230 : die 1877 zum erstenmal herausgegebene, bis dahin also, zb. auch HAlt (Theater und kirche 1846) und EdDevrient (Gesch. d. deut. schauspielk. bd 1. 1848) unbekannte verteidigung des mimus und des mimen durch Choricius. — s. 293 f anm. : über das erste litt.-hist. compendium der antike, das einem peripatetiker zu verdanken ist (Theophrast?) — s. 300—302 anm. : das verhältnis Theokrits zu koischen inschriften. — s. 302 f anm. 2 : die hübsche reihe antiker lieblingsfresser, die durch unsern Hanswurst fortzusetzen wäre. — s. 324. 327 : nebeneinanderstellen von Aristotelischem und Herderschem verständnis und würken für volkspoesie. — s. 331 : der gesperrt gedruckte satz, dass die moderne komödie (wie die hellenische) allein von ihrem mimuselement gedeihen erwarten könne, durch rückkehr zur dramatischen volkspoesie: eine tiefe wahrheit enthaltend; nur schade, dass das recept nicht angegeben werden kann, am wenigsten aus der antiken apotheke; die veränderung der zeiten ist nicht zu umgehn. — s. 333 : die ahnentafel der Shakespearischen komischen figuren. — s. 335 f mit anm. : manches gute wort für uns germanisten. — s. 418 : das thema : tiere auf der bühne, bei dem jedoch zwischen bühne und circus unterschieden werden muss, vgl. s. 588 anm. — s. 443 anm. : untersuchung über das verhältnis des mimus zur fabel (keine mimographen Aesop und Phaedrus!) — s. 473 ff anm. : zurückführen aller facetienbüchlein und scherzgedichte

auf Philistion und den mimus, eingehnde untersuchung herausfordernd. ob R. sie im II bd leistet? ich meine, die meisten scherze können auch ganz ohne kenntnis des mimus oder seiner tradition selbständig entstanden sein, vgl. zb. Hebels Schatzkästlein ua. dergl. schnurrensammlungen. — s. 483 ff: über die urtänze mit tiernachahmungen. es scheint gewagt zu sein, etwas sicheres darüber ethnologisch nachweisen zu wollen aus den spielen und tiernachahmungen der wilden völker und der kinder. da sprechen so ganz verschiedne voraussetzungen mit. das tiernachahmen in der kinderstube zb. geschieht zunächst nicht durch kinder, sondern durch erwachsene für kinder. vgl. indessen bes. interessantes s. 486 f anm. — s. 510. 530. 601 ff: über älteste schauspieler und jongleure, schauspielertruppen mit prinzipalschaft und wanderfahrten durch aller herren länder, über ihre costüme schon einiges s. 496 f nach bildlichen darstellungen (vasen, terracotten), dazu s. 540 über tricot, phallus, progastridion, kittel, spitzhut, auch über art des lohnes (geld statt des kranzes der rhapsoden), vgl. dazu über costüm noch s. 579 f. 614, über darstellungsart s. 599, bühnenbau s. 605 f, bes. 608 das siparium (zwischenvorhang). alle diese theatergeschichtlichen funde müssen jedoch neu durchforscht und bühnenkundig beurteilt werden.

Eine niedere lumpengesindelwelt ist es, in die wir hineingeführt werden, und es geht meist recht unflätig und mit vorliebe unanständig zu, wo die frühsten mimischen tänze, den gesten der phallophoren fruchtbarkeitsdämonen abgelauscht, aufgeführt werden. auf die unterste stufe der nachahmung, der von naturlauten und tierstimmen, führt das paegnion zurück. ich vermisse bei dem zurückgehn bis auf diese elemente (s. 419) nur die erkenntnis, dass dieser selbe trieb der kern der ganzen, auch der edlen schauspielkunst ist. jongleure und kunstreiter, loses fahrendes volk benutzen den mimischen tanz mit seinem keim von menschendarstellung, und so entsteht ein stand wandernder mimen. das proletariat der griechischen schauspieler stellt ihm adaequate dinge, ein proletariat dramatischer poesie, dar. ein standesunterschied bildet sich früh heraus zwischen höhern und niedern schauspielern, jene bieten den bedeutungsvollen schein dar, diese copieren ihre mitmenschen, jene stolzieren auf kothurn und in maske, und ihre frauenrollen stellen männer dar, diese zeigen ihr eigenes mienenspiel, und mann, weib und kind stellen das leben selbst vor. wem gienge nicht bei allem dem schon die parallele der germanischen komödianterei auf? und doch ist es nicht gut, dass an diesen stellen schon immer von R. in nur gelegentlichen anmerkungen auf das verwante der mittelalterlichen welt vorweg hingewiesen und dasselbe gesagt wird, was später im systematischen zusammenhang im text wider folgen muss und auch, leider nicht wesentlich vertieft, folgt. wunderbare zusammenhänge deckt er übrigens durch jenes hinzuziehen der heilig-bestialischen zauber-

bräuche mit ihrem fruchtbarkeitssymbol auf, das sich so hartnäckig ungeniert zum schlagenden beweis der traditionellen abhängigkeit von den ältesten zeiten bis in das 6 jh. n. Chr. bei Hellenen und Römern, bei Christen und Muhamedanern gleichermafsen unangefochten erhalten hat (vgl. s. 495—504). ebenso, wenn er im III abschnitt des V capitels als psychologischen kern jeder mimischen kunstäufserung die spontane nachahmung des menschlichen lebens mit ihrer neigung zur ironie als gegenstück zur sokratischen auffassung des weltgetriebes hinzustellen wagt. den einen fundamentalen unterschied übersieht oder leugnet aber R.: dass ein weltweiser und humorist wie Sokrates — oder Shakespeare oder Goethe — durch alle seine heitern gleichnisse und exempel 'einen jeden markt zum tempel' macht, nicht, wie der alte mimus, zum *πορνικὸν καταγώγιον* (zum ausdruck vgl. s. 169). etwas fascinierendes hat es, wenn R. (s. 203 f) 'die grofsen dieser erde von Dionys dem tyrannen und Philipp dem Makedonen bis auf kaiser Justinian, auf Johannes den Paläologen und Bajazet den sultan der Osmanen' stolz im triumphzug seines helden mit dem prügelholz und dem sieghaften lachen aufführt, oder wenn er (s. 223 f) den mimen, den lebensschilderer, uns mit warmen farben als den hauptvertreter hellenischer lebensauffassung in nachchristl. zeit schildert.

Im übrigen geht R. in seiner finder- oder retterlust oft über mafs und ziel hinaus, und es kommt mir vor, als hätte er durch solche übertreibungen der bedeutung der neu ausgegrabenen mimuslitteratur eher geschadet als genützt. übertrieben erscheint mir, wenn er meint, die kleinen reste, die von jener mimusgattung überhaupt nur erhalten sind[1], wären 'zeugen einer verschollenen, grofsen, realistischen litteratur, die fast gleichberechtigt(!) die ganze, lange, hellenische entwicklung hindurch neben der idealistischen richtung hergegangen' sei (s. 33). hatte Lessing (vgl. s. 32 anm.) nicht vielleicht doch recht: war der mimus nicht auch in Griechenland wie überall nur subaltern? oft freilich wertvoll zum ersetzen der kraft in zeiten der schwäche der höhern poesie. das fast ausschliefsliche erhalten des edlen, der 'hohen töne' aus dem altertum ist doch nicht blofser zufall.

In Rom hat der mimus sicherlich eine grofse rolle gespielt. das beweisen uns gewichtige stimmen. vom römischen mimus haben wir auch vor R.s buche immer noch am meisten gewust. sein verdienst aber ist, zuerst so nachdrücklich darauf hingewiesen zu haben. ich kann jedoch nicht finden, dass seine auffassung, die er uns so beredt vorträgt, sich in allen teilen als die richtige erwiesen hätte: er sieht in der grofsen mimischen hypothese, wie sie Philistion componiert haben soll, den höhepunct der mimischen entwicklung im sinne einer vollkommenheit realistischer dramatischer kunst, ein gewaltiges spiegelbild des menschenlebens. ja 'einen grofsen im reich der poesie' nennt er

[1] [doch vgl. jetzt die farce aus Oxyrhynchus: DLZ. 1903 sp. 2685. R.]

seinen bewunderten liebling, von dessen wert wir uns doch kein rechtes bild machen können, da keine scene von ihm erhalten ist (s. s. 568 u.). ich halte an der altväterischen anschauung fest, dass gerade das theater in Rom ein zeichen des verfalls der nation war. es geht nicht an — scheint mir wenigstens — dass wir die begriffe des sittlichen hier so ganz umkehren. nach allen berichten zu urteilen, ist der ausdruck 'tingeltangelpoesie', den R. (s. 49) so perhorresciert, für die vorführungen der mimen und miminnen des römischen reiches durchaus zutreffend (vgl. dazu s. 345 uö). das tritt um so stärker hervor in der zeit, als das aufkeimende christentum seine düstere welt der askese dem frohen sinnengenuss der antike gegenüberstellte, und die kirchenväter eine verdorbene cultur als teufelswerk verdammen musten. am interessantesten werden diese contrastwürkungen bei den durch die kirchenhistoriker überlieferten und, wie ich glaube, stark zu ihren zwecken zurechtgerückten und dramatisch gruppierten bekehrungen von mimen und miminnen, besonders der berühmten schönen Pelagia. allein der historiker darf sich nicht durch die überlieferung von dem aufsehen, das sie erregte, den standpunct der beurteilung verrücken lassen. die Pelagia war ein schönes weib, eine geschickte balleteuse und piquante chansonettensängerin, die esprit hatte, nichts weiter (R.s vergleich mit der Yvette Guilbert [s. 345] ist daher sehr treffend); sie aber schlechthin 'eine der grösten künstlerinnen ihrer zeit' zu nennen, ist irreleitend. mit diesem prädicat müssen wir doch in unsrer kunstgeschichte sparsamer sein. wenn kirchenväter wie Chrysostomus mit oft gewis mafsloser heftigkeit den christologischen mimus angriffen, so steckte dahinter nicht nur, wie R. (s. 215) ausführt, der tiefe, nicht unberechtigte groll, den die kecke verhöhnung der christlichen mysterien durch den spafsmacher herausforderte, sondern die gerechte empörung jedes gesunden sittlichen empfindens — gerade im interesse des schauspielerstandes — gegen die selbstverständlich producierten und selbstverständlich hingenommenen schamlosigkeiten der darstellungen. es ist jenes erniedrigende, das der schauspielerstand durch die ganze theatergeschichte hindurch mit sich herumschleppt, das sich hier am schärfsten zeigt; aber der historische beobachter muss dem gegenüber die reformversuche grofser schauspieler als correctiv seines urteils heranziehen. und der standpunct des ernsten theaterhistorikers wird der sein : es ist bejammernswert, dass das theater der alten sich so degradierte, dass die vertreter des geistes und der cultur, die anhänger des neuen glaubens, der sich das abendland erobern sollte, vom theater überhaupt abgeschreckt und seine gegner werden musten. dadurch kam der unselige, folgenschwere bruch in die geschichte des mittelalterlichen dramas zwischen geistlichem schauspiel und volkstümlichem fastnachtspiel, der bruch für alle späteren zeiten zwischen kirche und theater. dass aber die feinde des theaters, besonders

die kirchenväter, auch die griechischen hohen tragödien verdammten, war folge eben des miscredits, in den alles schauspiel durch die römischen mimen gekommen war (vgl. R. s. 229 f). denn auch innerhalb der entwicklungsgeschichte des mimus selbst ist die römische epoche nicht als höhepunct, sondern als ein schlimmer verfall einer decadenten zeit aufzufassen: der mimus hat im lasterhaften Rom der kaiserzeit das verloren, was ihn in Griechenland reizvoll, ja nur erträglich machte, seine naivetät. dieser grofse unterschied zwischen altgriechischem und christlich-römischem mimus hätte viel stärker betont werden müssen, auch läst sich wegen dieses verfalls das urteil der peripatetiker, die nur den hellenischen mimus kannten, nicht als norm für die ganze historisch sich entwickelnde und wider verkommende erscheinung aufstellen, wie es R. (zb. s. 322) möchte. und weiter: sollte nicht vielleicht dieses römische theater gerade erwiesen haben, wohin die bühne gelangt, zu welchem gefährlichen, zersetzenden mittel sie werden kann, wenn der mimus zum grundstock ihres repertoires wird? der erfolg, der dem mimuslobredner recht zu geben scheint (s. 131), darf doch beim urteil über den wert einer culturgeschichtlichen erscheinung nicht den ausschlag geben.

Die tiefdringende kenntnis des classischen altertums verleitet leider R. mehrfach zu einseitiger überschätzung seines gebietes der germanischen neuzeit gegenüber. so an der schönen stelle (s. 287), wo er begeistert ausführt, wie der biologische mimus in die lücke der classischen edlen litteratur einspringt und die rätsel des lebens zu lösen sucht, 'so gut es ein ethologe und humorist eben vermag'. wozu degradiert er da unsre grofsen der neuern zeit den attischen tragikern gegenüber, indem er sagt, in einer kurzen epoche hätten Aeschylos, Euripides und Sophokles 'des daseins grofse rätsel' zu lösen vermocht, 'was ihren nachfolgern Seneca und Shakespeare, Racine und Voltaire, Schiller und Goethe nur zum teil gelang'? da geht, wie an so mancher viel zu breit stehn gebliebenen ausführung, der altphilologe mit dem litteraturvergleicher und culturhistoriker bedenklich durch. alle jene untersuchungen über die litterarische würksamkeit der peripatetiker für die einführung des mimus in die litteraturgeschichte (s. 295) haben überdies für die mimusfrage selbst ein sehr geringes und unsicheres ergebnis. man wird finden, dass R. an allen den stellen, wo er sich auf blofse vermutungen stützt, sich am meisten zu übertreibungen und überschätzungen seiner mimen und mimendarstellungen hinreifsen lässt. da muss er dann immer mit einem 'er wird haben', 'es kann', 'es mag', 'es muste schon', 'sind sicherlich' operieren. seine schlüsse haben auch hier viel ansprechendes; beweise sind sie nicht. und schliefslich ist das ergebnis seiner breiten, schweren inductionen zu gering für die aufgewante arbeit. auch eine gewisse ungleichmäfsigkeit der behandlung läst sich hier und da beobachten. während die ein-

würkungen des mimus auf andre litteraturzweige eingehend und liebevoll aufgedeckt werden (zb. die verwendung von coupletweisen zu kirchlichen hymnen) und in bd II noch weiter behandelt werden sollen, ist umgekehrt von der abhängigkeit des mimus von andern litteraturgebieten, besonders vom roman, nur wenig die rede. möge der zweite band den ausgleich bringen!

Die wichtigste stelle für den erweis der continuität der mimustradition ist der übergang vom byzantinischen mimus zum türkischen puppenspiel 'Karagöz'. wol klafft eine lücke von zwei jhh. zwischen dem ende des einen, 1453, und dem beginn des andern, 1652, eine lücke, die R. doch unterschätzt, während es zufällig derselbe zeitraum ist, der unser deutsches mittelalterliches und unser modernes drama zum schaden der einheitlichen entwicklung trennt; aber die innere abhängigkeit der beiden litterarischen erscheinungen in Byzanz ist so gut wie sicher: Karagöz trägt das alte böse emblem, den phallus, frech zur schau, er ist der 'schmerbauch mit der kahlen platte', wie in dorischer zeit, trägt altgriechische, nicht türkische tracht, und alle typen des hellenischen mimus finden sich in Karagöz und seinem gegenspieler Hadschievad wider beisammen: da ist der dumme bauer und der ausrufer, der edle räuber und der jude, da sind frauen mehr nach griechischer als türkischer sitte sich gebend, da sprechen sie und treten auf ganz wie im mimus in ihrer vulgären sprache mit ihren absichtlichen misverständnissen, ihren witzen und zoten, frechheiten und albernen weisheiten, politischen anspielungen und guten sprichwörtern und all der andern schilderung des alltäglichen, gewöhnlichen lebens (s. 630—640). und uns wird — was R. kaum gelten lassen würde — wohler zu mut, denn die puppe Karagöz kann das unanständigste, entwürdigendste vorführen in lächerlicher gestalt, hier lachen wir mit, denn die darsteller sind eben puppen, keine menschen. und hier betätigt sich dazu die allgewalt der biologischen satire des puppenspiels aller zeiten. so wird der mimus selbst durch die puppen travestiert; und auch das tut uns wol (vgl. s. 669—675).

Von neuem interesse wird die entwicklung, wenn sich vor unsern augen Karagöz nun in Pulcinell verwandelt. beide gleichen sich auf ein haar. mit dem übersiedeln der griechischen gelehrten und künstler nach dem fall von Konstantinopel ist auch der erbe des byzantinischen mimus von Griechenland nach Italien gekommen. er trifft in Italien reste des alten römischen mimus, und beide vereint werden zur *commedia dell' arte*. die wichtige rolle, die Venedig wie in der malerei, auch in der litteratur als hafenort für byzantinische kunst und als heimat italienischer volkskunst gespielt hat, ist zu beachten. der byzantinische einfluss aber überwiegt bei weitem. die handlung der ältesten Venezianer lustspiele zb. spielt mit vorliebe in Griechenland (vgl. s. 679ff). die anknüpfung hiervon an die römische atellane ist unstatthaft, da

sie seit dem 4 jh. n. Chr. aufgehört hat. die heimat, zeigt R., ist Griechenland, Byzanz.

Der anschluss zum indischen drama darf nicht fehlen. ich halte den indischen abschnitt mit für das beste, sicherste, was R. uns in seinem werk erschlossen hat. schon immer war man sich über die tatsache der beziehungen zwischen griechischem und indischem drama klar, aber man wünschte grund und weg des zusammenhangs zu finden; und doch war zwischen der attischen komödie und dem indischen drama eine zu grofse kluft. da springt der mimus ein: zu Kalidasas zeit ist uns die blüte des mimus in der ganzen griechisch-römischen welt, besonders im orient, bezeugt (durch Choricius' lobrede). die griechischen fürsten im orient liefsen sich den mimus herrlich wolgefallen, R. schliefst siegesgewis daran einen weitern triumphzug des mimus zum Induslande. es würde zu weit führen, die fülle der gründe hier anzugeben, die seine schöne vermutung stützen. natürlich knüpft er sein vergleichnetz auch von Indien nach der Türkei und Italien hinüber. dass der faden auch nach Deutschland zu unserm Hans Wurst und Kasperle führt, hat schon 1900 Pischel aufgedeckt (vgl. s. 732), wir möchten weitergehend zb. die paare Puppenspielfaust-Kasper, dann Goethes Faust-Mephisto und Faust-Wagner daran anschliefsen.

Allein, alles was R. auf nicht altphilologischem gebiete vorbringt, kann nur im sinne wertvoller anregung verstanden werden, nicht einer endgiltigen lösung der aufgerollten fragen. das tritt uns besonders auf mittelalterlichem und neuerem romanischen wie germanischen gebiet entgegen. die behandlung des deutschen Hans Wurst zb. konnte und wollte R. im rahmen seines buches wol nicht erschöpfen. auch seine bemerkungen zu Lessings Minna von Barnhelm sind zwar feinsinnig, aber gesucht und nicht ausreichend. gegenüber dem absprechenden urteil über alle unsre classiker, sie hätten nie den weg zum mimischen volksschauspiel gefunden, sind einerseits Goethes gleichgesinnte merkwürdige worte zu vergleichen, die er in dem aufsatz 'Deutsches Theater' (W. A. 40, 174—177) niedergelegt hat, anderseits aber auch seine eigenen dichtungen in dieser stilart, wie teile aus Faust I, Puppenspiele, Satyros, Hans Wursts Hochzeit usw. heran zu ziehen. den derben späfsen und inhaltsleeren unflätereien der mimuslitteratur gegenüber aber dürfen wir doch stolz sein auf die in unsern grofsen dichtern des humors, wie Shakespeare, Lessing, Goethe, dargestellte lebensauffassung, auf den ernst im heitern, der selbst im kindischen spiel den tiefen sinn sucht und findet. er hebt jene biologisch-realistischen scenen und figuren in das reich des künstlerischen und macht sie litteraturfähig, weil sie im rahmen des dramas eine bedeutung haben. von alledem ist in den erhaltenen resten und überlieferungen des mimus nicht die rede. und die hohen, schönen worte, die R. (zb. s. 614f) für

den 'göttlichen humor' des mimus bereit hat, finden uns ungläubig bei dem mangel der denkmäler.

Interessant und ein antrieb zu neuem forschen ist auch hier, auf dem germanischen gebiet, alles, was er uns erzählt. mit den grofsen theatern, zeigt er s. 791 ff, ist der letzte rest des classischen dramas im abendlande verloren; der mimus, das traditionell fortgeführte volksdrama blieb lebendig. erhalten ist freilich auch hier wider kein einziger der römisch-mittelalterlichen mimen; aber die erwähnungen in concilbeschlüssen udgl. sind so geschickt und vollständig zusammengestellt, dass wir sogar über die stille voraussetzung unmerklich hingleiten, dass der inhalt der spiele immer der gleiche geblieben sei wie im altertum, wofür eben die belege fehlen. ungünstig ist, dass fortwährend — auch schon früher — mimusdarsteller und mimusgedicht verwechselt werden. recht ansprechend ist R.s begründung dafür, weshalb im mittelalter die mimustexte nicht aufgezeichnet wurden, so dass diese lücke in die überlieferung kommt: den geistlichen, den einzigen vertretern des schrifttums, hätte es übel angestanden, die von der kirche verdammten leichtfertigen lieder und dramen aufzuschreiben. sowie die überlieferung vom clerus unabhängig wird, zeigen sich auch im lateinischen westen wider spuren vom mimus (vgl. s. 807 ff, 838 f). freilich stehn wider viele vermutungen auf unsicherer grundlage, so die der abhängigkeit des mittelalterlichen hofnarren vom Morion des lateinischen mimus, so die der ehestandsfarcen, der charlatan- und mönchscenen ua. vom altertum. muss das alles tradition sein? ist es nicht ebenso wahrscheinlich, dass auch das mittelalter die komik zb. bestimmter ehestands- und ehebruchsscenen schadenfroh und spottfreudig erfasst hat?[1] wird das damalige volkstümliche drama nicht ebenso wie der griechische mimus einst direct nach lebenden modellen gearbeitet haben statt nach litterarischen? das alles müste vorsichtiger und eingehnder durch einzeluntersuchungen auf den einzelgebieten durchgeprüft werden, wie es R. für die spanische volkslitteratur anregt (s. 844).

Was in dem Shakespearecapitel nach allen den frühern einzelbeziehungen zu ihm noch zusammenhängend gebracht wird, ist interessant und merkwürdig, aber keineswegs abschliefsend. alle die zahlreichen durch das ganze buch zerstreuten bemerkungen über Shakespearischen mimus müsten mit diesem capitel vereinigt, und das ganze neu aufgearbeitet und durchtieft und erweitert werden zu einem grofsen zusammenhängenden werk über Shakespeare im mimusgefolge. R.s beispiel der 'Lustigen Weiber'

[1] es ist unrichtig, dass das mittelalter mit seiner reinen minnepoesie zu zartfühlend gewesen wäre für dergleichen späfse. der hohen minne stand die niedere gegenüber, und es braucht etwa nur an 'Tristan und Isolde' erinnert zu werden, um die lust selbst der höfischen kreise an diesen motiven auch damals belegt zu finden.

schlagend, aber es darf nicht als einziges stehn bleiben: der nze Shakespeare ist eingetaucht in den geist des mimus, und kann nur ein komödiant gewesen sein, der Shakespeares dramen chrieb — trotz Bacon! auch das wird uns wider erfreuch klar.

Die bemerkungen endlich zu unsrer modernen deutschen itteratur sind nur ganz zufällig zusammengetragene gedanken, ie machen nicht den anspruch wissenschaftlicher erledigung der robleme. die richtlinien für eine hier einsetzende forschung hat R. in den frühern teilen seines grofsen werkes gezogen.

Die quintessenz seines fundes der continuität der Mimuslitteratur fasst R. noch einmal (s. 896) zusammen, indem er sagt: 'Was das classische drama der Griechen für die weltlitteratur bedeutet, war seit jahrhunderten bekannt, nun haben wir zu lernen versucht, was die andre hälfte des griechischen dramas, das biologische drama, dafür bedeutet.... als das griechisch-römische weltreich geschaffen war..., war das classische drama verblüht. der mimus aber war das weltdrama, das internationale drama geworden.... der mimus ist der urquell des mittelalterlichen europäischen dramas wie des gesamten orientalischen schauspiels geworden.... dann kam die renaissance und mit ihr die neugeburt von tragödie und komödie, das classische drama kam zu seiner alten ehre und übte einen ungeheuren einfluss aus.... wie der mimus einst dem classischen drama die oberherschaft auf der bühne geraubt, so gewann es ihm diese in der zeit der renaissance wider ab, wie man im mittelalter komödie und tragödie völlig vergafs, so in der modernen zeit den mimus'.

Wie verzeihlich erscheint es nach so durchschlagendem ergebnis des pfadfindenden forschers, wenn er schliefslich auf der letzten seite des buches in die überschwenglichen worte zur apotheose seines helden ausbricht: 'mit den füfsen steht er auf der erde, aber sein haupt reicht bis zum zenith, und wenn er sein gellendes, lautes, lustiges lachen, den *risus mimicus* erhebt, dann lacht alles volk auf der weiten erde und zugleich schallt es durch die sieben himmel der weltlitteratur'.

Zur übersicht über das gewaltige gebiet, das uns R.s werk durchschreiten lässt, gibt er uns auf angehängter tafel den grofsen stammbaum in graphischer nachbildung mit auf den weg. schwer beladen mit den erzeugnissen neuentdeckter gebiete verlässt der nachforschende das neue werk, und freudig bekennen wir trotz allen bedenken und zweifeln den uneingeschränkten dank der wissenschaft und der kunst.

Weimar, september 1903. H. Devrient.

Die lieder der älteren Edda (Sæmundar Edda). hg. von Karl Hildebrand, zweite völlig umgearbeitete auflage von Hugo Gering. [Bibliothek der ältesten deutschen litteraturdenkmäler vii bd.] Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1904. xx und 484 ss. 8°. — 8 m.

Vollständiges wörterbuch zu den liedern der Edda. von Hugo Gering. [Germanistische handbibliothek begründet von Julius Zacher. vii 4. 5: Die lieder der Edda hg. von B. Sijmons und H. Gering, zweiter band: wörterbuch.] Halle aS., Waisenhaus, 1903. xiii ss. und 1404 spp. gr. 8°. — 24 m.

'Hildebrands Edda, die vor einem vierteljahrhundert erschien, hat durch meine bearbeitung notwendigerweise ein ganz neues buch werden müssen, um dem heutigen stande der wissenschaft gerecht zu werden'. nicht ohne wehmut list man diese worte, womit Gering seine vorrede eröffnet. die Hildebrandsche Edda, gewis, sie w o l l t e ja auch eine 'kritische ausgabe' sein; das zeigt schon die aufnahme der unglücklichen Vǫluspázertrümmerung. aber die höhere und niedere kritik der Edda war vor 30 jahren noch anspruchsloser, und Hildebrand war im ganzen recht conservativ gestimmt. so verdankte man ihm die ausgabe, die für lehrzwecke alle andern weit hinter sich liefs; ja, die einzige ausgabe, die man in übungen mit gutem gewissen und mit vorteil gebrauchen konnte. ich habe mit meinen studenten den Hildebrand benutzt, bis er leider gar nicht mehr aufzutreiben war, dann gieng ich aus verzweiflung auf den alten Möbius zurück und ersehnte das semester, wo man sich wider bei Hildebrand vereinigen könnte. in dieser erwartung muste mir nun freilich G.s Hildebrand eine schmerzliche enttäuschung bringen! wir haben wider eine kritische ausgabe. der 'heutige stand der wissenschaft' wills nicht anders.

Ob G. die neue ausgabe als hilfsmittel für lernende gedacht hat, sagt er uns nicht. zwar ist einmal im vorwort von 'didaktischen gründen' die rede, die bei einem puncte der rechtschreibung mitspielten. aber im übrigen schliefsen inhalt und ton des vorworts die annahme aus, dass G. mit seinen gedanken bei der cupida Eddae iuventus weilte. jedesfalls hat die ausgabe die eigenschaften nicht, die man von einem lehrbuch erwünscht schon aus rein praktischen gründen, mag man sich theoretisch so oder so stellen. für übungen an der Edda — die vernünftigerweise nur übungen zur stoff- und stilgeschichte, nicht zur grammatik sein können — möchte man die orthographischen und typographischen zufälligkeiten und hemmnisse zwar tunlichst beseitigt wünschen, im übrigen aber möchte man soweit wie möglich an den überlieferten text anknüpfen: 'soweit wie möglich', es handelt sich ja zugestandenermafsen um ein mehr oder weniger, um gradfragen. schon die ergebnisse der metrischen forschung brauchen keineswegs alle im texte zum ausdruck zu kommen. man kann einen text metrisch interpretieren, wie man ihn mythologisch interpretiert, man kann die besonderheiten hervorheben, die 'fehler', kann handschriftliche verderbnis erwägen, kann conjicieren, — aber

das braucht doch wahrlich nicht alles in den gedruckten text zu kommen! und noch viel weniger die ergebnisse der höhern kritik. auch wer von einer eignen oder fremden umdichtung sehr eingenommen ist, wird doch finden, dass der lernende zunächst die überlieferung, dann die umdichtung vor augen bekommen soll. ein einzelnes beispiel! Þrymskv. 4, 1—4 (ich citiere nach kurzversen):

Þó munda ek gefa þér,
þótt ór gulli væri,
ok þó selia,
at væri ór silfri

überrascht bei G. in der gestalt:

Mundak selja, þót væri or silfri,
ok þó gefa, at or golli væri.

nun scheint mir, 'die umstellung ist vorgenommen, weil der sinn eine steigende klimax fordert', diese begründung reicht nicht entfernt für ein solches verlassen der hs. hin; aufserdem ist der dritte kurzvers leider metrisch misraten (ich weifs nicht, ob G. ihn als A2k oder als C3 list: beidemal stimmt es nicht mit dem stabreim). aber selbst wenn diese bedenken wegfielen, sähe man es ungern, dass der leser zuerst den eindruck der Geringschen dichtung in sich aufnimmt, um hinterher im apparat aus allerlei klammern und siglen die ältere dichtung herauszufischen. von anderm abgesehen erwachsen daraus in übungen ärgerliche zeitverluste.

Also der text möglichst objectiv, grundsätzlich ohne den anspruch, alle vielleicht heilbaren schäden zu heilen; der apparat mag auf jeden schaden hinweisen und sich in den kühnsten vorschlägen ergehn, sobald sie nicht gegen tatsachen verstofsen: dies wäre von einer Schuledda zu wünschen. die vorschläge unter dem strich könnte man in den übungen nach bedarf heranziehen oder weglassen, so dass man über ein zuviel des gebotenen nicht leicht klagen würde.

Eine Edda für lehrzwecke entbehren wir also nach wie vor. G.s kritische ausgabe muss unabhängig von der didaktischen brauchbarkeit gewürdigt werden.

Da ist zuerst der kritische apparat zu rühmen. G. hat die litteratur der letzten jahrzehnte aufs umsichtigste ausgebeutet. sogar eine nachprüfung der vor-Hildebrandschen ausgaben hat er sich nicht verdriefsen lassen. die liste der citierten werke s. XV—XIX ist überaus stattlich. da weder Symons noch Detter-Heinzels grofse ausgaben das ziel verfolgen, die besserungsvorschläge vollständig zu buchen, füllt G.s Edda tatsächlich eine lücke und ist hierin die würdige nachfolgerin Hildebrands unter den durch das angewachsene material so sehr erschwerten umständen. der hauptwert, ja die rechtfertigung dieser neuen ausgabe ligt in der stellensammlung des apparats. wenn G. uner-

mündlich angibt, wer zuerst *kveþk* für das hsl. *kveþ ek*, *of* für das hsl. *um* geschrieben hat usw., so ligt ja darin eine reichlich hohe einschätzung dieser mechanischen manipulationen; und seit wir die phototypieen haben, dürfte man die litteralen besonderheiten der codices füglich nur da erwähnen, wo sie den sinn in frage stellen. aber das sind dinge, die die arbeit des herausgebers und des druckers vermehrt haben; der leser wäre undankbar, wenn er über diesen unverfänglichen überfluss klagte.

Im texte nun fällt einiges orthographische auf, das man sich in G.s wörterbuch dadurch glaubte erklären zu müssen, dass ein im jahr 1888 begonnener Eddatext die hände band. warum G. jetzt, wo er freie hand hatte, wider die langen hiatusvocale ohne acute schreibt, ist nach der speciallitteratur, die sich über diese frage angehäuft hat, nicht wol zu verstehn. ein *blaar, roa, lea, hiu* sind nicht schön, ein *faï, knëum, seïr* (= *sier, sér*) noch weniger, und man verdenkt es keinem, wenn er erst nach einigem besinnen merkt, dass '*sǫu*' ein isl. *sáu* oder *sóo* darstellen soll. zum glück hat G. die formen wie *brodr, odviti, nadgǫfugr* (statt *-dd-*) in der ausgabe nicht widerholt; schon im wörterbuch hätte er sie vermeiden können, da er auch gegen Symons text *góddrar* und ähnliches mit *-dd-* geschrieben hat. verdriefslich sind die *ofvalt* statt *ávalt*, s. Kock, Ark. 14, 258, und die vielen *hǫ́r, hǫ́vi* statt *hár* (oder *hór*), *hávi*, vgl. jetzt Noreen Gramm.[3] § 55. 80. die unwahrscheinliche form **Hǫalfr* (d. i. *hár + Alfr*), anstatt **Hǫ́ulfr < HaþuwulfR*, sollte man selbst auf KGíslasons autorität hin nicht immer widerholen (in den ausführungen Njála II 279 ff wird der zusammenhang von *Hálfr* mit dem gemeingermanischen namen urn. *HaþuwulafR*, ae. *Heathuwulf*, ahd. *Hadulf* gar nicht erwogen). ist es absicht oder versehen, dass G. den heldennamen *Álfr* = *Ǫ́lfr* (< **AþawulfaR* = *Adolf*) als *Alfr* (albe) auffasst? die form *Vǫ́lundr* könnte nun endlich einmal pensioniert werden und die form *Sigvǫrðr* nicht minder: *Vǫl-ùndr* und *Sig-ùrðr* leisten den metrischen dienst vollkommen, und es ist klar, dass *Sig-ùrðr* (⏊ ⏊) mit *Si-gurðr* (⏑́ ⏓) bei einem dichter leicht wechseln konnte, wogegen das nebeneinander von *Sigvǫrðr* und *Sigurðr* schwerer glaubhaft ist.

Was die hauptsache, die stellung des textes zur überlieferung, betrifft, so geht es kaum an, G.s verfahren mit ein paar kurzen prädicaten zu charakterisieren. am nächsten steht er im grofsen und ganzen den ausgaben von Symons und von FJónsson. in vielen fällen ändert er, wo diese vorgänger das überlieferte geduldet hatten; es kommt auch vor, dass er umgekehrt der schonendere ist. in den mannigfachen neuen oder gutgeheifsenen conjecturen eine bestimmte unterscheidende tendenz herauszufinden, ist mir nicht gelungen. im allgemeinen darf man von der ausgabe sagen, dass sie in hohem grade emendationslustig ist; dass sie mehr scharfsinn, phantasie und erklärungskunst auf die

verbesserung des überlieferten als auf die rettung des überlieferten verwendet. bei den stellen, die in ihrem hsl. zustande platterdings keinen sinn oder keinen vers ergeben, wo man also vor der wahl steht, zu ändern oder zu resignieren : bei diesen stellen wird man jedes neue bemühen willkommen heifsen, und unter Gerings heilungsversuchen trifft man manche anregende und erwägenswerte. viel zahlreicher sind die stellen, die unser hg. ändert, weil sie seinen ansprüchen an metrische, stilistische, inhaltliche glätte und durchsichtigkeit nicht genügen. im hinblick auf diese stellen, gleichviel ob G. eine eigene conjectur bringt oder eine fremde billigt, kann ich nur meine abweichende gesinnung betonen. ich find es schade, besonders auch im gedanken an fernerstehnde benutzer des buches, dass ein so angesehener kenner der Edda wie G. in diesem regelfreudigen, doctrinären, unpsychologischen verfahren der achtziger jahre verharrt und sich nicht zu einer energischen schwenkung nach rechts entschliefsen konnte.

G. hat von Heinzel und Detter nicht gelernt, was von ihnen zu lernen war. sein vorwort ist eine kette von ausfällen gegen die beiden gelehrten; wenn man glaubt, es sei vorüber, kommt immer noch einmal ein kraftausdruck. dabei werden die namen der angegriffenen verschwiegen! verlassen wir das peinliche der form und halten wir uns an die sache. G.s worte : 'wer einen alten text ediert und weder imstande ist, selber zur berichtigung desselben etwas beizutragen, noch auch nur die fähigkeit besitzt, die notwendigkeit der von andern gefundenen besserungen zu begreifen . . .', diese worte enthalten eine befremdend verständnislose anspielung auf Detter-Heinzels kühn-eigensinniges vorgehn. nähme man sie genau, so müste man geradezu glauben, G. habe von 'conservierender kritik' — oder wie mans nun auf deutsch nennen will — nie etwas läuten hören. anstatt die masse der umdichtungsversuche zu sichten und zu vermehren, wählten Heinzel und Detter den rauhern und einsamern steig; sie machten ernst damit, zu retten was irgend zu retten sei. sie verfolgten ihr ziel einseitig, ohne gefühl für die gröfsern poetischen zusammenhänge und mit einer gewaltsamen starrheit. dass ihr verfahren die künftige Eddaerklärung beherschen werde, war weder zu erwarten noch zu wünschen. aber das staunenswerte capital von scharfsinn und gelehrsamkeit, das Heinzel und Detter in den dienst der conservierenden kritik gestellt hatten, wird hoffentlich auf lange hinaus seine zinsen tragen. die einsicht, dass die schonende erklärung einer unebenen stelle mehr wert hat als die beste emendation, kann und wird durch Detter-Heinzels werk gefestigt werden. anstatt mit G. in der methode der beiden forscher nur fehlendes verständnis für notwendige besserungen zu erkennen, werden andre das heilsame und fruchtbare an Detter-Heinzels spröder strenge dankbar zu würdigen wissen.



Eine conjectur, um überhaupt erwägbar zu sein, muss notwendig sein. und um glaubhaft zu sein, muss sie das entstehn der verderbnis leicht begreiflich machen. mir scheint nicht, dass die emendationen des vorliegenden buches diese proben bestehn. gleich in der allerersten strophe list man:

vildu, Valfǫþr! *at vel teljak.*

das ist ja überaus durchsichtig, aber es hat keine überzeugende kraft: hätte daraus die überlieferte charakteristische wortstellung *vildu, at ek, Valfǫþr, ...* erwachsen können? — Hav. 36. 37 ist überliefert: *bú er betra, þótt lítit sé.* diese gnome in ihrer bezeichnenden formfreiheit, dem nur partiellen stabreim, müssen wir zu verstehn suchen (vgl. Anz. XXII 246; die gegenstücke wären sehr zu vermehren). verständnis ist fruchtbarer als umdichtung (G. nimmt in den text auf: *Bú er betra, þót búkot sé*). eine umdichtung kann man ja doch nie als altnordische spruchweisheit verwerten, sie ist und bleibt ein erzeugnis des 19. 20 jahrhunderts. — für den verzweifelten vers Fafn. 5, 6 *abvrno scior asceiþ* haben alle frühern typographisch ähnliche wortbilder gesucht. G. geht kühner vor: *es í barnæsku'st bráþr.* das sieht neben den ältern vorschlägen wie das ei des Columbus aus (vgl. 6, 6 *ef í barnæsku er blauþr*). aber wer möchte mehr als eine umgehung der schwierigkeit darin finden?

Die änderungen metri causa nehmen in unserm buche einen ungeheuern raum ein. G. hat zwar widerholt erklärt, dass er die von Sievers vorgezeichneten bahnen 'natürlich' nur in einzelheiten verlasse. aber leider ist er auf einer ältern, mehr silbenzählerischen stufe der Sieversschen theorieen stehn geblieben. beim gnomischen mafse, das jeglicher silbenzählung spottet, huldigt G. einem mehr intuitiven beschneiden und zurechtrücken der überlieferung, und er betont es Zs. f. d. ph. 34, 162 als vorzug seiner bezw. der Sieversschen ansicht, dass sie 'in zahllosen fällen verderbnisse der überlieferung erkennen lasse', mit andern worten dass in zahllosen fällen die überlieferung geändert werden muss, damit die theorie recht behalte.

Das harmloseste ist die tilgung der entbehrlichen, metrisch keineswegs störenden senkungssilben. lieber hat man ja einen text vor sich, der hierin der metrischen interpretation des lesers nicht aufdringlich vorgreift. die ganze erscheinung sollte man nicht einseitig unter metrischem, sondern zugleich unter syntaktischem und stilistischem gesichtspunct behandeln. Snorris bemerkungen zu Háttatal str. 8 zeigen übrigens klar genug, dass man selbst in dem strengen dróttkvætt diese überschüssigen senkungssilben nicht als störung des versmafses empfand. dies dürfte man für die freiern formen der Eddalieder erst recht ad notam nehmen. die vorliegende ausgabe treibt die consequenz bis zu formen wie *nú'fr* für *nú hefir.* metrisch bedenklich scheint die einführung der enklitischen form *'ú* für *eru* in versen wie

Sdr. 34, 2 *þeim er liþnir eru* (ähnlich Lok. 2, 5), denn dann träfe der zweite versictus auf eine schwachtonige endsilbe, *-ir* oder *'u*. in der vollzeile Hav. 63, 6 *þióþ veit, ef þriru* wird man die nichtenklitische, nachdrückliche form *þrír eru* einzusetzen haben, die wol auch begrifflich besser passt; die hsl. la. ergäbe den bewusten klingenden schluss der vollzeile.

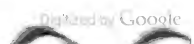
Den beziehungen des stabreims zu den satzteilen schenkt G. nicht immer beachtung. die vollzeilen Lok. 33, 3 *varþir* (subst.), *hóss eþa hvárs*, Fafn. 21, 3 *til þess golls, es í lyngvi liggr* schneiden einem ordentlich in die ohren (im zweiten falle ligt die versgrenze anders, der erste fall ist conjectur); vgl. auch das conjicierte Grott. 22, 3 *vígs Halfdanar* (*h* ist stab), ohne bemerkung über die abnorme stabstellung. Vkv. 12, 5 *gekk brúnnar*, mit *b* als stab, ist ein unmöglicher kurzvers. solange man dieses einfache gesetz des ganzen germanischen versbaues ignoriert, werd ich nicht müde, auf meine formulierung Über germ. versbau s. 116 hinzuweisen. vielleicht entschliefst sich sogar G., seine messungen Zs. f. d. phil. 34, 486 f einer erneuten erwägung zu unterziehen.

Eine persönliche abneigung hat der hg. gegen zweisilbige auftacte in epischen versen. wider ein überlebsel aus den achtziger jahren. so ändert er nicht blofs Vsp. 19, 6 *þærs í dali falla* zu *es í* ..., sondern er dichtet auch um: Vsp. 34, 3 *áþr á bál um bar* zu *áþr bar á bál* (dagegen Vegt. 11, 7 *áþr á bál of berr* bleibt bestehn); Sig. sk. 4, 2 *lagþi sverþ nokkvit* zu *lét* ... darf man das eigentlich? eine directe schlimmbesserung ist Vsp. 46, 1 *Míms synir leika* (anstatt *leika M. s.*), da dieser füllungstypus fast dem ganzen fornyrđislag und der Vsp. i. bes. fremd ist.

Unter den von G. zugedichteten liódaháttvollzeilen hat Fafn. 3, 6 *þá veizt víst, at lýgr* einen ganz verunglückten rhythmus, ungelenk sind aber auch Skirn. 7a, 6 *góþ skalt laun geta*, Grimn. 31a, 3 *es vel kveþa mart vita* (statt *es kveþa vel mart vita*). G. hätte auf solche verse nicht verfallen können, wenn er die vollzeilen nicht dreigipflig rhythmisierte, und so bestätigen diese entgleisungen, dass die alte rhythmisierung nicht dreigipflig war.[1]

Am unglimpflichsten muss die hand des silbenzählenden textreinigers mit den gedichten Atlakviđa und Hamđismál verfahren. von den ersten 150 kurzversen der Akv. ändert unsre ausgabe

[1] Gering ruft Zs. f. d. ph. 34, 454 die zeile Skirn. 36 *ergi ok œþi ok óþola* als zeugnis an für die 'regelmäfsige form der vollzeile'. seine eigene statistik konnte ihm zeigen, dass diese zeile aus dem rhythmus der vollzeilen herausfällt. die zwei einzigen verse, die er in der betr. abteilung cap. 22 § 171. 172 noch beibringt, gehören von rechts wegen in andre gruppen, nämlich in § 157. 158 bezw. § 163. nur eine einzige vollzeile gesellt sich aus abstand jenem vermeintlichen musterverse zu, Hav. 147, 6 *viþ sorgum ok sútum ok sǫkum*, und der verfasser dieser zeile ist Hugo Gering! wäre das grundmafs dreigipflig, dann müsten derartige verse zu dutzenden, wenn nicht zu hunderten begegnen. jene zeile aus den Skirn. haben Rask, Munch, Lüning, Möbius, Bugge und Detter-Heinzel mit recht als langzeile aufgefasst.



reichlich ein drittel (bragarmál und einiges andre nicht mitgerechnet): man fühlt hier dem hg. die freude an, dass wider 'in zahllosen fällen' die überlieferung metrisch gebessert werden kann. eine anzahl von strophen aber bleibt unversehrt und wird dafür in teils dicke, teils dünne eckige klammern gesetzt. das sind die 'viersilblerstrophen', bei denen eine umdichtung in das geforderte mafs nicht ratsam erschien. ich möchte nur bei der str. 28 (Bugge 26, 5—27, 4) *Er und einum mér ǫll of folgin* ... einen augenblick verweilen. G. verweist hier auf Symons, der in seiner Edda I 430 bemerkt, str. 28 'ist offenbar variante zur ältern malahattstrophe 29'. diese sogen. variante muss ja nun recht alt sein, da sie der doppelgänger ist der Nibelungenstrophe 2308 (A) *Nu ist von Burgonden der edele künic tôt* ...... *den schatz weiz nu nieman* ... den anklang hält wol auch Symons nicht für zufällig. er würde an sich ja nicht hindern, dass str. 28 aus einem andern — und zwar ältern — liede stammte, also innerhalb unsrer Akv. 'unecht' wäre. nur scheint mir, das inhaltliche verhältnis unsrer strophe zu str. 29 wird durch das wort 'variante' nicht treffend bezeichnet. die gedanken: (str. 28) jetzt weifs ich allein um den hort und kann seiner sicher sein, (str. 29) und im Rhein soll er bleiben, euch zum trotz: diese gedanken bilden doch eher eine ganz vortreffliche, gar nicht auseinander zu lösende folge und einheit, als dass sie einander 'variierten'. das hätte natürlich auch Symons eingesehen, wenn nicht der vermeintliche widerstreit im versmafs da wäre. nun, vor der silbenzählung alle schuldige achtung, aber wir wollen diesem moloch lieber nicht das kronjuwel der germanischen heldensage opfern. einer historischen, nicht scholastischen versbetrachtung fällt es nicht schwer, das einigende band um die zwei strophen zu schlingen; es braucht dazu keine emendationen. aber wer sich dazu nicht verstehn kann und die beiden strophen rhythmisch unvereinbar findet, soll wenigstens zugeben, dass der gedanke der beiden strophen aus éinem gusse ist, und dass die erste hälfte dieses gedankens, str. 28, schon in der deutschen heimat das nervencentrum der sage gebildet hat, sei es nun in viersilbigen oder fünfsilbigen versen.

Nach dem gesagten ist dringend zu wünschen, dass niemand auf grund unsrer ausgabe metrische beobachtungen anstelle, aufser wenn er vers für vers im apparat vergleicht, wo sich die hsl. lesung nicht immer auf den ersten blick darbietet. ein text, der sich vornimmt, die richtigkeit von metrischen theorien zu beweisen, ist immer nur ein endpunct, keine grundlage für weiteres forschen.

Auch darin hält G. zu Symons und FJónsson, gegen Bugge, Sievers, Mogk, dass er die wechselnde zeilenzahl im epischen strophenmafs als verderbnis betrachtet und demgemäfs im druck kennzeichnet. ich möchte hier auf einen punct hinweisen, den man, wie mir scheint, mit unrecht aufser acht gelassen hat. man muss zweierlei fragen auseinander halten. die erste frage, wie-

weit die dichter schon ungleiche zeilengruppen zuliefsen, bedürfte einer umfassenden, unvoreingenommenen untersuchung, die sich auf die skaldendichtung und die westgermanische poesie auszudehnen hätte. lassen wir für den augenblick diese frage ruhen und nehmen wir einmal mit G. an, dass jede epische zeilengruppe von 4, 6, 10, 12, 14 kurzversen erst aus einer 8versigen entstellt sei. dann erhebt sich die zweite, unabhängige frage: ist diese entstellung immer durch blofses auslassen oder zufügen von versen zustande gekommen? das verfahren der genannten forscher setzt voraus, dass sie diese frage bejahen. denn bei den kürzern gruppen punctieren sie bekanntlich eine oder zwei linien, bei den längern klammern sie ein, was über die acht kurzverse hinausgeht. aber ist dieser grundsatz so zuverlässig? ist er nicht eine petitio principii und erklärt sich aus dem wunsche, den nächsten, kürzesten weg zu dem echten texte zu finden? bei unbefangener erwägung wird man doch wol sagen müssen: die kürzung einer 8versigen strophe kann auch só erfolgt sein, dass zwei langzeilen, zb. weil man sie schlecht im gedächtnis hatte, ihren alten wortlaut verloren und nun durch eine einzelne, neue langzeile ersetzt wurden. die ausweitung der 8versigen strophe kann auch só erfolgt sein, dass man eine langzeile aus irgend einem grunde umdichtete zu zwei neuen langzeilen, usw. also ein einschrumpfen und ein anschwellen, die nicht auf blofsem subtrahieren und addieren beruhen. sobald man dies als möglichkeit zugibt, verliert man das recht zu jenem gefällig täuschenden punctierungs- und einklammerungsverfahren. mindestens müste man es auf die fälle einschränken, wo es sich durch besondre umstände rechtfertigen lässt; wenn zb. eine langzeile augenscheinliche doublette der andern ist. aber besonders bei fehlenden zeilen wird man sehr selten nachweisen können, dass ein blofser ausfall grund der lücke ist.

Es mangelt in unsern kritischen Eddaausgaben nicht an fällen, wo die eckigen klammern entschieden mehr den mathematischen regelmäfsigkeitssinn befriedigen als das gefühl für dichterische logik und stimmung. ich erwähne str. 5 und 19 aus dem Wielandsliede: die zeile *en enn níunda naupr of skilpi* kann man nicht verschmerzen; vgl. den nahen anklang Danm. g. Folkev. nr 155 A, 15. 16:

di leffuit sammell i otthe aar
bode med glede och roff.

Ditt lide att ditt nyennde aar,
och dit monne fast for-gaa:
thaa lagdis iuncker Lauers
i stercke helle-traa.

die zwei langzeilen

nú berr Bǫþvildr [*brúþar minnar*
— biþka ek þess bót —] *bauga rauþa*

werden durch die hier bezeichnete tilgung einfach sinnlos, auch verlieren wir einen der schönsten leidenschaftlichen accente der alten heldendichtung; vgl. wider den anklang Nib. (A) 1337 :

sô wurde wol errochen mînes vriundes lîp,
des ich kûme erbeite', sprach daz Etzelen wîp.

Unklar ist mir geblieben, nach welchen grundsätzen G. die gröſsern athetesen aus inhaltlichen ursachen angezeichnet hat. in der Vǫluspa zb. stehn die zwerglisten usw. ohne alle einklammerung da, und G. nimmt zu den athetesen, die er im apparat erwähnt, keine stellung. in den gesamten Havamal wird von ganzen strophen eine einzige, 9, eingeklammert. auch die Grimnismal passieren beinah klammerlos. so ist man überrascht, in den Sigurdsgedichten auf häufige ausscheidungen im texte zu stoſsen. besonders scharf wird dem kurzen bruchstück hinter der lücke des Regius zu leibe gegangen : von seinen 20 strophen müssen vier daran glauben. aber eine verstehnwollende interpretation kann den ganzen überlieferten bestand rechtfertigen, und umzustellen braucht man nur str. 5 *Soltinn varþ Sigurþr.* als zusatz könnte am ehesten str. 10 *Hló þá Brynhildr* in betracht kommen. denn dieses plötzliche auflachen gehört evident in die betttodform und bildet das grandiose gegenstück, das nächtliche echo zu Gudruns lautem jammer (wie in der Sig. sk. 29. 30). aber es ist recht wol denkbar, dass schon der dichter des Brot diese anleihe bei der andern sagenform machte und dadurch zu der widerholung str. 8/10 gelangte, der man eine starke musikalische würkung zuerkennen wird. für die beseitigung von str. 16. 17 beruft sich G. auf Mogk, der in Pauls Grundr. II 635 f zwei gründe angeführt hat : erstens, dass die Gjukunge 'hier das einzige mal in den alten gedichten' unter dem namen Niflungar erscheinen, und zweitens, dass Brynhild, 'die eben angedeutet hat, dass sie willens ist zu sterben, unmöglich weissagen kann, wie sie nach Gunnars tode gattenlos im bette ruhe'. der name Niflungar in derselben bedeutung kommt auch in den Atliliedern vor, aber selbst wenn dies nicht der fall wäre : das vereinzelte vorkommen eines alten sagenechten namens beweist doch hoffentlich keine interpolation, eher das gegenteil. sollen wir auch Akv. 19 (18 Bugge) streichen, weil nur hier der name Borgundar gerettet ist? Mogks zweiter grund beruht auf dem sprachlichen misverständnis, das schon bei den brüdern Grimm auftaucht (Edda s. 237) und seither öfter, auch bei G. im wörterbuch sp. 1009 und in der ausgabe (wie die interpunction zeigt) : *svalt* (*allt í sal*) ist nicht verbum, das müste ja *sylti* heiſsen, sondern adjectiv und steht syntaktisch dem vorausgehnden *grimt*, inhaltlich dem nachfolgenden *sæing kalda* parallel. also wörtlich : 'mir erschien es, Gunnar, grimm im traume, eisig alles (oder ganz) im saal, ich hätte ein kaltes bett...' Brynhild weissagt von sich kein wort, sondern sie beschreibt

ihre empfindung im traume — es ist einer der elementarsten, echtesten träume in der altnordischen litteratur —, und daran knüpft sie einen kurzen, allgemein drohenden ausblick nicht auf das eigene, sondern der Niflungar verderben. es ist alles in bester ordnung, wir brauchen mit dem wertvollen fragmente nicht grausamer umzuspringen als die überlieferung. auch die athetese in der Sig. sk. 37—39 beruht nur auf unzureichendem einblick in die sagenhandlung. die strophen geben in würklichkeit keinen anstofs, das hätte G. aus Golthers untersuchung entnehmen können; sie sind an ihrer stelle gar nicht zu entbehren.

In den Hamdismál str. 10aff ist eine richtigere strophenfolge zu gewinnen, wenn man das lied Koninc Ermenrîkes dôt heranzieht. vgl. den entwurf Zs. d. ver. f. volksk. 8, 102, der ohne rücksicht auf das nd. gedicht den zusammenhang wol annähernd getroffen hat.

G.s 'Vollständiges Wörterbuch' hat in den zwei jahren seit seinem erscheinen gewis schon manchem ausgezeichnete dienste geleistet, und so sei hier nur post festum ein dank abgestattet für das mit so viel hingebung ausgearbeitete werk, das als unentbehrliches, immer wider nachzuschlagendes hilfsmittel neben Detter-Heinzels commentarband seine dauernde stellung einnehmen wird. der leidigen recensentenpflicht, die einwände auszusprechen, die man auf dem herzen hat — sie lägen in diesem falle auf dem boden der bedeutungslehre, der psychologie der worte —, dieser pflicht darf ich mich hier entziehen. denn was ich vorzubringen hätte, bedeutet gegen den praktischen wert des buches keinen ernstlichen einwurf. die lexikalischen tugenden, die man grade an dem specialwörterbuch sucht, besitzt G.s werk in hohem mafse. wir freuen uns, dass die Liederedda, diese vornehmste quelle altgermanischer dichtkunst, nunmehr ihren worthort so reinlich und reichlich vor uns ausbreitet. den etwas verspäteten glückwunsch zu der vollendung der entsagungsvollen arbeit mag der verfasser auch jetzt noch entgegennehmen!

Berlin, 24 märz 1905. ANDREAS HEUSLER.

Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel. herausgegeben und erklärt von ERNST MARTIN. erster teil: text. Halle aS., verlag und buchhandlung des Waisenhauses, 1900. LII und 315 ss. zweiter teil: commentar. ebenda 1903. c und 630 ss. [Germanische handbibliothek begründet von Julius Zacher IX 1. 2.] 8°. — 17 m.

Wolfram von Eschenbach. rede zur feier des geburtstages sr majestät des kaisers am 27 januar 1903 in der aula der Kaiser-Wilhelm-universität Strafsburg gehalten von dr ERNST MARTIN. Strafsburg, JHEdHeitz (Heitz & Mündel), 1903. 23 ss. 8°. — 0,60 m.

Dass die von der Berliner akademie veranstalteten textabdrücke altdeutscher dichtwerke einem allgemein gefühlten bedürfnisse ent-

gegenkommen, weil eben gute kritische ausgaben kaum mehr gemacht werden, das ist gewis ein zeichen, dass etwas im betriebe unserer wissenschaft nicht so ist, wie es sein sollte. und auf dasselbe blatt gehört es, wenn dann würklich einmal kritische ausgaben erscheinen, kritische ausgaben unseres grösten mittelalterlichen dichters gleich zwei auf einmal, und beide ohne das wichtigste hilfsmittel zur controlle der edition, ohne kritischen apparat.

Das soll nur eine allgemeine klage sein, kein vorwurf gegen die beiden letzten herausgeber des Parzival. sie haben beide mit ihren ausgaben bestimmte zwecke im auge gehabt, die ihr vorgehn zu entschuldigen geeignet sind. M. hat dabei hauptsächlich die veröffentlichung eines commentars beabsichtigt und hat eigentlich diesem, nur als grundlage, einen text unterlegen müssen. dabei erschien ihm der Lachmannsche text trotz der seitdem neu gefundenen hss. und bruchstücke, trotz allen seither an seinen metrischen und textkritischen grundsätzen geübten ausstellungen noch immer am tauglichsten. vielleicht hätte er besser nur einen gereinigten abdruck des Lachmannschen textes gegeben und seine besserungsvorschläge in anmerkungen untergebracht. er hat es vorgezogen, eine neue auflage dieses textes zu geben, wie nach seiner auffassung etwa Lachmann sie heute selbst veranstaltet haben könnte. er hat das weitschichtige material neu durchgearbeitet und da und dort vorsichtig geändert. das meiste sind änderungen formaler natur: *antlitze* für *antlütze*, *lu* für *li* (den französischen artikel), *hœhste* für *hôhste*, *alrêste* für *alrêrste*, *wesse* für gelegentliches *wiste*, *en* oder *'n* für *in* (pronomen in enklise), *barbegân* für *barbigân* durchgeführt, da und dort *als* für *alse*, *alsô* und umgekehrt, *künegîn* für *küngîn*, *manec* für *manc*, *sagete* für *sagt*, *frou* für *frouwe*, *ieslich*, *getriulich*, *menschlich* für *ieslîer* etc. eingesetzt; er hat aus metrischen gründen formale veränderungen vorgenommen oder abgelehnt (1, 6. 281, 15. 326, 30. 689, 13. 693, 3. 747, 28. 749, 24. 784, 17), ist in der worttrennung abgewichen oder in der gestaltung von namensformen wie *Korcha*, *Karchobrâ* für *Korca*, *Karcobrâ* etc. noch ziemlich in dieselbe rubrik gehören *sîme*, *sînem* für *sîm* 758, 10. 784, 24. 799, 1. 816, 24; *sînen* für *sîn* 166, 15; *mînn* für *mîn* 195, 25; *haben* für *hân* 189, 30; *oder* für *od* 195, 28. 29. 292, 26. *-lîche* für *-lîchen* 502, 5. 677, 20. 741, 28; *nâhe* für *nâhen* 449, 14; *zühte* (genitiv) für *zuht* 462, 7; *nehein* für *neheiniu* 565, 29; *bûr* für *gebûr* 569, 30; *andern* für *änderen* 381, 4; *des* für *dês* 200, 14 (was M. wol hätte durchführen dürfen); *für priss erkant* für *für prîs erkant* 676, 22. 746, 20; *und* für *und ouch* 440, 4. 443, 30; *regîne* für *regîn* 76, 13; *massenîe* für *messenîe* 280, 4; *Bertenoise* für *Berteneise* 221, 26; *Cundrîn* für *Cundrîen* 517, 26; *sarjante : mahinante* für *sarjande : mahinande* 646, 21. während Lachmann im allgem. nur den archetypus herzustellen bestrebt war,

über denselben hinausliegende athetesen und conjecturen durch einklammerungen oder anmerkungen zur kenntnis brachte, ist M. hier weiter gegangen und hat einen grofsen teil der von L. eingeklammerten worte (ja sogar die der dreifsigertheorie zu liebe verdächtigten zwei zeilen nach 257, 24) hinausgeworfen, ebenso die conjecturen der anmerkungen zu 75, 3. 183, 9. 251, 20. 292, 18. 482, 4. 609, 26. 730, 7. 733, 30 in den text gesetzt, was er ursprünglich nach seiner einleitung s. xxxvi. xxxviii auch bei 92, 7. 220, 14 beabsichtigte, dann aber aus unbekannten gründen (besonders auffallend bei 220, 14) zu tun unterliefs.

13, 21. 176, 15. 206, 16 hat M. nach Bartschs vorgange *hiez der* nach den hss. für Lachmanns überflüssige änderung *hiez den* eingesetzt. — 19, 6 *nâch dem selben reit* Gggdd gegen Lachmanns *nâch den selben reit* D; es fragt sich, welche wichtigkeit man solchen kleinen übereinstimmungen einzelner hss. der D-gruppe mit der G-gruppe beimessen will. die la. von D lässt sich wol rechtfertigen, ja scheint mir sinnentsprechender: nach den genannten 9 rossen, die eine gruppe im feierlichen aufzuge bilden: also erstens die 10 saumtiere, vor denselben der tross, dahinter 20 knappen; zweitens 12 jünglinge seines gefolges; drittens 9 rosse, das letzte von einem knappen geritten; viertens (hinter diesen *nâch den selben*) die musikkapelle; endlich er selbst mit dem schiffskapitän. — 27, 17 schliefst er sich in den nachträgen der bestechenden emendation Dreschers Zs. 46, 303 *sîn* für *ein* an. — 29, 20 wol mit recht *daz entuon* nach Ddg für Lachmanns *daz tuon*, da die hss. das *en* eher wegzulassen als zuzusetzen geneigt sind. — 58, 10 *swie er* mit der G-gruppe nach dem einleuchtenden vorschlage WMüllers im Mhd. wb. III 575. — 59, 6 hatte M. sich in der einleitung s. xxxv der Paulschen lesung (Beitr. 2, 74) *von* für *mit* nach der G-gruppe angeschlossen, hat das dann aber im text und in den nachträgen zurückgenommen. nun lässt sich die lesung von D ja wol halten 'mit schön gemalten und mit grünen seidenfahnen versehenen stangen', aber es spricht doch für Paul, dass sich die la. von D eher aus der von G ableiten lässt als umgekehrt. — 60, 27 list Lachmann mit D *ûf einem plân*, Paul Beitr. 2, 74 wollte mit der G-gruppe *an einen plân* einsetzen, M. mischt besonders unglücklich *ûf einen plân*; es ist aber überhaupt nicht nötig von D abzuweichen, s. Wiessner Beitr. 27, 65. — 64, 24 setzt er *wol* ein nach Gddddg; wider fragt es sich, ob man in solchen fällen D den vorzug geben soll; jedesfalls wäre kein metrischer anlass vorhanden, der für das *wol* spräche, umgekehrt ist die emphatische betonung *húndért* mit beschwerter hebung sehr sinngemäfs: 'um je e i n e n schild stecken h ú n - d é r t fahnen', das 'húndért' gewissermafsen buchstabierend gesprochen. — 66, 20 mit recht im anschluss an Dd *gebrechen* nach Bartschs vorgang. — 89, 20 mit recht das *den* im anschluss an

D mit Bartsch gestrichen. — 91, 16 wird mit Bartsch *fôle* als adjectiv gefasst. — 108, 19 mit recht im anschluss an Dd nach Bartsch *stæte* statt Lachmanns *stæte'n.* — 111, 2 *lebendic ime* nach Bartschs *lebendic inme,* in genauerm anschluss an D, statt Lachmanns *lebende im.* — 123, 21 *ritter got* Ddgg mit Bartsch, Kant, Starck statt Lachmanns *ritter guot.* — 146, 7 *wol* für *ôwol,* wie Lachmann nach den hss. schreibt, aus mir völlig unbekannten gründen. — 147, 30 *er sprach 'got halde iuch hêrren alle'* : Lachmann will *hêrren* tilgen, Bartsch und Martin *er sprach;* beides ist unnötig, vgl. über das gemurmelte *er sprach* Kraus Metrische untersuchungen über Reinbots Georg s. 97 f. — 178, 12 *Idêrs* Gdddggg und Bartsch folgend mit dem frz. nominativzeichen. — 216, 27 das locale *dâ* ist ansprechend aber nicht notwendig für das überlieferte *dô* Lachmanns eingesetzt; vielleicht aber ist es, da die einleitung nichts darüber sagt, nur druckfehler. — 263, 27 *zein ander flugen* mit recht Bartsch folgend für Lachmanns den reinen reim herstellendes *ein ander schuben,* was zu Zwierzinas zusammenstellungen Beobachtungen (Festschrift für Heinzel) s. 474, Zs. 45, 20 nachzutragen ist. — 278, 15 list Lachmann *hets ganzen,* Martin *het ganzes;* ich möchte in genauem anschluss an D *hete des ganzes apfels* lesen, vgl. Gramm. IV 630 f. — 284, 15 ist *fte* für Lachmanns *ft* wol nur druckfehler. — 288, 19 *klôsen* D statt Lachmanns *klûsen.* Lachmann meinte wol im innern mit beiden formen wechseln zu müssen, weil *klûsen* im reim belegt ist. — 320, 5 wol mit recht nach den hss. und Bartsch *ûzen zuome ringe* für Lachmanns *ûz zem ringe.* — 357, 5 Lachmann schreibt *ze bé'der sît rôtten ùngezalt* mit überladenem ersten fufs, weshalb er in der anmerkung noch *ieweder sît* vorschlägt. er schreibt so, obwol ihm Ddg die lesung *rotte* lieferte, das sonst (340, 16) als starkes femininum erscheint. er wollte wol die lesung *ze bé'der sî't rotte ùngezàlt* mit *rotte* in senkung verhindern, die aber wol mit M. (II s. LXXXI) zuzugeben ist. — 372, 24 hat Lachmann nach der G-gruppe *Obylôt* gelesen, wol weil ihm die lesung *Obilô'ten ùnd Clauditten* nicht behagte und er *Obilô't und Claùditten* vorzog; M. hat auch hier der D-gruppe zu ihrem recht verholfen, — 406, 25 streicht M. das *und* nach Wackernagels vorschlag: überflüssiger weise. — 426, 12 *des nahtes dâ* gegen Lachmanns *des nahts aldâ,* weil zwei hss. der D-gruppe hier mit der G-gruppe stimmen; aber auf die übereinstimmung ist wol nicht viel zu geben, da die G-gruppe, wie Leitzmann Zs. f. d. ph. 35, 240 richtig bemerkt, die *al,* die specifisch wolframisch sind, auszumerzen bestrebt ist. — 464, 10 streicht M. gegen die überlieferung und gegen Lachmann in dem vers *sô lât iu sîn mîn triegen leit* das *sîn*: er ist hier nicht gerade glücklich Bartsch gefolgt (s. § XVII), denn wenn wir die ellipse selbst nicht mit Bock unserem dichter überhaupt absprechen, so haben wir doch keinen grund ihm die volle redewendung niemals zuzu-

trauen. — 478, 20 hat M. wol mit recht das überlieferte *swer* durch *wer* ersetzt. — 491, 2 *der künec, noch geligen noch gestên:* Lachmann will *der künec* in den nächsten vers hinunternehmen, Bartsch *gligen* lesen, M. das erste *noch* streichen, alle aus den gleichen metrischen gründen. nun glaub ich, dass man auch bei Lachmannscher metrik *künec noch ge* im ersten fufs mit schwebender betonung auf *künc noch* belassen könnte, aber eigentlich ists wol nicht die schwebende betonung, auf die es hier ankommt. ohne der rohen Bockschen metrik das wort reden zu wollen, glaub ich, dass wir ohne besondere kunststücke hier beim überlieferten bleiben sollen, dass das gewissermafsen zum vorhergehnden verse gehörige, parenthetisch gesetzte *der künec* es erlaubt, den nächsten verstact mit einer art zweisilbigem auftacte zu beginnen. ebenso glaub ich, dass 429, 21 das fremdwort *Schoÿdelacurt* nicht mit M., um das princip zu retten als *Schoydêlacurt* hinter dreisilbigem auftact zu betonen ist. — 549, 25 scheint unserm sprachgefühl entsprechend *die* für *der* gegen die hss. eingesetzt, ist aber vielleicht doch nur ein druckfehler, da im verzeichnis der abweichungen von D in der einleitung nichts darüber bemerkt ist, und ebensowenig in den nachträgen, wo die ergebnisse der collation der hs. wol vollständig zusammengestellt sind. leider sind ja überhaupt manche druckfehler aus Lachmanns ausgaben stehn geblieben und neue dazu gekommen, die in den nachträgen nicht alle aufgezählt sind. ich habe mir noch die folgenden notiert: 59, 8 l. *drân* st. *dan*; 130, 5 l. *rôt* st. *nôt*; 151, 22. 153, 2 l. *Lâlant* st. *Lalant*; 151, 25 l. *sîne* st. *sine*; 213, 4 l. *wirt* st. *wit*; 303, 11 l. *hèrre* st. *herre*; 349, 11 l. *mîn* st. *min*; 363, 11 l. *er* st. *er er*; 365, 20 l. *sîten* st. *sîten*; 369, 28 l. *hèrre* st. *hârre*; 398, 8 l. *het* st. *hat*; 402, 3 l. *trüebe* st. *trübe*. die meisten der genannten corrigiert sich jeder leicht, aber es gibt ein gefühl der unsicherheit in einem fall wie dem obigen oder wie dem erwähnten 216, 27 oder 755, 23, wo das *er* für Lachmanns *der*, und 824, 18, wo das *ir* für *in* einen guten sinn geben. — 641, 1 folgt M. Paul Beitr. 2, 95 mit *Darnâch*, das Lachmann ohne rechte handschriftliche gewähr durch *Gar* ersetzt hat. aber immerhin hätte dieses *Darnâch* in der aufzählung der abweichungen von D, das *Dar* liest, was Lachmann zu einer conjectur veranlasste, nicht fehlen sollen. — 669, 20 folgt M. mit *niht* für *iht* Bartsch, der richtig bemerkt '*niht* erfordert der sinn; ein *n* konnte nach dem vorhergehnden *n* leicht ausfallen'. — 671, 23 list M. mit Bartsch *rîtr beneben* statt Lachmanns *rîter neben*. aber ich halte *rîtr beneben* für unmöglich bei Wolfram, soweit nicht besondere umstände vorliegen, für ebenso unmöglich wie *rîter beneben*. man muss also entweder mit Lachmann der G-gruppe folgend *riter neben* lesen oder *riter beneben* ansetzen, da an dem vorhandensein eines kurzen *riter* im allgem. nicht gezweifelt werden kann, vgl. *riter* : *wider* UvdTürl.

ccii 27. ein *ritr* wäre möglich vor vocal, wo das *r* consonantisch bleibt oder wird, wie auch anstandslos 6, 3 *den fürstn ûz sînem riche*, 231, 4 *sus muose ûzn und innen sîn*, 270, 16 *die wærn in strite alsus erslagen*, 29, 11 *aldâ wart undr in beiden*, 255, 11 *und snîdede silbr und bluotec sper* gelesen wird; ob man das *e* vor dem *r* dann schreibt oder nicht, ist natürlich gleichgiltig. ebenso werden verkürzungen vor *r* in unbetonter stellung durch die alemannischen *mîr*, *dîr*, *sîr*, *eir* nahe gelegt, ohne dass ich über das vorhergehnde stadium der aussprache etwas aussagen möchte, weshalb man ruhig mit Lachmann *mînr* oder *mînre* schreiben mag, ohne sich damit in bestimmter richtung binden zu wollen. hingegen halt ich in fällen wie 24, 4 *ûf ein kulter gesteppet samît* die verkürzung zu *kultr* für überflüssig. — 676, 21 *mit sîner ellenthafter hant* wol richtig nach D, obwol ddd hier mit der G-gruppe in dem auch von Lachmann gewählten *ellenthaften* gehn. — 712, 5 ebenso *ôwî* statt der von Lachmann nach G gewählten *ôwê*. — 721, 8 *Affinamus de Clitiers* nach der G-gruppe statt *von Clitiers* sollte unter den abweichungen von D in der einleitung bemerkt sein. — 724, 30 *Itonjên* nach der überlieferung gegen Lachmanns *Itonjê*. — 814, 7 *do mich êrster schilt übervienc*, wie Lachmann mit D list, scheint mir echterer Wolfram als *êrst der*, das M. im anschluss an Bartschs *êrste'er* einsetzt.

Im Titurel sind die abweichungen der neuen ausgabe weit grösser als im Parzival. aber gerade darum möcht ich mich hier kurz fassen. ich sehe hier bei M. durchaus keinen fortschritt gegenüber Lachmann, sondern ein unsicheres herumtasten bezüglich der einschätzung der neu gefundenen Münchener bruchstücke. mir scheint ihr wert für die textkritik minimal, sie scheinen mir eine übergangsstufe zum jüngeren Titurel oder eine mischredaction, die eine der vorlage von J verwante hs. des Wolframschen werks aus dem gedächtnis durch strophen von J ergänzt. aber klarheit könnte hier nur eine eingehnde untersuchung bringen.

Dem commentar würde man unrecht tun, wenn man ihn nur als commentar zu den einzelnen behandelten stellen kritisieren wollte. man würde in diesem fall viel überflüssiges darin entdecken. was nutzt es zur erklärung einer bestimmten stelle, dass ein so häufiges wort wie *erbeizen* eigentlich 'beifsen machen' bedeutet? man muss ihn sich aus interpretationscollegien und seminarübungen über unsern dichter entstanden denken. da würkt auch das scheinbar überflüssige anregend und befruchtend, insofern als es in den zusammenhang des gesamten mittelalterlichen lebens, sprach- und schrifttums einzuführen geeignet ist. wer nicht von diesem standpuncte aus sich des ganzen zu erfreuen im stande ist, der suche aus dem reichhaltigen register das heraus, was seinem interessenkreise am nächsten ligt, und er wird in

jeder richtung von dem intimen kenner der deutschen und der altfranzösischen, der mittelalterlichen und der litteratur des 18 jh.s, als einem beherscher formaler und realer interpretation zu lernen haben. natürlich wird man dieses zu tadeln, jenes zu ergänzen haben, wird die eine oder andre sammlung unvollständig, die eine oder andre auffassung schief oder philiströs finden, aber man wird es anerkennen, dass nirgends den schwierigkeiten aus dem wege gegangen ist, dass der herausgeber sich über alles eine eigne meinung zu bilden bestrebt war, und wird mit aufrichtigem dank von dem gebotenen scheiden.

In seiner den zweiten band eröffnenden einleitung, wie in dem einen auszug aus derselben darstellenden vortrag fasst M. alles zusammen, was wir nach seiner meinung über Wolfram, sein werk und dessen quellen wissen. seine stellung in der frage nach Wolframs quelle ist bekannt: es freut mich mit ihm in der ablehnung Crestiens als quelle einig zu sein. im einzelnen bin ich freilich andrer ansicht (vgl. Zs. 44, 321 ff), vor allem haben mir die constructionen Wechsslers gar nicht eingeleuchtet.

Bern, 18 october 1904. S. Singer.

Untersuchungen über das epische gedicht Gauriel von Muntabel. herausgegeben von E. v. Roszko. [Separatabdruck aus dem programm des k. k. Franz-Josef-gymnasiums in Lemberg, 1903.] Lemberg, im selbstverlag des verfassers, 1903. 76 ss. 8°.

Keines der fünf capitel, in welche diese arbeit zerfällt (1. die handschriften, 2. metrik, 3. sprache, 4. der dichter, 5. das werk) löst seine aufgabe ganz. das erste erfordernis bei einer untersuchung über den Gauriel wäre, den versbestand richtig zu stellen und die grundsätze festzulegen, nach welchen etwa die echten von den unechten teilen zu scheiden sind, da Khull die von ihm in aussicht gestellten erörterungen (ausg. s. 106 anm.) nicht hat nachfolgen lassen. dabei wäre auszugehn von jenem stücke, welches durch das fragment M, das einen zuverlässigeren text bietet als die hss. J und D, gedeckt ist. als merkmale der unechtheit dürften sich auf diese weise für JD ergeben: 1. inhaltsleere verse, vgl. 1122 f; 2. häufung von flickformeln, und zwar solchen, die in den echten teilen nicht vorkommen, vgl. 1079 f; 3. häufung mundartlicher reime, vgl. 1094—1099. für D allein, das viel mehr zusätze hat als J, liefert die beobachtung der mit J gemeinsamen verse des gesamten gedichtes folgende zeichen der unechtheit: 1. wörter und wendungen, die in JD fehlen (besonders die schmückenden beiwörter sind hier zu berücksichtigen); 2. u. 3. grammatische formeln und flickwörter im reime, die in JD unmöglich wären. aufser diesen negativen kriterien würde natürlich noch eine genaue untersuchung der rhythmik und reimtechnik sowie des gesamten sprachgebrauchs manche anhaltspuncte zur erkenntnis des echten und unechten geben. endlich wird,

umgekehrt, ursprünglichkeit der fraglichen stellen dadurch erwiesen werden, dass sie entlehnungen aus anderen epen, besonders dem Iwein, Lanzelet, Meleranz und Reinfrid, enthalten, denn diese werden von dem dichter selbst herrühren, der sein ganzes werk auf jene romane gründete (s. unten), und nicht von einem beliebigen späteren abschreiber.

Von den sonderstellen in D kommen wegen ihres umfangs in erster linie die 306 verse nach v. 2992 (s. 134, das abenteuer von Pronaias) und die 552 verse nach v. 3754 (s. 147, der kampf mit Geldipand) in betracht, an deren stelle J beidemale nur oberflächliche skizzen enthält. die erstere episode hält der vf. s. 14 gegen Steinmeyer Anz. xii 263 für einen späteren zusatz. aber Steinmeyer hat mit recht hervorgehoben, dass sie in formaler hinsicht gar keinen anstofs erregt, und in der tat stimmt der sprachliche ausdruck in einem grofsen teile dieses einzelstücks von D mit dem in den gemeinsamen partieen JD überein [1]. auch in der andern episode, D 3754 ff, ist offenbar manches echte erhalten, doch ist es von zusätzen hier so überwuchert, dass eine reinigung viel weniger möglich ist als bei dem Pronaias-abenteuer. in beiden fällen scheint schon in der urhandschrift eine störung vorgelegen zu haben. möglicherweise hat der dichter die beiden scenen ursprünglich nur kurz skizziert und erst später, gleichsam in einer zweiten auflage, weiter ausgeführt.

In dem capitel über die metrik (2) hat der vf. der tactbildung fleifsige beobachtung geschenkt. das declamatorische

[1] v. 2 *gieng . . über die heide — dô sie über heide riten* 3128; 5 *er allez clagent gieng — alsô reit er klagende dâ* 2462; 6 *guetlich enphieng — tugentlich, hübschlich enphâhen, guotlich grüezen* ist häufig in JD; 7 *Der hübsche mîn her Walban — d. h. m. h. Pliamîn* 3271; 9 *waz im wår . . . mit der vngebåre — wæren : mit solhen ungebæren* 4072; 14 *guot ritter* ist häufig in JD; 16 *swære klagen — arbeit klagen* 3190; 17 *ob ir danne hilfe gert so wert ir schiere* (hs. *hie*) *gewert* — zum reim vgl. 1190. 2073. 3364; 19 *lobesam* ist häufig in JD; 21 brief, vgl. 342 ff; 24 *âventiure brechen* = 2250; 26. 27 *grôz guot* sind häufige beiwörter in JD; 29 f *maget : versaget, maget : gesaget* ist ein beliebter reim in JD; 38 *freissam*, häufig in JD; 49 *ellenthaft* = 3460; 52 *zil* — 1006. 1943. 3833. 4154; 53 *an ain wîle* — 3526. 3612; 59 *âventiure*, lieblingswort des dichters; 61 *wie diu âventiure stât — dar nâch d. âv. st.* 971; 63 *gar* als reimflickwort — 3893; 71 *geruochte : ersuochte* — 23. 1708; 74 *wîst uns dar — ich wîse iuch dâ ir sehet* 612; 83 *ritter hôchgemuot* — in den echten teilen öfter im reim; 85 *unz an den vierden morgen — an dem vierden morgen vruo* 4030; 85 *morgen : unverborgen* — 3908; 88 *wunneclich* ist ein lieblingswort des dichters; 87. 90 *Ein hûs . . dâ der künig ûf saz — ein hûs . . dâ saz ein wirt* 3250; 100 *âne gevære* = 667 (hs. *ungeuar*; in Khulls variantenapparat, der von Pfeiffers abdruck Übungsbuch s. 91 ff ziemlich abweicht, sind wunderlicher weise die umlautszeichen meist weggelassen). so gehn die analogieen durch den grösten teil dieses stückes D 2992 ff fort. und zwar tragen sie nicht den charakter litterarischer entlehnungen, sondern den unwillkürlicher, aus einem bereitliegenden wortschatze zwanglos sich ergebender sprachäufserungen. dabei laufen allerdings mehrfach unechte verse mit unter, aber eine ungestörte reihe von 300 versen ist in D auch gar nicht zu erwarten.

princip hat der dichter leidlich durchgeführt, auch in der zulassung zweisilbiger senkungen befolgt er noch ähnliche regeln wie die, welche Kraus für Reinbot erschlossen hat.

Der stil der späteren höfischen dichtungen erhält eine besondere färbung durch das hervortreten der decorativen elemente, deshalb wären in dem abschnitt über die sprache (3) vor allem die beiwörter, die gepaarten ausdrücke und die umschreibungen eines einheitlichen begriffs durch ein substantiv mit genitiv zu berücksichtigen gewesen. wesentlich auf diesen ausschmückungen beruht die farbenfülle in Konrads vWürzburg sprache, dessen kunstrichtung jedoch auf den verfasser des Gauriel noch keinen einfluss ausgeübt hat.

Auch über das, was der verfasser von dem dichter (4) und seinem werke (5) sagt, lässt sich hinauskommen. ich will hier zusammenstellen, was sich auf dem wege der motivenvergleichung ergeben kann. zunächst bemerkt man, dass der dichter sich eine ganz bestimmte disposition entworfen hat, die etwa in folgendem plane besteht: A. einleitung : liebe des helden zu einer göttin, entzweiung infolge verrats des liebesgeheimnisses an eine andre dame (königin). B. hauptteil : Gauriels heldentaten, a) seine kämpfe mit den tafelrundern [episode : Erecs kampf mit dem schenken], b) seine abenteuer, bestehend aus je zwei hauptscenen und zwei nebenscenen und zwar: erstes hauptabenteuer, Fluratrone und widererwerbung der fee, darauf das nebenabenteuer von Pronaias; zweites hauptabenteuer, der verwunschene wald, mit dem nebenabenteuer von Geldipand. C. schlufs : heimkehr und fest bei Artus, endliche vereinigung der liebenden.

Diese die grundanlage bildenden motive samt den nebensächlichen zügen sind durchaus entlehnt (nicht nur aus dem Iwein und dem Wigalois, wie vR. annimmt), und man kann die herkunft der meisten auch unmittelbar nachweisen.

Dem kern des ganzen, das ist die liebe des ritters zu der fee mit der pointe von dem gebrochenen gebot des schweigens, ligt die sage von L a n v a l zu grunde, was schon Reinhold Köhler ausgesprochen hat (Warnke Die Lais der Marie de France s. LXXXV, s. auch Hertz Spielmannsbuch s. 325); aber nur bis zur verstofsung des geliebten folgt der deutsche dichter der französischen erzählung (Gaur. 228). der ausgangspunct der verwicklung ist beidemale der gleiche: es ist das verbot der fee (Gess), das liebesgeheimnis zu verraten, Gaur. 134, Lanval 143 (vgl. auch *nû hât ir iuch berüemet mîn* G. 227 mit *de la vantance que il fist* L. 640, auch 322. 369); die handlung verläuft gleichmäfsig : eröffnung der erzählung durch Artus hofhaltung in Karidol G. 19, L. 5, ausritt des helden in der pfingstzeit G. 52, L. 11. 41, wiese (*velt* G. 77, *pré* L. 44) mit brunnen G. 75 (*une ewe curant* L. 45), kostbares zelt G. 78 L. 76 ff, darin die dame G. 98 L. 93, dienende, beim essen aufwartende jungfrauen G. 89 L. 180. eine



bedenkliche änderung, aber nur in der composition, hat der deutsche dichter damit gemacht, dass er die hauptsache, die liebe zwischen dem ritter und der fee, schwunglos genug, als vorgeschichte berichtet, dafür er dann statt der fee jene königin, welcher Gauriel das geheimnis verrät, in die schöne landschaft an der quelle versetzen muss.

Von der entzweiung an verlässt der roman die Lanvalsage und nimmt den zweiten, auf die katastrophe folgenden teil des Iwein auf: Gauriel wird für den verrat des geheimnisses durch krankheit und verlust der schönheit gestraft, wie Iwein durch wahnsinn und körperliche entstellung, seine heilung geschieht durch eine salbe der fee, mit welcher eine dienerin ihn bestreichen muss, G. 2764; zum schluss erringt er die gunst der erzürnten geliebten, wie Iwein, wider durch tapfere taten. in diese weitere entwicklung (Bb) fällt das versprechen der göttin, ihn jederzeit zu besuchen, sobald er sie rufe G. 2969, das im Lai gleich bei der ersten begegnung (v. 162), wo es auch hingehört, erwähnt wird (so auch in Egenolfs Peter vStaufenberg 380). am schluss (C) tauchen wider einige äufserliche ähnlichkeiten mit dem Lai auf: wie hier die damen der fee vorher wohnung für ihre herrin bei Artus bestellen L. 495. 539, so die botin Elaete G. 3940, worauf die fee Gauriel in ihr reich abholt G. 3972, L. 659.

Aus dem Iwein ist also der zweite teil der liebesgeschichte entnommen, und aufserdem stammt aus ihm der teil Ba, denn die zweikämpfe[1] Gauriels mit den tafelrundern im angesicht von Artus hoflager sind eine nachahmung vom raub der Ginover durch Meljaganz (Iwein 4530 ff), ja selbst das kernmotiv dieser episode, den raub der frau, hat der dichter verwendet, indem er Gauriel die an ihn gesante botin der Ginover in gefangenschaft behalten lässt (526 ff); und wie dort Gawein während dieser ereignisse vom hofe fern ist, so in unserm gedicht Erec. indessen hat auch Ulrichs Lanzelet auf die darstellung dieser kampfscenen eingewürkt, und zwar darin, dass der held aufser den andern Artusrittern auch Walban und Erec besiegt (Lanz. 2539. 2968), dass er den zweikampf mit Artus vermeidet (Lanz. 3008), dass er Kei in einen sumpf wirft (Lanz. 2916 — im Iwein bleibt Kei an einem ast hangen 4673) und dass Artus in eigner person den sieger an seinen hof lädt (Lanz. 3460). bei der auswahl der ritternamen ist aber auch das grofse verzeichnis im Erec benutzt worden, denn daraus sind entnommen *Limual* 1240, d. i. *Linval* = *Lanfal* Erec 1677 (*Linval* hat auch Strickers Daniel 249, *Lenval* Krone 2292) und *Pontifier* 754, d. i. *Brantrivier* Erec 1677, auch Krone 2303[2]. auch *Parcinier*, der später, v. 3864,

[1] auch Chestres Launfal ist durch einschiebung von kämpfen erweitert, vgl. Kolls Zur Lanvalsage s. 28.

[2] *Brantrifier* muss eine weiter verbreitete bezeichnung für einen mordbrenner gewesen sein, denn Hugo vTrimberg führt diesen namen in der

genannt wird, stammt aus dem Erec (*Barcinier* 1678), *Pariles* 3862 (so ist statt *Parille* im reim auf *Dodines* zu lesen) begegnet als Artusritter auch im Wigamur 2448. der Gâwein-Walwân des Erec (EdwSchröder Zs. 42, 261) ist nun, wie auch im Lohengrin, in zwei verschiedene persönlichkeiten gespalten, einen Gawan und einen Walban [1] (vgl. Zwierzina Zs. 45, 325). — eine reihe von wörtlichen entlehnungen aus dem Iwein führt vR. an auf s. 60ff.

Im zweiten abschnitt des mittelstücks, Bb, lehnt sich der dichter nicht mehr an den Iwein an, sondern an UvZazikhovens Lanzelet. ganz klar ist das zweite hauptabenteuer, das mit dem herrn vom versprochenen walde 3391. 99 (das land ohne widerkehr, *ir kam keiner wider nie swaz ir dar in reit oder gie* 3400, wie in Chrestiens Karrenritter *val sans retour*, das totenreich) eine nachahmung von dem zug gegen Valerîn, den herrn vom Verworrenen tann im Lanzelet (6789). der fürst des waldes ist ein frauenräuber wie Valerîn, Gauriel, und seine genossen ziehen gegen ihn aus, um die gefangene zurückzuholen: wie Lanzelet und die seinen zur befreiung der Ginover, Lanz. 7017 ff. würmer und wilde tiere hausen in dem walde, ein moos erschwert den zugang, der herr reitet darüber ohne zu versinken G. 3520 wie Dodines der wilde im Lanzelet 7084. — dem ersten hauptabenteuer, dem eindringen Gauriels und seiner gefährten in das land seiner geliebten, Fluratrone, ligt eigentlich die idee der tapferkeitsprobe zu grunde, aber die ausführung ist nach dem muster einer befreiungsgeschichte gemacht. Fluratrone ist demzufolge, wie der versprochene wald, aufgefasst als das land ohne widerkehr (2521), Gauriel rückt in das reich der ersehnten göttin ein wie in feindesland, und geradezu widersinnig ist es, dass die fee ihm die aufgabe stellt, ihre eigenen leute, die sie zum schutze ihres landes aufgestellt hat, tot zu schlagen, und dass sie über den verlust ihrer getreuen und die einnahme ihres landes die gröste freude hat (2722).

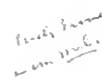
Den grundplan des Gauriel liefern also die Lanvalsage, der Iwein und der Lanzelet, dagegen sind die meisten zur weiteren ausgestaltung dienenden stellen dem Meleranz entnommen. der Meleranz steht dem Gauriel von vornherein deshalb nahe, weil er von einem nahverwanten thema ausgeht, nämlich von der Gralantsage (Lai de Graelent, abgedruckt bei Roquefort Poésies de Marie de France I 486, erwähnt von Gotfried im

liste der bösewichter mit auf, Renner v. 1735. dadurch erklärt sich auch die schilderung, die im Gauriel von *dem grimelichen site* dieses mannes entworfen wird, der nur lachte, wenn er helme spaltete oder *kirchen brande*.

[1] *Walwân* entspricht mit der stammsilbe dem latein. *Walganus* des Gotfrid vMonmouth (vgl. Rhŷs Studies in the Arthurian legend s. 13), *Gâwein* dem *Gauwain* Chrestiens; der wechsel der endungen: *Walwân Walwein*, *Gâwân Gâwein* besteht auch in den hss. Gotfrids: *Walgannus Walvanus Walganius Walguainus Walgainus* (s. San-Martes ausgabe register s. 635).

Tristan 3582 ff, Krone 11564).[1] denn der fabel des Meleranz (selbstverständlich abzüglich aller erweiternden bestandteile) ligt eine erzählung von Gralant zu grunde, wie folgende gleichungen beweisen: M. reitet in den wilden wald v. 330 ff, trifft eine badende dame (der waldbach der sage ist höfisch in eine badewanne verwandelt), dienende jungfrauen sind um sie versammelt, ihre kleider hängen am baume, die dame bittet den ritter ['der sie ihr wegnehmen will' im Lai 225, überrest vom schwanenkleidmotiv, vgl. Ahlström Mélanges Wahlund s. 294 ff, dazu Schofield Publ. of the mod. lang. association of America xv 145[2]] ihr die kleider zu reichen, sie erklärt ihm, dass sie seinetwegen hierher gekommen sei, *ich kum her durch den willen dîn* M. 1057, *pur vus ving-jou à la fontaine* Gr. 315. wie im Gauriel ist auch im Meleranz nur der erste teil des märchens benutzt, die weiterentwicklung ist anders gewendet und artet auch hier in den gewöhnlichen typus eines vagen abenteuerromans aus. von der masse der einzelheiten, die der dichter des Gauriel dem Meleranz entnommen, hebe ich folgende hervor:

Prolog: gegensatz zwischen der guten alten zeit und der schlechten gegenwart (*die edelen jungen* Mel. 33 — *von edeler jugent* Gaur. 8); alle gute rede hat keinen wert bei den verstockten M. 94—100, G. 12—17; citierung Hartmanns und Wolframs M. 106—111, Hartmanns, Wolframs und Gotfrids G. 29—31; preis des königs Artus M. 112—126, G. 19—28. beginn der erzählung: ausreise M. 330, G. 52. G. kommt zu einer königin, die wie eine fee geschildert wird (s. oben) 77, M. zur fee Tydomie 509, prachtvolles bett der fee M. 569, im Gauriel wird das bett ungeschickter weise, der abwechslung wegen, dem ritter zugeschrieben 173—196 (feen als besitzerinnen kostbarer betten: Erec 8951, Lanz. 4148, Partonopier 1124, Lanval 97 [vgl. Philipot Romania 25, 260 anm. 2], vgl. auch MvCraun 1111); die fee gibt dem geliebten zum abschied einen ring M. 1567 G. 2976. — die episode mit dem jägermeister, der Meleranz an das waldlager des Artus führt, M. 1920 ff, ist im Gauriel 3162 ff widerholt, nur mit der umstellung, dass c vor a tritt: a ein alter mann M. 1920, G. 3168, jägermeister M. 1949, jäger G. 3189, begegnet dem helden mit einem leithund M. 1922, G. 3167; b erzählung des jägers von der hirschjagd M. 1959, G. 3191 (*ich wil einn hirz lâzen zuo* M. 1963, *dô wir lân nach einem hirze solden* G. 3197); c das festlager des Artus ist in zwei gruppen geteilt, eine seite für den könig und die ritter, die andere für die königin mit ihren damen



[1] *und dô man Grâlanden sôt*: hier ist Heinrich vdTürlin eine verwechslung unterlaufen, denn dieses schicksal erlitt nicht Gralant, sondern Equitan, vgl. Marie de France ed. Warncke s. 41 ff (v. 304). [danach wäre ESchröder Anz. xiii 119 zu berichtigen].

[2] [und jetzt Panzer Merlin s. lxxii ff.]

M. 2053 ff, G. 3118—20. ein einzelner auftritt dieser scene des Meleranz ist im Gauriel bei anderer gelegenheit angebracht : Meleranz kommt als unbekannter mit dem von ihm gefangnen hirsch vor Artus lager, ein ritter berichtet es dem könig und zwar als die gröste aventiure, die tafelrunder eilen ihn zu sehen 2128—48 — auf dieselbe weise, durch die schilderung eines namenlosen ritters, wird Gauriel mit dem bock in die bekanntschaft mit Artus eingeführt v. 625 ff. 648 ff; in dieser erscheinung des Meleranz mit dem hirsch ist gleichsam das bild des ritters mit dem bock vorgezeichnet, und diese schilderung des Pleiers hat dem dichter des Gauriel die züge für das bild seines helden geliefert. — weitere entsprechungen : die fee sendet dem Meleranz einen brief 2730. 2866, desgl. dem Gauriel 342. Meleranz schild ist von *lâsûre blâ, guldîn liljen drûf geslagen* 3348, Gauriels schild *von lâsiure, ein lîste von silber drûf geslagen* 640. — die vorgeschichte des abenteuers vom Versprochenen wald, G. 3271 ff, ist der episode von Meleranz und Cursun, M. 4567 ff, nachgebildet : beidemale wird vor und nach dem unternehmen bei einem freundlichen wirte eingekehrt, der untertan des zu bekämpfenden herrn ist und zugleich die rolle des warners vertritt (*ir kam keiner wider nie* G. 3400, *odr ir komt nimmer mêre wider heim ze lande* M. 4572; das urbild für diese figur ist der burgherr bei Kalogreants hin- und rückreise im Iwein), mit dem zuerst ein zweikampf stattfindet (dieser im Gauriel ganz unmotivierte vorgang wird überhaupt erst durch beiziehung des Meleranz verständlich). — der familienrat spricht für die ehe der Tydomie mit Meleranz 11385, der fee mit Gauriel 2822. — der aufzug der gäste und ihre beherbergung am schluss des Gauriel 4015 ff hat ein gegenstück an dem aufzug der heere im Meleranz 11806. 11914. 11980 ff. — auch der name des helden, *Gauriel*, ist von dem Pleier übernommen (vgl. Rosenhagen Untersuchungen über Daniel s. 119), dessen *Garel* v. 3861 citiert wird, und *Muntabel* ist wol nichts als eine umkehrung von *Belamunt*, welches land sich Garel zum lehen erkämpft hat, wodurch auch das mittlere *a* seine erklärung findet (eine ähnliche umstellung macht der Pleier selbst im Meleranz, wo er die burg *Monteflor* auch *Flordemunt* nennt).

Auch die beiden grofsen episoden in D. wurzeln im Meleranz. D. 2992 ff, die befreiung des königs und der königin von Pronaias und ihrer tochter von einem sie bedrängenden heiden ist veranlasst durch die erzählung von der befreiung der königin von Belfortemunt, die ebenfalls von einem heiden angegriffen wird, durch Meleranz, 7074 ff. dazu kommen auch hier einzelne übereinstimmungen : hornblasen als signal, G. 119 (s. 135): *er satzt ein horn an den munt, er blies daz* [*horn*] *fünf stunt*, M. 7205 : *und blies ein horn drîstunt*; könig und königin blicken [1]

[1] *durch warm sie giengen* 140 ist entstellt aus *durch warten*; anders Leitzmann Zs. f. d. phil. 32, 562.

nach dem zurückkehrenden boten aus, der die befreier mitbringt G. 138 ff, M. 7399 ff; dazu nahezu wörtliches übereintreffen im G. 30—35 (v. 33 f sind umzustellen) mit M. 7136—38. — die grundlinien für D. 3755 ff (s. 147), bekriegung einer meerfeine durch könig Geldipand wegen eines landes und befreiung der dame durch Gauriel, sind in dem kampfe des Meleranz für Tydomie, der ihr oheim einen teil ihres landes nehmen will, gegeben (M. 7715 ff. 9175 ff). einzelne gleichungen dabei sind: Gauriel schickt die besiegten wartleute des feindlichen königs zu Artus, wie Meleranz die ritter des Libers; die beschreibung des kostbaren zeltes der fee, Gauriel v. 13, hat anklänge an jene von Meleranz zelt 10379, zugleich aber auch an die von dem zelt der Tydomie M. 1307. — auch nebendinge in der darstellung des Gauriel-dichters erinnern an die erzählungskunst des Pleiers, so das häufige eingehn auf gewohnheiten des täglichen lebens, wie essen, trinken, schlafen, abschiednehmen, oder die da und dort kurz eingestreuten stimmungsbilder aus der natur, endlich eine anzahl übereinstimmungen im wortlaut.

Einige stellen, doch nur nebensächliche, sind aus dem Wigalois zusammengetragen, deren der verfasser mehrere in cap. 5 mitgeteilt hat. (zu Jorant, D 3426 f s. 141, s. EHMeyer Zs. 12, 498, wozu noch Reinfrid 578 u. 753 nachzutragen.) endlich scheint auch der Reinfrid von Braunschweig manches beigesteuert zu haben. wenigstens finden sich folgende citierungen von personen aus der mittelalterlichen und classischen litteratur auch im Reinfrid, hier natürlich in viel reicherer ausführung: der riese Witolf als beispiel der stärke G. 3465, R. 25266, Paris Achilles Hector als helden des trojanischen krieges G. 3561, R. 20165, Tethis und Kyron, der den Achilles lehrt, G. D 3755 [38] (s. 147), R. 22571 ff, Pallas G. 3566, R. 16408, Juno G. 3766, R. 16415; den kaiser von Rom hätte man nicht besser verpflegen können als Erec G. 2153, — als das kind Reinfrid R. 23344; das salamander-fell G. 3518 (vgl. auch D 2775 [2] s. 131) stammt wol eher aus der langen beschreibung R. 26375 ff denn aus der kurzen erwähnung Mel. 635; der aufzug der riesen und wundermenschen am schluss, G. 4058 ff, ist endlich ebenfalls — freilich wie alles andere auch, nur dürftige — nachbildung des *wunderlichen heres* R. 19308 ff, das seinerseits wider seinen ursprung im Herzog Ernst und in Rudolfs weltchronik hat, vgl. Gereke Beitr. 23, 408 (menschen ohne haupt G. 4080, R. 19323, die riesen G. 4060, R. 18924, in D allein, v. 4085 [5] (s. 157), die breitfüfse = R. 19372, gehörnte menschen D 4085 [14] = R. 19338). vom wortschatz sei erwähnt *ungetel* G. 3076, *getelle* R. 23621, vgl. Leitzmann, Zs. f. d. phil. 32, 429, *zerrivern* G. 2652, R. 1092.

Wie der Stricker im Daniel, der dichter des Wigamur und der Pleier hat auch der verfasser des Gauriel seinen stoff frei entworfen, aber nicht frei erfunden, sondern aus entlehnten teilen

zusammengesetzt, ein verfahren, in welchem den deutschen höfischen epikern die französischen nachfolger Chrestiens vorangegangen sind. auch in der quellenbehandlung ist der Pleier sein vorbild; jedoch hat er keineswegs dessen staunenswertes gedächtnis, weshalb er auch die aus andern romanen aufgelesenen bestandteile nicht so geschickt hin- und herzuschieben versteht (vgl. zu Pleiers arbeitsweise Zwierzina Anz. XXII 353 ff und Steinmeyer GGA 1887 nr 21). er besitzt überhaupt lange noch nicht die technische geschicklichkeit des Pleiers und wird, wo er das überkommene selbständig ändert, fast regelmäfsig geschmacklos. die texte seiner gewährsmänner hat er jedoch nicht so bis auf den wortlaut ausgeplündert wie sein vorgänger, vielmehr hat er gern die entlehnung durch leichte änderung verhüllt.

Der stoff des Gauriel und der des Meleranz[1] steht, als auf der Lanval- und Gralantsage beruhend, in engem zusammenhang mit der Melusinensage, also auch mit deren deutscher gestaltung in Egenolfs Staufenberger; in weiterem bezug steht dann Konrads Partonopier (vgl. EdwSchröder Zwei ad. rittermären s. IL). in diesen romanen ist eine neue art von märchenstoff zur aufnahme gelangt, die von Chrestien und dessen nachfolgern unabhängig ist. sie haben in dem gleichartigen stoff das gemeinsam, dass das ursprünglich märchenhafte element in einfacherer gestalt erfasst ist, insofern die fee, gleichwie in den Lais, den ritter unmittelbar an sich lockt, und dass die taten (kämpfe) des helden mit dem sagenkern nur lose verknüpft werden, während bei Chrestien diese kämpfe als notwendige bestandteile mit der die grundlage bildenden liebesgeschichte verflochten sind. Chrestien ferner hat die übernatürlichen wesen der sage vermenschlicht, so dass die ursprünglichen göttinnen als damen der höfischen gesellschaft völlig ihrer umgebung angepasst sind. hierin haben ihm der Pleier und auch Konrad vWürzburg nachgestrebt, der dichter des Gauriel dagegen hat diese verschmelzung nicht vollzogen, bei ihm steht die göttin mit dem götterstaat unvermittelt neben dem ritterlichen hofe des Artus. der Staufenberger endlich hat sich ganz befreit von den fesseln der tradition, er hat den

[1] die drei romane des Pleiers stehn hinsichtlich des entwurfs in folgendem verhältnis : der Meleranz und der Tandareis haben ein festes thema, ein feenmärchen bezw. eine novelle, das ausgangspunct und einleitung bildet (eine eigentlich heroische partie), daran sich dann die hauptmasse der ereignisse, kämpfe und feste (höfische partien) anschliefst; der grundplan des ganzen romangebäudes ist hier vom dichter ersonnen. der Garel dagegen ist nur eine, frei gehaltene, umdichtung von Strickers Daniel in höfischem sinne; hier fehlt ein ursprünglicher echter sagenstoff als einheitliche fabel, denn die eroberung des landes Cluse, welche den rahmen bildet, ist blofse erfindung, keine sage. der Daniel ist eben spielmannsarbeit. — wie der Meleranz und der Gauriel, so beruhen auch die afrz. romane Ille und Galeron von Walter vArras und Renauts Galeran auf verarbeitung und erweiterung von Lais, nämlich dem von Eliduc und dem Lai du fraisne von Marie de France.

fade gewordenen zierrat des Artusrittertums, überhaupt alle französische nachäffung, gemieden und sich an die einfache volkssage gehalten.

Als verfasser des Gauriel ist Konrad vStoffeln durch die notiz von D (s. 158) nicht sicher genug beglaubigt (vRoszko s. 49 f), seine alemannische herkunft aber wird durch die reime erwiesen (zusammenstellung der mundartlichen reime auf s. 49 f und 15 f). besondere beachtung verdienen die bis jetzt nicht beigezogenen klingenden reime *ritten* : *sitten* 3240, *geritten* : *vermitten* 495, *geritten* : *bitten* 503 (wahrscheinlich sind auch folgende reimpaare dreihebig zu lesen: 431. 503. 716. 1290. 1404). diese reime in versen von drei hebungen sind speziell hochalemannisch und begegnen in der Martina und der Minnelehre (s. Zwierzina Zs. 44, 111 anm. 2). der grund für die messung der stammsilbe als länge ist wol darin zu suchen, dass im hochalemannischen die druckgrenze vor dem consonanten, *t*, ligt (Sievers Phonetik § 29, 2, a. § 30, 1, 2).

Mit recht verwirft der verfasser die annahme Lassbergs, der genannte Konrad vStoffeln sei jener zwischen 1275 u. 1285 in urkunden vorkommende domherr in Strafsburg gewesen. ein hoher geistlicher herr hätte jedesfalls einen andern titel bekommen als *ain werder fryer man*, wie ihn D benennt.

Selbst über das geschlecht der Stoffeln gibt es zwei verschiedene ansichten. Stälin in der oberamtsbeschreibung von Tübingen s. 383 und Mone Zs. f. gesch. d. Oberrheins 1, 105 (diese und die folgenden urkundlichen nachweise hat mir mein freund archivdirector Obser in Karlsruhe mitgeteilt) sprachen den dichter jenen Stoffeln (oder vielmehr Stöffeln) zu, welche bei Gönningen, oberamts Tübingen, safsen und unter welchen ein Konrad ebenfalls zu jener zeit belegt ist. aber gegen die richtigkeit dieser annahme sprechen zwei gründe: 1. die reime *geritten* : *sitten* usw. sind alemannisch und nicht schwäbisch, 2. die Gönninger Stoffeln führten einen löwen im wappen (s. die genannte oberamtsbeschreibung und die betr. urkunden im Wirttemberger urkundenbuch, bd VII. VIII register), nun aber hat der verfasser des Gauriel seinem helden einen bock als begleiter beigegeben, er lässt ihn einen solchen zugleich als wappenbild in seinem schilde führen v. 647 und stellt den ritter mit dem bock in ausdrücklichen gegensatz zum ritter mit dem löwen v. 852. seine sympathieen sind natürlich für den bock, und im zweikampf zwischen Gauriel und Iwein, zwischen dem bock und dem löwen, besiegt der bock den löwen und sticht ihn tot, v. 1860. würde nun aber der dichter, welcher, wie mehrere stellen zeigen, der bedeutung der wappen so viel gewicht beilegt, sein eigenes wappentier, den löwen, einem bocke hintansetzen? hat D würklich recht, dann gehörte der dichter zum geschlechte der herren von Hohenstoffeln im Hegau, wozu ihn auch die vulgatansicht rechnet (stammtafel und die zwei ver-

schiedenen wappen derselben s. bei Rüeger Chronik von Schaffhausen II 973 ff). sucht man für das gedicht seine litterarische umgebung zu bestimmen, so wird man auf dieselbe gegend gewiesen, denn mit dem Reinfrid stimmt es am nächsten überein in sprache und reimen; also in jenes gebiet, dessen geistiger mittelpunct Konstanz war.

Heidelberg. GUSTAV EHRISMANN.

Heinrich Knaust. ein beitrag zur geschichte des geistigen lebens in Deutschland um die mitte des sechzehnten jahrhunderts. von dr HERMANN MICHEL. Berlin, Behr, 1903. VI u. 344 ss. 8°. — 7 m.

Heinrich Knaust (1521?—1580?), der vielseitig-oberflächliche gelehrte, popularschriftsteller, jurist, liederdichter und dramatiker, ist einer von denen, deren schillernder charakter, deren unruhiger tätigkeitstrieb, deren unklare historische stellung immer die wissenschaftliche neugier zu reizen pflegen.

Die vorliegende biographie enthält in ihren ersten beiden capiteln die jugendgeschichte K.s, in Hamburg und auf der universität Wittenberg. der vf. bemüht sich eifrig, milieueinflüsse zu constatieren. da er aber mehrfach versagen des materials zu beklagen hat, wissen wir eben nicht genug vom milieu. das gleiche begegnet ihm bei der seelischen entwicklung seines helden in dieser zeit (breit widerholt s. 83). s. 1—37 hätte danach beträchtlich kürzer gehalten werden können.

Cap. III behandelt den aufenthalt K.s in Berlin (1540—43) und seine für uns wichtigste frucht, das Weihnachtsspiel von 1541, das erste Berliner theaterstück, dessen aufführung am ort sicher bezeugt ist. mit recht weist M. die auffassung zurück, als sei darin eine 'theatralische feier der einführung der reformation in die mark Brandenburg' zu erblicken. höchstens der mangel aller ausgesprochen evangelischen züge deute vielleicht auf die vermittlungsbestrebungen des reformierenden kurfürsten. der zusammenhang der ganz einfachen, nichts concentrierenden handlungstechnik mit Joachim Greff, anderseits der einfluss ma.licher tradition — ist beides nicht aber im grunde dasselbe? — wird nachgewiesen. im löblichen bestreben, die gattungsform des unbedeutenden dramas zu verstehn, sieht M. wol zu viel künstlerische absicht, wo einfach dichterisches unvermögen und ästhetische roheit vorliegen. um religion handelt es sich hier vor allem, kaum irgendwie um kunst. schwache ansätze zu bauernrealismus und zur charakteristik des Herodes als fabeltyrannen können hier nicht in betracht kommen.

Nach einer kurzen zwischenzeit, in der K. als gymnasialrector in Stendal tätig war (1543—44 oder 45) beginnt eine periode in seinem leben, über die nur spärliche nachrichten vorhanden sind, und in der es offenbar viel dunkles und unerfreuliches gegeben hat. nachdem er als autodidakt jura studiert

und als advocat am hofgericht in Berlin offenbar den gefährlichen einfluss des religiös vermittelnden Agricola erfahren, erscheint er in Mecklenburg, Pommern, Lübeck, und kommt erst 1553 als syndicus des Bremer erzstifts wider zur ruhe : der eifrige Lutheraner war durch die not des lebens mürbe geworden. 1557 oder 58 verlässt er aber auch Bremen wider, nach einer sehr plausibeln vermutung M.s, um sich durch die flucht seinen spielschulden zu entziehen (cap. IV).

Zu festem wohnsitz kommt K. endlich in Erfurt, wo er domherr wird, und zwar scholasticus der — geschlossnen — stiftsschule. dies bedeutete von aufsen gesehen den übergang ins katholische lager; aber nach musterung seines spätern verhaltens und seiner schriften muss man M.s etwas coquetter paradoxe recht geben : 'K. wird katholik, aber er bleibt protestant', wenn man eben das 'katholischwerden' ganz äufserlich als ein notgedrungenes unterschlüpfen auffasst, das 'protestantbleiben' als ein unerfreuliches schwanken nach den compromisskatholiken hinüber, ein vermittelnwollen, das nicht einmal eklektisch zu leidlichen resultaten gelangt ist.

An der universität kam Knaust wegen seines regellosen juristischen studiums nicht an; um so weniger, als er sich ad hoc privatim zum dr iur. hatte creieren lassen. er tröstete sich mit den zweifelhaften titeln des poeta laureatus und des lateranischen pfalzgrafen (wie Frischlin). dem ungünstigen urteile M.s hierüber wird man ebenso zustimmen wie seiner nachsichtigen beurteilung des vermutlich im concubinat lebenden, seit jahren alleinstehnden mannes. K.s beschäftigungen als scholasticus, juristischer privatlehrer (einpauker) und advocat liefsen ihm zeit genug zu ausgedehnter schriftstellerischer production. ihr wendet sich M. im letzten, umfangreichsten und eingehndsten capitel seiner arbeit zu.

In der populärwissenschaftlichen schriftstellerei K.s nimmt die juristische den breitesten raum ein. ihr wert wird von M. mit recht als sachlich gering — stellen viele seiner schriften doch fast juristische eselsbrücken dar — beurteilt, wenn auch ein gewisser einfluss auf die zeit, der er untergeordnete bedürfnisse befriedigen half, nicht bestritten werden kann.

Bei besprechung des culturhistorisch interessanten 'Bierbuches' (1573) tut M. K. noch zu viel ehre an, wenn er es s. 166 ff trotz der vielen von K. selbst schüchtern zugegebenen entlehnungen immerhin noch als sein werk behandelt. es ist aber, wie eine genaue vergleichung lehrt, in seiner hauptmasse gradezu eine meist wortgetreue übersetzung des buches 'De natura et viribus cerevisiarum et mulsarum' seines freundes Joh. Placotomus, also auch für das 16 jh. ein unverschämtes plagiat[1].

[1] man vergleiche zb. Bierb. (Erfurt 1614) cij b 'Von Materien der Biere' mit Placotomus text in Eobans 'Libellus de tuenda bona valetudine' (Frank-

hnliche töne wie im Bierbuch, im Erfurter quodlibet 'De geneibus ebriosorum' 1515 (Corol. III) und in Fischarts berühmtem Gargantua-capitel erklingen übrigens noch spät: in ChrWeisens Überflüssigen Gedanken der grünenden Jugend, Leipz. 1701, findet sich ein duett auf das bier (s. 340 ff) und ein lied auf das Leipziger bier und das Leipziger frauenzimmer, das mehr wert sei, als das schönste Braunschweiger, Breslauer, Hallenser usw. bier (s. 343 ff).

Wichtiger als dieser scherz und als K.s übersetzungen, denen M. einen besonnen erläuternden abschnitt widmet, sind uns seine 'Gassenhauer, Reuter- und Bergliedlin, christlich — verendert' von 1571. entstehung, tendenz, technik der contrafactur, die relative selbstständigkeit zeigt, werden gut dargelegt, der ästhetische wert mit recht gering eingeschätzt, die starke historische bedeutung im fortleben bis zum Wunderhorn zutreffend gewürdigt. als quellen hat M. die Gassenhauerlin und Reuterliedlin von 1535, die Bergkreihen des Er. Rotenbucher von 1551, Georg Forsters Frische Teutsche Liedlein, Joh Kolers Christliche Hausgesänge 1569, und natürlich psalmen (113, 112, 33), ermittelt. —

K.s dramen, die höchste leistung des doch recht mittelmäſsig begabten poeten, bespricht M. ausführlich (von s. 203 an), nachdem er den bekannten Danziger streit um deutsches oder lateinisches schuldrama skizziert und K.s ausschlieſslicher wertschätzung des lateinischen dramas für die lateinschule, wie sie damals war, recht gegeben hat.

K.s Agapetus (1562), die komödie vom geretteten räuber, geht auf die bekannte erzählung des Eusebius von dem apostel Johannes und dem widerbekehrten jüngling zurück. den im stoffe liegenden nachteil der doppelheldigkeit hat auch K. nicht überwunden. seine bearbeitung ist schulmeisterlich, doch nicht ungeschickt. verdienstlicher ist die stoffwahl in seiner tragödie Dido (1566), einem der ersten lateinischen schuldramen in Deutschland, das einen antiken stoff behandelt. K.s einzige quelle ist die Aeneis, der sich der schulmeister sclavisch und ganz ohne blick für die tiefen unterschiede epischer und dramatischer formgebung anschlieſst. — sein letztes drama, die komödie Pecuparumpius (1574) behandelt den ursprünglich

furt 1551) p. 70 b sqq.; Bierb. ciij b—ciiij b = Placot. 71 a—72 a; Bierb. cvi b 'Was Bier für ein Getranck sey' = Placot. 73 b 'Qualis sit potus Cerevisia'; Bierb. cvii a 'Woher das Bier die Krafft zu nutriren habe?' = Placot. 73 b 'Unde Cerevisiae nutriendi vim habeant?' usw., absatz für absatz übersetzt, das ganze zweite buch hindurch. das dritte buch, die übersicht der 'vornembsten Biere in Deutschlanden' ist eigentum des Placotomus, sehr vermehrt durch die überreichen erfahrungen K.s an verschiedenen orten, das vierte ein auszug aus Placotomus. buch I geht anscheinend zum grösten teil auf abt Werners 'Oratio de confectione ejus potus qui Cerevisia vocatur' (1567) zurück; auch buch V?

antiken stoff von 'Johann dem muntern Seifensieder' in der auffallenden fassung, dass der reiche den armen das geld in dessen werkstatt finden lässt. K. schliefst sich hierbei der mehrzahl der älteren versionen an, eine von diesen muss also — so stellt M. gegenüber Creizenach fest — seine quelle gewesen sein, nicht Waldis Esopus, bei dem der reiche dem armen den schatz offen übergibt. noch wichtiger jedoch erscheint mir der unterschied, dass bei K. der arme schuster das geld nicht wie bei Waldis aus sittlichen gründen abweist, sondern es nach schweren zweifeln, ob er dazu berechtigt sei, behält. dass hier der jurist in K. dichtet, den es reizt, einen funderwerbsfall zu construieren, ist eine sehr einleuchtende vermutung M.s; aber dass der sinn der fabel durch diese 'törichte' erfindung auf den kopf gestellt wird, wird man Creizenach unbedingt zugeben müssen (s. 236).

Die technik der K.schen dramen ist so unkünstlerisch, dass die von M. auf ihre darstellung verwante mühe fast unangemessen erscheint. versuchungen, ins epische zu entgleisen, erligt K. regelmäfsig; analytische technik ist ihm ganz ungewohnt. die acteinteilung ist nicht besser als bei vielen andern Neulateinern, uam. worin nach alledem der 'fortschritt' besteht, den nach M. (s. 212) K.s dramen bedeuten sollen, ist, wenn man von dem doch wol überschätzten verdienst der stoffwahl in der Dido absieht, nicht recht einzusehen.

Recht fördernd erläutert M. (s. 242 ff) die bedeutung der von ihm so genannten 'pufferscenen', die so häufig von neulateinischen dramatikern zwischen zwei von den gleichen darstellern an verschiedenen orten zu spielenden scenen eingeschoben werden, nur um die orts- (nicht selten auch die zeit-) veränderung zu motivieren; wechselnde decoration des schauplatzes gab es ja nicht. — bewegungsmotive auf offener scene, wie sie der alten bühne ganz gewöhnlich waren, finden sich bei K. zweimal: Dido II 2 und namentlich in der letzten scene, wo der schauplatz gleichzeitig Karthago und den Olymp vorstellen soll, und Iris auf Junos geheifs vor den augen der zuschauer in einem augenblick nach Karthago gelangt. mit recht findet M. diese vielleicht durch Gnapheus Acolastus V 5 beeinflusste scene durchaus ma.lich. man vgl. dazu jetzt Exped. Schmidt Die bühnenverhältnisse des deutschen schuldramas (1903), teil II § 5 und s. 139 ff; über den zusammenhang dieser bühnentechnik mit der 'polymythischen' compositionsweise der bildenden kunst FBock Memling-studien (1900) s. 190 ff.

K.s dramatischer ausgang bildet den würkungsvollen schluss des M.schen buches: gegenreformation, erscheinen der jesuiten auch in Erfurt, absetzung des halblutherischen scholasticus, verschwinden und tod in ungewissem dunkel. —

Der vf. hat sich sehr anerkennenswert bemüht, seinen helden von einem reichern zeithintergrunde abzuheben. ganz gelungen

ist es ihm nicht, so gut auch die auseinandersetzungen beispielsweise über juristische verhältnisse ausgefallen sind. mitte und ende des 16 jh.s scheinen für die darstellung besonders schwierig zu sein; auch in einem mit so viel versteckter kunst componierten buche wie Straufsens Frischlin wird die schwüle zeit zwar in einzelnen ihrer tendenzen grell genug lebendig, nicht aber in ihrer totalität.

Irgendwo muss der biograph auch des reichsten lebens sich die schliefslich halb willkürlichen grenzen stecken, wie weit er die in würklichkeit nicht zu ermessenden kräfte der zeit hereinziehen will, die vielleicht seinen helden erklären helfen. denn er kann in seiner so concentrierten, so abgekürzten, so sehr begrifflich construierten widergabe des lebens keine leeren oder matten züge gebrauchen, sondern nur vollkräftig bezeichnende. hieraus ergibt sich, dass sich zum gegenstande einer biographischen zeitschilderung nur eine — selbstverständlich typische — persönlichkeit von überdurchschnittlicher innerer mächtigkeit eignet[1]; sonst lassen sich die wechselbeziehungen zwischen ihm und den wichtigern zeittendenzen nicht in genügender anzahl und stärke anknüpfen, um würklich etwas zu erklären. Frischlin war eine solche persönlichkeit, Knaust nicht. ein so unbestimmt profilierter charakter bietet auch der erklärung durchs milieu zu wenig anhalt. da man obendrein von seinem innenleben keinerlei zeugnisse besitzt, so bleibt sein eigentliches wesen für uns im grunde dunkel.

Immerhin hätte M. hier mehr tun können. K. ist einer der kleinern unter den vielen epigonen Melanchthons. diese auffassung, dem vf. nicht fremd (s. 143), hätte nicht nur hier und da gestreift, sondern zur grundlage der darstellung gemacht werden sollen. innere und äufsere concentration hätten dadurch viel gewonnen. eine zusammenhängende charakteristik durfte ferner nicht fehlen; der ansatz auf s. 235 genügt nicht entfernt. materialien dazu liegen vielfach schon im buche zerstreut. schulmeisterei und weltlichste leidenschaften, pedanterie und opportunismus, bis zur gesinnungslosigkeit, eine etwas hergebrachte religiosität neben utilitaristischen tendenzen und einem fast an die aufklärung erinnernden rationalismus : dies und noch mehr sind nicht nur '**spuren** einer übergangserscheinung' (s. 212).

[1] zwei unrichtige auffassungen scheinen M. hier zu bestimmen. 'typus' ist **kein** contradictorischer gegensatz zur überragend genialen 'persönlichkeit' : wie viel zeittypisches steckt in Shakespeare! — der **unbedeutende** durchschnittstypus einer periode ist noch nicht ein typus in dem sinne, dass er einer zeitschilderung zu grunde gelegt werden könnte. — die principiellen ansichten, die M. in der einleitung (s. 3ff) entwickelt, sind übertreibungen richtiger anschauungen. wollen wir den begriff des historischen so extrem fassen, dass wir jeden wertmafsstab daraus entfernen, so würde die philologie, die so ganz auf wertüberzeugungen beruht, den ersten schaden davon haben. hier ligt der angelpunct dieser ganzen frage.



persönliche züge hätten sich etwa aus dem plagiatorentum des wenig erfreulichen mannes, seiner freundlosigkeit udgl. gewinnen lassen. am besten passte eine charakteristik an den zeitgeschichtlich besonders interessanten schluss (s. 265 ff). hier erwartet man sie geradezu, wo alles die religiösen strömungen der zeit so rein bezeichnet, wo sich die lebhafteste anschauung dessen, was K. würklich als zeitkind charakterisiert, dem leser mit gewalt aufdrängt.

Das buch ist mit urteil, fleifs und gründlicher kenntnis gearbeitet, der stoff geschickt angeordnet. es traf sich günstig, dass die hauptmasse der K.schen production der letzten, langen Erfurter zeit seines lebens angehört; so zerfällt die arbeit ungesucht in zwei fast gleich grofse teile, einen mehr biographischen und einen nur erörternden. die darstellung ist im ganzen angemessen, nach dem schlusse hin entschieden straffer und nicht mehr so wortreich. M. zeigt wenig gefühl für den unterschied mündlicher und schriftlicher ausdrucksweise : häufig stören breite verweisungen auf späteres und früheres, widerholungen, vortragsmäfsig ankündigende übergänge, subjective äusserungen innern anteils an der arbeit udglm. (s. 10 z. 13. 86. 100. 129. 134. 186. 237. 259). nicht immer erfreulich ist auch der stil. lang periodisierte sätze vertragen sich vielerorten schlecht mit lebhaft-kurzen, namentlich nimmt sich die sehr beliebte dramatisch-erregte frage mitten in der ruhigen relation und discussion zu pathetisch aus (zb. s. 65. 89. 92; berechtigt s. 118. 172). würksame stilmittel Scherers, von ihm selbst nie ohne absicht gebraucht, werden — und hier steht M. ja nicht allein — als teile einer erstarrenden philologischen handwerkssprache mechanisch verwant. so die Schererische antithesenreihe, die so glänzend geeignet war, disparatheit scheinbar gleichartiger erscheinungen mit einem schlage erkennbar zu machen : hier ohne eigentliche gegensätzlichkeit benutzt (s. 75 z. 7, s. 100 z. 10 v. u.); die reihe anaphorischer sätzchen parallelen inhalts, wo nötig mit scharf contrastiertem schlusssatz ('Aber —'), ein sehr starkes stilmittel, nur für hauptmomente der argumentation passend : in gewöhnlichen zusammenfassungen ganz unangebracht, falsch-erregt, leer-rhetorisch würkend (zb. s. 10. 183. 185. auch 170, berechtigt s. 235, z. 12 v. u., 238, z. 13 v. u.). überflüssige, zt. verunglückte bilder (zb. s. 43 z. 8 v. u., s. 261 z. 13) machen den eindruck des gezierten, einer im wissenschaftlichen stil doppelt unangebrachten falschen poesie; der vielen citate bei unbedeutenden gelegenheiten, besonders aus Goethe, zu geschweigen.

Einzelheiten : s. 41 wird nicht klar, inwiefern das geistige niveau Berlins (um 1540) 'beträchtlich gehoben werden muste' dadurch, dass jetzt dreimal in der woche im schlosse zu Cölln gericht gehalten wurde. der satz verdankt wol nur dem

— doch gezwungenen — übergange zum folgenden sein dasein. — s. 42 ist die charakteristik Joachims II denn doch zu einfarbig schwarz gemalt. vf. liebt die dicken worte. dadurch macht er auch erzbischof Christoph von Bremen zu einem etwas unwahrscheinlichen scheusal, und stellt ihm würkungsvoll, aber allzu unhistorisch-einfach Heinrich vZütphen als 'eine fleckenlose lichtgestalt' gegenüber (s. 90 ff). — s. 51. die methode, anstatt 'einen satz durch logische beweisführung sicher zu stellen, ihn durch möglichst viele citate zu erhärten', sollte der vf. K. nicht so häufig (zb. s. 101. 149. 156) als persönliches laster anrechnen. diese ma.lich-scholastische art haben gröfsere und geringere damals und noch lange darauf täglich geübt. — s. 56. in K.s Weihnachtsspiel 'berührt' nicht der erzengel Gabriel den Herodes mit dem schwert, sondern schlägt ihn ('percutit gladio'). — s. 86 z. 9 ist statt des unfreiwilligen 'entnüchtert' (aus 'entflammt' kurz vorher) 'ernüchtert' zu lesen. — s. 148. diese prachtvollen, an die beschwörung des pudels im Faust lebhaft erinnernden worte im dialog 'Tentator' (1572, zuerst als 'Sterbenskunst' 1562 ersch.) können garnicht von K. herrühren; aber die quelle kann ich auch noch nicht angeben. — s. 179. wenn M. findet, das wort Goethes von dem 'wahrhaft poetischen verdienste, welches deutsche dichter in der lateinischen sprache seit drei jahrhunderten an den tag gegeben' sei 'als gesamturteil denn doch zu hoch gegriffen', und meint, dies verdienst sei 'nur einer sehr geringen anzahl der vielzuvielen zuzumessen', so wird er jenem ausspruch gerade als 'gesamturteil' nicht gerecht. nicht auf das poetische verdienst jedes individuums kommt es hier an, sondern auf die ungeheure masse dessen, was durch die emsigen bemühungen aller Neulateiner für viele deutsche seelen zuerst ausdrückbar geworden ist, wenn auch zunächst nur lateinisch; im nächsten jh. lernten die so geschmeidigten geister auch auf deutsch ihr innenleben aussprechen. dass Goethe es so gemeint hat, ergeben der nächste satz und der folgende abschnitt seines aufsatzes (Hempel XXIX 249). — s. 228. der ungünstige vergleich mit Hebbel und das Hebbelcitat tun K. wol noch zu viel ehre an. theoretische überlegungen über die verschiedenheit epischer und dramatischer form werden sein verhalten gegenüber der Aeneis (in seiner 'Dido'), das in allen wesentlichen puncten sclavischen anschluss bedeutet, kaum bestimmt haben. — s. 244. guter satz zur empirischen poetik: die behandlung der 'pufferscenen' ein mafsstab für das talent eines dramatikers des 16 jh.s.

Göttingen. WALTHER BRECHT.

Die rhythmik Fischarts. ein beitrag zur geschichte der deutschen metrik. von ANTON ENGLERT. München, CHBeck, 1903. VIII u. 99 ss. 8°. — 4 m.

Dass Karl Helm mit seiner dissertation Zur rhythmik der kurzen reimpaare des XVI jahrhunderts (Karlsruhe 1895) schule

machen würde, hätt ich mir nimmermehr träumen lassen. diese frostige manier, die lieber in zahlen als in worten spricht und mit ihren statistischen tabellen mehr an ökonomie denn an philologie gemahnt, hat doch wahrlich nichts einladendes. ein fester mafsstab wird angelegt, und daran werden alle erscheinungen mit anerkennenswerter ausdauer inquisitorisch gemessen. man sollte meinen, dass doch erst ein stricter beweis geführt werden müsse: dieser mafsstab und kein andrer sei der richtige. aber über die principienfrage wird rasch hinweggeglitten. bezeichnend genug, dass Helm die verschiednen theorieen, die über den bau der kurzen reimverse des XVI jh.s aufgestellt worden sind, erst am schlusse seiner arbeit mustert und seine stellungnahme — wenig überzeugend — begründet.

Der verfasser der vorliegenden schrift müht sich gleichfalls nicht viel mit der grauen theorie ab. er erklärt gleich am anfang, dass seine untersuchungen über den bau der normalen kurzen reimverse Fischarts, deren ergebnis er im folgenden mitteile, auf der voraussetzung beruhen, dass in den kurzen reimpaaren des XVI jh.s regelmäfsiger wechsel zwischen hebung und senkung princip war und dass in fällen, wo wort- und versaccent in widerspruch gerieten, die natürliche betonung hinter der rhythmischen zurückstehn muste. zur stütze dieser anschauung, für die ihm Helm vornehmster kronzeuge ist, glaubt er nun aber ein neues argument (er sagt: 'einen weiteren beweis') gefunden zu haben.

Schon Helm hatte (aao. s. 24) festgestellt, dass in den ersten tausend versen von Scheidts 'Grobianus' niemals ein tonloses schwachlautiges präfix an einer graden versstelle erscheint. Englert ist dem genauer nachgegangen und hat entdeckt, dass dies im 'Grobianus' (5000 verse) und auch im 'Triumphus Veritatis' (2034 verse, vgl. Schade Satiren und pasquille aus der reformationszeit II 196—251) überhaupt niemals der fall ist, — was ich nach reichlichen stichproben durchaus bestätigen kann. nimmt man nun, so schliefst Englert weiter, freien wechsel von hebung und senkung an, so bleibt dieser umstand unerklärt. dagegen begreift er sich leicht bei der annahme, dass die graden versstellen die träger der hebungen waren und dass somit die verwendung eines solchen präfixes als gradzahlige verssilbe einen groben verstofs gegen die natürliche betonung zur folge hatte.

Das lässt sich hören, und unter den nicht eben zahlreichen argumenten für die jambentechnik (man gestatte der kürze halber diesen schiefen ausdruck) ist dies gewis nicht das schlechteste. aber es genügt doch nicht, um den fraglichen punct aufser zweifel zu stellen. ich will nicht urgieren, dass bei den 7000 versen immerhin ein zufall walten könnte. es bleibt mir indess rätselhaft, dass diese dichter accentverletzungen wie 'disé', 'odér', 'augén' ganz und gar nicht scheuten, dagegen vermieden, 'vérliert'

und 'bégabt' zu betonen. Englert sieht darin einen beweis, dass die dichter ein richtiges gefühl für die ganz besondre härte des verstofses hatten, der mit der verlegung des versictus auf eine schwachlautige vorsilbe verbunden ist. ich kann das durchaus nicht finden; meinem gefühl widerstrebt das eine so sehr wie das andre. doch ich weifs wol, dass wir hier nicht mit unsern ohren, sondern mit denen des xvi jh.s hören müssen. wüsten wir nur mehr davon, wie damals würklich gesprochen wurde! eher könnte man noch sagen, die scheu, auf präfixe den hauptaccent zu legen, stamme aus dem mittelalter her. denn obschon durch die nachweise von FzPfeiffer (Germania xi 445 ff) und Wackernell (Hugo von Montfort 1881 s. ccxxxix) zur genüge erhärtet worden ist, dass solche betonungen in der mhd. dichtung gelegentlich vorkommen, so wird man sie doch als ausnahmen ansehen müssen.

Anknüpfung an die metrik der mhd. dichtung — das vermiss ich überhaupt in Englerts buch, wie in allen andern untersuchungen der metrik des xvi jh.s. die endlich eingeleiteten forschungen über die sprache sollten auch den metrikern die augen darüber öffnen, wieviel mittelalterliches gut sich in die beginnende, aber eben nur beginnende neuzeit fortgeerbt hat. vom mittelalter aus lässt sich allein auch die heikelste aller fragen lösen : ob jambentechnik oder nicht. ich brauche kaum daran zu erinnern, dass bereits Konrad von Würzburg regelmäfsigen wechsel zwischen hebung und senkung eingeführt hat. hat dieser vorgang nicht auch über den engern kreis seiner schüler hinaus gewürkt? lässt sich nicht in der zweiten hälfte des xiv und im xv jh. — systematischer als es bisher geschehen — eine spur seiner einwürkung verfolgen? dann müste man auch im xvi jh. vorsichtig scheiden zwischen solchen dichtern, die auf grund langer tradition, und solchen, die auf grund ihrer bekanntschaft mit der antiken metrik jambentechnik geübt haben. dass die jambentechnik überhaupt von gewissen dichtern angewendet wurde, wird man füglich nicht mehr bestreiten können. hochwillkommen ist uns Englerts nachweis (s. 16 f anm. 3), dass in Huttens deutschen gedichten gröbere verstöfse gegen den wortaccent fast durchgehends vermieden sind. hier scheint es mir sicher, dass wir nach der jambentechnik gebaute verse vor uns haben. aber es bleibt ungewis, ob der in der antiken metrik, wie man weifs, besonders gut bewanderte dichter sich d i e s e zum muster genommen hat oder ob er einer einheimischen überlieferung gefolgt ist. die sache ist nicht so einfach, dass man sagen könnte : alle humanistisch gebildeten dichter üben die jambentechnik, alle volkstümlichen bauen ihre verse mit freiem wechsel von hebung und senkung. vielmehr muss man in jedem einzelnen fall untersuchen, welche technik ein dichter befolgt und aus welcher ursache er sie befolgt. ja, es ist möglich, dass der

nämliche dichter zunächst der einen, späterhin der andern den vorzug gibt.

Fast will es scheinen, als ob es bei Fischart so stünde. aus den von Englert mit grofser akribie zusammengestellten listen ersieht man, dass Fischart sich, wenn man seine dichtungen nach der jambentechnik list, bis zum jahre 1576 verhältnismäfsig wenig verstöfse gegen den natürlichen wortaccent gestattet. bis zum 'Glückhafften Schiff' vermeidet er auch — nicht völlig, aber im grofsen und ganzen —, ein schwachlautiges präfix an grader versstelle zu verwenden, befolgt also im allgemeinen das von Englert im 'Grobianus' und im 'Triumphus Veritatis' beobachtete gesetz. dann aber, besonders im 'Glückhafften Schiff' (1576) und im 'Jesuiterhütlein' (1580), wirds fürchterlich. die unmöglichsten, wahrhaft ohrzerreifsenden betonungen begegnen wider und wider, schwachlautige präfixe werden ganz ungeniert an grade versstellen gesetzt und barbarismen wie *éntdecken* (Gl. Sch. 993), *érfahrnus*, *Gérichtsschwetzer* (Kehrab 717. 538) sind nicht die schlimmsten. es ist von nun an, als ob sich Fischart den schönen vers 'Nos Póloni non cúramus . . . .' zum muster genommen hätte. Englert statuiert die merkwürdige tatsache, dass Fischarts verse bei sonst unverkennbar wachsender sprachlicher wie metrischer kunst mit der zeit immer schlechter werden, dh. dass in ihnen der prosaische accent mehr und mehr vernachlässigt wird.

Nun glaubt aber Englert doch nicht, dass diese Fischartischen verse tatsächlich schulmäfsig scandierend heruntergeleiert wurden (wie dies Minor nach den ausführungen auf s. 344 der zweiten auflage seiner Neuhochdeutschen metrik 1902 selbst von Hans Sachsens Fastnachtsspielen annimmt). ja, er sagt sogar s. 5 : 'die voraussetzung, dass beim lesen der verse lediglich die rhythmischen accente zur geltung kamen, erscheint im hinblick auf verse wie die folgenden geradezu ausgeschlossen' — und führt nun eine grofse anzahl von versen aus dem 'Esopus', aus dem 'Grobianus' und namentlich aus Fischarts dichtungen an, in denen beabsichtigte antithesen, wortspiele udgl. zu erhöhtem ausdruck kommen müssen, was aber nur durch verletzung des jambischen rhythmus geschehen kann; zb.

Nachtrab 1089: Der solt mir ein S e e l hirtten geben,
Ja ein S e w hirten, merck es eben.

Kehrab 499: Vnd Kat s c h l e c k e n für Dinten lecken.

Jesuiterhütl. 46 : Vnd jhr W e l t vnd F e l d Theufel all.

und mit vollem recht sagt Englert weiter : 'gerade bei Fischart ist es ganz undenkbar, dass er seine wort- und reimspiele in solchen fällen mehr für das auge als für das ohr geschrieben haben sollte'. gewiss; Fischart eine sozusagen optische metrik zumuten, hiefse ihn völlig verkennen.

Was ist nun da zu tun? man ahnt es schon : die helferin

in allen metrischen nöten, die schwebende betonung, tritt in action und macht alles wider gut.

Wenn aber Englert meint, dass Fischarts verse so ausgiebig mit schwebender betonung gelesen werden müssen, wozu dann das lange, mit unsäglicher mühe hergestellte sündenregister, in das alle accentverletzungen der normalen reimverse Fischarts aufgenommen sind? nur um uns zu beweisen, dass diese verse, wenn man sie jambisch tactierend list, überaus zahlreiche verstöfse gegen den prosaischen accent aufweisen? das hätten wir ihm auch so geglaubt. sie sollen doch eben nicht in dieser weise gelesen werden, sondern nur mit schwebender betonung. Englert hätte sich Minors worte (Nhd. metrik [2] s. 119), die den nagel auf den kopf treffen, ad notam nehmen sollen : 'wenn also schwebende betonung möglich ist, so darf ich keinen verstofs gegen das accentgesetz buchen, da hier dem accent auf keiner seite ein eintrag geschieht'.

Aber weshalb denn diese ganze qual? lässt sich denn nicht alles viel einfacher und zwangloser erklären? muss man denn um einer vorgefassten theorie willen knoten auf knoten schürzen, die man schliefslich doch nicht lösen kann, sondern gewaltsam zerhauen muss?

Zugegeben, dass Scheidt (was mir nicht ausgemacht scheint) seine verse mit regelmäfsigem wechsel von hebung und senkung baut; zugegeben, dass Fischart in der metrik seiner ersten dichtungen unter dem einfluss Scheidts steht — so genau befolgt er den wortaccent nicht, dass man mit sicherheit von jambentechnik sprechen könnte; nur eine t e n d e n z zur jambentechnik lässt sich feststellen, ein 'gewisser drang' nach dem regelmäfsigen wechsel von hebung und senkung, wie es Goedeke einmal genannt hat (Deutsche dichter des XVII jh.s bd 5 s. XIX). späterhin, als Fischart immer mehr zum sprachkünstler wird und sich an wortspielen, binnenreimen, schlagreimen usw. nicht genug tun kann, gibt er es dann völlig auf, seine verse nach dem Scheidtischen muster zu bauen, wol eben weil ihm die sprachkunst höher stand als die ihn behindernde verskunst. seit dem 'Glückhafften Schiff' verschwindet, soweit ich urteilen kann, auch jegliche tendenz zur jambentechnik, und verse, wie sie Englert s. 85 anführt, bei denen durch umstellung einiger wörter leicht jambischer rhythmus mit wahrung der natürlichen betonung hätte erzielt werden können, sind für mich gradezu ein beweis dafür, dass Fischart eben diesen jambischen rhythmus in keiner weise erstrebt hat. er wuste doch genau so gut wie wir, dass sich bei versen wie Gl. Sch. 980 *Vnd der dank nach gebür vollend* die sinnlose betonung des artikels vermeiden liefs, wenn man daraus *Vnd nach gebür der dank vollend* machte.

Man könnte auf den gedanken kommen, dass die freiere rhythmik in den späteren dichtungen Fischarts hervorgerufen oder

wenigstens beeinflust worden sei durch seine beschäftigung mit französischer poesie. es ligt jedoch keine notwendigkeit zu dieser annahme vor; alles erklärt sich ohne zwang, auch wenn man nur auf die deutsche rhythmik blickt. gleichwol hätte Englert diesen punct nicht ganz mit stillschweigen übergehn sollen. dass er ihn aufser acht gelassen hat, ist freilich begreiflich genug. er hat sich so sehr in die theorie von der jambentechnik eingesponnen, dass ihm darüber jede weitere perspective verloren gegangen ist. so brauch ich auch nicht auf die übrigen abschnitte seines buchs einzugehn: es steht und fällt hier eben alles mit dem princip.

Ein paar einzelheiten möcht ich indessen noch erwähnen; Englert beweist dabei eine glücklichere hand. nach den bekannten worten des Erasmus Alberus im vorwort zu seinen fabeln: 'Auch habe ich eim jeglichen Verß acht sylben gegeben, on wo ein Infinitiuus am ende gefellt, der bringet mit sich ein vberige sylbe' sollte man meinen, dass die mit einem infinitiv endenden verse neun silben haben müsten. Englert aber zeigt s. 68 f anm. 1, dass diese verse samt und sonders zehn silben haben, und erklärt, dass sich in den fabeln überhaupt kein einziger vers mit nur éiner überzähligen silbe findet. daraus schliefst er nun, dass Alberus seine verse nicht nach silben, sondern nach versfüfsen gemessen, also wenigstens beim dichten für sich rhythmisch — und doch wol ohne schwebende betonung? — gelesen hat. 'denn beim abzählen der silben hätte es viel leichter vorkommen können, dass sich der dichter um éine statt um zwei silben verrechnete, während sich beim scandieren eher der umgekehrte fall ergeben konnte . . .' das scheint mir völlig einleuchtend, und vielleicht veranlasst diese scharfsinnige beobachtung eine revision der schwankenden theorie von der silbenzählung überhaupt.

S. 80 f anm. 1 weist Englert auf grund sprachlicher und metrischer kriterieen nach, dass Fischarts anteil an dem gedicht 'Die Gelehrten die Verkehrten' erheblich gröfser ist, als Scherer einst gemeint hatte (vgl. Kurzens Fischartausgabe bd 2 s. XLIV ff). diese darlegungen werden der hauptsache nach bestätigt durch eine inzwischen erschienene abhandlung von Ernst Hampel, Fischarts anteil an dem gedicht 'Die Gelehrten die Verkehrten' (Wissensch. beil. zum jahresber. d. städt. realgymnas. zu Naumburg aS. 1903, 72 ss. 8°); vgl. Englerts ergänzende und berichtigende recension in der Deutschen litteraturzeitung 1903 sp. 2483—2485.

Besondre hervorhebung verdient noch das musterhaft gearbeitete namen- und sachregister.

Berlin, mai 1904. HERMANN MICHEL.

Wielands beziehungen zu den deutschen romantikern. von dr Ludwig Hirzel. [Untersuchungen zur neueren sprach- und litteraturgeschichte. hg. von prof. dr Oskar FWalzel. 4 heft.] Bern, AFrancke, 1904. viii und 92 ss. 8°. — 1,50 m.

Wielands verhältnis zu den deutschen romantikern war zwiefacher art. während er litterarisch in vieler hinsicht zu den vorgängern der romantischen richtung gehört, hat er sich persönlich über die romantische schule und ihre leistungen zuerst mit tadelndem spott, dann als er aus diesem kreise heftige angriffe erfuhr, mit steigender erbitterung geäufsert. Hirzels buch beschränkt sich im wesentlichen darauf, die wechselseitigen persönlichen beziehungen zwischen Wieland und den romantikern darzustellen.

Die geschichte dieser beziehungen teilt Hirzel in zutreffender weise in drei perioden ein. der erste zeitraum, der bis ins jahr 1797 reicht, bietet zu tieferen fragen keinen anlass. die werdenden romantiker und Wieland stehn sich freundlich gegenüber. Karoline rühmt 1780 den eben erschienenen Oberon. der junge Schleiermacher lebt eine zeitlang ganz in der welt von Wielands dichtungen. AWSchlegel erkennt die bedeutung der Horaz- und Lucianübersetzung an. und mochte dem ungestümen sinn seines bruders auch die psychologie des Peregrinus Proteus nicht tief genug erscheinen, Wielands poesie im ganzen war für ihn 'echt griechisch'. Wielands verhalten gegenüber den jungen schriftstellern ist von indifferenter liebenswürdigkeit. als herausgeber zweier zeitschriften weifs er die journalistischen fähigkeiten der brüder Schlegel zu würdigen. mit einem gewissen väterlichen wolgefallen führt er ein jugendgedicht Hardenbergs in die öffentlichkeit ein. doch zeigt er sich einmal gegen AWSchlegel recht wetterwendisch.

In diesen ersten abschnitt ist eine nach umfang und anordnung leider unzulängliche übersicht über Novalis stellung zu Wieland eingeschoben. hinweise, die Huber, Walzel und Minor gegeben haben (Euphorion, 4 ergh. s. 113; ebenda 9, 465, dazu Raich Novalisbriefe s. 135; Anz. xxviii 119) sind darin nicht berücksichtigt, und auch andres wichtiges material ist übersehn. die ersten äufserungen Hardenbergs über Wieland lassen sich chronologisch genau festlegen. am 18 mai 1789 schickt der eben siebzehnjährige eine versepistel an Bürger (Strodtmann iii 234 f), in der er neben dem sänger der Lenore Wieland und Horaz als seine dichterischen vorbilder bezeichnet. und in einem sonett, das wenige tage später dem zweiten brief an Bürger beigelegt wird, preist der jugendliche dichter über alles das glück der stunden, in denen er an der seite seines imaginären liebchens in stimmungsvoller natur sich 'wehmutlächelnd' der poesie des Oberon überliefs. die gleiche frühreife, unerlebte lebensphilosophie wie in diesen beiden gedichten kehrt in der strophe 'An

Agathon' wider, die ebenfalls den einfluss Wielandscher gedanken verrät. überhaupt wird wol der gröste teil der von Hirzel abgedruckten verse und entwürfe bereits in die jahre 1789 und 1790 gehören. und sicherlich würde bei dieser datierung der poetischen jugendversuche Hardenbergs seine künstlerische entwicklung weniger rätselhaft erscheinen, als Hirzel (s. 11) und andre annehmen müssen. unbedenklich würde ich auch das gedicht 'Die zwei Mädchen' hierher setzen, trotz der leichtfliefsenden, aber conventionellen anfangsstrophen, schon weil darin aufser Voltaire das dreigestirn Horaz, Bürger, Wieland (Phanias) eine rolle spielt. mit einiger sicherheit lässt sich die beabsichtigte fortsetzung des Idris, die sich in den ausgeführten vier zeilen an die schlussworte der Wielandschen erzählung anlehnt, in diese zeit verlegen; denn schon 1791 denkt der eindruckfähige jüngling unter dem einfluss von Schillers Bürgerkritik über den Idris minder günstig, wenigstens stellt er ihn an sittlichem wert unter den Oberon (Urlichs Charlotte Schiller und ihre Freunde III 178 : 7 oct. 1791). ein jahr zuvor würde er einen solchen mafsstab überhaupt nicht angelegt haben. an die stelle des früher vergötterten dreigestirns treten jetzt Homer und Ossian, Schiller und Goethe, und wenn der jüngling früher nach ausweis eines instructiven bücherkatalogs, den Heilborn am schluss seiner Novalisbiographie abdruckt, besonders an den einschmeichelnden verserzählungen Wielands geschmack fand, steht er jetzt ganz im banne der Odyssee, des Don Karlos, des Werther. obwol sich Novalis ziemlich früh von seiner jugendlichen überschätzung Wielands frei macht, so hat er doch später nie die antipathie der übrigen romantiker gegen den alten dichter geteilt. wenn er dessen werken 'ästhetisch komischen geist' abspricht und nur 'komische laune' zuschreibt, so trifft diese kritik — wie ja die gleichzeitige erwähnung Jean Pauls beweist — den ganzen humoristischen roman des 18 jh.s und ist keineswegs auf Wieland gemünzt. im gegenteil, noch zu der zeit, in der er am Ofterdingen schreibt, dankt er seinem früheren lieblingsautor kleine anregungen, wie zb. den namen Dschinnistan im märchen, und ist sich dessen bewust (Euph. 9, 465 s. o.; Werke hg. v. Heilborn I 198).

Völlig anders als in der ersten periode gestalten sich die beziehungen zwischen Wieland und der jüngeren generation mit der begründung der romantischen schule. jetzt tritt zwischen beiden ein entschiedner gegensatz hervor. Hirzel gibt über die innern ursachen dieser wandlung auskunft (s. 67—74. 26), aber er bietet diese erkenntnisse nur als stimmungsvolles resumé. die darstellung selbst ist nicht davon durchdrungen, ihr zusammenhang beruht vielmehr auf einer hypothese, deren unhaltbarkeit ich zu erweisen hoffe.

Es hat nämlich Tieck in hohem alter (zwischen 1849 und 1853) die äufserung getan : 'ich darf wol sagen, dass ich es in

meinen kreisen und in meiner weise zuerst mit nachdruck ausgesprochen habe, dass er (Wieland) kein dichter im grofsen sinne des wortes sei. ich habe dies früher als die Schlegel getan. sie haben diese ansicht von mir angenommen, doch wurde sie von ihnen übertrieben, so dass es mir selbst verdriefslich ward, obgleich ich mir auch einige späfse mit Wieland erlaubt hatte. sie haben ihm unrecht getan zum beispiel in der höhnischen concurserklärung, welche im Athenäum steht'. es kann nicht scharf genug betont werden, dass dieser ausspruch, der von dem frischen, fehdelustigen geist der romantischen schule nicht mehr viel verrät, fünfzig jahre nach den ereignissen ligt. merkwürdigerweise benutzt Hirzel diesen umstand blofs, um gegen die letzten sätze einspruch zu erheben (s. 38), während er auf die ersten zeilen die hypothese gründet, dass das romantische urteil über Wieland auf Tieck zurückzuführen sei (s. 22).

Nun stöfst die durchführung dieser ansicht auf grofse schwierigkeiten. eine um 20 jahre frühere äufserung Tiecks enthält die behauptung nicht mit gleicher bestimmtheit und ist aufserdem ebenfalls nicht einwandfrei. denn davon, dass die brüder Schlegel für Tiecksche anschauungen über Wieland hätten leiden müssen (Tieck Schriften [1828] VI, s. XLVIII), kann in anbetracht der Athenäumsausfälle, die an schärfe alle Tieckschen sticheleien weit hinter sich lassen, keine rede sein. ausschlaggebend aber ist, dass das quellenmaterial Hirzels interpretation nicht zulässt. aus den Schlegelbriefen geht klar und deutlich hervor, dass der hauptschlag, den die romantische schule gegen Wieland führen will, auf rechnung AWSchlegels zu setzen ist. in seinem kopfe entsteht der gedanke der bekannten ungeschriebenen Wielandrecension vor november 1797 (so auch Hirzel s. 25), also zu einer zeit, wo briefliche oder gesprächsweise anregungen Tiecks nicht in frage kommen. und was noch besonders beachtenswert ist, die recension ist von anfang an in voller schärfe geplant gewesen; denn schon am 18 december — inzwischen hatte Tieck an AWSchlegel nur die Volksmärchen mit einem 'herzlich leeren' begleitschreiben abgesant (Haym s. 893) — spricht Friedrich Schlegel erwartungsvoll von dem 'autodafé über Wieland' und von der 'Wielandschen hinrichtung'. Hirzels argumentation wird hier völlig gekünstelt (s. 26), er möchte in dem 'autodafé' das Athenäumsfragment nr 260 erblicken (ligt 3 juli 1798 gedruckt vor), wobei er aufser acht lässt, dass Friedrich Schlegel den bruder noch am 20 october 1798 und auch dann immer und immer wider an die 'annihilazion' Wielands mahnt. sie kann also inzwischen nicht erfolgt sein. auch die fernere beweisführung, die Hirzel auf dieser grundlage unternimmt, ist anfechtbar. ist durch die blofse tatsache, dass sich das genannte fragment begnügt, eine selbstgefällige äufserung Wielands in

harmloser weise zu bespötteln, und eine schärfere polemik gegen den alten Weimarer dichter erst mit dem vierten Athenäumsheft einsetzt (so. 1799), schon die annahme gerechtfertigt, dass 'August Wilhelm Schlegels vielleicht schon lange heimlich genährter unwille gegen Wieland' 'noch mitte des jahres 1798 (im mai dieses jahres war die persönliche bekanntschaft zwischen Tieck und AWSchlegel erfolgt) durch Tieck bedeutend gesteigert worden sein' muss (s. 33)? Wilhelm Schlegel hat vielmehr, wie oben dargelegt ist, eine gründliche abrechnung mit Wieland schon seit 1797 geplant; dass erst jetzt — zwei jahre später — einige schärfere ausfälle gegen Wieland gedruckt werden, erklärt sich wol aus dem interesse, das der neue verleger des Athenäums an der Wielandrecension nimmt. am 22 dec. 1798 berichtet nämlich Friedrich Schlegel dem bruder, dass sich Frölich von dem Wielandplane 'einen sehr grofsen effect' verspreche. Wilhelm will sich nun endlich an die recension machen und berichtet kurz darauf über seinen vorsatz an Hardenberg, allerdings recht wenig zuversichtlich (Raich Novalisbriefe s. 97 : 12 jan. 1799). denn ach, er hat bislang noch zu der recension kein material gesammelt, hat es niemals getan, wie aus Carolinens äufserung vom 5 märz 1801 hervorgeht. so glaubt er den verleger am besten zufrieden zu stellen, indem er sich nun doch, was er vorher ängstlich vermieden hat, einige pointen vorwegnimmt. sofort befürchtet Friedrich Schlegel, dass dann das ganze überhaupt nicht geschrieben wird (Hirzel s. 35). August Wilhelm aber, dem der plan am ende langweilig wird, behandelt ihn zuletzt nur noch als buchhändlerisches object. er könnte sich noch 1800 oder 1801 zur ausführung entschliefsen, um Frölich durch die recension für eine fortsetzung des Athenäums zu gewinnen. Caroline aber rät ab und spornt ihn an, Wieland durch bessere dichterische leistungen zu überwinden; denn die frauen des romantischen kreises glaubten an AWSchlegels productive begabung (Raich Novalisbriefe s. 114 : Charlotte Ernst im gleichen sinne bereits im febr. 1799). und nun, welche ironie des schicksals! Wieland und sein kritischer gegner, beide planen damals einen Tristan als 'gegenstück zum Oberon', und beide sind nicht im stande, die idee auszuführen (Böttiger Litt. zustände I 262). AWSchlegel aber sagte das was er gegen Wieland auf dem herzen hatte in den Berliner vorlesungen.

Von einem mafsgebenden einfluss Tiecks auf das urteil der Schlegel über Wieland wird man also nicht reden können. es ligt vielmehr so, dass in der romantischen schule gleichgestimmte geister zusammentreffen und sich in ihrer richtung verstärken. über die priorität der einfälle lässt sich schwer entscheiden, sie werden offenbar als eigentum des ganzen kreises angesehen. so wird der vorwurf der unsittlichkeit früher von Schleiermacher als von AWSchlegel gegen Wieland öffentlich er-

ben, und ist doch in erster linie auf den grofsen kritiker
rückzuführen (vgl. Hirzel s. 41. 43. 57). auf das Wielandsche
:tum vom goldnen zeitalter spielen sowol Zerbino wie Athe-
um (1798) an, der vorwurf scrupelloser nachahmung findet
:h in beiden gleichzeitig (1799). aber die tatsache, dass die
sten fünf acte des Zerbino bereits 1797 fertig waren, spricht
)ch nicht unbedingt für die priorität Tiecks, denn wie vieles
ınn bei der lockeren composition des werkes noch eingeschoben
:in, ehe der druck im jahre 1799 erfolgte. citiert hat AWSchlegel
.e Tiecksche komödie dann in seinen Berliner Vorlesungen (vgl.
aym s. 819), während mir der dichter des Phantasus im tone
er Vorlesungen zu sprechen scheint (dazu Haym s. 818). aller-
ings ist Tieck der erste gewesen, der in der öffentlichkeit etwas
egen Wieland gesagt hat (Almanachsrecension von 1798), woraus
ich vielleicht seine spätere äufserung mit erklärt.

Es ist schade, dass Hirzel in diesem zweiten abschnitt mit
:iner gewissen voreingenommenheit an das material herange-
gangen ist und sich dadurch zu unhaltbaren constructionen ge-
drängt sieht. denn er hat mit grofsem fleifs die belegstellen über
die ältere romantik gesammelt. einige stellen sind bei Hirzel zwar
abgedruckt, aber nicht ausgenutzt, zb. über Wielands verhältnis zu
Fichte (s. 28—9. 42. 73. dazu Böttiger I 237. 239. 241; Anz. XIII
282 [Reinhold] und Hempel Werke XIII 11 : im Hexameron von
Rosenhain). der eudämonistisch und sensualistisch gerichtete dichter
hat eine starke antipathie gegen den idealistischen philosophen und
spottet viel über ihn, nimmt ihn aber in der frage der geistes-
freiheit in schutz. dass das Athenäum so durchaus Goethischen
und Fichtischen geist atmet, verdriefst Wieland, der sich von der
jungen generation vernachlässigt fühlt, und erbittert ihn gegen
die neue richtung, noch ehe er persönlich angegriffen ist. sehr be-
zeichnend ist die übergrofse rücksicht, die Wieland in seinen
äufserungen über die romantische schule auf Goethe nimmt. wahr-
scheinlich hat er die verbindung zwischen Goethe und den Schlegel
für sehr viel enger gehalten, als sie tatsächlich war (s. 28 f. 49.
dazu die merkwürdige äufserung W.s bei Böttiger I 239, wenn
ich sie recht beziehe). an minder wichtigen stimmen über Wie-
land lassen sich noch äufserungen von Steffens und Görres er-
wähnen (Was ich erlebte IV 59; Neue Heidelb. jb. 10, 153).

Gegen den dritten abschnitt: endurteil der romantiker über
Wieland, hab ich nichts einzuwenden und geh sofort zur be-
sprechung des zweiten teiles über. der vf. hat ihn selbst mehr
als anhang betrachtet, er weist auf eine reihe noch zu lösender
aufgaben hin (s. 91), und auch ich muss mich, um den mir zur
verfügung stehnden raum nicht allzusehr zu überschreiten, auf
eine kritik des gebotenen beschränken. anerkennenswert ist es,
dass Hirzel Wielands einfluss auf den romantischen roman nicht
isoliert, sondern innerhalb einer bestimmten romantradition der

erörterung unterzieht, indem er die reihe: Don Quijote, Don Sylvio, Agathon, Wilhelm Meister, romantischer roman aufstellt. ob freilich Donners sechs kategorieen für eine tiefere untersuchung dieser kette ausreichen, erscheint mir mehr als fraglich. dankenswert ist der hinweis auf Wielands anschauungen über frauenfrage, die sich mit frühromantischen gedanken über liebe und ehe berühren. in den fruchtbaren, aber erweiterungsbedürftigen darlegungen über das traummotiv bei Wieland, Goethe und Novalis vermiss ich vor allem das hervorheben unterscheidender charakteristika zwischen den drei dichtern. bezeichnend für Wieland ist die ironische stellungnahme zum traum seines helden. er zwinkert stets dem leser zu: ich weifs recht gut, dass hier alles mit ganz natürlichen dingen zugeht. zunächst spielt er auf die physiologischen voraussetzungen des traumes deutlich an. bei seinen nachfolgern kehrt dieser zug zwar wider, aber wo Wieland eine fatale pfiffige miene aufsteckt, zeigen sie feinfühlige zurückhaltung. wie hat es doch Novalis verstanden, die träume Heinrichs vOfterdingen poetisch und menschlich glaubhaft zu machen! wie lässt er sie doch aus der selig unruhvollen stimmung des jünglings, dessen auge sich eben neue welten erschlossen, hervorgehn! und wie ganz anders bei Wieland! um ja dem leser jede illusion zu nehmen, schiebt er noch eine lange polemik gegen die stoische traumtheorie ein, die nur das, 'was bei ihren grofsmüttern ein sehr unsicheres gemisch von tradition, einbildung und blödigkeit des geistes gewesen sein mochte', mit einem schein von gelehrsamkeit umgeben habe. und schliefslich tritt gar der Wieland der verserzählungen hervor und versäumt nicht zu betonen, dass Agathon durch den traum zwar gerührt, aber auf dem weg zum laster durchaus nicht aufgehalten werde. zwischen der leichtlebigen Danae und der tugendhaften Psyche wird er doch Danae wählen. ihrem inhalt nach beziehen sich die träume bei allen drei dichtern auf ein stück zukünftiger lebensgeschichte des helden. das bei Wieland noch nebensächliche motiv der trennung von einem geliebten wesen tritt bei Goethe und Novalis in den vordergrund. nur wäre hier wol der zweite traum des jungen Ofterdingen (cap. 6) in erster linie heranzuziehen, den übrigens Löben in seinem Guido (1808 s. 131/3) mitsamt der umgebenden situation nachgebildet hat. ferner lässt sich hier Hüons traum (Oberon 3 ges.) anführen, der wenigstens die meisten äufseren kennzeichen der festgestellten motivreihe besitzt, während die von Oberon veranlassten sich entsprechenden träume Hüons und Rezias (4 ges.) — natürlich mit beachtung der specifischen unterschiede von situation und dichterindividualitäten — zu dem in Kleists Käthchen verwanten, naturphilosophisch begründeten traum in parallele gesetzt werden können. neben Wieland (und Goethe) hat hier wahrscheinlich noch Jean Paul auf die romantik gewürkt. die träume im Hes-

perus und Titan zb. sind ihrer stimmung nach den romantischen viel ähnlicher als die träume bei Wieland.

Wie bei diesem motiv sich das litterarische verhältnis von romantikern und Wieland darstellt, ist es überall. der interessanten verbindungslinien lassen sich viele aufzeigen, aber stets ist die verschiedenheit gröfser als die verwantschaft. zb. darf Wielands vorliebe für märchenstoffe in der entstehungsgeschichte der romantik nicht übersehen werden. aber seine anschauungen über das märchen (Löbell s. 290) gehören ganz und gar dem aufklärungszeitalter an. andre fragen, deren untersuchung wol meist das gleiche resultat ergeben würde, hat Hirzel am schlusse seines buches angedeutet.

Alles in allem: gegen den ersten teil von Hirzels arbeit sind zwar manche schwerwiegende bedenken zu erheben, aber die fragen, deren lösung man erwarten kann, sind darin mit sorgfalt behandelt. dagegen ist die aufgabe des zweiten teiles, der mir litterarhistorisch insofern wichtiger erscheint, als hier würklich viel neue aufschlüsse zu gewinnen wären, nur zum kleinsten teile erledigt. im ganzen wird man der arbeit wol nicht unrecht tun, wenn man ihr einen lediglich vorbereitenden charakter beimisst.

Naumburg a/S. FRIEDRICH SCHULZE.

Archiv und bibliothek des grofsh. Hof- und nationaltheaters in Mannheim 1779—1839, im auftrag der stadtgemeinde herausgegeben von dr FRIEDRICH WALTER. bd I: das theaterarchiv; bd II: die theaterbibliothek. Leipzig, SHirzel, 1899. 486 und 492 ss. gr. 8°. — 12 m.

Die anzeige dieses für die theatergeschichte des 18 jahrhunderts und für die Schillerbiographie hochwichtigen werkes kommt zwar durch mein verschulden spät, aber bei dem unveraltbaren charakter eines solchen buches nie zu spät und 1905 sicher nicht post festum. schon in meiner Schillerbiographie hab ich (II 603) die notwendigkeit dieser arbeit betont und gelegentlich einer besprechung des Burkhardtischen repertoires des Weimarischen theaters in den Göttingischen gel. anzeigen (1891, nr 17, s. 684) dem herausgeber der Theatergeschichtlichen forschungen ans herz gelegt: 'auch das repertoire des Mannheimer nationaltheaters in der Schillerzeit durch eine sorgfältige hand bearbeiten zu lassen, auf Pichler und Martersteig kann man sich nicht verlassen; und entscheidende fragen der Schillerschen biographie, wie auch die kritik der memoiren der frau vKalb hängen in wesentlichen puncten von dem Mannheimer repertoire ab. selbst die zahl der aufführungen, welche Schillers für das Mannheimer theater geschriebene dramen während seines aufenthaltes in Mannheim erlebten, ist nicht zweifellos sicher zu stellen'. jetzt ligt die gewünschte arbeit vor.

Der erste band, der das archiv darzustellen hat, gibt keine

verarbeitung des stoffes, sondern ist ein katalog zu dem archiv selbst, dessen actenbestand nach der im archiv herschenden ordnung registriert wird, wobei die einzelnen stücke entweder blofs aufgezählt, oder ganz oder auszugsweise mitgeteilt werden. es ist klar, dass diese anordnung mehr demjenigen zu gute kommt, der das archiv an ort und stelle benutzt, als dem leser, der aus dem buche selbst schöpfen will. beiden aber kann, da die rubriken keineswegs sicher abgegrenzt sind und das einteilungsprincip beständig wechselt, nur in den selteneren fällen, wo für eine bestimmte anfrage das personen- und sachregister ausreicht, erspart werden, den ganzen band durchzuarbeiten und sich namentlich das chronologisch zusammengehörige aus vielen rubriken zusammenzusuchen, was um so schwieriger ist, als dem ersten band auch das inhaltsverzeichnis fehlt.

Besser bearbeitet ist der zweite band, der nicht blofs die bibliothek, sondern auch das repertoire, dieses nach dem bewährten muster Burkhardts, enthält. zwar gibt es auch hier viel unterabteilungen, aber man kann sie doch wenigstens im 'gehalt' überblicken. weniger zu loben ist es aber, wenn die einzelnen dramen und der inhalt der sammelbände nach den titeln, die gesammelten werke und almanache aber nach den namen der autoren verzeichnet sind.

Die bedeutung der publication für die theatergeschichte ist nicht hoch genug zu veranschlagen, da es meines wissens der erste fall ist, dass ein theaterarchiv im ganzen vor dem gelehrten publicum ausgebreitet und auf diese weise in alle zweige des theatralischen betriebes einblick gewährt wird, in die administrativen angelegenheiten so gut wie in die technischen und künstlerischen (vgl. zb. über gagenverhältnisse ı 124 ff). auch für theatralische und litterarische persönlichkeiten fällt so manches ab, zb. : die reichen Ifflandacten ı 330 ff; das verzeichnis der briefe Dalbergs ı 16 ff; ein brief Lessings vom 3 december 1776 nach einer copie ı 42; die Jagemann will 1801 nach Mannheim ı 251 ff; Brockmann und Stephanie wollen 1778 das Mannheimer theater übernehmen ı 51 ff, vgl. 197 und 312 ff Brockmann und die Witthöfft; briefe an Wieland ı 152 ff; Eckart-Koch ı 324 f und so weiter.

Was nun Schiller anbelangt, so ist direct zwar nur wenig von ihm die rede, aber indirect oder zwischen den zeilen ist doch manches enthalten, was für seine biographie von bedeutung ist.

Wir sehen zunächst, dass Schillers erste dramen, von den Räubern abgesehen, die zehn mal gegeben wurden, auf dem Mannheimer theater keine erfolge erzielt haben : der Fiesko ist 1784 drei mal und dann nicht wider, Kabale und Liebe bis zu Schillers abreise ebenfalls nur drei mal gegeben worden (bis 1803 weitere acht mal). Ifflands Verbrechen aus Ehrsucht dagegen ist 1784 f

acht mal gegeben worden. wir erhalten auch über die Mannheimer theaterhandschriften der drei jugenddramen genauere aufschlüsse als bei Gödeke.

Zweifellos ist nunmehr auch festgestellt, dass Schiller und seine freundinnen auf der zweiten reise nach Mannheim (Minor Schiller I 257 f) die Räuber nicht gesehen haben (Walther II 279. 405). das stück wurde 1783 fünf mal, am 13 und 24 januar, am 3 und 10 februar, am 6 august gegeben; im mai ist keine vorstellung verzeichnet, obwol die wöchentlichen drei spieltage ausgefüllt sind bis auf einen (30), wo der ausfall der vorstellung durch krankheit motiviert ist. das hin- und herreden von Weltrich (846 ff) ist also auch hier gegenstandslos geworden. eine verlegung der reise in den august, wo der herzog allerdings seit dem 3ten in Montbéliard abwesend war (Vély s. 210), verbietet sich durch den brief an Herder; es ist also kein andrer ausweg möglich, als die annahme, dass Streicher geirrt habe. und zwar scheint er nicht durch sein gedächtnis, sondern durch den brief an Hoven getäuscht worden zu sein, in dem sich Schiller eine aufführung der Räuber erbittet. Streicher hat daraus zu voreilig geschlossen, dass die aufführung auch würklich stattgefunden habe. da aber der brief erst 1840 gedruckt worden ist, muss Streicher wie bei Christophine und Körner (Minor I 550), so auch bei Hoven erkundigungen eingezogen haben.

Dagegen finden die angaben der frau vKalb ihre bestätigung: Kabale und Liebe ist würklich am 9 mai 1784 (Minor I 338) und König Lear am 19 und 29 august 1784 (aao. 339) gegeben worden.

Die liebe Ifflands und Schillers zu Karoline Baumann wird (II 302, vgl. I 326) bestätigt : beide sollen sich um ihre hand beworben, aber körbe erhalten haben. auch in einem briefe Creuzers vom jahre 1804 (Rohde HCreuzer und CvGünderode, Heidelberg 1896, s. 26) wird die frau des musikdirectors Ritter, welche 1804 die Jungfrau von Orleans in Mannheim spielt (Walther II 396), als eine ehemalige geliebte des dichters bezeichnet und sehr vorteilhaft geschildert : 'eine person, deren ganzes wesen etwas still würdiges und deren gesichtszüge etwas sehr edles haben, eine frau, die sich mit ihrem manne entfernt hält von dem losen volk der schauspieler und nur selten auftritt'.

Die genauigkeit des abdruckes der actenstücke zu prüfen bin ich derzeit aufser stande. doch ist I 319 zweifellos Dupont anstatt Dupert zu lesen.

Wien. MINOR.

Goethes lyrik. erläuterungen nach künstlerischen gesichtspuncten. ein versuch von BERTHOLD LITZMANN. Berlin, Egon Fleischel u. co., 1903. 257 ss. 8⁰. — 3,50 m.

Goethes lyrik auszudeuten und zu erschliefsen ist eine der lockendsten, aber freilich auch schwersten litterarhistorischen auf-



gaben überhaupt. an versuchen hat es denn auch gewis nicht gefehlt, 'Goethes entzückendes talent, mit ein paar simplen worten oder wortverbindungen ein gefühl zugleich leise anzudeuten, zu erschöpfen und doch wider als unerschöpflich zu geben' (Herman Grimm Goethe I 41; 7 aufl., Stuttg. u. Berl. 1903). grade auch selbst dichtende kritiker haben sich an diesen grofsen stoff gewagt; 'Goethe als lyriker' betitelt sich zb. sowol ein hübscher vortrag in Friedrich Spielhagens Vermischten schriften (Berlin 1864) wie ein feiner kleiner artikel in David Friedrich Straufs an sich wenig erquicklichem buche Der alte und der neue glaube.

Unter den gelehrten hat dann natürlich vor allem wider Düntzer es sich nicht nehmen lassen, Goethes gedichte des langen und breiten zu erläutern; weit bessere einzelbemerkungen finden sich in den commentaren GvLoepers und Viehoffs, in den Studien zur Goethephilogie von Minor und Sauer (Wien 1880), sowie in den darstellenden büchern: Richard MWerners Lyrik und lyriker (Hamb. 1890) und Alfred Bieses Lyrische dichtung und neuere deutsche lyriker (Berl. 1896), wiewol der letztere die grenze der phrase nicht selten überschreitet. nur auf elementare schulzwecke zugeschnitten ist Franz Kerns commentierte auswahl Goethes lyrik (Berl. 1889)[1].

Der lyrik Goethes in geschlossenen zusammenfassungen gerecht zu werden, haben sich nach E L i c h t e n b e r g e r s flüssiger und geschmackvoller Etude sur les poésies lyriques de Goethe (2me édition Paris 1882) die versuche grade in den letzten jahren gehäuft. eine der anspruchsvollsten unter ihnen braucht uns hier am wenigsten zu kümmern: Die grundzüge der lyrik Goethes von ThAchelis (1899) sind eine mit interjectionellen phrasen durchschossene blofse compilation. dagegen ist das (nur zu kurze!) capitel 'Goethes lyrik' hervorzuheben, das R i c h a r d M M e y e r der 2 auflage seines Goethe (1898) ganz neu eingefügt hat. nach der art seines besonderen talentes wirft Meyer hier die schlaglichter einer anzahl geistvoller aphorismen auf das grofse gebiet, ohne es dadurch allerdings ganz erhellen zu können. sehr ansprechend und lehrreich sind seine ausgeführten vergleiche markanter Goethescher gedichte mit charakteristischen gegenstücken anderer grofser lyriker wie Lenau, Storm, Eichendorff, Heine.

Es folgten weiterhin die einleitungen zu Goethes gedichten in den beiden neuen grofen Goetheausgaben des Bibliographischen instituts und der JGCottaschen buchhandlung. zunächst suchte K a r l H e i n e m a n n auf 30 seiten die schwierigkeit zu bewältigen.

[1] ich verweise ferner nur noch auf einen aufsatz Ernst Martins in dem Jahrb. f. geschichte, sprache u. litteratur Elsass-Lothringens bd 26, und auf Siegmar Schulzes habilitationsschrift Die entwicklung der Goetheschen lyrik (Halle 1892). HVockeradts Rostocker dissertation Über Goethes lyrik (Paderborn 1872) ist heute weit überholt. [ein rühmendes wort in dieser übersicht hätte LudwBlumes trefflich commentierte chronologische auswahl von Goethes gedichten (Wien 1892) verdient. R.]

auch er fand den ausweg, den dichter selbst reichlich zum wort aufzurufen und die — doch nicht im überfluss gebotenen — mit geschmack ausgewählten langen citate mit den begeisterungsworten eines blühenden, warm erregten stils zu binden und zu verbrämen, wobei der gesichtspunct erst auf den stoffkreis, sodann auf die darstellungsmittel gerichtet wurde. Eduard vdHellen seinerseits legte der einleitung zum ersten bande seiner ausgabe seinen im jahre 1902 im Freien deutschen hochstift gehaltenen und in dessen jahrbuch gedruckten vortrag zu grunde. auf das stoffliche bei Goethe und die kunst seiner poetischen verarbeitung geht er nicht des näheren ein, gibt vielmehr überhaupt weniger eine charakteristik der lyrik Goethes als eine solche des lyrikers Goethe, was doch nicht ganz dasselbe ist. vor allem betont er trefflich das urgesetzliche, unentrinnbar-notwendige des dichterischen schaffens bei Goethe und schliefst daran eine knappe historische abgrenzung seiner lyrischen perioden und ihrer stilwerte. seine vornehm ruhige und doch persönliche darstellung ist mit dank zu begrüfsen.

Dem umfang und der inhaltlichen bedeutung nach ist aber für unsere zwecke das 14 capitel in dem jüngst erschienenen zweiten bande von Bielschowskys Goethebiographie an erster stelle zu nennen. Bielschowsky unternimmt es würklich, das ganze thema zu umreifsen. an eine entwicklung der metaphysisch-psychologischen grundbedingungen der Goetheschen lyrik schliefst er seine inductiv vorgehende, dem historischen verlauf im grofsen und ganzen folgende interpretation und bewertung. indem er dazu nur bei feinsinnig und geschickt herausgehobenen musterbeispielen eingehend verweilt, weifs er doch überall das typische herauszugreifen und zu bezeichnen und gewährt so ohne schablonenhafte abgrenzungen und öde systematik einen freien rundblick über die gesammtheit der Goetheschen lyrik. zumal das symbolische in ihr wird klar aufgedeckt, und die feinheiten der sogen. technik (sofern man damit etwas oft sehr instinctives bezeichnen kann) finden eine zumeist verständnissvolle beleuchtung.

Einige beschränkte urteile und sprachliche entgleisungen hat ein fördersamer aufsatz Rudolf Lehmanns über 'Goethes lyrik und die Goethe-philologie' (Goethe-jahrb. bd 26) m. e. allzu hart gerichtet. hier kommt ein principieller gegensatz zwischen der sog. Goethe-philologie und Lehmann zum ausdruck; Lehmann verwahrt sich gegen die 'biographische erklärungsart' überhaupt und verlangt statt ihrer eine solche, 'die, vom biographischen absehend, die sachlichen und künstlerischen momente der dichtung an sich ins auge fasst und dadurch die fast immer mehr oder weniger hypothetischen constructionen des biographischen erklärers controliert'. dass freilich Lehmanns eigene probe, wie das ding anzufassen sei, viel weiter führe, kann ich nicht finden. mit freude begrüfst Lehmann zugleich den neusten gröfseren versuch, Goethes lyrik zu behandeln, eben das uns vorliegende buch von Berthold Litzmann.

Dieses buch, das ausdrücklich nicht als 'ein capitel einer Goethebiographie' aufgefasst sein will, nennt sich schlechtweg 'Goethes lyrik', und ist doch nichts als ein zum teil sogar nur durch äufsere gründe beschränkter streifzug durch ein sondergebiet, freilich das hauptgebiet der Goethischen gedichte. Scherers fruchtbaren ausführungen über den inneren sinn in der anordnung Goethischer werke folgend, bricht es leider schon auf halbem wege ab. was es behandelt, ligt fast ausschliefslich jenseits der so bedeutsam einschneidenden italienischen reise; von den gedichten zur kunst, den xenien, den römischen elegien, der spruchdichtung wird nichts gesagt, ja selbst so scharf sich heraushebende gedichte wie die in die Weimarer zehn jahre fallenden, im stile Hans Sachsens gehaltenen werden übergangen. Litzmann kommt nicht nur nicht mit der begonnenen durchmusterung der ausgabe von 1789 zu ende, sondern er lässt auch die ausgabe der 'Neuen schriften' (bd 7, 1800) ganz auf sich beruhen. nur zum schluss geht er mit einem starken salto mortale noch zu der Trilogie der leidenschaft über, um wenigstens äufserlich die gesamtheit der Goethischen lyrik noch durch einen letzten markstein zu bezeichnen. so überbietet das buch nicht einmal äufserlich, trotz unverhältnismäfsig viel gröfseren umfangs, seine vorläufer, zumal das betreffende capitel Bielschowskys. aber auch mit der eingeschlagenen methode 'nach künstlerischen gesichtspuncten' wird dieses ziel nicht erreicht. der weg, den Litzmann in seinem von schöner begeisterung für den herrlichsten stoff durchwärmten buche einschlägt, ist gewis der richtige: man kann lyrik nur aus intensivster einfühlung heraus, nur als ein stück selbstlyriker ausdeuten, und was man als solcher — im besten falle — geben kann, das sind künstlerisch anempfundene impressionistische reproductionen, aufgereiht auf den faden der inneren und äufseren entstehungs- und entwicklungsgeschichte. auf diesem wege ist Litzmann denn auch, was gern anerkannt sei, zu einer reihe hübscher gesichtspuncte, guter einzelbemerkungen und neuer beobachtungen gelangt, und wer künftig über Goethes lyrik handeln will, soll an dem buche nicht vorübergehn. namentlich die behandlung der Harzreise im Winter ist reizvoll und aufschlussreich; in andren fällen aber, wie besonders bei der Zueignung, verführen die 'künstlerischen gesichtspuncte' zu bedenklichen unphilologischen unterlegungen.

Im allgemeinen besteht das buch aus sehr viel Goethe und wenig Litzmann; es würde ohne den wörtlichen abdruck der behandelten gedichte kaum die hälfte des umfangs füllen. zudem ist die paraphrase zum grofsen teil rein emphatischer art und beschränkt sich vielfach auf rühmende ausrufungszeichen und unterstreichungen einzelner bilder und worte. im mündlichen vortrag, wo ein persönlicher connex augenblicklichen gemeinschaftlichen poesiegenusses zwischen redner und hörer besteht, geht das an, hier aber gilt: 'wie nimmt ein leidenschaftlich

stammeln geschrieben sich so seltsam aus!' wenn die arbeit als colleg vermutlich viel anklang gefunden und gute anregende würkung gehabt hat, so dankte sie das doch vielleicht überwiegend ihrem thema und mehr der sehr reichlichen recitation als dem verbindenden und interpretierenden texte. schon Witkowski (Litterarisches echo vom 1 märz 1904) hat den eindruck gehabt, als sei die vorlesung, für den docenten wie für die studenten, so ein bischen recreationscolleg gewesen, wo es nichts nachzuschreiben gab und man sich vortrefflich unterhielt. der druck in dieser unüberarbeiteten form erscheint etwas übereilt. das material ist — von seiner unvollständigkeit abgesehen — nicht genug sublimiert, vereinheitlicht, abgerundet. ein collegheft wird ja nun mal durch den druck noch nicht zu einem buche und soll es nicht werden. auch Grimms Goethe, Wundts Menschen- und tierseele, Harnacks Wesen des christentums verleugnen ihre herkunft nicht, obwol sie weit straffer componiert sind als Litzmanns buch, das die unorganische einteilung in einzelne vorlesungen doch nur recht dürftig maskiert.

Leider ist auch die widergabe der Goetheschen texte, und zwar der bekanntesten, von einer gröfseren anzahl befremdlicher und zt. empfindlich störender druckfehler nicht frei. *Kanntest jeden Zug in meinem Wesen, Spähtest, wie die reinste H a r f e klingt,* lässt Litzmann (s. 26), *Nerve* mit *Harfe* vertauschend, Goethe Charlotte vStein anreden; und warum teilt er dasselbe gedicht eigenmächtig in vierzeilige strophen ab? *Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde, Es war getan s c h o n eh' gedacht* (s. 244), ist offenbar aus dem gedächtnis citiert, und ebenso hat L. die verse *Mir ist's, gedenk' ich nur an dich, als säh' den Mond ich an* (s. 247) in keiner Goetheausgabe gefunden. ungenau druckt er in 'Ilmenau': *Und was du tust, sagt erst der andre Tag, War es zu Schaden oder Frommen* (s. 31). in 'Wandrers nachtlied' bietet L. den vergewaltigten vers (s. 28): *Die V ö g l e i n schweigen im Walde*, der sich übrigens so auch in Wackernagels Poetik s. 185 (2 aufl., Halle 1888) findet. wenn irgendwo, so ist doch bei der rhythmisch feinfühligsten aller dichtgattungen, wo jede silbe ihren zeitwert, jeder buchstabe seinen lautwert hat, zumal in einer betrachtung nach 'künstlerischen gesichtspuncten' sorgsamste beachtung der äufseren form erste pflicht. es handelt sich ja im grunde um kleinigkeiten, aber vom philologischen standpuncte muss man es doch bedauern, wenn das geschieht am grünen holz, bei einem bestellten diener am wort. manches — auch in der interpunction begegnen unbegründete eigenmächtigkeiten, und Goethes Leipziger freund heifst auf s. 102 Berisch — fällt hier, zumal die vorrede des buches aus Interlaken datiert ist, sicher dem setzer zur last, aber das macht die sache, objectiv betrachtet, doch nicht besser.

Das buch wird, grade weil es vom leser nicht viel verlangt,

seinen weg machen und bei seinem publicum den gleichen anklang finden wie desselben verfassers buch vom deutschen drama[1]. als dem deutschen kronprinzen von seinem academischen lehrer gewidmet, wird es auch eines der wenigen litterarhistorischen bücher sein, die in fürstenhände kommen, und man kann es wol bedauern, dass se kaiserl. hoheit nicht lieber wenigstens zu seines lehrers wolverdientem 'Friedrich Ludwig Schröder' greifen werden.

Von einschlägigen beiträgen zum thema, die nach der vor mehr als zwei jahren erfolgten ablieferung dieser besprechung erschienen sind, nenn ich nur Diltheys ausgezeichnetes buch 'Das erlebnis und die dichtung', das — zumal in dem Hölderlin-essay — über lyrik im allgemeinen und über Goethesche lyrik im besonderen höchst wertvolle anregungen bringt.

Marburg iH. HARRY MAYNC.

Pseudoromantik. Friedrich Kind und der Dresdener Liederkreis. ein beitrag zur geschichte der romantik. von HERM. ANDERS KRÜGER. Leipzig, HHaessel, 1904. VI u. 213 ss. 8°. — 5 m.

Die vorliegende arbeit will am beispiel des Dresdner Liederkreises 'im einzelnen erklären und begründen', welche macht eine 'im grunde armselige, ja auch harmlose localclique ausüben kann, wenn sie, erfasst von plötzlicher selbstüberhebung, getragen von einer litterarischen modebewegung, den masseninstincten des durchschnittspublicums geschickt zu schmeicheln versteht'. die lösung der aufgabe ist insoweit gelungen, als die tatsachen zusammengestellt, der kreis der ereignisse abgesteckt und so mit einer vorläufigen übersicht tiefer eindringender forschung vorgearbeitet ist, — ohne dass eine reihe von factischen versehen und irrtümern der auffassung vermieden wären. gewis gibt es auf dem gebiet der neuern litteraturgeschichte bei weitem anziehendere themen; aber auch versuche, das geistesleben einer stadt durch mehr als ein vierteljahrhundert zu verfolgen, werden reiche frucht tragen, wenn nur das trockene detail so durchgearbeitet wird, dass die schichtung dieses stückes culturboden 'im einzelnen' zu verfolgen, das hin und her der beziehungen zwischen ideen und persönlichkeiten zu beobachten ist, so dass aus dem individuell erfassten leben auch der unbedeutenden das typische ihres würkens sichtbar wird. solchen forderungen zu genügen gab eine untersuchung über den 'Dresdner Liederkreis' mit der fülle seiner gestalten, mit ihren vielseitigen verbindungen und breiten würkungen besonders gute gelegenheit. das thema ist ein glücklicher griff: leider war der vf. der selbstgewählten aufgabe nicht gewachsen. schon die vorarbeiten musten sehr viel umfangreicher angelegt werden; gewis auch umständlicher: bei der grofsen menge vielfach zerstreuter werke und beiträge der in betracht kommenden schriftsteller und bei der schwierigkeit sie

[1] eine 2 aufl. ist denn auch schon bald nach der ersten erschienen.

zu erlangen. aber diese materialbeherschung selbst vorausgesetzt, konnte Kr.s arbeitsweise niemals zu befriedigenden ergebnissen führen. denn gerade dem amt des litterarhistorikers, nachzufühlen und innerlich mitzuleben, durch sein urteil den weg zum verständnis des wesentlichen zu eröffnen, statt ihn mit raschgefälltem spruch zuzuschütten, grade diesem amt des litteraturforschers, dessen namen und würden 'aufmerksam', 'objectiv', 'kritisch' der vf. sich nur zu oft beilegt, vermag seine art nicht gerecht zu werden, die im anschluss an übliche wertungen möglichst bald auf formulierte resultate dringt, statt nach eigenartigem in sorgfältiger beobachtung zu fahnden, zusammenhänge aufzusuchen, kurz aufzuklären und das kritisieren zurückzuschieben.

Typisch für die kurzsichtigkeit des vf.s gegenüber solchen gegebenen zusammenhängen ist seine darstellung der beziehungen Tiecks zum Liederkreis, deren tenor eine einseitige verherrlichung T.s ist, ohne dass gezeigt würde, auf welche weise T. durch die werke seiner ersten periode bestimmenden einfluss auf das schaffen dieser trivialromantiker gehabt hat. da ist doch mehr zu verzeichnen als die übernahme von 'allerlei äufseren merkmalen'[1]. mehrfach hat man den eindruck, als habe Kr. die ganze arbeit zum gröfsern ruhme T.s auf kosten des eigentlichen themas geschrieben. seiner ausgestaltung jedesfalls wie der ökonomie des ganzen buches wäre es nur von nutzen gewesen, wenn Kr. die gestalt und würksamkeit T.s mehr hätte zurücktreten lassen. die anlage des buches leidet aufserdem empfindlich unter der unpraktischen vierteilung des stoffes : einer zusammenfassenden einleitung folgt ein erster teil, der Friedrich Kind gilt; ein zweiter teil ist dem 'Liederkreis' gewidmet, ein umfänglicher 'schluss' contrastiert noch einmal ausdrücklich Tick und die pseudoromantik. die — an sich berechtigte — eingehende behandlung Kinds, die aber auch nicht über ein summarisches urteilsverfahren hinaus zur ausprägung des typischen dieses erzählers vordringt, hätte vorteilhaft nur ein capitel der gesamtdarstellung ausgemacht. statt dessen ein besonderer teil, der wider zweigliedrig ist. beide abschnitte, 'Leben' wie 'Werke' Kinds, verweilen in hier ganz unangebrachter breite bei der entstehung des Freischütz-textes, um die geringfügigkeit der Kindschen leistung darzutun. dies unliebsame zerreifsen des zusammenhangs zwingt zu widerholungen, zu verweisen vor- und rückwärts.

'Pseudoromantiker' nennt Kr. in bewuster steigerung des ausdrucks 'trivialromantiker' jene nach 1815 in Dresden aufkommende gruppe von unterhaltungsschriftstellern, welche mehr als trivialisierend die romantik 'verballhornisierten, ja teilweise

[1] die innere abhängigkeit der romantik überhaupt von der classischen dichtung übersieht Kr., wie seine einleitung beweist, gleichfalls. durch unabhängigkeitserklärungen sind geistige zusammenhänge noch nicht gelöst.

ihr wesen geradezu negierten.' Kr. kennzeichnet die pseudoromantik durch das dreifache kriterium, dass sie das nüchtern-rationalistische, das rührseligsentimentale, das phantastisch romantische pflegten. richtig angewant mag das neue schlagwort angehn. aber Kr.s eigne bemerkungen (s. 19f uö.) beweisen, dass er sich über die tragweite und berechtigung seiner bezeichnung selbst nicht klar geworden ist. aus der oberflächlich gekennzeichneten gleichartigkeit des schaffens auf gleichartigkeit des wesens des schaffenden schliefsend, behandelt er unbedenklich alle mitglieder des 'Liederkreises' — dieser losen, doch in erster linie geselligen vereinigung — über denselben leisten! statt die sehr wesentlichen gar nicht zu verkennenden unterschiede zwischen den verschiedenen gruppen seiner angehörigen herauszuarbeiten, verwischt er sie, fahrlässig oder mit absicht. dass eine echt romantische gruppe, Loeben, Malsburg, Förster, Kalkreuth, T. nahestehend, abzusondern ist, diese erkenntnis muste geradezu den ausgangspunct der untersuchung bilden. aus Loebens[1] stellung zum Liederkreis will ich das erweisen.

Wenn man auf s. 20 der Kr.schen arbeit (dazu vgl. s. 145) pseudoromantiker oder 'afterromantiker' list, erkennt man schon, dass wider einmal Eichendorffs heftige invective gegen seinen einstigen jugendfreund ein vorurteil erzeugt hat. diese vom standpunct des einsam gewordenen greises aus, dessen strenge und gelassenheit der jugendverirrungen nicht ohne scham gedenken kann, so gut verständliche ätzende kritik an L., die in seiner wider und wider nachgebeteten verurteilung als 'afterromantiker' gipfelte — wie viele hat die grelle etikette geblendet! sie nicht zum wenigsten hat L. zum gern citierten prügeljungen der romantik gemacht; zur andern hälfte dann die bibliographische seltenheit seiner schriften. die versuchung war zu grofs: man las ihn nicht; mit um so ruhigerm gewissen durfte man ihn schnöde behandeln. grade dem vf. des 'Jungen Eichendorff' hätte es nahe gelegen, der art dieses ersten lehrers seines helden, der länger sein freund blieb als man bisher anzunehmen geneigt war, nachzugehn: er würde das ehrlich-romantische seiner natur, das ernsthaft-strebende seines wesens nicht verkannt haben, — auch auf grund des ihm zugänglich gewesenen materials nicht. jedesfalls durfte er seine unzweifelhafte bedeutung als lyriker nicht schlechthin übersehen, muste ihr ein wort widmen, statt mit einem zufallsgriff L.s letztes werkchen, im jahr seines todes erschienen ('Pilger und Pfalzgräfin'), als sein angeblich gelungenstes namhaft zu machen, dabei dem dichter ohne jede berech-

[1] Krögers schreibung des namens mit ö ist ein irrtum; um so weniger verständlich, als auch eine anzahl seiner gedruckten werke die richtige form bringt. — weit über 100 mal hab ich auf rechnungen, briefen, verträgen, handschriften seine eigenhändige unterschrift Otto Heinrich Graf Loeben gelesen.

tigung imputierend, es sei 'ein stück eignen erlebens darin verborgen'.

Wenn Kind der charakteristische typus der pseudoromantiker ist, so gehört L. nicht zu ihnen. Kr. sagt vom pseudoromantischen poeten, dass er 'mit der menge gehn wollte, ihr dienen, ihr unterhalter sein, um sich ihre anerkennung zu verdienen'. diese schilderung passt auf schriftsteller vom schlage der Hell und Kind, der Kuhn und Böttiger; mit ihnen dürfen Loeben, Malsburg, Förster nicht in einem atem genannt werden. nur Förster, dessen gedichten Tieck die ehre erwies, sie herauszugeben, wird bei Kr. von den übrigen getrennt; ihn streicht er auf kosten der andern ebenso summarisch heraus, wie er sonst kategorisch aburteilt. wenn er nun aber, um Försters besondere selbständigkeit zu beweisen, sein 'vernichtendes urteil' über Fouqué anführt, so stell ich ihm aus Loebens tagebuch vom 25 mai 1815 folgendes wort über Fouqué daneben, der übrigens 1815 schon nicht mehr (Kr. nimmt irrtümlich an: damals erst)[1] sein freund war: *F. in ihrer Tendenz so sehr monotone Poesieen sind eigentl. eine Art Wachtparade, wo die Ehre auf und niedergeht und ruft: Richt't euch! — Nichts freies, fröhliches, frisches. Alles gedrechselt nach der einen fixen Idee, viel Verwandschaft mit Don Quixote, nur Sancho fehlt, und leider wird ihn das Publikum einst ersetzen — ich meine den Geist der Parodie. Der trockene pedantische Ernst ist an sich schon eine Art Parodie des freien reichlichen Schwunges. Und doch haben diese Dichtungen reiche, seltene Schönheit!* — wenn Kr. weiter die behauptung aufstellt, Loeben und der 'Liederkreis' hätten 'auch innerlich sehr gut zu einander gepasst', so hätte er aus einem brief L.s an die Chézy vom 23 märz 1815 (Kgl. bibl. zu Berlin, sammlung Varnhagen: Varnh. a 33) ersehen können, dass nicht einmal äußerlich L. sich zu einigen häuptern des 'Liederkreises' passend fühlte: *Fr. Kind ist ein ganz wackerer niederländischer Dichter, ohne großes Gottesauge, im Umgang so ohne alle feinere Lebensart und so eine gemeine Natur der Gestalt nach, daß ich nicht mit ihm Arm an Arm zusammenrühren kann, überhaupt daß der seinige sich besser dabei befinden würde als der meine. Er hat keine Ahnung eines Höheren in anderen. An ihm ist es z. B. wahrlich nicht, Fouqué zu tadeln wie er thut.* in demselben briefe, der auch ua. Streckfuſs teilnahme am Liederkreis erwähnt, dessen Kr. gar nicht gedenkt, gesteht L. der freundin, dass ihm *Böttiger, der alles besprechen muß,* sein einstiger lehrer, *in der Seele fatal geworden ist.* von einem 'dichterzirkel' bei Kind zurückgekehrt, notiert er am 7 juli 1815 in sein tagebuch: *Ich befand mich dort ganz unheimlich.*

[1] Loeben und Fouqué werden 1810 in Berlin freunde; in den nächsten beiden jahren weilt L. häufig in Nennhausen. — auf derselben seite, 146, spricht Kr. auch fälschlich von einer freundschaft L.s mit Arnim; man hat mit großer wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass ihm L. wenig sympathisch war.

Es macht Kr. nichts aus, sich selbst eclatant zu widersprechen. so wird denn s. 149 mit gefälliger ahnungslosigkeit zugegeben: 'aus diesen briefen (Malsburgs an Tieck) geht übrigens ziemlich deutlich hervor, dass Loeben, Malsburg, Kalkreuth und Förster trotz ihrer zugehörigkeit zum Liederkreis T. so nahe standen, dass sie sich als ein besonderes 'fünfblatt' fühlten.' die einzige consequenz dieses zugeständnisses ist, dass drei seiten später wider stillschweigend ein gegensatz zwischen Loeben und Tieck[1] vorausgesetzt wird, indem es heifst, dass Kalkreuth[2] 'schon zu lebzeiten seiner freunde Loeben und Malsburg völlig in das lager Tiecks schwenkte'! um die behauptung von einem innigen zusammenhang Loebens mit dem Liederkreis aber aufrecht erhalten zu können, wird s. 148 ein von ihm ausgehnder ästhetischer einfluss construiert; s. 156 unbewiesen von beständigem und mafslosem loben der Liederkreismitglieder durch Loeben geredet; s. 177 ihm unterstellt, die 'Vespertinaleute' hätten Loeben mit schmeicheleien für sich gewonnen.

* * *

So viel ist klar: es muss schärfer, zugleich rücksichtsloser und verständnisvoller innerhalb des 'Liederkreises' differenziert werden; die gemeinsamen und die besonderen beziehungen zu T. dürfen nicht um des lockenden contrasteffectes willen dargestellt werden, sondern um an einem centralpunct wie Dresden es war, die ausbreitung romantischer anschauungen und ihre aufnahme zuerst durch das gewähltere publicum der trivialschriftsteller, danach durch das grofse publicum zu studieren. so stellt sich die aufgabe für Kr.s nachfolger, der einer feineren und zugleich einer kräftigern untersuchungsmethode benötigen wird, um der ungeheuren materialmassen, die er zu bewältigen hat, geistig würklich herr zuwerden.

Strausberg. R. Pissin.

Diary and Letters of Wilhelm Müller. With explanatory notes and a biographical index edited by Philip Schuyler Allen and James Taft Hatfield. Chicago, The university of Chicago press, 1903. 201 ss.

Über den inhalt des buches braucht hier nichts gesagt zu werden, da ja der eine herausgeber JTHatfield im märzhefte der Deutschen rundschau von 1902 den gewinn, der aus dem bis

[1] Kr., der anzunehmen scheint (s. 196), erst nach 1819 sei Loeben ein 'proselyt' Tiecks geworden, müste bekannt sein, dass L. seit 1808 ein enthusiastischer verehrer Tiecks war.

[2] zur aufklärung über die persönlichen beziehungen T.s zu ihm wäre es dienlich gewesen, auch den briefwechsel AWSchlegels heranzuziehen, dem zb. seine schwester Charlotte Ernst am 22 febr. 1821 über Tieck berichtet: 'ich glaube sein plan ist, sie [Dorothea T.] vornehm zu verheiraten, man hat schon von einem grafen Kalkreuth gesprochen . . .' besonders auch um Tiecks gesellschaftliche stellung zu beleuchten, hätten diese zeitgenössischen berichte nicht verschmäht werden sollen.

dahin unbekannten material, dem tagebuch und einer reihe von briefen WMüllers, für die wissenschaft abfällt, sauber dargelegt hat. sauber, aber nicht besonders glücklich! denn wenig scheint Hatfield befähigt zu sein, aus notizen ein ganzes zu schaffen, und so zerfällt denn sein bericht in ein loses nacheinander von tatsächlichen mitteilungen und beiläufigen urteilen. über einzelnes muste ein genauer leser schon damals den kopf schütteln; jetzt, nach der veröffentlichung des in der Deutschen rundschau excerpierten materials, muss er es noch mehr. ein paar belege seien sofort angeführt.

Am 5 november 1815 notiert WMüller eine längere invective gegen Goethe in sein tagebuch. sie beginnt: 'was von dem Gesprenkelten gesagt wird, so kenne ich ihn wohl. Es ist ein wunderbarer Mann. Wie ist es doch möglich, dass aus einer Feder, ich will nicht sagen, aus einem Herzen, der König von Thule, Klärchen im Egmont, Gretchen im Faust und das Epigramm: Jeden Schwärmer schlagt mir ans Kreuz pp. und der ganze übrige Epigrammentross aus Venedig geflossen sind?' und so geht es weiter. die stelle (s. 33 f) ist schon im artikel der Deutschen rundschau abgedruckt. dort ist die anmerkung angefügt: 'der ausdruck ('dem Gesprenkelten') rührt von ETAHoffmann her, der in seinen 'Phantasiestücken in Callot's manier' Goethe in der gestalt 'einer gesprenkelten kröte' zu verspotten suchte.' manchem wird diese mitteilung sehr überraschend geklungen haben; vielleicht hat auch dieser oder jener seine zeit damit vertan, die von Hatfield gemeinte stelle zu suchen.

Jetzt, da das tagebuch in vollem umfange gedruckt vorligt, sieht man freilich, woher Hatfields wissen stammt. die äufserung WMüllers bezieht sich auf Hoffmanns 'Nachricht von den neuesten schicksalen des hundes Berganza'; denn unmittelbar vorher erörtert Müller Hoffmanns gespräch im tagebuch.

Am schlusse fast des gesprächs (bei Grisebach I 132) sagt Berganza: 'Nächst denen, die nur im äufsern Prunkstaat der Poesie erscheinen . . ., giebt es noch welche, die von innen und aufsen gesprenkelt sind, und in mehreren Farben schillern, ja bisweilen wie das Chamäleon die Farben wechseln können'. zur näheren erklärung der dunkeln wendung bemerkt Berganza etwas später (s. 134 f): '. . . es giebt ja so viele unter euch, die man Dichter nennt, und denen man Geist, Tiefe, ja selbst Gemüt nicht absprechen kann, die aber, als sei die Dichtkunst etwas anderes als das Leben des Dichters selbst, von jeder Gemeinheit des Alltagslebens angeregt, sich willig den Gemeinheiten selbst hingeben, und die Stunden der Weihe am Schreibtische von allem übrigen Treiben und Thun sorgfältig trennen... Ihr habt einen Dichter — gehabt, möcht ich beinahe sagen, dessen Werke oft eine in Seele und Herz dringende Frömmigkeit atmen, und der übrigens ganz für das Original jenes schwarzen Bildes gelten kann, das ich von

dem gesprenkelten Charakter entworfen. Er ist selbstsüchtig, eigennützig, perfid gegen Freunde, die es gut und redlich mit ihm meinten, und keck will ich es behaupten, dass nur das auffassen und verfolgen einer fixen Idee ohne einen eigentlichen innern Beruf ihn den Weg betreten liefs, den er nun für immer eingeschlagen. — Vielleicht dichtet er sich herauf bis zum Heiligen!'

Kein zweifel, dass WMüller diese stelle im auge hatte! fügt er doch den oben citierten worten die frage an : 'welches ist die wahre Farbe dieses Chamäleons?' natürlich war es ein völliger fehlgriff Müllers, hier an Goethe zu denken. man braucht nur ein paar zeilen weiter zu lesen, um sich zu überzeugen, dass Zacharias Werner gemeint ist. so fasst es auch Grisebach (cf. register sv. ZWerner).

Allein, selbst wenn WMüller recht hätte, wo bleibt Hatfields 'gesprenkelte kröte', in deren gestalt Goethe verspottet sein soll?

Sehr einfach! Hatfield hat wol Hoffmanns 'Berganza' zu lesen angefangen, um den 'gesprenkelten' zu finden. gleich am anfang (Grisebach s. 82) erzählt der hund : 'Eine ungeheure in hässlichen glänzenden Farben gesprenkelte Kröte safs aufrecht bei dem Kessel und rührte mit einem langen Löffel darin'. hocherfreut über den fund dieser 'gesprenkelten kröte' hat Hatfield dann wahrscheinlich das buch zugeschlagen, und so konnte er freilich nicht bis zu den oben von mir citierten sätzen gelangen, die Müller tatsächlich gemeint hat.

Ein schöneres quiproquo ist mir selten vorgekommen. und damit es an einem mal nicht genug sei, heifst es jetzt in den anmerkungen des tagebuchs (s. 178) : 'Hoffmann caricatures Goethe as 'eine ungeheure in hässlichen farben gesprenkelte kröte''.

Ich hätte an die aufdeckung dieses lapsus nicht so viel worte gewendet, wenn ich nicht überzeugt wäre, dass Hatfields 'nachweis' künftig noch viel unheil anrichten wird. recensionen in wissenschaftlichen organen list man ja im allgemeinen nicht. und so wird auf lange hinaus auf ETAHoffmann das odium lasten, er habe Goethe als 'hässliche gesprenkelte kröte' verspottet. wie konnte Hoffmann aber auch so unvorsichtig sein, in einem opus, das den ausdruck 'gesprenkelt' am schlusse in übertragenem sinn verwertet, denselben ausdruck eingangs in nicht übertragenem sinne zu gebrauchen? mir ist das ganze wider einmal ein interessanter beleg für die gründlichkeit und einsicht, mit der man Goethes verhältnis zu den romantikern zu erforschen pflegt.

Noch ein satz des artikels der Rundschau sei hervorgehoben, der jetzt seine wahre deutung erhält, dh. als unhaltbar sich erweist. von Müllers Franzensbader aufenthalt (1826) heifst es da : 'eine episode mit einer 'schönen jüdin aus Prag', die sich neben den beiden freunden (Müller und Simolin) einlogiert hatte, gibt die grundlage zu einer tollen komödie 'Die gefährliche Nachbarschaft' ab'. soweit ich deutsch versteh, heifst das etwa : Müller

und Simolin hätten aus einem reiseerlebnis eine komödie geformt.

Jetzt lesen wir in Müllers brief an seine frau (v. 10 august 1826): 'Bei uns im goldnen Engel wird jetzt angeführt: Die gefährliche Nachbarschaft. Muss uns das noch in der letzten Kurwoche begegnen! Eine schöne Jüdin aus Prag, deren Ruf schon über die Berge von Karlsbad und Marienbad lange vor ihrer Ankunft zu uns gedrungen war, hat sich neben uns einlogiert. Du kannst denken, welche Not ich habe, Simolins Tugend zu bewachen'. in diesem briefe und in den folgenden spielt die episode der 'schönen jüdin' eine gröſsere rolle. Müller scheint gar nicht abgeneigt, mit ihr zu flirten, er schreibt sieben 'Badegedichte' an sie und ist sichtlich bemüht, bei aller offenheit des bekenntnisses seine frau über die stärke seines interesses zu beruhigen. am 12 august kann er ihr melden, dass die gefahr vorüber sei; die schöne Pragerin ist ausgezogen. und er gibt die 'tröstliche mitteilung', dass 'die gefährliche nachbarschaft zu ende gespielt ist'. — ein erlebnis also und keine dichtung! und diesem erlebnis leiht Müller einen komödientitel, und zwar die überschrift, die Kotzebue seinem 'Schneider Fips' im ersten drucke (Wien 1806) gegeben hatte. mit dem von ihm entdeckten stücke Müllers und Simolins ists also nichts.

Sollte übrigens das misverständnis nicht auf der tatsache beruhen, dass Hatfield des deutschen nicht genügend mächtig ist? eine schlimme sache für den herausgeber eines deutschen dichters. ich habe eben getreu nach dem texte Hatfields und Allens citiert: 'bei uns . . . wird jetzt **an**geführt'. nicht sehr wahrscheinlich ists, dass Müller statt '**auf**führen' das mir in solcher verwendung unbekannte '**an**führen' gebraucht. gleich drauf les ich (s. 155): 'Kalckreuth . . . hat mein Missolunghi **auch** einmal in 1500 Expl. drucken lassen'. soll das nicht heiſsen: 'auf einmal?' s. 159 heiſst es — wider von der schönen Pragerin —: 'nichts ist zurückstoſsender, als eine Frau, die sich den Männern gleichsam **an**drängt'. '**auf**drängt' wäre wider wahrscheinlicher. die herausgeber behaupten: 'The printed text is a diplomatic reproduction of the manuscript', und ich muss ihnen das glauben. allein, wenn dreimal statt des nächstliegenden **auf** etwas anderes erscheint, hätte diese seltsamkeit von Müllers sprache doch eine notiz in den anmerkungen verdient.

In zwei rubriken glossieren die herausgeber ihren text, in 'Notes' und in einem 'Index of names', der knappe biographische notizen und ähnliches gibt. 'No legitimate pains have been spared in collecting information which might shed light upon the material now published', heiſst es pompös in der vorrede. war es nicht legitimate pain, den 'Berganza' genauer durchzusehen? überstieg es die grenzen der legitimate pains, die stelle von Tiecks 'Zerbino' anzugeben, die Müller mit den worten andeutet: 'was sagen sie

zu Österreich? Da will man, wie es scheint, die Welt retour schrauben, wie es im Prinz Zerbino mit dem Schauspiel geschieht' (s. 99). es war natürlich bequemer, in den notes nur den titel des 'Zerbino' in extenso zu geben, als das immerhin umfängliche stück für diesen zweck durchzulesen. da die episode im 'Zerbino' so ziemlich am ende (Schriften x 329 ff) sich einstellt, hätten die herausgeber sie wol kaum gefunden, so wenig sie den 'gesprenkelten' entdeckt haben. dass sie den 'Zerbino' schon vorher einmal gelesen hätten, wag ich ohnedies nicht von ihnen zu verlangen. sind sie doch auf romantischem gebiete nicht einmal des ABC mächtig.

Im tagebuch nämlich (s. 17 f) berichtet Müller, er sei mit einem 'bruder des Teltower Pastors Schmidt' zusammen gewesen, 'welcher letztere mich leicht gefangen hätte, als von seinem Bruder die Rede kam. ich . . . wollte schon meine Meinung über den Dichter äufsern, als er sich zur glücklichen Minute durch ein paar Worte zu erkennen gab.' im namenverzeichnis heifst es: 'Schmidt, pastor of Teltow, and his brother the poet. cf. Pastor Schmid (sic!), 'genannt der Sandschmied'. Chézy (Erinnerungen aus meinem leben. Schaffhausen 1863—4), I 26. celebrated by Goethe in Musen and Grazien in der Mark.' hier sei nichts weiter gesagt über Teltow und Werneuchen, nichts über die verwechslung, die den herausgebern (im gegensatz zu ihrem eigenen texte) unterläuft: denn pastor und dichter waren ja eine person. allein in erster linie war zu bemerken, dass Müller sein abfälliges urteil über Schmidt von Werneuchen den Schlegel und Tieck nachbetet und nur einen glaubenssatz der romantik hier vertritt, ebenso wie in seiner verherrlichung altdeutscher kunst (s. 15. 29). das sind so selbstverständliche dinge, dass ich auf belege verzichte, auf die gefahr hin, dass Hatfield und Allen diese belege selber nicht finden können.

Ich verschone aber lieber beide mit weiteren investigationen[1] und bemerke nur noch, dass augenscheinlich durch irgend ein versehen der rest ihrer 'notes' unter den tisch gefallen ist; reichen sie doch nur bis zu s. 161, während der text noch etwa ein dutzend seiten mehr umfasst. nur so kann ich mir erklären,

[1] wie flüchtig das buch gearbeitet ist, sei noch an einem falle dargetan. im tagebuch (s. 89) heifst es: 'heute habe ich den Propheten Adam Müller bei Frau von Chézy gesehn und gesprochen'. die 'notes' bemerken: 'For A. Müller's absurd prophecies at this precise time see Briefe an Tieck, I, 135'. hier schreibt die Chézy würklich ausführlicheres von den prophezeiungen des bauern Johann Adam Müller. suchte man indes im personenregister Hatfields und Allens nach aufklärung über den seltsamen propheten, so entdeckt man mit berechtigtem staunen hier die notiz: 'Müller, Adam Heinrich. 1779—1829. ADB. XXII 501. German publicist and romanticist' mit dem verweise auf die oben citierte stelle: s. 89. dass sie hier einen andern Adam angezogen haben, ist den beiden herausgebern entgangen.

rum zu Müllers bericht über seinen besuch bei Goethe (s. 163 f)
licher commentar fehlt. ich begnüge mich, auf Goedeke VIII 258 f
verweisen, wo jetzt das hergehörige bequem zu finden ist;
n herausgebern lag das noch nicht vor, aber sie konnten un-
hwer selbst zusammenstellen was da angeführt ist. ferner er-
är ich mir nur auf solche weise, dass in den 'notes' der erste
uckort der beiden briefe an Tieck (s. 166. 171; vgl. Holtei III
5 ff. 47 f) nicht genannt ist, während es vorher bei den briefen
i Fouqué und Meusebach geschieht. vielleicht ist uns auf
eichem wege eine aufklärung über den herausgeber der 'Berliner
itteratur-zeitung' verloren gegangen, an den einer der briefe, die
ier zuerst mitgeteilt sind (s. 169 f), gerichtet ist.

Bei dieser gelegenheit erlaub ich mir noch die frage, warum
iberhaupt längst veröffentlichte briefe Müllers wider abgedruckt
vurden, und warum es nicht einfach bei einer edition des bisher
inbekannten materials blieb. die vorrede kündigt allerdings an:
'for the sake of completeness seven unfamiliar letters of WMüller
have been reprinted'. wie es mit der vollständigkeit steht, ersieht
man jetzt aus Goedeke VIII 260. —

Doch genug davon! das material, das in so wenig er-
freulicher bearbeitung vorgelegt worden ist, soll noch in ein
paar worten zur geltung kommen. weitaus der interessanteste
teil ist das tagebuch, das nicht nur daten und veranlassungen
einer reihe Müllerscher schöpfungen bekannt macht, sondern
seine beziehungen zu Luise Hensel schritt für schritt verfolgen
lässt. wenn ich auch nicht mit Hatfield sagen möchte, 'Müllers
hingabe an Luise sei nicht immer frei von albernheit', so muss
ich doch bekennen, dass mir selten Heines wort von der zag-
haftigkeit deutscher liebe so deutlich geworden ist: 'mit Ver-
wunderung betrachten sie (die Franzosen) uns Deutsche, die wir
oft sieben Jahre lang die blauen Augen der Geliebten anflehen,
ehe wir es wagen, mit entschlossenem Arm ihre Hüften zu um-
schlingen.' Luise Hensel gegenüber hat Müller sich zu einem
dritthimmelverzückten zustand voll erleuchtung, glauben und sitt-
lichkeit hinaufgesteigert, der dem liebenswürdigen genussmenschen
ganz und gar nicht lag. das beweisen später die briefe an seine
gattin, in denen all diese übersinnlichen gefühle einer gesunden,
ein klein bisschen egoistischen lebensfreude gewichen sind. sie
zeigen den jungen ehemann auf vergnügten strohwittwerfahrten;
ein guter bissen und ein feiner tropfen schmeckt ihm aus-
gezeichnet, und nebenbei wird auch eine liebelei angesponnen.
in bescheidenen grenzen lässt er sich nichts abgehn, freut sich
zwar, wenn er wenig geld verbraucht, ist sich aber bewust,
dass er das fasten nicht liebt, und will nichts weniger sein, als
ein anakreontiker, der beim glas wasser vom wein singt. völlig
überwunden sind jetzt die Berliner tage, da er Luise Hensel zu
liebe nach langer zeit wider eifrig zum gottesdienst pilgerte und

gerührt war, wenn ihm der schliefser in der kirche einen stuhl anwies, auf dem zufällig der name Müller angeschlagen war. . .

Ich kann indes diese anzeige nicht schliefsen, ohne ein wort der verständigung über den einen der beiden herausgeber, Philipp Schuyler Allen, zu sagen. welchen anteil er an der ausgabe hat, weifs ich nicht, glaube jedoch genugsam dargetan zu haben, dass die beiden Amerikaner recht schlimme dilettanten sind. umso mehr wundert mich die kühnheit, mit der Allen andere zu schulmeistern sucht.

In den Decennial Publications der universität Chicago veröffentlichte Allen 1902 'Studies in popular poetry'; ihr dritter abschnitt beschäftigt sich mit Heine und dem schnaderhüpfel und fängt nicht grade bescheiden damit an, den erforschern von Heines verhältnis zum volkslied Matthäus 20, 16 entgegenzuhalten: 'For many be called, but few chosen'. nun, zu den auserwählten gehört Allen am wenigsten.

In meiner anzeige von Legras Heine (Euphorion 5, 151. 157) hatte ich, meines wissens als erster, Heines bekenntnis verwertet, dass ihm die 'kurzen österreichischen tanzreimen', dh. die schnaderhüpfeln oder g'stanzln, bei den kleinen liedern des intermezzos vorgeschwebt hätten. ich bilde mir gewis nichts auf diesen nachweis ein und bin nur verwundert, dass die Heinephilologen die wichtige briefstelle an Schottky vom 4 mai 1823 nicht schon früher verwertet haben. im bewustsein indessen, neben dem vielen was ich in jener anzeige zu sagen hatte, nicht auch noch eine ausführliche darlegung der voraussetzungen von Heines intermezzoform geben zu können, hatte ich damals ausdrücklich auf mehr als beiläufige andeutungen verzichtet und nur in knappen worten angefügt, welche weitere quellen ich für diese lieblingsform Heines und für ihre stimmungsbrechenden schlüsse anzunehmen geneigt bin. allerdings hatte ich damals gehofft, binnen kurzem ausführlicheres an anderer stelle zu bringen. leider ist das bis heute nicht geschehen. ich habe mich bisher begnügt, in meinen vorlesungen diese dinge klarzustellen.

Und nun kommt Allen daher, misversteht, was ich meinte, als ich eine ausführliche behandlung des problems an jener stelle ablehnte (dass er zu solchen misverständnissen deutscher wendungen neigte, hab ich oben erhärtet) und findet, ich sei der wahrheit nahe gekommen, hätte aber, 'oddly guarded', versäumt sie zu ergründen. er selbst aber, nichts weniger als 'guarded', glaubt das versäumte nachzuholen, indem er mit der einseitigkeit eines uneingeweihten Heines stimmungsbrechung auf die schnaderhüpfeln allein zurückführen will und insbesondere die romantischen voraussetzungen, die ich aao. hervorgehoben, in erster linie Brentanos verwandte scherze, beseitigt.

Ich rede weiter nichts davon, dass Allen unmethodisch genug den haufen g'stanzln, den er Heines liedern gegenüberstellt, nicht

etwa blofs aus Schottky und Ziskas 'Österreichischen volksliedern' (Pesth 1819) und aus dem 'Wunderhorn' holte, sondern auch neue sammlungen heranzieht, deren material Heine gewis nicht gekannt hat. aber heifst es nicht, sich selbst die augen verbinden, wenn man von anderer seite höhere, zu weiterer umschau taugende gesichtspuncte aufgestellt findet, sie aber aufgibt, um eines einzigen willen, von dem aus gesehen der sachverhalt ganz schief sich offenbart?

Ich kann Allen den gefallen nicht erweisen, hier an stelle seines einseitigen geredes die ganze fülle der voraussetzungen von Heines stimmungsbrechung und der auf ihr basierenden intermezzoform auseinanderzulegen. vielleicht tu ich es bald an anderer stelle. ich verspreche ihm, dass er dann staunen wird, wieviel romantisches da zur geltung kommt, und welche rolle Brentano spielt. er wird auch noch mancherlei über pointentechnik zu hören bekommen, wovon er sich augenscheinlich nichts träumen lässt. hier protestiere ich nur gegen seine behauptung 'The statement (von Brentanos einfluss auf Heines stimmungsbrechung) remains, as many other do in literary criticism, because none takes the trouble to investigate the matter'. wenn einer, so hab ich mühe dran gewendet, diese dinge gründlich zu untersuchen. und wenn Allen zu meiner im Euphorion geäufserten ansicht, Heines 'Romantische schule' beweise, dass er sich der stimmungsbrechenden neigungen Brentanos bewust war, hinzusetzt: 'by the way, it proves no such thing', so wundere ich mich über diesen einwand nicht; denn die ausgabe von Müllers tagebuch und briefen beweist mir zur genüge, dass Allen auch das nicht findet was vor allen augen ligt, geschweige, dass er zwischen den zeilen lesen kann.

Bern. OSKAR F. WALZEL.

LITTERATURNOTIZEN.

Festschrift zum 25 jährigen jubiläum der Altertumsgesellschaft Insterburg [heft 9 der Zeitschrift]. Insterburg, JohKrauss nachf. in comm., 1905. 82 ss. [u. XVII tafeln in lichtdruck]. — nach einem historischen überblick über die würksamkeit der gesellschaft bringt diese festschrift zunächst von EMachholz eine tabelle der kirchenbücher in neun kreisen des regierungsbezirks Gumbinnen : nur wenige reichen über die zeit des dreifsigjährigen krieges hinaus, das älteste ist das von Wehlau (1604); weiterhin eine abhandlung von oberlehrer Froelich 'Zur topographie und namenkunde der ortschaften und gewässer in den schulzenämtern des hauptamts Gumbinnen' : das namenmaterial empfängt ein besonderes interesse dadurch, dass hier die alten Preufsen und Litauer zusammenstofsen ; schliefslich einen aufsatz von MLoebell 'Die steinbohrung im steinzeitalter', der zu dem wertvollsten teile dieser

festgabe überleitet. auf 17 tafeln werden die wichtigsten stücke des Insterburger museums in lichtdruck vorgeführt : von der steinzeit bis hinunter zu den tagen des Deutschen ordens und den Tartaren Kynstuts von Litauen, denen der aus einem stück freihändig getriebene eisenhelm mit hoher kantiger spitze (taf. xvi) zugeschrieben wird. ich hebe noch hervor die reichen gräberfunde von Andullen und Ruschpelken im kreise Memel und von Simonischken im kreise Insterburg, aus dem letzten namentlich die altpreufsischen halsringe aus broncedraht (taf. xv). besondere erwähnung verdient auch noch taf. v, die reconstruction einer bohrmaschine für steingeräte, wie sie in dem artikel von Loebell überzeugend erläutert wird. E. S.

Karl Strackerjan. Aus dem leben und wirken eines deutschen schulmannes mitgeteilt von Else Wirminghaus geb. Strackerjan. mit einem bildnisse Karl Strackerjans. Oldenburg i. gr., Gerhard Stalling, 1905. viii u. 340 ss. 8⁰. 5 m. — der band zerfällt in drei annähernd gleiche teile. an zweiter stelle (s. 105—206) erhalten wir einen sehr erwünschten widerabdruck der im buchhandel längst vergriffenen und vielbegehrten programmabhandlung Karl Strackerjans über 'Die jeverländischen personennamen' (Jever 1864), die bekanntlich in unserer wissenschaftlichen namenkunde eine bedeutsame rolle spielt; denn in ihr ist das princip der kosenamenbildung zum ersten male sicher erkannt und an einem bei localer beschränkung überaus reichhaltigen material mit methodischer klarheit dargelegt : von einem manne, der sich sein wissenschaftliches werkzeug selbst geschmiedet hatte. daran schliefst sich unter iii (s. 207—340) eine auswahl 'Kleinere abhandlungen und vorträge', documente einer soliden wissenschaftlichen und ästhetischen bildung und warmer patriotischer gesinnung, ohne aufputz und phrase, stilistisch gepflegt und dabei volkstümlich im besten sinne : von der programmschrift 'Der mensch im spiegel der tierwelt' (mit sehr verständigen ansichten über den volkstümlichen gehalt der tiersage) bis herunter zu den kleinen lehrhaften artikeln aus dem Oldenburger 'Gesellschafter' sämtlich lesenswert.

Wer wie ich seit jahren das programm über die jeverländischen namen hochschätzt und nunmehr diese auslese kleiner schriften mit dankbarer freude kennen lernt, dem muss der wunsch wach werden, die nähere bekanntschaft der harmonischen persönlichkeit, des kerndeutschen mannes zu machen, dessen bild aus allem hier vereinigten hervorleuchtet. und dieser wunsch wird durch das an i stelle gebotene lebensbild vortrefflich erfüllt. aus einem mit anspruchslosigkeit gezeichneten culturgeschichtlichen milieu hebt sich die tüchtige familie, der Karl Strackerjan entsprossen ist, gut ab, und für seine studentenzeit in Jena (wo Ludwig Häufser und Lorenz vStein zu seinen nächsten freunden gehörten) und Berlin, für sein erstes würken

als lehrer und charaktervoller volksfreund in bewegter zeit, für seine spätere gemeinnützige tätigkeit und für sein mühseliges ringen, die Oldenburger realschule (deren leitung er als nachfolger Tycho Mommsens übernahm) in die höhe zu bringen und weiterhin dem princip der oberrealschule zur anerkennung zu verhelfen, für all das zeigt die tochter das rechte verständnis, und all das führt sie uns mit warmem empfinden, aber ohne jede hinneigung zu schönen redensarten vor. was weiblich oder besser frauenhaft berührt, ist vor allem der ausgezeichnete tact, mit dem überall der hintergrund festgehalten, aber doch niemals ein piedestal angestrebt wird, dem die bescheidene gestalt des geliebten vaters widerstreben würde. durch dieses buch wird Karl Strackerjan bei seinen engern landsleuten fortleben und sich auch aufserhalb Oldenburgs viele freunde erwerben. E. S.

Die jagd im leben der salischen kaiser. von dr Heinrich Begiebing. Bonn, PHanstein, 1905. VIII und 111 ss. 2 m. — das III cap. dieser schrift (s. 38—89) ist mit dem titel 'Die königlichen pfalzen als jagdaufenthalte der salischen kaiser' als Bonner dissertation erschienen; daran schliefst sich hier zunächst cap. IV 'Das itinerar der kaiser' (s. 90—106) und die tabellen (s. 107—111). diese partieen, zweidrittel des bändchens, sind ohne zweifel nützlich, und da sie unter anleitung von Aloys Schulte entstanden sind, wol auch verständig gearbeitet. dagegen vermag ich absolut nicht einzusehen, warum der verfasser seine höchst unvollständigen und vielfach rein zufälligen lesefrüchte über wald und jagd in alter und neuer zeit (s. 1—37) in durchaus schülerhafter verarbeitung vorangestellt und so ein bescheidenes specimen eruditionis zu einem unbescheidenen buche aufgebauscht hat. denn von den salischen kaisern ist in diesen eingangscapiteln nur einmal ganz flüchtig gegen den schluss hin die rede (s. 35 f). die unkenntnis der litteratur und die unwissenheit des verfassers in dingen, die ich schon fast zur allgemeinen bildung rechnen möchte, ist so grofs, dass es sich würklich nicht lohnt, hier auf einzelheiten einzugehn. E. S.

The Nibelungenlied and Gudrun in England and America. by Francis E. Sandbach. London, David Nutt, 1903. VI u. 200 ss. 8°. — das gut gearbeitete und sauber gedruckte buch hat für uns nicht viel mehr als bibliographischen wert, scheint aber nach dieser richtung eminent zuverlässig zu sein. das ergebnis der langen revüe, in der uns S. mehr als 150 bücher und aufsätze vorführt, dürfen wir dahin zusammenfassen, dass unsere angelsächsischen vettern zur wissenschaftlichen förderung all der fragen, die sich an die beiden grofsen mhd. volksepen anschliefsen, bisher so gut wie nichts beigetragen haben, dass das bildungsstreben jenseits des Canals und des Atlantischen oceans auch Nibelungen und Gudrun nicht vernachlässigt hat, dass aber ein einfluss der gedichte auf die schöne litteratur Englands nur ganz

vereinzelt einmal in einer bedeutenden erscheinung zu tage tritt, wie in William Morris 'Sigurd the Volsung and the fall of the Niblungs' (1877); wie uns hier vor allem die form interessiert, so scheint die geschichte der nachahmung der Nibelungenstrophe überhaupt ein nicht uninteressantes capitel der modernen englischen metrik zu sein.

Reichlich neun zehntel der aufgeführten schriften haben populären charakter, stehn im dienste der schule (und der kinderstube) einerseits, des Richard Wagner-cultus anderseits. die damen sind unverhältnismäfsig stark daran beteiligt; eine von ihnen, der man die jüngste prosabearbeitung des Nibelungenliedes verdankt, übersetzt (1897) *von weinen und von klagen* mit 'of wine and of mourning' (p. 78), eine andere kramt (1901) die verblüffende weisheit aus: 'the collection of ballads, which are called the lay of the Nibelungen . . . were put into poetical form by professor Bodmer and later translated by professor Simrock' (p. 194) — sie hält allen ernstes das Nl. für ein werk Bodmers! ob es würklich nötig war, all dies nichtsnutzige dilettantenzeug in einer räsonnierenden aufzählung zu verewigen? man stelle sich einmal diese sammelarbeit auf Deutschland übertragen vor — schauderhaft!

Der verfasser selbst versteht offenbar mehr mittelhochdeutsch als alle acht übersetzer (7 für das Nl., 1 für die Gudrun) zusammengenommen. er orientiert in den beiden hauptteilen, in die sein buch naturgemäfs zerfällt, jedesmal eingangs über den inhalt des epos und die wissenschaftliche litteratur, in der er gut, wenn auch ohne eigenes urteil, bescheid weifs. dann bespricht er zunächst eingehend die englischen übersetzungen und bearbeitungen, verzeichnet kurz die in England und Amerika erschienenen teilabdrücke der originale und zählt in chronologischer reihenfolge die der einführung, erläuterung und kritik gewidmeten schriften auf; ein capitel 'Influence on english litterature' macht beidemal den schluss.

Während die Gudrun erstmals 1848 in einem journalartikel über Vilmars litteraturgeschichte erwähnung findet, reicht die beschäftigung mit dem Nl. bis 1814 zurück, wo der rührige HWWeber in den mit Jamieson und WScott verfassten 'Illustrations of northern antiquities from the earlier teutonic and scandinavian romances' einen mit übersetzungsproben ausgestatteten bericht über unser epos gibt. bedeutungsvoll wurde dann 1831 ein aufsatz von Thomas Carlyle 'The Nibelungen lied' in der Westminster Review xxix, der von Simrocks übersetzung ausgeht, aber die forschungsarbeit vdHagens bewundernd hineinzieht, ohne Lachmanns auch nur erwähnung zu tun. die erste englische übersetzung (von Jonathan Birch) trat 1848 in Berlin hervor und wurde dann noch dreimal in München aufgelegt. an die zweite, die von WNLettsom (London 1850), knüpfte der artikel

in Blackwoods Magazine (p. 44 n. 1b) an, der widerum Gustav Freytag, wie ich hier nachtrage, veranlassung gab, sich in einer miscelle der Grenzboten (1851 nr 5, s. 200) 'Die Nibelungen in England' als einen überzeugten anhänger der Lachmannischen liedertheorie zu bekennen. E. S.

Friedrich Ludwig Stamms Ulfilas oder die uns erhaltenen denkmäler der gotischen sprache. neu herausgegeben von Moriz Heyne und Ferdinand Wrede. zehnte auflage. [= Bibliothek der ältesten deutschen litteratur-denkmäler. I band.] Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh, 1903. 8°. xvi und 445 ss. 5 m. — das wolbekannte werk, das die gotischen studien seit langen jahren fördert und erleichtert, ist in neuer auflage erschienen. der text wird, wie mich stichproben gelehrt haben, den alten ruf der correctheit auch weiter bewahren. für die Skeireins sind die Braunschen lesungen sowie Dietrichs dissertation verwertet, während Dietrichs vollständige ausgabe nicht mehr benutzt werden konnte. die bruchstücke des AT., die früher dem 2 buch Esra zugewiesen wurden, erscheinen jetzt im anschluss an Kauffmanns forschungen als teil des 7 capitels des buches Nehemia. — Wrede hat verschiedene textbesserungen vorgenommen, die er inzwischen im Anz. xxix 329 ff näher begründet hat. — hoffentlich finden wir in der 11 auflage die ligatur *ƕ*; was s. 363 § 74 a. 2 zu gunsten der schreibung *hw* gesagt ist, ist wol nur als entschuldigung, nicht als begründung gemeint.

Was das wörterbuch betrifft, so hielte ich es für wünschenswert, wenn ein anderes verfahren eingeschlagen würde bezüglich der nur als zweite teile von compositis erscheinenden wörter, oder besser gesagt, der lautcomplexe mit wurzelhaftem kern, die in wörtern hinter anderen bestandteilen vorkommen. es sind da bald bedeutungen angegeben, bald nicht. so wird bei **blindjan*, **blindnan* einfach auf die composita *ga-bl.* verwiesen, bei **dumbnan* wird die übersetzung 'stumm werden' hinzugefügt. nach meiner schätzung überwiegen die fälle der glossierung. ich glaube, es wäre besser, wenn alle jene lautcomplexe einfach ohne jede übersetzung verzeichnet würden. wenn etwa **dogs* mit 'tägig', **numts* mit 'die nahme, nunft' widergegeben wird, so ist freilich damit angedeutet, dass der got. lautcomplex in den wörtern, in denen er erscheint, dieselbe function hat, wie der nhd., der auch nicht selbständig vorkommt. aber in den meisten fällen werden zur glossierung nhd. wörter verwendet, und darin ligt das urteil beschlossen, dass die got. lautcomplexe als wörter vorhanden waren und nur zufällig in unsern texten nicht belegt sind. das ist nun schon bei complexen wie **deþs* unsicher, höchst bedenklich aber bei **ginnan*, **liusan*, **mains*, **nisan*, die auch aufserhalb des got. nur in partikelcomposition belegt sind. und woher wissen wir, dass auch nur im urgerm.

**liusan* 'verlieren' bedeutet hat? das wort hängt doch mit *laus* zusammen, es mag ursprünglich 'abgelöst, getrennt sein' geheifsen haben, das compositum *fraliusan* bedeutete 'sich von etwas trennen', daher die bedeutung 'verlieren', die das simplex niemals besessen zu haben braucht.

Ganz unzulässig scheint es mir, aus rectionscompositis (nach Delbrücks terminologie) wie *inahs*, *ufaiþeis* auf simplicia **ahs* 'verstand habend', **aiþeis* 'vereidet' zu schliefsen. selbst wenn es im got. ein wort *aiþeis* gegeben hat, so war es doch nicht zweiter teil von *ufaiþeis*, ebensowenig wie griech. *ὅρκιος*, das tatsächlich vorkommt, der zweite teil von *ἐνόρκιος* ist. unzulässig ist es auch, wörter wie **filmei* 'schrecken' anzusetzen; *usfilmei* ist nicht aus *us* und *filmei* componiert, sondern ableitung aus *usfilma*. dieses verfahren ist namentlich dann irreführend, wenn das wort, aus dem das angebliche simplex erschlossen ist, einfach ein griech. wort nachbildet. dem griech. *ἀναγινώσκειν* zu liebe hat Wulfila dem got. *anakunnan* die bedeutung 'lesen' aufgedrängt, aus diesem *anakunnan* bildete er zur übersetzung von *ἀνάγνωσις* *anakunnains*. ein **kunnains* 'erkennen' folgt daraus nicht. und es ist auch höchst unwahrscheinlich, dass dieses wort, das ja allerdings zu *kunnan* gebildet werden konnte, im got. bestanden hat, da das griech. *γνῶσις* so häufig durch *kunþi* widergegeben wird.

Die grammatik hat Wrede einer durchsicht unterzogen. als wichtige neuerung heb ich hervor die these, dass auch in der verbalcomposition die präfixe den haupticlus tragen. die syntax ist, sowol was die disposition als auch was den inhalt betrifft, vollständig umgearbeitet. auf das verhältnis der gotischen constructionen zu den griechischen ist jetzt durchgängig rücksicht genommen. — ich unterlass es, auf strittige puncte einzugehn. ich möchte nur für die folgenden auflagen eine stilistische änderung im § 17 empfehlen. es heifst jetzt: 'langes *ū* ist anzusetzen a) wo es auch die übrigen germanischen sprachen haben, so in *brukjan* . . . b) in folgenden gotischen wörtern vor folgendem *h*, wo das *ū* auf ursprüngliches *un* zurückgeht: *þuhta* . . .' ich denke, wir sind alle darin einig, dass auch die entsprechungen von *þuhta* in den andern germ. sprachen *ū* haben. vgl. die correcte fassung bei Streitberg Got. elementarbuch § 65. — in §§ 106 ff sollte mit gröfserer consequenz angegeben werden, welche verba nur in verbindung mit präfixen erscheinen.

Wien, märz 1904. M. H. Jellinek.

Drei proömien unserm freunde WGurlitt überreicht zum 2 märz 1904. 24 ss. nicht im buchhandel. — auf eine arbeit von Ad. Bauer über das original der chronik des Hippolyt folgen zwei von germanisten. Schönbach weist zu der poetischen vorrede des Heliand im einzelnen (s. 1 f) entsprechungen bei lat. dichtern nach, wobei er sich ausdrücklich dagegen verwahrt, jedesmal

würkliche entlehnung zu sehen (s. 12). jedesfalls aber befand sich (s. 17) der verfasser des 'Versus de poeta' ganz im banne der lat. schulautoren des ma.s — BSeuffert teilt (s. 21) Wielands übersetzungsprobe aus Lucrez mit gründlicher einleitung und feinsinniger würdigung mit. so steuern sie beide proömien zu der neuerdings wider erblühenden deutsch-lateinischen philologie bei. R. M. M., Berlin.

Herzog Carl August und der Pariser buchhändler Pougens. ein beitrag zur geschichte der internationalen beziehungen Weimars von P. v. Bojanowski. Weimar, Böhlau, 1903. 26 ss. 1,20 m. — die 'Association littéraire et artistique internationale' tagte im september 1903 in der Goethestadt; geschickt wuste der posthume litterarische vertrauensmann Carl Augusts ein thema zu finden, das die internationalen litterarischen beziehungen Weimars in ihren anfängen illustriert. in ihren anfängen: der gelehrte Villoison heifst (s. 8) 'der entdecker Weimars für Frankreich'. Pougens, graf, dann hofbuchhändler Napoleons, zieht unsere dichterstadt in das klug gesponnene netz seiner geschäftlichen beziehungen und entwickelt in seinen briefen (s. 12 f) anschaulich ein bild seiner liebenswürdigen eiteln und kosmopolitisch-vielgeschäftigen persönlichkeit. Carl August und Goethe antworten mit interesse und grofsem sinn.

Unter den schriftstellern, die Frankreichs teilnahme erregen, steht natürlich Wieland (s. 21) oben an. noch werden die üblichen klassiker Adelungischer auslese genannt: Opitz, Canitz, Gellert, Lessing, Haller, Gesner, dazu Gethe (so) und Klopstock (s. 20). von aufserlitterarischen phänomenen wird besonders der berühmte meteorsteinfall von Aigle 1803 (s. 23) besprochen. fürstlicherer correspondenten kann kein buchhändler sich rühmen!

Berlin. R. M. M.

Goethe und der Orient. von Herman Krüger-Westend. Weimar, Böhlau, 1903. 36 ss. 1.20 m. — eine summarische übersicht der beziehungen Goethes zur morgenländischen litteratur — denn nur um diese handelt es sich. ein paar schriftproben aus Goethes arabischen studien und einige nachweise sind beigegeben. die schlussworte sind uns unverständlich: 'und wodurch errang sich Goethe eine so gewaltige 'orientalität?' wodurch zog er starke wurzeln seiner kraft aus dem orient? weil Goethe, der dichter des erlebnisses, im orient lebte'. R. M. M., Berlin.

The influence of India and Persia on the poetry of Germany, by Arthur F. J. Remy, A. M., Ph. D. (Columbia University Germanic Studies. vol. I. no. IV). New York, The Columbia University Press, 1901. XII und 81 ss. 8°. — wenn auch Remys studie der umfassenden und bedeutsamen aufgabe, wie sie der titel zum ausdruck bringt, längst nicht gewachsen ist, so vermag ich sie im ganzen doch als einen fleifsigen und nützlichen versuch zu bezeichnen. sie handelt in ihrem ersten capitel über die kenntnis,

die das abendland im mittelalter von Indien und Persien besaß, über den reflex dieser kenntnis oder unkenntnis in der mhd. dichtung und über einige stoff- und motivwanderungen. raschen schrittes gelangt der vf. in einem zweiten capitel bis zu Herder und prüft sodann die indischen und persischen einflüsse bei Goethe und auch bei Schiller. mit dem sechsten capitel 'The Schlegels' (s. 30) beginnt der weniger skizzenhafte teil der arbeit, die ihr bestes leistet in der zusammenstellung der orientalischen muster oder originale mit den in frage kommenden dichtungen oder übersetzungen Platens, Rückerts, Heines, Bodenstedts und Schacks. den schluss bildet eine zusammenfassende rückschau, die in die gut gemeinten worte ausklingt: 'The Oriental movement is the clearest proof of that spirit of universality, which is at once the noblest trait and the proudest boast of German genius.'

Annähernde vollständigkeit des materials hat der vf. nicht erstrebt; die für die neuere zeit getroffene auswahl lag auf der hand. dabei tritt leider die tiefe bedeutung und werbende kraft nicht hervor, die den orientalistischen velleitäten der romantik innewohnt, wie denn FrSchlegels von R. ganz isoliert behandeltes und falsch citiertes buch: 'Über die sprache und weisheit der Indier' 1808 den abschluss einer etwa achtjährigen entwicklung bildet, von der schon früh mancherlei anregungen ausgiengen (vgl. meine schrift über JGörres und die jüngere romantik s. 45. 65 f. 189 f). bei Rückert, dem der verhältnismäfsig breiteste raum gewährt ist, fehlt auffallenderweise die übersetzung von Firdusis Königsbuch, die CABayer 1894—1895 aus dem nachlass herausgab. — gar zu primitiv mutet an, was unter dem leitenden gesichtspunct im ersten capitel (s. 1—8) über mhd. litteratur gesagt ist; Pipers zerarbeitungen in Kürschners nationallitteratur sind dabei des vf.s vornehmliche stütze. s. 6 wird das Herzmaere Rudolf vEms zugeschrieben, s. 7 Albrecht vScharfenberg als nie bestrittener verfasser des jüngeren Titurel genannt.

Das eigentliche verdienst der schrift seh ich darin, dass R. persische und indische dichtung in der ursprache kennt und in dieser form zum vergleiche heranzieht; daraus ergab sich für Herder, Platen, Rückert, Bodenstedt, Schack eine reihe beachtenswerter aufschlüsse und hübscher beobachtungen. auch das indische und persische element bei Heine wird gut charakterisiert. sind wir dankbar, wenn R. (s. 58) citate aus der indischen litteratur beibringt, in denen wie im lyrischen intermezzo der mond als geliebter der lotusblume erscheint, so ist etwa eine zusammenstellung (s. 61) von Heines versen: 'Endlich alle Knöpfe rissen an der Hose der Geduld' ('Jehuda ben Halevy', Elster I 461) mit persischen wendungen wie — in englischer übertragung — 'the cowl of meditation', 'the carpet of desire' weder glücklich noch notwendig.

Bonn. FRANZ SCHULTZ.

sity of Chicago, the Decennial Publications. Chicago, Chicago
ss, 1902:

1. Camillo v. Klenze, The treatment of nature in the works
Nikolaus Lenau. 4°, 83 pp.

2. Starr Willard Cutting, Concerning the modern German
atives, 'das' and 'was', in clauses dependant upon substantivized
jectives. 4°, 21 pp. (Printed from volume vii.)

1. Dieses amerikanische jubiläumsprogramm behandelt ein
t und oft erörtertes thema, dem im gleichen jahre auch eine
utsche schrift, ThGesky Lenau als naturdichter (Leipzig 1902),
ewidmet wurde. vKlenze holt weit aus: er erkennt in der leb-
aften zunahme des interesses für die grofsen, besonders die
üsteren züge der natur seit Rousseaus zeiten eine besondere
ufserung der 'emotionellen', bis zu einem gewissen grade krank-
aften zeitrichtung, die sich damals aller litteraturen zu bemäch-
igen begann — ein gedanke, der sich auch bei GBrandes findet —
ind erblickt in Lenau einen ganz besonders charakteristischen ver-
reter dieser richtung, der sich nur die gesündesten — Goethe und
Wordsworth in erster linie — vollständig entrungen hätten.

Nach einer kurzen skizze von Lenaus dichterischem wesen untersucht er, wie sich dieser in seinen briefen, in gedichten, in den gröfseren epen und im Don Juan den einzelnen naturerscheinungen gegenüber verhält. in besonderen gruppen werden dabei betrachtet die grofsen landschaftsformen gebirge, meer, ebene, die einzelzüge der landschaft (tal, wiese, sumpf), der himmel mit seinen erscheinungen, die tier- und pflanzenwelt, die jahres- und tageszeiten. vK. untersucht zunächst die häufigkeit der erwähnungen, dann die eigentlichen schilderungen, die 'naturbeseelung' (vivification), die verwendung als hintergrund einer handlung, naturstimmungen, zuletzt die den naturerscheinungen entlehnten metaphern.

So werden in recht trockener und schematischer weise die erwähnungen der naturdinge, soweit sie charakteristisch erscheinen, ziemlich vollständig gebucht: hie und da vermisst man wol altvertraute stellen. das urteil des verfassers über Lenaus stellung zur natur ist darum nicht immer ganz richtig, weil er offenbar weder Ungarn noch die österreichischen Alpen kennt: sonst hätte er gerade in hinsicht auf die letzteren Lenaus kräftige realistik, die jederzeit bestimmte localitäten vor augen hat, mehr anerkannt und vielleicht auch sein kühles verhältnis zu den hügellandschaften Schwabens selbstverständlich gefunden. die resultate der mühsamen arbeit ergeben natürlich nur was längst bekannt ist: Lenau verwendet fast alle ihm bekannten naturerscheinungen — andere fast nie! — gelegentlich in irgend welcher weise poetisch, am meisten aber zieht ihn das grofsartige, das düstere und unheimliche an: tiefern eindruck macht auf ihn die zerstörende als die schaffende natur. was am eigentüm-

lichsten ist, die mit zwangartiger gewalt auftretende neigung, die natur in allen ihren äufserungen beseelt, das menschenleben in analogie mit naturerscheinungen zu sehen, ist nicht genügend hervorgehoben : die 'vivifications' sind bei vK. eine — meist ziemlich dürftig bedachte — rubrik wie die andern auch.

Kl. schreibt Lenau nur die fähigkeit künstlerischer und gemütlicher auffassung der natur, nicht aber die wissenschaftlich-objective betrachtung zu und contrastiert mit seiner weise die heiter-ruhige art seines lieblings Wordsworth. interessant ist in der studie was der verfasser über die amerikanische natur und ihre auffassung, respective nichtbeachtung durch Lenau sagt.

2. Die abhandlung von Cutting sucht die offene frage, ob im neuhochdeutschen nach dem neutrum substantivierter adjective *was* oder *das* zu stehn habe, näher zu beleuchten, ohne die endgiltige lösung zu bieten. sie geht aus von der behauptung eines amerikanischen autors, es sei in solchen fällen 'was' zu gebrauchen; bei den deutschen grammatikern Erdmann, Paul, Matthias, Blatz, Becker, Sanders findet sich nirgends eine sichere äufserung. es wird bei ihnen allen constatiert, 'was' habe seit dem 18 jahrhundert stetig an terrain gewonnen; 'das' erscheint aber bei den meisten nicht unbedingt ausgeschlossen. auf den bedeutungsunterschied gehn nur ein Blatz, der den 'was'-sätzen substantivischen, den 'das'-sätzen adjectivischen charakter zuschreibt, und Sanders, der meint, 'was' würke verallgemeinernd, 'das' vereinzelnd.

C. prüft die frage an einer anzahl von sätzen aus Schopenhauer, Nietzsche, Heyse, Spielhagen, KFMeyer, Raabe, Keller, Sudermann, Hauptmann, Wildenbruch (nach der zahl der durchgesehenen seiten geordnet). in 53 fällen findet sich 'was' nach superlativen, nach 'einzig' und 'all', in 41 nach positiven und comparativen, 'das' in 24 fällen nach superlativen, 'all' und 'einzig', in 156 nach positiven und comparativen. die zahlen sprechen also für 'das'; 'was' überwiegt unbedingt nach superlativen. C. meint, es habe sich erst von da ein wenig verbreitet : nach superlativen aber beziehe es sich meist auf das ganze, dessen höhepunct näher bezeichnet wird, habe also einen indefiniten charakter.

Das resultat wird dadurch verdunkelt, dass aus den angeführten beispielen nicht immer klar ist, ob sich das relativ auf den ganzen satz oder auf das adjectiv beziehe, dann sind einige undeutliche wo-verbindungen eingeführt und schliefslich — was wol das wichtigste ist — hat der verfasser zwischen adjectiv und unbestimmtem numerale gar nicht unterschieden. in einer sehr grofsen anzahl von fällen ist dem adjectiv ein 'alles', 'etwas', 'viel' uä. beigegeben und schon dadurch der indefinite charakter verstärkt. ordinalzahlen wären doch eher den superlativen beizuzählen, wenn man sie schon unter die adjectiva einreiht. zieht man all dies in betracht, so wird Cuttings ansicht, nach positiv

und comparativ substantivierter adjectiva im neutrum stehe gewöhnlich 'das', nur noch verstärkt. jedesfalls ist das sprachgefühl selbst der besten und sorgsamsten stilisten in dieser frage unsicher. VALENTIN POLLAK.

Franz vKobell. Sein leben und seine dichtungen. von ALOYS DREYER. [Oberbayrisches archiv f. vaterländ. gedichte. bd 52 heft 1.] München 1904. in comm. bei JFrank. x u. 132 ss. 8°. — eine trockene registratorarbeit mit dürftigen urteilen, die immerhin meist zutreffen. das leben des liebenswürdigen dichters wird erzählt, seine beziehungen zu Münchener zeitgenossen (s. 20. 48) und andern dichtern (Burns s. 45, Schiller s. 81, Uhland s. 84, Bürger s. 67, Hebel s. 89), einflüsse des volkslieds (s. 93) und eigner erlebnisse (s. 104 f) findet man verzeichnet. ebenso wird registriert, wie Kobell in volkstümlichen sammlungen (s. 38) und im reflex anderer dialektpoeten (s. 96 f) weiterlebt, wobei denn seine (freilich unzweifelhafte) würkung auf Stieler (s. 99) daraus bewiesen wird, dass hier ein jäger beim anblick seiner todfeindin und dort ein verunglückter holzknecht erschrickt! gleiche höhe der selbständigkeit zeigt D., wenn er Beyers poetik (s. 5) als unumstöfsliche autorität citiert oder (s. 71) bemerkt : 'Wie Homer veranschaulicht er das aussehen und die rühmlichen oder tadelnswerten eigenschaften seiner helden gern durch gleichnisse oder metaphern aus dem gebiet der jagdbaren tierwelt'. doch sind die sammlungen der gleichnisse (s. 71) selbst wie die der volkstümlichen elemente (s. 75) und die freilich höchst pedantische der figuren (s. 73) durch ihre vollständigkeit brauchbares material (tabellen zur metrik s. 32, zur volksliedersammlung s. 60). wenig wert haben die ungedruckten gedichte (s. 128) und briefe (s. 130).

Die curiose bemerkung über meinen Grundriss (s. 7) hätte der verf. sich sparen können, wenn er auch nur mit einem minimum guten willens auf die einteilung dieses hilfsbuches eingegangen wäre.

Berlin, 27 september 1904. RICHARD M. MEYER.

Richard Bredenbrücker, der südtirolische dorfdichter. eine litterarische studie von HEINRICH BISCHOFF. Stuttgart, Bonz, 1903. 87 ss. 1 m.

Heinrich Hansjakob. von HEINRICH BISCHOFF. Kassel, Weifs, 1904. 1,60 m. geb. 2,20. — HBischoff, professor an der universität Lüttich, verf. einer bekannten studie über Tieck als dramaturgen, hat mit einem mächtigen sprung in der diagonale über das ganze gebiet der neuen deutschen litteraturgeschichte sich von dem gelehrten und exclusiven dramenkritiker der romantik der modernen bauernschriftstellerei zugewant. sein herz ist augenscheinlich bei der sache — bei Bredendrücker sogar zu sehr; mir wenigstens will es nicht gelingen, diesem künstlichen Tiroler eine so hohe stellung und eigenartige bedeutung (s. 25) zuzusprechen. gute beobachtung, scharfe psychologie, gesunder humor sind erbteile

der bessern dorfgeschichte, die er sich angeeignet hat; die kunst interessant zu erzählen treff ich nur in seinen kürzeren humoresken. das übertriebene prunken mit dialektworten hebt B. (s. 83) selbst hervor. ich sehe ein liebenswürdiges talent, aber um monographiereif zu sein, müste Br. doch mehr neue züge besitzen.

Ein charakterkopf aber ist sicher Hansjakob, dessen politische wandlungen (s. 51. 57. 70. 77) bei ausdauernder demokratischer gesinnung (s. 12. 80) allein schon seine trotzige selbständigkeit verbürgen. eine litterarische entwicklung entspricht ihnen leider nicht. H. bleibt der gleich tendenziös — ich will nicht sagen darstellende, aber auswählende roman-pfarrer (s. 25 uö.; vgl. s. 14 f. 94), der meister der skizze, der an der composition (wie Bredenbrücker) scheitert; der eigenbrödler, der auch auf die schwächen seines stils (s. 125 f. 134) stolz ist. B. verfährt hier wie in der andern studie beschreibend: er gibt resumierende analysen, die sich durch knapp zusammenfassende vergleichungen vorteilhaft ersetzen liefsen. das verhältnis zu BAuerbach, das nun einmal doch für jeden dichter von dorfgeschichten entscheidend bleibt, hat er (s. 5) fast nur mit H.s eigenen worten beurteilt, wie denn auch das zu dem nahestehenden Sebastian Brunner (s. 68) nur gestreift wird; Brunner ist der kapuziner neben dem franziskaner-eremiten Hansjakob. zu beachten ist H.s lectüre: Heine (s. 62) entzückt ihn, romane (s. 69) list er eifrig; eine Kohlhaas-geschichte (s. 112) hat wol auch litterarische einflüsse hinter sich.

Leider concentriert B. seine dankenswerten einzelstudien auch hier nicht zu einer zusammenfassenden charakteristik dieses prächtigen volksschriftstellers, in dem die vom ersten zum hundertsten überfliefsende manier der alten predigtmärlein mit schwäbischer freude an originalen (vgl. auch s. 69) und anderen vererbungstheorieen (s. 91), altdemokratische kleindeutsche gesinnung (gegen den 'preufsischen dialekt' s. 77) mit Strindbergischem weiberhass (s. 78) so merkwürdig sich vereinigen.

Berlin, 21 december 1903. RICHARD M. MEYER.

ALFRED STOECKIUS Naturalism in the recent german drama with special reference to Gerhart Hauptmann. New-York 1903 (diss. Columbia University). 56 ss. — der verfasser, ein Deutscher von geburt, sucht in schematischer weise ursprung, ursachen und art des naturalismus überhaupt (s. 1) und in Deutschland (s. 10) festzustellen, schreitet dann zu der dramaturgischen anwendung (s. 20) auf GHauptmann vor und schliefst (s. 43) mit dem ergebnis, das naturalistische drama habe keine neue technik geschaffen. der einfluss Zolas (s. 11), die nervöse 'décadence' (s. 14), Hauptmanns dramaturgische schwächen (s. 36) werden verständig besprochen; eine würkliche förderung bringt höchstens die topik der schlusstabelle (s. 43 f).

Berlin. R. M. M.

Kleine Mitteilungen.

Hornung. über den ursprung dieses auf das deutsche sprachgebiet beschränkten, aber schon seit der zeit Karls des Großen belegten monatnamens (ahd. *hornunc*) hat neuerdings Theodor Siebs in den 'Mitteilungen der schlesischen gesellschaft für volkskunde' heft xi (1904) gehandelt. seiner ablehnung der bisher unternommenen erklärungsversuche wird man unbedingt zustimmen müssen; aber auch seine eigene auffassung kann ich mir nicht zu eigen machen. *hornung* sei als 'kotmonat' zu ahd. *horu*, *horo*, ags. *horh* (gen. *horwes*) usw. 'schmutz, kot' zu stellen, vgl. zum *n*-suffix besonders nhd. *Harn*, ndd. *scharn*, aisl. *skarn*, ags. *scearn* 'kot, mist' aus idg. *(*s*)*korno*-, wozu *korn*- eine schwundstufe *$k\d{r}$-*no*- darstelle. *hornung* 'der kotige' sei davon gebildet nach art von *Berhtung* 'der glänzende'; fälschlich als deminutiv oder patronymikon gefühlt, habe *hornung* ein *horn* hervorgerufen, so dass neben den *hornung* (februar) als 'kleinen horn' sich ein 'großer horn' (januar) gestellt habe.

Diese auffassung des verhältnisses der namenformen *horn* und *hornung* ist im höchsten grade unwahrscheinlich. dass, wie Siebs ausgeführt hat, der februar in vielen gebieten der 'kleine horn' genannt wird im gegensatze zum januar, dem 'großen horn', lässt mir als einzig natürlichen schluss nur den erscheinen, dass der durch den namen ausgedrückte begriff, bezw. die eigenschaft, in höherm maße dem januar als dem februar zukam, dass also horn das ursprüngliche, hornung aber ein erst von ihm aus gebildetes, mithin echtes deminutiv ist. dem steht es natürlich nicht entgegen, dass im Hennebergischen und in Schlesien januar und februar als 'großer und kleiner hornung (hornich)' bezeichnet werden; denn bedenken wir, dass *hornung*, weil nur für einen einzigen monat gebraucht und daher den andern monatnamen gleichartiger, sich gegenüber der sich auf zwei monate erstreckenden bezeichnung *horn* entschieden im vorteile befand, so ist es ohne weiteres verständlich, wenn eine oder die andere mda. zwar das deminutivum *hornung* — zunächst natürlich nur für februar — zur herschaft erhob, aber das alte, jedesfalls wenigstens in gegensätzlichen wendungen noch nicht verschollene paar 'großer und kleiner horn' nach jenem als 'großen und kleinen hornung' neu aufleben ließ; man mag dies als kräftigung einer im verkümmern begriffenen sprachform durch aufpfropfung einer widerstandsfähigern verwanten bildung bezeichnen. dass 'großer hornung' eine umgestaltung von 'großer horn' nach 'hornung' ist, kann demnach nicht zweifelhaft sein.

Muss also 'horn' etwas bezeichnen, was dem januar in höherm maße eigen ist als dem februar, so entfällt von selbst die von Siebs vorgeschlagene ableitung; denn auf das epitheton

ornans 'kotig' erhebt doch dér monat am allerwenigsten anspruch, der, wenn irgend einer, der kalte, der eismond ist. ich glaube daher auf allgemeine zustimmung hoffen zu dürfen bei verbindung unsers namens mit aisl. *hiarn* 'hartgefrorene schneekruste' (idg. *k̑erno-*, gegenüber *k̑r̥no-* in *horn*), nslov. *srèn* 'reif, gefrorener schnee', poln. *śrzon*, russ. *serën* 'reif', arm. *sar̄n* 'eis', *sar̄num* 'friere', aisl. (ohne *no*-suffix) *skare* 'gefrorene kruste des schnees' (vgl. über die sippe zb. Zupitza Gutt. 185, Noreen Lautl. 205). idg. *k̑er-* 'frieren', woneben *k̑el-* ds. in ab. *slana* 'reif', lit. *szalnà* ds., *száltas* 'kalt', *szálti* 'gefrieren', ab. *slota* 'winter', ai. *çiçiras* 'kühl, kalt', aisl. *héla* (**hehla*) 'reif' udgl.

Horn ist demnach 'der frost, die eisige jahreszeit', in unserer überlieferung allerdings nur von der zeit der wintersonnenwende an gerechnet; aus dem namen der diese beiden wintermonate umfassenden jahreszeit wurden monatnamen, indem man die beiden hälften als zeiten der gröſsern und geringern kälte einander entgegensetzte, groſser und kleiner horn, horn und hornung. nicht wahrscheinlicher, wenn auch denkbar, wäre die annahme, *horn* sei eigentlich adjectiv 'kalt'; in diesem falle könnte substantiviertes *horn* 'der kalte' (mit auslassung von *mānōt*) direct monatsbezeichnung gewesen sein.

Innsbruck. ALOIS WALDE.

HARNASCHRÂM. das wort begegnet im Willehalm 246, 27 *si unde ir juncfrouwen megn dez harnaschrâm tuon von dem vel*; doch schon der Parzival hat 409, 11 das zugehörige adjectiv : *swâ harnaschrâmec wirt ein wîp, diu hât ir rehts vergezzen.* in ähnlichen wendungen wie im Willeh. führen die wbb. das subst. noch aus Ludwigs Kreuzfahrt und dem Garel des Pleiers an. die erklärung Zarnckes im Mhd. wb. II 1, 548 : 'russ, der sich unterhalb der panzerringe auf kleidern und körper absetzt' enthält eine merkwürdige entgleisung : das adjectivum *râmec* wird allerdings von dem russigen kessel und der russigen pfanne gebraucht (s. Mhd. wb. aao.), aber ein harnisch kann doch nur unter ganz besondern umständen 'russig' werden — ich vermute also, dass Zarncke hier momentan 'russ' und 'rost' vermengt hat : rostig wird ein harnisch leicht, russig aber schwerlich. so wird denn auch *îsers râm* Parz. 172, 4 (der gleichfalls abgewaschen wird), allenfalls 'rost', aber ganz gewis nicht 'russ' sein. ich glaube mich zu erinnern, dass Müllenhoff bei besprechung einer dieser stellen die erklärung 'rost, den der harnisch absetzt' gab. unbestimmter drückt sich Martin zu Parz. 409, 12 aus : *harnaschrâmec* 'vom eisenharnisch schmutzig.' allein es fällt doch auf, dass der ausdruck wie ein technischer gebraucht wird, ohne dass jemals das wort *rost* in diesem zusammenhang erscheint, das doch nahe lag, vgl. Willeh. 116, 4 *sîn harnasch ist nâh roste var.* — eine erklärung von wort und sache,

die mir vor jahren mein inzwischen verstorbener freund dr Ludwig Bickell gegeben hat, will ich darum mitteilen. die harnische, insbesondere die plattenharnische, welche unsere rüstkammern und museen aufbewahren, werden mit graphit eingerieben; das hat den doppelten zweck, sie vor rost zu schützen und ihnen einen gleichmäfsigen blauschwarzen glanz zu verleihen, was besonders für die nichtpolierten eisenharnische wichtig ist. dieser brauch ist alt und galt wahrscheinlich auch schon für die kettenharnische in der zeit Wolframs. solche graphitgeschwärzten harnische nun setzen auf haut und kleidern jene schmutzfarbe ab, die Wolfram und andere als *harnaschrâm* oder *râm* schlechthin bezeichnen; denn dies *râm* ist nichts anderes als das *râm* = *roum*, welches den 'milchrahm', den 'absatz der milch' bezeichnet (vgl. *strâm* neben *stroum*), unsere wörterbücher dürften beide getrost zusammen bringen. für *harnaschrâmec* braucht das Nibelungenlied 2025, 2 und Wolfram im Parzival 588, 13 auch einfach *harnaschvar*, und es ist nunmehr klar, warum im Willehalm 175, 24 ein blauschwarzer b a r t *harnaschvar* heifst : er ist nicht schlechthin 'eisenfarbig', sondern 'von der glänzenden farbe des graphits'.

Zu Johann von Würzburg. aus einer reihe kritischer und exegetischer vorschläge zu text und glossar der Regelschen publication, die mir S i n g e r freundlich zur verfügung gestellt hat, teil ich alsbald einiges mit, was unmittelbar das verständnis der Gothaer handschrift zu fördern geeignet ist; auf weiteres einzugehn hoff ich bald gelegenheit zu finden, da ich mit untersuchungen über form und inhalt des sehr interessanten epigonenromans beschäftigt bin.

68 ff. l. *uf daz choksilber hel mag ich wol gelichen die. diu valsche zunge denket wie si nu verjage tugende wort.* — 119. l. *verniut.* — 194. l. *gult*? 'der die kriege *gülte*, die aufschiefsen würden, wenn er ohne erben stürbe'. — 267. l. *roschen*? — 919. l. *brunnach : tach* (= tectum)? — 4238. *den êr ie was unmære* (G) ist verständlich; ebenso 4342 *so tiut grâ houbet, bart der welte altiu kinder* ('grauer kopf und bart bedeutet die alten weltkinder'). — 6135. streiche *ein* mit HS : 'abgesehen von anderm reichtum'. — 8602. *waz an im ræche herzoge Wilhelm von Oesterrîch? so wolt ich selbe triegen mich* : 'wollte ich fragen, was Wilhelm an ihm rächte, so würde ich mich selbst betrügen'? — 10358. *diu liebe?* — 11695. punct statt fragezeichen. — 12016. *envælen,* wie 3356. — 15363. der G-text ist verständlich : 'ich sage, wie die hochzeit verlief und wie es nach der hochzeit ergieng'; punct nach 15363; *swaz* st. *waz* 15364. — 16161 ff. 'wollt ihr die königin retten? diese pein erleidet ihre treue um euretwillen; der heiden kraft beschneidet jetzt die münze bis aufs gepräge (so dass auch dieses verletzt wird)' : so nach H? — 17552. das komma hinter v. 17553: 'die ungetauften drängten sie *mit hurte kraft* fort, ihre schläge

geben schwere bebürdung mit der last des todes'. — 19498. ergänze *kunst* aus 19497. — glossar: *ergremmen* 'in zorn versetzen' auch 7399. — *geæder* wol 'arabeske'. — *geleit* 3695 = *gelegen* 'passend'? — *gesünde* des reimes wegen 7440 eher zu *süenen* (vgl. nl. *zoenen* = küssen). — *grant* 7879 'zorn', vgl. Schmeller I² 1003. — *grienen* 4738 zu *grien*, kies streuen, wodurch der weiche boden hart wird; ebenso bildlich 8500. 10380. 16381; nur 12470 = *gerienen* klagen (Lexer II 425). — bei *hüllen* streiche 18712. — *hurgen* 12114 zu *hor*, *hürwic* 'schmutzig machen'. — *lachen* 8654 zu *lache* 'pfütze'. — *tich*: eher *tîch* 'sumpf'. — *val* 5256, eher = *væle*, *vâle*? — *valieren* 'ansprengen' (vgl. *valiere*). — *wintgeverte*: 'winde zum herablassen der kähne'? R.

Zu Sickingens Sendbrief an Handschuchsheim. zu der umstrittenen anfangsstelle, wo der empfänger von Sickingen als sein 'freuntlicher, lieber Schwäher' bezeichnet wird, hab ich früher das verwantschaftliche verhältnis der beiden dahin festgestellt, dass Sickingens sohn Schwicker mit Handschuchsheims tochter Anna verheiratet gewesen sei (Schriftstellernde adlige d. reformationszeit, progr. Rostock 1899, s. 8). damals fasste ich 'Schwäher' im allgemeinen sinne 'durch heirat verwanter'. nun aber ist im Odenwald *Schwär* statt eines anderwärts begegnenden 'gegenschwähers' oder 'mitschwähers' die gegenseitige benennung der beiden schwiegerväter, und bereits der aus der umgegend Frankfurts stammende Erasmus Alberus hat *Schwehr* in diesem sinne verwendet (Zs. d. allg. d. sprachv. 1901, sp. 168). ohne zweifel kommt diese bedeutung auch für unsere stelle in betracht.

Friedenau. Eduard Kück.

Fausts Geburtsort. während die historischen zeugnisse — Melanchthon-Manlius, Weyer, Lercheimer — übereinstimmend Knittlingen als Fausts geburtsort nennen, lässt die Wolfenbüttler handschrift und der druck des ältesten Faustbuchs ihn aus 'Rod bey Weimar (Weinmar)' stammen. vergeblich hat man in dem allein in betracht kommenden dorfe der weiteren umgebung Weimars, Roda bei Weickelsdorf zwischen Naumburg und Zeitz, nach irgend welchen Fausttraditionen geforscht; die angabe besitzt ohne zweifel nicht die geringste historische gewähr.

Es fragt sich, wie der verfasser gerade auf diesen ortsnamen gekommen ist, und ich glaube, dafür eine möglichkeit nachweisen zu können.

Das älteste Faustbuch ist, wie längst bekannt, die compilation eines ungeschickten schriftstellers. abgesehen von entlehnungen aus geographischen und naturwissenschaftlichen werken, durch die er die dürftige überlieferung von Fausts fahrten und forschungen zu ergänzen suchte, hat er namentlich die schwankbücher für seinen zweck ausgenutzt, und zwar erzählt er, wie sich bei näherer prüfung ergibt, teils im anschluss an die ge-

druckt vorliegenden fassungen, teils aber auch unabhängig von diesen nach der mündlichen tradition.

Eine besonders beliebte volkstümliche gestalt war damals Claus Narr. die von Wolfgang Bütner herausgegebene sammlung der historien von Claus Narren erschien (nach Goedeke II 558) von 1572 bis 1587 in vier ausgaben. aber schon 1536 war eine (verlorene) 'Claus Narren Historia' gedruckt (Schriften des vereins für die geschichte Leipzigs VII 178, anm. 2), und aus demselben jahre stammt der handschriftliche lebenslauf des helden von Peter Ackermann (Archiv f. litteraturgeschichte VI 278 ff). Bütner lässt Claus Narren, jedesfalls fälschlich, in Ranstädt geboren sein; der bericht Ackermanns aber nennt 'Rode . . . bey Wickelsdorff' und von zweiter hand ist hinzugefügt 'zwischen Naumburg und Zeitzs', so dass also die identität mit dem angeblichen geburtsort Fausts keinem zweifel unterligt.

Es dünkt mir nun nicht unwahrscheinlich, dass der verfasser des Faustbuchs von der volkstümlichen gestalt des Claus Narren die angabe der herkunft (auch er sollte ja von armen bauersleuten abstammen) entlehnt hat, sei es in folge einer verwechslung und in gutem glauben, sei es, um seine unkenntnis des würklichen sachverhalts zu vertuschen oder sogar mit bewuster tendenziöser absicht. denn die tendenz des ältesten Faustbuchs geht ja deutlich darauf hinaus, das leben des schwarzkünstlers um Wittenberg in den thüringisch-sächsischen landen zu concentrieren, und auch in dieser hinsicht mochte ihm der name des ganz unbekannten ortes willkommen sein. Edward Schröder weist mich darauf hin, dass der von den historischen quellen überlieferte geburtsort Knittlingen bei Bretten leicht die erinnerung an einen andern volkstümlichen narren oder schwindler wachrief: an Till Eulenspiegel, der in Kneitlingen am Elm geboren sein soll.

Leipzig. G. WITKOWSKI.

BRIEFE VON JACOB GRIMM.

ZU EINEM BRIEFE JACOB GRIMMS AN V. D. HAGEN.

Unter den letzten erwerbungen der Kasseler Grimm-gesellschaft befindet sich ein von Jacob Grimms hand einseitig, mit deutscher schrift beschriebenes blatt (etwa 10 *cm hoch,* 20 *cm breit), ohne datum und unterschrift* (14 *zeilen einschl. des schlusswortes). es gehört zu dem von Gustav Hinrichs im Anz.* VII 457 *ff veröffentlichten briefe Jacobs* 'Cassel 7 februar 1811' *an FHvdHagen und bildet dessen von Hinrichs für verloren erklärte 'beigelegt gewesene fortsetzung, auf welche durch ein kreuz verwiesen wird'. das blatt wird in der Grimm-sammlung unserer landesbibliothek unter der einstweiligen signatur KGrS* 129, 3 *aufbewahrt. ich lasse den inhalt in genauem, unverändertem abdrucke folgen.*

Kassel, am 28 juni 1904. EDWARD LOHMEYER.

ich kann sie mit aller Mühe durch den Buchhandel nicht verschreiben. Seitdem ich aber den ersten Bd seiner Schriften eingesehen, glaube ich am Ende, daß gar nichts Neues darin entdeckt ist, er müßte dann den entdeckten Versuch der Nachahmung damit meinen. Darin aber wird ihn Fouqué (auf Ihre Anleitung) für immer überbieten, obgleich dieser über dem positiven Element der Alliteration, wenn ich so sagen kann, das negative übersehen hat. z. B. daß gleich anfangs in der ersten Zeile s. Sigurds das Hauptwort Lohe nicht reimt, ist ein Fehler. Sie wißen, daß ich diesen Versuch überhaupt für ungefühlt, unwahr u. mislungen halte, übrigens Fouqués großes Talent im Erzählen nicht bezweifele, sein (obschon dem Stoff nach auch entlehntes) Galgenmännlein ist mir lieber, als sein Sigurd oder zehen dergleichen.

So eben schreibt mir mein Buchhändler, dß ich die andere Woche das dritte Heft des Magaz. bekomme, Sie brauchen daher nun mit dem mir zu gedachten, vielleicht schöneren Ex. nicht zu eilen.

Vale

[*schnörkel.*]

Ein brief Jakob Grimms an Wilhelm von Humboldt.

aus Humboldts nachlass mitgeteilt von Albert Leitzmann [1].

Eurer Excellenz

gütige Zuschrift vom 28 Juni hat mich erfreulich überrascht. Es ist mir von grossem Werthe, mit einem Mann, dessen tiefe Einsichten auch das Fach, wovon ich einen kleinen Theil bearbeite, erleuchten, in Berührung gekommen zu sein; eine Berührung, die ich mir lange wünschte, aber nicht wagte, selbst anzuknüpfen.

Die neueste Abhandlung, für deren Zusendung ich herzlichen Dank erstatte, über das Entstehen der grammatischen Formen [2] habe ich zu meiner vielfachen Belehrung und Erweckung durchlesen. Allen darin enthaltenen geistreichen Behauptungen beizutreten oder sie zu bestreiten fühle ich mich nicht gewachsen. Eure Excellenz schweben in der Höhe, das weite Feld überschauend; ich weiss noch nicht, ob ich einmahl von meinem Boden werde auffliegen dürfen [3]. Jetzt klebe ich sogar mehr daran als zu der Zeit, wo ich die Vorrede niederschrieb, deren Sie auf eine mir unvergesslich nachsichtige Weise erwähnen, und die ich beinahe bitten muss, niemahls wieder zu lesen, weil es sonst um den für mich günstigen Eindruck gethan

[1] *bisher war nur ein kurzer brief Grimms an Humboldt aus dem jahre* 1828 *bekannt* (*Nord und süd* 105, 195).

[2] *Gesammelte schriften* IV 285.

[3] *vgl. Grimms ähnliches urteil in einem wenig späteren briefe an Hupfeld* (*Stengel Private und amtliche beziehungen der brüder Grimm zu Hessen* II 236).

sein würde[1]. Ich spürte bald nachher, dass noch reichlich gelernt werden müsse und könne, ehe wir gleichsam den Thatbestand unserer Sprache vor Augen haben; durch dieses Forschen, durch ungehoffte Entdeckungen die es zur Folge hatte, wuchs mir eine gewisse Scheu, nach den letzten Gründen zu fragen; ich arbeite fort und fort, ohne zu sorgen, wohin es führen, was es umstossen oder befestigen wird. Genug Ermunterung für mich, wenn ich hin und wieder einzelnes zur Antwort auf höhere Fragen diensam geahnt oder blindlings gefunden habe.

Den hohen Werth geistiger Sprachbildung habe ich noch nie so schön und klar auseinander gesetzt gesehen. Der Geist nimmt sich die Mittel, deren er gerade bedarf, und führt damit einen bewunderungswürdigen Haushalt. Ähnliches ist mir wohl vorgeschwebt, als ich mich über das Verhältnis der Schriftsprache zu den Volksmundarten zu erklären hatte, welche letztere von ihren Sammlern gewöhnlich zu sehr auf Unkosten der gebildeten Sprache erhoben werden. Das gemeine Volk führt noch einzelne, leiblich-schöne Flexionen und Formen fort, aber die Seele ist daraus gewichen und es weiss sie nicht harmonisch anzuwenden; die Schriftsprache hat ihnen aus höheren Zwecken entsagt, wie vermöchte sie wieder sich damit zu befassen?

Den grammatischen Formen ursprüngliche Bedeutsamkeit zuzugeben, bin ich immer geneigt gewesen, an den Gebrauch bedeutungsloser Elemente, den Sie zwar für eine in allen Sprachen seltne Erscheinung erklären, doch in gewissen Fällen annehmen, glaube ich nicht recht. Allein ich gestehe auch, dass es mir ausserordentlich schwer vorkommt, die w a h r e Bedeutung der Flexionen ins Licht zu setzen, kaum kenne ich Beispiele, die befriedigen. Mit der Bedeutung der Partikeln verhält es sich nicht viel anders. Tooke[2] weiss mehr, als er beweisen kann, seine Erklärungen, sobald man sie historisch prüft, erliegen fast alle. Dies Mislingen macht aber nicht, dass der Grundsatz der Bedeutsamkeit aufgegeben zu werden braucht.

Vortrefflich wäre, wenn Sie einmahl inskünftige den Gegensatz des Steigens zur Bildung und den des Herabsinkens von derselben entwickelten. Mehr als einmahl gewährt uns die Geschichte den Gang des Versinkens, den aufsteigenden fast nie. Die deutsche Sprache bei ihrer ersten Erscheinung zeigt mehr grammatische Formen, als je nachher, mehr feingebildete Präpositionen, Conjunctionen, als späterhin. Offenbar ist sie damahls schon im Zustande des Sinkens von einer Höhe herab,

[1] *Humboldt hatte über die später fortgefallene vorrede des ersten bandes der Deutschen grammatik in der auflage von* 1819 (*Kleinere schriften* VIII 29) *geschrieben:* Ich kann mit wahrheit sagen, dass mich nie etwas über sprache geschriebenes so durch die wahrheit der behauptungen und die schönheit des ausdrucks angezogen hat.

[2] *Humboldt citiert ihn als gewährsmann Ges. schr.* IV 303.



die sich unsern Blicken völlig entrückt hat. Da nun die Denkkraft der deutschen Völker in dieser Zeit, ich will sagen vom vierten bis zum neunten Jahrhundert wenig hervorleuchtet, so muss die grammatische Trefflichkeit ihrer Sprache entweder auf eine ältere Periode geistiger Bildung hinweisen, oder noch von etwas anderm abhängen. Darf ich nun bekennen, dass ich auch einer stoffartigen Herrlichkeit der Sprache, die mir mit jenem fast undurchdringlichen und doch nicht wegzuleugnenden Geheimnis der wahren Flexion innig verwandt scheint, vieles einräume? Ihr tritt die geistige in gewissem Sinne entgegen, störend und unterbrechend manches von dem, was der andern gemäss war. Überhaupt unser Geschlecht baut ja immer auf eine zerdrückte ältere Schöpfung mit ihren Steinen und Bäumen. Nicht alles was wir wegwerfen, wäre überflüssig gewesen, wir sollen auch in einigem darben. Selbst die glücklichsten Sprachen haben einen guten Theil Stoffs in sich behalten, der der Denkkraft, wenn sie allein waltete, widerstreben müste. Um ein Beispiel zu geben, der Unterschied des Geschlechts und dessen Anwendung auf ganz abstracte Begriffe lässt sich aus der griechischen Sprache gar nicht nehmen. Gleichwohl leugne ich nicht, dass die englische durch seine Entfernung ganz im Sinne des menschlichen Nachdenkens verfahren ist und einige Vortheile erreicht hat.

Den Satz: jemehr sich eine Sprache von ihrem Ursprung entferne, desto mehr gewinne sie an Form[1], kann ich daher nicht unbedingt zugestehen. Sie scheint mir an poetischer einzubüssen, wie sie zunimmt an philosophischer. Ich behaupte auch zweierlei sich entgegenstehende Gesetze des Wohllauts, eines prosodisch, das andre vom Accent abhängig. Nur muss man, wie Sie mit vollem Recht einen strengen Unterschied zwischen Flexions- und Agglutinations-Sprachen ablehnen, auch hier überall beide Richtungen ineinander greifen lassen.

Alle meine Ansichten sind weit schüchterner gemeint, als ich sie auszudrücken vermochte. Mit wahrer Verehrung habe ich die Ehre zu sein

Eurer Excellenz
gehorsamster Diener
Cassel 8 August 1824. Jacob Grimm.

Ein brief Jacob Grimms an prof. J. E. Chr. Schmidt in Giessen.

Die hs. 155 *der Giessener universitätsbibliothek enthält eine sammlung von briefen an Johann Ernst Christian Schmidt, der von* 1798 *bis zu seinem tode* (1830) *professor der theologie zu Giessen, von* 1803—1830 *auch vorstand der bibliothek war. die briefe wurden nach angabe des katalogs der bibliothek von Schmidts witwe überwiesen; einige derselben, die von* **Fichte**, **Feuerbach**

[1] *ebenda* IV 301.

und Schleiermacher, sind bereits von ABock veröffentlicht worden. in dieser sammlung findet sich auch der nachfolgende brief Jacob Grimms, ein octavblatt, auf beiden seiten beschrieben mit schönen klaren zügen.

Verehrter Herr Geheimerath,

Die mir vorigen Sommer gütig geliehene Handschrift brauche ich zwar schon lange nicht mehr, habe sie aber wegen Ihrer vermuthlichen Anwesenheit auf dem Darmstädter Landtage [1] nicht früher zurücksenden wollen, wie nun hierbei mit Dank geschieht.

Ich bin so frei, Ihnen meine serbische Gram. mitzuschicken. Liegt auch dieser Gegenstand ausser dem Kreise Ihrer Studien, so habe ich in der Vorrede einige allgemeinere geschichtliche und kirchliche Puncte berührt, die vielleicht Ihre Theilnahme in Anspruch nehmen.

Bei einer künftigen Reise in die Vogelsberger Heimath [2] oder gelegentlich durch sonstige Erkundigung bitte ich mir Auskunft zu verschaffen darüber, wie das Volk die Begriffe : Vater, Mutter; Grossvater, Grossmutter; Urgrossvater, Urgrossmutter ausdrückt, schwerlich steigt es mit eignen Wörtern noch höher hinauf, vielleicht nicht einmahl soweit. Einige niederhess. Striche brauchen heite, häde, heede für Vater. Im Spessart gilt knan, knän, knen für Vater. Einer dieser Namen muss auch im Vogelsberg zu hören sein.

Meine Empfehlung an Hrr Prof. Marezoll [3]. Ich habe die Ehre mit wahrer Hochachtung zu verbleiben

Ihr

gehors. Diener

Cassel 30. April 1824. Jacob Grimm.

Eine antwort Schmidts kenne ich nicht, sie wird aber kaum ausgeblieben sein; möglicherweise haben wir es auf sie zurückzuführen, wenn sich Grimm später in seinem aufsatz über hessische ortsnamen (Kleine schriften v 301*f) über die benennung des vaters im Vogelsberg, die ihm* 1824 *noch unbekannt war, unterrichtet zeigt. heute herscht in Oberhessen 'vater' in mundartlicher form durchaus vor. 'ätte' ist in der Wetterau in beschränktem gebrauch, nach Crecelius Oberhess. wörterbuch wird es von Christen nur als bezeichnung jüdischer väter verwendet. 'gnenn' hat sich nach Crecelius noch in einigen dörfern bei Schotten erhalten, näm-*

[1] *Schmidt war* 1820 *zum lebenslänglichen mitglied der hessischen ersten kammer ernannt worden.*

[2] *Schmidt war* 1772 *zu Busenborn bei Schotten, mitten im Vogelsberg, geboren, wo sein vater damals pfarrer war;* 1783 *wurde dieser nach Heidelbach bei Alsfeld versetzt.*

[3] *Gustav Ludwig Theodor Marezoll geb.* 1794 *zu Göttingen, gest.* 1873; 1818—1827 *ord. professor der rechtswissenschaft in Giefsen.. vgl. Allg. deutsche biographie* xx *s.* 315*f.*

lich in Rüdingshain, Michelbach, Busenborn (Schmidts geburtsort), Eschenrod, Breungeshain, Herchenhain, Sichenhausen, Hartmannshain; er hebt jedoch hervor, dass vor etwa 50 *jahren noch in einem gröfseren teil des Vogelsbergs und bis in die gegend von Giefsen so gesprochen worden sei.*

Welche handschrift JGrimm damals aus Giefsen entliehen hatte, ist leider nicht mehr festzustellen.

Giefsen. KARL HELM.

PERSONALNOTIZEN.

Das erscheinen der Zeitschrift und des Anzeigers hat wiederum eine längere unterbrechung erfahren, hoffentlich die letzte, denn die gründe die sie herbeigeführt haben sind jetzt gehoben oder doch zurückgedrängt. diesem doppelheft soll in wenigen monaten ein zweites folgen, das im drucke bereits weit vorgeschritten ist.

Die personalnotizen müssen wir mit einer langen reihe von todesfällen eröffnen. wir stellen diejenigen voran, durch welche diese zeitschrift und ihre herausgeber unmittelbar und am schwersten betroffen worden sind.

Am 5 april 1905 schied 66jährig durch freiwilligen entschluss aus diesem leben RICHARD HEINZEL, der schüler Müllenhoffs und der freund Scherers, durch viele jahre ein hochgeschätzter mitarbeiter der Zeitschrift, der er eine lange reihe tüchtiger schüler zugeführt hat: in ihnen wird das beste teil seines wesens, wird die sittliche kraft seiner persönlichkeit für die wissenschaft fortleben.

In PAUL VON WINTERFELD, dem inhaber des ersten lehrstuhls für mittellateinische philologie an der Berliner universität, den ein grausamer tod am 6 april 1905 noch vor vollendung des 33sten lebensjahres dahinraffte, verliert die noch junge disciplin einen begeisterten apostel, der ihr in strenger, ergebnisreicher arbeit und mit fast leidenschaftlicher hingabe diente.

Der name MORIZ HEYNES, der am 1 märz 1906 nach kurzem kranksein 68jährig starb, ist mit der geschichte unserer wissenschaft festverwachsen durch ein dreifaches verdienst: den akademischen unterricht wie das privatstudium hat er durch ausgaben und handbücher erleichtert; das Grimmsche wörterbuch hat er mit rastloser energie gefördert und ihm ein eigenes kleineres lexikalisches werk zur seite gestellt; vor allem aber hat er zwischen den mittelalterlichen realien und dem sprachstudium ein band geknüpft, das sein tod hoffentlich nicht zerreifst.

ADOLF STRACK in Giefsen hatte sich auf dem gebiete der ältern wie der neuern litteratur versucht, eh er in der volkskunde ein gebiet fand, in dessen pflege seine arbeitsfreudigkeit

und arbeitskraft beständig zu wachsen schien, als der tod den 46jährigen am 16 juni 1906 hinwegnahm.

In Albert Polzin, der als oberlehrer in Graudenz am 25 december 1905 starb, hat die deutsche philologie einen jünger verloren, dem seine erstlingsschrift über das deminutivum ein freundliches andenken sichert. — mit Wilhelm Storck in Münster, gestorben am 16 juli 1905, schied einer ihrer senioren, der aber die deutschen studien seit vielen jahren hinter der pflege der lusitanischen muse zurücktreten liefs. — an seinem 58sten geburtstag ist am 30 märz 1905 Fredrik Tamm abberufen worden, eh er sein verdienstliches etymologisches wörterbuch der schwedischen sprache vollenden konnte.

Der romanist Adolf Mussafia, gestorben am 7 juni 1905, hat durch seine forschungen zur verbreitung mittelalterlicher legendenstoffe auch der deutschen litteraturgeschichte gedient. — näher und tiefer berührt uns die höchst energische gelehrtenarbeit des am 10 juni 1905 geschiedenen Heinrich Seuse Denifle, dem wir manchen tiefern einblick in die spätmittelalterliche deutsche geistes- und religionsgeschichte danken und dessen in dieser zeitschrift erschienenen aufsätze über den Gottesfreund auch methodische bedeutung hatten. — in Hermann Usener, gestorben am 21 october 1905, dicht vor vollendung seines 71sten lebensjahres, beklagt die classische philologie einen ihrer grösten lehrer und gelehrten. aber auch uns bleibt nicht nur seine glänzende rectoratrede 'Philologie und Geschichtswissenschaft' (1882), sondern der gröste teil seiner schriften zur geschichte von religion und mythus, epos und legende, metrik und poetik ein vermächtnis von fortwürkender kraft — ganz abgesehen davon, dass Usener mit den werken Jacob Grimms besser vertraut war als die meisten germanisten von heute.

Am 27 december 1904 ist in Halle der gymnasialdirector a. d. Hugo Holstein, am 7 jan. 1906 in Berlin der provincialschulrat a. d. Robert Pilger gestorben : beide haben dem drama des 16 jahrhunderts nützliche arbeit zugewendet.

Von historikern, die durch ihr arbeitsgebiet, in darstellungen und editionen, zum teil auch durch sprachliche interessen unserer wissenschaft nahe standen, sind verstorben : am 2 mai 1904 Konstantin Höhlbaum in Giefsen, 54jährig — am 13 mai 1904 Ottokar Lorenz in Jena, 71jährig — am 6 juni 1904 Otto von Heinemann in Wolfenbüttel, 80jährig — am 25 märz 1905 Karl Koppmann in Rostock, 64jährig — am 11 mai 1905 Reinhold Röhricht in Berlin, 63jährig.

Auf den lehrstuhl Heinzels wurde prof. Josef Seemüller von Innsbruck berufen; an seine Innsbrucker stelle trat prof. Konrad Zwierzina aus Freiburg in der Schweiz. — der privatdoc. prof. dr Rudolf Meissner in Göttingen wurde zum ord. professor

der deutschen sprache und litteratur in Königsberg ernannt. — prof. dr Samuel Singer in Bern wurde zum ordinarius ernannt.

Prof. dr Otto Harnack von der technischen hochschule in Darmstadt folgte einem rufe in gleicher eigenschaft nach Stuttgart; den Darmstädter lehrstuhl übernahm prof. Arnold E. Berger von Halle.

An der universität Halle wurde der privatdocent dr Ferd. Saran zum ao. professor ernannt; ebenso an der universität Wien der privatdocent prof. dr A. von Weilen. — an der universität Basel der privatdocent dr Wilhelm Bruckner. — der privatdocent dr Jos. Schatz von Innsbruck erhielt ein neugegründetes extraordinariat für deutsche philologie an der universität Lemberg. — der privatdocent prof. dr K. Drescher von Bonn übernahm die philologische redaction der Luther-ausgabe und siedelte unter beförderung zum ao. honorarprofessor nach Breslau über. — prof. dr Friedrich Panzer von Freiburg i. Br. übernahm eine professur an der akademie für handels- und socialwissenschaften zu Frankfurt a. M.

Zum ao. professor befördert wurde der privatdocent der vergleichenden sprachwissenschaft dr Alois Walde in Innsbruck.

Als nachfolger PvWinterfelds erhielt der oberlehrer dr Karl Stracker in Dortmund die ao. professur der mittellateinischen philologie an der Berliner universität.

Der privatdocent dr Rob. Petsch hat sich von Würzburg nach Heidelberg umhabilitiert.

Für deutsche sprache und litteratur haben sich habilitiert: dr Georg Baesecke an der universität Berlin, dr Alfred Götze in Freiburg i. Br., dr Friedrich Wilhelm an der universität München, dr Harry Maync in Marburg, dr Walther Brecht in Göttingen; speciell für ältere deutsche sprache und litteratur: dr Primus Lessiak an der deutschen universität Prag; — für neuere deutsche litteratur dr Rudolf Unger an der universität München, dr Stefan Hock an der universität Wien.

Ferner habilitierte sich für deutsche philologie an der čechischen universität Prag dr Josef Janko.

Habilitationen für englische philologie : dr Ludwig Levin Schücking in Göttingen, dr Wilhelm Heuser in München, dr Friedrich Brie in Marburg.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXX, 3. 4 november 1906

Die schöpfung der sprache. von Wilhelm Meyer-Rinteln. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1906. xvi und 256 ss. 8°. — 5 m.

Es ist ein wunderliches buch, das ich hier zur anzeige bringe, ich glaube, das wunderlichste von allen, die mir je zu gesicht gekommen sind. ich erinnere mich keiner sprachwissenschaftlichen untersuchung, in der ich soviel unglaubliches auf unglaubliches hätte häufen sehen, zu deren ergebnis ich mit gleich gutem gewissen bedingungslos nein gesagt hätte. und doch will sich die gereiztheit nicht mehr einstellen, die ich oft empfunden habe, wenn ich ein mir ernstes problem leichtfertig umgaukelt sah. vielleicht ist es eine durch des vf.s warme begeisterung für die sache hervorgerufene versöhnungsstimmung. vielleicht ligt es aber auch nur daran, dass ich mich allgemach dem alter nähere, in dem man sich geneigt fühlt möglichst allem eine heitere seite abzugewinnen. ja, es fällt mir in der tat schwer, mit ruhigem ernst nachdrücklich gegen die arbeit stellung zu nehmen. aber es muss doch geschehen. wenn ein übler zufall dem lernbegierigen anfänger nur zwei solcher bücher in die hände spielen sollte — und wie leicht könnte eine zweite arbeit aus dieser ersten erwachsen —, dann würde er wol gründlich, ein für allemal verdorben. so wird es zur pflicht, diese art sprachbetrachtung wenn möglich gleich zu beginn mit stumpf und stiel auszurotten.

Es ist ein stück lebensgeschichte, was das vorliegende buch bietet. auf ein noch bescheidenes mafs von kenntnissen angewiesen, drängts den vf., wie das vorwort berichtet, hinaus auf entlegene gebiete, weil es ihm nicht um irgend eine kleine mundart, nicht um die sprache irgend eines einzelnen volkes, nicht um eine gruppe zusammenhängender idiome zu tun ist, kurz, weil er nicht s p r a c h e n durchforschen will, sondern d i e s p r a c h e. dass er sich trotzdem auf das idg. beschränkt — denn die nach eigener angabe (s. 244) und auch in wahrheit nur 'flüchtigen blicke' auf andere gebiete kommen würklich nicht in betracht —, ist wol erzwungene bescheidenheit. 'der ungeheure stoff muste in einer einzigen person vereinigt werden', heifsts s. vii im hinblick auf das idg. gebiet. nun, ich will über das wort 'ungeheuer' nicht rechten. ich bin entschlossen, ernst zu bleiben.

Dem eigentlichen werke geht eine belehrung über die älteren idg. sprachen voraus, kurz, schematisch, stellenweise falsch — dass das altarmenische bis in die neuzeit fast unverändert in gebrauch geblieben sei, kann beispw. nur in dem sinne behauptet werden, in dem man das dem latein der gelehrten und cleriker nachrühmen darf — ganz à la Brugmanns Grundriss und wol auch ganz auf diesen gegründet. mit dem eigentlichen inhalt des buches hat diese orientierung nichts zu tun.

'Die treibenden kräfte', das ist die überschrift des ersten capitels, 'veritas se ipsam patefacit' sein beginn. es ist wie der anfang einer ouverture. wolgestimmte ohren hören schon das kommende voraus: man hascht nach geist und man lässt fühlen, dass man philosophen gelesen hat. doch es sei zunächst nur bericht erstattet. vom wachsenden verständnis für die zusammenhänge der sprachen zu umfassenderen studien gedrängt. erkennt der vf. diesen weg eines tages als aussichtslos, hält ihn dann auch für aussichtslos überhaupt, und er geht, um sich nicht vom stoff erdrücken zu lassen — der nach seiner ansicht jeden erdrückt — zur philosophischen betrachtungsweise über. philosophie aber ist ihm im grofsen und ganzen eins mit der überzeugung, dass in aller mannigfaltigkeit eine einheit walte, und die rechtfertigung dieser überzeugung sieht er darin, dass sein tiefstes bewustsein es ihm sagt. auf dieser philosophischen höhe gibts nun für den vf. keine sprachen mehr, sondern nur noch sprache, und die frage nach dem ursprung dieses volapükigen betriebs ist ihm gleichbedeutend mit der frage nach dem innersten wesen der spracheinheit, dh. . . . doch nun kann ichs mir beim besten willen nicht versagen, des lesers erwartung nach art der romanschreiber zu spannen, ihn raten zu lassen, was das wesen der spracheinheit ist. nach des vf.s verblüffender lösung des rätsels ist es das wort, bei dem ausdruck und gedanke irgendwie eins sein müssen, weil sonst jedes forschen aufhören müste. doch keine sorge! der vf. weifs, wenn er auch nicht sagt woher, dass seine forderung unumstöfslich ist, mögen die historischen tatsachen noch so sehr zu widersprechen scheinen. er weifs ganz gut, dass oft ein und dasselbe wort des lexikons die verschiedenartigsten gegenstände bezeichnet. aber dann sinds eben verschiedene wörter. franz. *louer* 'loben' ist lat. *laudare*, *louer* 'vermieten' ist lat. *locare*. man darf sich nicht nur auf die äufsere form verlassen, es ist nach tieferen, im wesen der sache liegenden gründen zu suchen. und was wird dieses tiefere sein? der leser denkt wol, die bedeutung. doch mit nichten; es ist die wurzel. diese muss man feststellen zur aufdeckung notwendig vorhandener beziehungen, die man noch nicht kennt, die aber auf jeden fall einfach sind, so dass der weg der forschung aus der vielheit zur einheit führt, ein weg, 'der so absolut zuverlässig ist, dass wir seiner wahrheit gewiss bleiben müssen, sogar dann,

wenn wir das vermögen, ihn bis ans ende zu gehn, nicht haben sollten; denn 'ideae, quae sunt clarae et distinctae, nunquam possunt esse falsae' (Spinoza) das ist der inhalt des ersten capitels mit der überschrift 'die treibenden kräfte', mit einem Spinozacitat zu anfang und zu ende.

Mit diesem wegbahnenden bedürfnis der einheit tritt nun der vf. der masse des sprachstoffs nahe und stellt mühelos fest, dass es im griech. ein ablautsverhältnis zwischen *e* und *o* gibt. er weifs und erklärt ausdrücklich, dass diese beobachtung nicht neu ist. aber neu erscheint ihm der gedanke, dass zwei formen wie *τρέπω* und *τρόπος* nicht durch das verhältnis der directen abstammung mit einander verbunden seien, und neu erscheint ihm und ist auch wol der gedanke, dass sie die individuellen ausstrahlungen derselben gröfse, nämlich der idee der wurzel seien, gerade wie hinter den individuen eichen, buchen, birken usw. die idee des baumes stehe. zu dem, was nicht neu hieran ist, möcht ich doch eben einschalten: 'amicus Plato, sed magis amica veritas'. hat denn je einer den beweis dafür erbracht, dass solche den begriffen adaequat gedachten metaphysischen realitäten mehr als nur g e d a c h t sind? doch weiter! der vf. stellt nun auch einen wechsel zwischen *e* und *a* fest, dann auch einen zwischen *o* und *a*, weiterhin einen zwischen diesen kürzen und den entsprechenden längen, und dann muss das, was dem einen recht ist, auch dem anderen billig sein: auch *i* und *u* dürfen nicht ausgeschlossen werden, wenn auch die belege etwas spärlicher und, wie mir scheint, auch unsicherer werden. der vf. nennt lat. *salics* 'weide': *siler* 'bachweide'; griech. *δάκτυλος* 'finger': lat. *digitus*; got. *wakan* 'wachen': lat. *vigil* 'wach'; lat. *(v)radics* 'wurzel': got. *waurts*: griech. *ῥίζα*; nhd. *werfen*: griech. *(Ϝ)ῥίπτω*; lat. *(con-, pro-)fligo* 'schlage': *flagellum* 'geifsel'; lat. *hīra*, 'leerdarm': *haruspex* 'eingeweideschauer'; griech. *θλίβω* 'quetsche': *θλάω*; lat. *mollis* 'weich': *mild*; mhd. *wise* 'wiese': *wase* 'rasen'; nhd. *gitter*: *gatter*; nhd. *flitter*: *flattern*; nhd. *zinken*: *zacken*; nhd. *kiste*: *kasten*; lat. *nūbes* 'wolke': *nebula* 'nebel, gewölk': griech. *νέφος*; lat. *humanus* 'menschlich': *hemo* bzw. *homo* 'mensch'; griech. *στῦλος* 'säule': *στήλη*; griech. *πηδάω* 'hüpfe': *πυδαρίζω*; griech. *μυδάω* 'bin nass': *μυδαίνω* 'benetze': *μαδάω* 'zerfliefse': lat. *madeo* 'bin feucht'; griech. *ἦτρον* 'bauch': lat. *uterus*; griech. *χαμαί* 'auf der erde': lat. *humus* 'erde'; lat. *noc-t-s* 'nacht': griech. *νύκ-τ-ς*; lat. *calics* 'becher': griech. *κύλ-ικ-ς*; lat. *folium* 'blatt': griech. *φύλλον*; lat. *mola* 'mühle': griech. *μύλη*; lat. *pum-ec-s* 'bimsstein': mhd. *bimz*; got. *fon* 'feuer': *funins* 'des feuers'; lat. *senec-tut-s* 'greisenalter': *libertat-s* 'freiheit'. nun ist natürlich die brücke zu den diphthongen geschlagen (got. *wait*: *witum* etc.), dann wird noch schnell festgestellt, dass vocale auch schwinden, und endlich werden die beobachtung — nach ganz neuer und einziger methode — addiert und j e d e r wurzel zur

last gelegt: 'die wurzel ist von haus aus jeder vocalischen differenz fähig'. 'greifen wir also irgend eine wurzel, etwa die des griech. *γίγνεσθαι* ('entstehn, werden') als beispiel heraus, so ergibt sich als umfang ihrer vocalischen differenzierung folgender formenreichtum : *gĕn, gŏn, găn, gĭn, gŭn; gēn, gōn, gān, gīn, gūn; gein, goin, gain, geun, goun, gaun, gn'*. dreizehn weitere capitel erproben nun denselben methodischen kniff an den consonanten. es gibt wurzeldifferenzierungen infolge verschiedener lagerung der bestandteile (cap. 3), und daraus ergibt sich, dass jede wurzel in jeder lautphysiologisch möglichen lagerung ihrer bestandteile erscheint, die wurzel *gĕn* etc. also auch als *gen, gne, egn, neg, eng, nge, gon, gno, ogn* etc. etc. liquide und nasale wechseln beliebig mit einander (cap. 4), also ist statt *gen* etc. auch *gel, ger, gem, gol, gor, gom, gle, gre, gme* etc. etc. anzusetzen. auch idg. *bh gh dh* können beliebig für einander eintreten (cap. 5), alle nasale wechseln mit *v* (cap. 6), und das gilt auch für *bh gh dh* (cap. 7), mithin kann die wurzel *gen* auch als *gev, gebh, gegh, gedh, gov, gudh, gibh, gve, eggh, bhog* etc. etc. erscheinen : nun 'ist das eis gebrochen', aber der vf. hat sich gerettet und stellt fest, dass auch *s* an dem wandel teilnimmt (cap. 9) und auch *j* (cap. 10), dass also statt *gen* oder eines seiner schon zahlreichen genossen auch *ges, gej, egs, ogs* usw. usw. vorkommen kann. an dieser stelle hatte des vf.s forschung seiner eigenen angabe nach halt gemacht, über mehrere jahre. aber diese schönen ruhetage giengen, wie ich als referent feststellen muss, leider vorüber, und der vf. stellte fest, dass auch *k* an dem generellen lautwechsel anteil nahm (cap. XI), und auch *p* (cap. XII) und *t* (cap. XIII), und selbst diese unglückszahl XIII vermochte den kühnen flug des forschers nicht zu hemmen. bald ergab sich die tatsache, dass auch *d* (cap. XIV), *g* (cap. XV) und *b* (cap. XVI) in den kreis der wechselbälge gehören : 'überall dieselben erscheinungen ohne irgendwelche äufsere einschränkungen durch raum und zeit!' das sind die schlussworte des letzten der capitel, die sich mit verwirrenden und verwirrten einzelheiten befassen, und die zusammenfassende betrachtung kann beginnen. und sie beginnt mit den worten : 'wir sind auf der höhe'.

Von dieser höhe rückblickend fasst der vf. zusammen, was sich mit 'notwendiger gewisheit', wie er meint, für die erkenntnis des wesens und lebens der sprachwurzel ergeben hat, wobei er zunächst die physische und dann die psychische seite in betracht zieht. was erstere anbetrifft, so schickt er sich vor allem an, dem begriff wurzel nunmehr auch eine positive fassung zu geben. die wurzel ist ihm zunächst notwendig einsilbig und muss wie jede silbe einen vocal enthalten — ich komme in versuchung, warnend *pst!* zu rufen — und diesem vocal können höchstens drei consonanten vorausgehn und höchstens drei folgen, also — es ist nicht mein schluss, sondern des vf.s — hat man

unter wurzel 'jede mögliche einsilbige lautverbindung zu verstehn', zb. *i* 'gehn' — das beispiel ist von mir zur veranschaulichung der lautverbindung —. wie grofs die zahl derartiger wurzeln im anfang war, weifs der vf. zwar nicht anzugeben, aber das steht ihm doch fest, dass nur ein sehr geringer stoff vorlag. aus diesen wenigen wurzeln entstanden dann dadurch, dass jede einzelne die ganze reihe der vorhandenen sprachlaute durchlief, die vielen, die wir anderen sprachforscher als die grundelemente der überlieferten wörter festzustellen vermögen. dass es nicht leicht ist, sich diesen entwicklungsgang vorzustellen, fühlt der vf. recht wol. aber es leitet ihn nicht zu dem immerhin erwägenswerten gedanken, ob die ganze annahme nicht vielleicht unsinn sei, nein, das ligt nur an der 'begrenzten fähigkeit unserer auffassung'. wir können uns aber an der hand des vf.s den vorgang doch in etwar veranschaulichen, wenn wir 'einen faden nach dem anderen verfolgen, uns zb. vorstellen, wie aus der wurzel *pet* durch blofse änderung des auslauts *pek*, *per*, *pev*, *pegh* etc., anderseits durch blofse änderung des anlauts *ket*, *ret*, *tet*, *vet*, *net* etc. entsteht. aber es darf nicht vergessen werden, dass in wahrheit noch alles mögliche andere daraus wird, zb. *bim*, *bam*, *vau*, *mim*, *tik*, *tak* (diese wurzeln stelle ich auf) etc. die natur 'variiert ein und denselben stoff in unendlicher weise' . . . 'und hat selbst ihre schalkhafte freude an dem gelingen ihres neckischen trugs'. darin — ich muss es gestehn — fühl ich mich eins mit der natur.

Und wie stehts um die psychische seite der sprachschöpfung, um die 'seele der wurzel?' ganz einfach. 'jede wurzel ist der träger eines allgemeinbegriffs, die verschiedenen wurzelformen bezeichnen die verschiedenen vertreter dieses allgemeinbegriffs'. überhaupt ist 'jede specielle begriffsbezeichnung der sprache durchaus fremd'. also alles, was wir durchschnittsmenschen für ganz specielle bezeichnungen greifbarer dinge halten, das sind in wahrheit nur maskierte vertreter eines allgemeinbegriffs. der vf. gibt ein überraschendes beispiel. die vielen, vielen flussnamen, die so verschieden klingen, die so ausgeprägt individuell scheinen, an denen sich — ach — so mancher etymologe fruchtlos erprobt hat, die sind alle, alle abkömmlinge éiner wurzel, die 'fliefsen' bedeutet, über deren lautgestalt man sich aber nicht den kopf zu zerbrechen braucht, also die Saar, die Saale, die Maas, die Weser, die Neifse, die Adler, der Regen, die Fulda . . . doch wozu soll ich alle aufzählen? das register zu einem guten atlas leistet doch mehr, als ich auftischen könnte.

Der vf. bemerkt in seiner vorrede, dass er, aus der not eine tugend machend, jedes studium sprachwissenschaftlicher bücher vermieden habe. wenn es anders wäre, würde er vielleicht selbst gemerkt haben, wie nahe er Lazar Geigers längstüberwundener theorie gekommen, ohne doch deren consequenz

zu erreichen. Lazar Geiger machte ja auch bei den wenigen wurzeln nicht halt, sondern liefs diese aus einer einzigen alldeutigen urwurzel, liefs alle eindeutigen wörter aus vielen mehrdeutigen wurzeln hervorgehn. das studium dieses buchs hätte den vf. vielleicht von seinem vorhaben abgehalten, vielleicht allerdings aber auch nicht.

Hiermit, denkt man nun wol, könnte die untersuchung ihr ende nehmen. es folgen jedoch noch zwei capitel mit den spannenden aufschriften 'Der stoff und seine beherschung', 'Die idee und ihre herschaft'. das erste dieser beiden schlusscapitel umfasst 18 seiten, und dieser langen rede kurzer sinn ist folgende: die einsilbigen wurzeln, aus denen allein die sprache ursprünglich bestand, haben im laufe der zeit auch präfixe und suffixe angenommen, die wir abstreifen müssen, um des uns sonst der mannigfaltigkeit wegen vielleicht verwirrenden stoffes herr zu werden : 'der drang zur wurzel muss den stoff überwinden'. nach feststellung der wurzeln ist dann noch eine zusammenfassende darlegung der secundären elemente, also eine stammbildungslehre, erforderlich. die wurzeln aber, auf die sich dann alle weitere forschung zu beschränken hat, erscheinen bald in einfacher gestalt, bald mit einem lautlichen zusatz (zb. got. *aus-o* 'ohr' : *h-aus-jan* 'hören', also kann ein und dieselbe wurzel auch hinsichtlich der zahl der laute in den verschiedensten formen erscheinen, und — der übergang zu dieser neuen errungenschaft ist mir nicht ganz klar geworden — 'je eine wurzel, je eine bedeutung'. nur die eine, tiefste frage : 'wie verbindet sich mit der einzelnen wurzel der bestimmte generelle begriff?', lässt dieses viellehrende capitel unbeantwortet, wenn der vf. auch nicht ohne einiges zutrauen in die zukunft blickt. das letzte capitel endlich, manchem gewis das liebste, weil es das letzte ist, ist ungefähr so etwas wie das, was man in der patristischen litteratur eine catene nennt, eine art citatenchrestomathie zum lob der einfachheit in der ganzen natur.

Mein referat ist zu ende, und es sollte mich nicht wundern, wenn bei mehr als einem leser sich eine art aschermittwochsgefühl einstellte. bedarfs nun noch einer widerlegung? vielleicht nicht. aber besser ists doch, kurz zusammenzufassen, was die hauptfehler des buches sind, und wie sie entstehn konnten, um derartiges ein für allemal abzutun.

Ich habe die beispiele, die zur stütze der angegebenen theorie herangezogen worden sind, keiner kritik unterworfen, und ich bin auch der ansicht, dass es auf einige hundert falscher belege mehr oder weniger gar nicht ankommt. der vf. sagt mit recht, 'man halte sich vor allem an die beispiele, die eine absolute beweiskraft haben und ziehe aus ihnen seine folgerungen'. allerdings gibts derartig absolut beweiskräftiger beispiele nicht allzuviele, und hier und da durfte man wol auch fragen, ob auch

ur ein einziges stichhaltig sei? aber es mag ja sein, dass die erschenden ansichten vom ablaut und dem wechsel der con-onanten vielfach ergänzungsbedürftig sind, dass manches, was eute für falsch gilt, bald als richtig gepriesen wird. nicht der angel an kenntnissen ist es, der das ganze buch verdirbt, obwol der vf. in fragen der allgemeinen sprachwissenschaft bodenlos unwissend ist, sondern der mangel an denkfähigkeit, so sehr der vf. sich auch als philosophen fühlt. er ist es zunächst haupt-sächlich in dem der etymologie des wortes gemäfsen sinne. das ganze ergebnis beruht auf verunglückten gedankenoperationen. wie ich schon angedeutet habe, ist das die physische seite be-treffende resultat nur dadurch zustande gekommen, dass einmal an bestimmten beispielen beobachtete vorgänge ohne weiteres nicht nur als in allen fällen möglich, sondern auch tatsäch-lich vorhanden angenommen werden, und aufserdem für die bedeutung gleichwertige laute für gleich im mathematischen sinne gehalten, und nun aus daraus zusammengesetzten gleichungen ganz unbekannte fälle von lautwechsel erschlossen werden. zb. der vf. nimmt auf grund des got. *wait* : *witum* und anderer bei-spiele an, dass im idg. ein ablautsverhältnis zwischen *oi* und *i* bestand, was allgemein zugestanden wird, schliefst dann aber, dass jede wurzel nicht nur mit diesem vocalismus erscheinen kann, sondern auch erscheint. anderseits stellt er fest, dass *i* auch mit *a* wechsele, mag dies nun richtig sein oder nicht. falsch ist auf jeden fall der schluss : $a = i$, $oi = i$, also $a = oi$. mithin ist das ganze überraschende, die lautgestalt der wurzeln betreffende ergebnis mindestens nicht bewiesen. der bau, der den meister mit soviel stolz erfüllt, ist ein kartenhaus. nicht besser stehts aber um das die bedeutung betreffende resultat. es ist klar : wenn man dem bestandteil einer reihe zusammengehöriger wörter, der allen gemeinsam ist, eine bedeutung zuschreiben will, so kann diese, da sie auf den ganzen kreis passen soll, natürlich nur allgemein sein. derartige grundelemente haben aber selbst-verständlich in wahrheit überhaupt keine bedeutung, da sie ja isoliert gar nicht vorkommen. als sie freilich selbständige wörter waren, was ja nicht bei allen grundelementen, aber doch wol bei einem teil der indogermanischen zutrifft, da hatten sie natürlich auch irgend einen sinn, welchen aber, das bedarf offenbar noch besonderer, schwieriger untersuchungen, falls es sich überhaupt feststellen lässt. die dem grundelemente einer wortgruppe bei-gelegte bedeutung ist also mindestens nicht bewiesen, und die vermutung, dass eine solch allgemeine abstracte bedeutung je einem bestimmten wort angehört habe, spricht aller erfahrung hohn. der vf. glaubt nun allerdings, eine so auffällige generelle bedeutung noch bei den heutigen wörtern feststellen zu können. ihm ist offenbar aufgefallen, was alle welt schon weifs, dass ein wort, sowie es im wörterbuche erscheint, oft mehrere bedeutungen

hat, wie beispw. *bogen*, das unter anderem ein papierblatt und auch eine schusswaffe bezeichnet. der schluss, *bogen* bezeichne also keine vorstellung, sondern etwas allgemeines, einen allgemeinbegriff, ist aber ganz unnütz und falsch. unnütz ist er, weil es sich überhaupt nicht um den im wörterbuch aufgespeicherten lautcomplex handelt, sondern um das würklich gebrauchte wort. dieses bezeichnet in der regel nur eine, aus dem zusammenhang und der situation verständliche vorstellung, in der regel, nicht immer, wie wortspiele, freiwillige und unfreiwillige, zeigen. falsch aber ist der schluss, weil die tatsache, dass ein lautcomplex verschiedenes bezeichnen kann, doch nicht besagt, dass dies nun nicht im einzelfalle in ganz specieller weise geschehen kann. dann müste man auch annehmen, ein messer, das zum schneiden von brot, käse, papier und anderem gebraucht wird, schneide nur in den abstracten allgemeinbegriff stoff. der gebrauch eines und desselben wortes für verschiedene dinge, eigenschaften, vorgänge oder was es nun sein mag, beruht entschieden einerseits auf einem mangel an unterscheidungsfähigkeit und anderseits auch darauf, dass kein menschengedächtnis ausreichen würde soviele wörter zu behalten, wie nötig wären, wenn jede vorstellung ihren besonderen namen haben sollte. unfähigkeit des beobachtens und gedächtnisschwäche bilden den anfang des abstracten denkens. wenn jemand auf der strafse seines nachbars hund erkennt, so hält man das gemeiniglich für keine besondere geistestat. wenn aber einer infolge seiner kurzsichtigkeit oder wegen der mangelnden fähigkeit, bei hunden individualitäten zu entdecken, nur etwas verschwommenes mit vier beinen herankommen sieht und dann sagt 'da kommt ein hund', so hat er die schon mehr geschätzte geistesarbeit des subsumierens geleistet. so geschiehts nun auch wol, dass man eine ganze masse verschiedener dinge mit einem einzigen wort benennt, weil man die individualitäten gar nicht bemerkt, wie beispw. bei fliegen, mücken und dergleichen. meistens jedoch sind wir uns wol einer gewissen verschiedenheit bewust, aber wir haben kein besonderes wort für jeden fall zur verfügung und behelfen uns eben. dieser übrigens weit verbreitete fehler, das erst durch die sprache ermöglichte begriffliche denken für das primäre zu halten, leitet zu dem kernfehler des ganzen buches über, das subjective in die dinge zu verlegen. die anschauliche erkenntnis zeigt dem menschen eine verwirrende fülle von erscheinungen, vor der man ruhe haben möchte; und die erfüllung des wunsches, es möchte einfacher sein, wird durch die logische, auf der intuition beruhende erkenntnis auch vorgetäuscht. natürlich lässt sich hiergegen auch nichts einwenden. wenn dann aber einer diese begriffliche verarbeitung der anschauung, deren einfachheit nur durch ein übersehen und verkennen der verschiedenheiten, durch ein augenverschliefsen vor der mannigfaltigkeit der wahrnehmungswelt zustande gekommen ist, mit der anschauung

selbst identifiziert, ihr demnach auch einfachheit nachrühmt, oder gar noch einen schritt weiter geht und sie den dingen selbst zuschreibt, die uns als nichtangeschaute, also an sich überhaupt unbekannt sind, dann macht er offenbar das letzte zum ersten. dieser glaube an einfachheit und einheit ist es aber, der den vf. zur untersuchung angestachelt und den ganzen weg begleitet hat, der ihm zuversicht verleiht, wo andere leute verzweifeln, der ihm das für die entwirrung schwerste, das complizierteste durchsichtig erscheinen lässt. für keinen forscher scheint mir aber ein derartiger glaube gefährlicher zu sein als für den linguisten. die befähigung zur anschaulichen, durch kein logisches vorurteil beeinflussten erkenntnis ist das, was dem sprachforscher in erster linie nottut, womit natürlich nicht gesagt ist, dass nun nicht nachträglich das intuitiv gewonnene wie bei aller wissenschaft begrifflich verarbeitet werden müsse. er bedarf nur deshalb mehr als andere forscher eines stark ausgeprägten würklichkeitssinnes, weil das object seiner beobachtung zugleich die brücke seines denkens ist, weil die zwei welten der anschaulichen und begrifflichen erkenntnis sich gerade in der sprache berühren, eine kleine grenzüberschreitung demnach naheligt. wer botanik, zoologie oder mineralogie treibt, wer plastische kunstwerke, gemälde oder ähnliches studiert, der wird bei seinen grundlegenden beobachtungen kaum durch begriffliches gestört werden. mit dem wort aber stellt sich gleich das gewebe von associationen ein, das den beobachter nur zu leicht in die sphäre des logischen denkens hineinzieht. daz zeigt die schwierigkeit, den glauben an eine der logik entsprechende universelle sprache neben den tatsächlichen beobachteten zu überwinden, eine schwierigkeit, deren selbst Wilhelm von Humboldt nicht ganz herr werden konnte, die erst Steinthal, an seinem bahnbrechenden vorgänger erstarkt, zu besiegen vermochte. aber Humboldt hatte schon die wege gewiesen. er hatte zunächst betont, dass die sprache als sprechen aufzufassen sei, wobei allerdings noch ein rest sprache erübrigte, der ihm objectiv zu sein, der ihm unabhängig von den sprechenden individuen zu bestehn schien. das war ein irrtum, den ich, wie ich glaube, zuerst und auf jeden fall ohne mir eines vorgängers bewust zu sein, dadurch beseitigt habe, dass ich auf die erinnerung früheren sprechens als etwas ebenfalls würkliches hingewiesen habe (Der deutsche sprachbau s. 1), also etwas zwar nicht von uns unabhängiges, aber leicht unabhängig erscheinendes, da man das erinnern gemeiniglich mit dem verwechselt, dessen man sich erinnert. dann hatte Humboldt gezeigt, wie das sprechen ausdruck einer bestimmten weltanschauung, der inneren sprachform, sei, und mit dieser entdeckung, die nach BDelbrücks sonderlicher ausdrucksweise allerdings wider 'beiseite gelegt worden' ist, dh. aber natürlich von ihm und seinesgleichen wie WWundt etc., war das programm im wesentlichen schon entworfen. alles

sprechen ist ausdruck, und die aufgabe der sprachwissenschaft ist es, die verschiedenen ausdrucksweisen aus der jeweiligen geistigen eigenart zu erklären, eine aufgabe, zu deren lösung es in erster linie aufmerksamer, vorurteilsfreier beobachtung bedarf, die sich aber begreiflicherweise nicht auf eine abstraction sprache, sondern nur auf durchaus individuelles sprechen richten kann. die verschiedenheiten aber, die man dort beobachtet, verraten dem vorurteilsfreien beobachter auch nicht das geringste von einer ihnen zugrundeliegenden einheit. 'die ordnung und regelmäfsigkeit also an den erscheinungen, die wir natur nennen, bringen wir selbst hinein' (Kant).

Gr.-Lichterfelde, 19 sept. 1905. FRANZ NIKOLAUS FINCK.

Poetik von HUBERT ROETTEKEN. erster teil. München, Beck, 1902. VI und 315 ss. 8°. — 7 m.

'Methode' ist nicht nur losung und feldgeschrei im kampf wider den dilettantismus auf litterarhistorischem gebiet, sondern zugleich ein erisapfel unter den zunftgenossen. die bekenntnisse — kritisch-philologisch, psychologisch, culturhistorisch und wie die namen heifsen — stellen sich alleinseligmachend einander entgegen, als ob nicht eben der begriff methode über diesen disciplinen stünde, ähnlich wie der begriff religion über den kirchen und secten. als ob methode nicht eben die vielseitigkeit wäre, die alle waffen zu führen weifs, für die sich zu jedem problem der zugänge viele eröffnen, und die doch mit feldherrnblick den glücklichsten angriffspunct wählt. jedes thema zeitigt eine neue methode, und das vorgehn jedes forschers weist wider seinen individuellen zug auf — so bleibt das letzte der methode unbestimmbar, und streitigkeiten hierüber werden oft unfruchtbar sein wie ein theologisches dogmengezänk.

Ein buch, das den titel 'Poetik' führt, würden wir nicht mit solchen betrachtungen begrüfsen, wenn nicht die person des vf.s dazu anlass gäbe. Roetteken hat dieses werk bereits im jahre 1896 angekündigt bei gelegenheit einer besprechung von Elsters antrittsrede über 'Die aufgaben der litteraturgeschichte' (Zs. f. vergl. ltg. n. f. 9, 415)? er hat damals die litteraturgeschichte als eine durchaus selbständige wissenschaft proklamiert, die sich der philologie nur als einer hilfswissenschaft bediene. aber weiterhin, namentlich in einer methodologischen fehde, die sich durch die jahrgänge 1897 und 1898 des Euphorion hinzieht (vgl. Euphorion 4, 718 ff), hat sich verraten, dass eine andere wissenschaft für ihn über den rang der dienenden magd hinausgewachsen ist und sein ganzes system als leitende richtschnur bestimmt. es ist die psychologie.

Aus einer gewissen überschätzung dessen, was man als neu und fördernd zu erschliefsen glaubt, darf kein schwerwiegender

vorwurf gemacht werden; zumal so lange die gelegenheit zu praktischen beweisen noch aussteht. R.s Poetik könnte immerhin einen teil der versprechungen einlösen; hier darf man das schulbuch der psychologisch-litterarhistorischen methode erwarten, das im ganzen wie in einzelheiten den nachweis von der fruchtbarkeit der neuen disciplin erbringt. es muss aber gleich anfangs bemerkt worden, dass der vorliegende erste teil diese hoffnungen nicht erfüllen kann, weil er sich auf gebieten bewegt, deren psychologische behandlung selbstverständlich ist und keineswegs etwas principiell neues bedeutet.

R. geht nämlich nicht von der person des dichters aus, sondern vom geniefsenden; nicht vom ursprung und werden der poesie, von den geheimnissen des dichterischen schaffens, sondern von der analyse der eindrücke unserer heutigen poesie auf das publicum unserer culturstufe. der erste band ist also in sich eine kleine ästhetik, die der eigentlichen poetik zur grundlage dienen soll. die bgründung dieser anlage hat etwas bestechendes: 'Was in mir vorgeht, wenn ich eine dichtung lese, das kenne ich aus eigener erfahrung, und jederzeit, wenn meine untersuchung eine widerholung jener vorgänge wünschenswert macht, kann ich sie veranlassen. die vorgänge im dichter dagegen sind mir und allen denen, die nicht selbst dichter sind, nicht unmittelbar gegeben, sondern ich kann sie mir nur nach den selbstzeugnissen der dichter, durch rückschlüsse aus den fertigen werken, mit zuhilfenahme allgemeiner psychologischer gesetze construieren. was ich in dieser weise erst gewinne, kann als ausgangspunct der untersuchung unmöglich den vorrang vor dem direct gegebenen beanspruchen'. einige einwände lassen sich gegen diese folgerung freilich erheben : der zweite band wird schwerlich unmittelbar an den ersten anknüpfen können, sondern wieder einen selbständigen anfang von der anderen seite her suchen müssen, eh er die bisher gewonnenen resultate verwerten kann. und wird sich dann die selbstbeobachtung nicht oft als ungenügende grundlage erweisen? wenn einmal von der seite des geniefsenden angefangen wird, so wäre diese ästhetik zu einer historischen geschmackslehre zu erweitern und hätte alle zeitlichen wandlungen in der aufnahme von dichtungen, die ganze abhängigkeit des ästhetischen genusses von culturbedingungen, moden und zeitströmungen consequent zu berücksichtigen. vielleicht werden diese bedenken durch die folgenden bände praktisch widerlegt; vorerst zieh ich die anordnung von Elsters 'Principien der litteraturwissenschaft' vor, wie denn überhaupt Elsters buch zwar in psychologischen dingen nicht so vielseitig und gründlich unterrichtet, aber dafür auf die praktischen bedürfnisse des litterarhistorikers mehr eingeht, während Roetteken sich an weitere kreise wendet und es nicht für seine aufgabe hält, ein vollständiges arsenal litterarhistorischen handwerkszeuges einzurichten.

Aufser in der vorrede nimmt R. auf Elsters werk keinen bezug und zeigt sich auch nirgends davon abhängig; überhaupt vermeidet er methodologische polemik und muss nur in seinen vorbemerkungen aufser einer auseinandersetzung mit Lamprecht eines besonderen gegners sich erwehren. dieser eine fall freilich charakterisiert die stellung der schule, deren huldigungen für die wissenschaftliche psychologie ein werben ohne gegenliebe sind. in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche philosophie haben Elsters Principien einen übelwollenden recensenten gefunden, der die ganze psychologische richtung der litteraturgeschichte als 'eine höchst unsolide sache' bezeichnete. dinge, deren erkenntnis auch ohne beherschung der psychologie sich ergebe, würden nicht ohne zwang unter psychologische titel gebracht, während die eigentlichen gegenstände der psychologie für die litteraturwissenschaft nicht fruchtbar zu machen seien. gegen diese voreingenommenheit muss sich auch R. verteidigen, und zwar wählt er mit grofsem geschick ein beispiel aus seiner eigenen litterarhistorischen praxis, um nachzuweisen, dass der litterarhistoriker keinesfalls bei dem blofs instinktiven verständnis einer dichtung stehn bleiben darf, sondern zur psychologischen analyse des nacherlebens weiterschreiten muss. das ist gewis richtig und hat sich in jenem aufsatz R.s über Haller (Zs. f. vgl. ltg. n. f. 9, 295ff) bewährt, aber diese psychologische analyse bleibt immer das secundäre. und sobald diese methode allgemein und handwerksmäfsig gehandhabt würde, bestünde die gefahr einer charlatanerie, die intuitive erkenntnisse durch aufzwängen einer fremden terminologie verdunkelt.

Dieser vorwurf ist gegen R.s buch keineswegs zu erheben, dagegen erscheint es wol stellenweise, als ob psychologische detailfragen aufgerollt seien, die für die weitere untersuchung kaum fruchtbar zu machen sind. der grund dieser mängel ligt in dem hauptvorzuge des buches, nämlich in der selbständigkeit, mit der R. — im gegensatz zu Elster — in psychologischen fragen seinen standpunct sucht. das referat des inhalts sei eröffnet mit der skizze, die Roetteken selbst 1896 in seinem vortrage Über die dichtungsarten (Euphorion 3, 336ff) darbot: 'Ich gebe zunächst einen psychologischen unterbau. ich gehe aus von der sprache und untersuche, welche vorgänge die sprache in der seele des hörers oder lesers anregen kann, wie und unter welchen bedingungen sie ein inneres bild gibt und direct durch den klang oder indirect durch das bild das gefühl erregt. begriffe, wie ästhetische anschauung, illusion, substitution, kommen hier zur erörterung. dann suche ich eine definition aufzustellen, und im anschluss an das capitel, das die definition bringt, kommen einige allgemeinere fragen zur behandlung, verhältnis zur poesie und moral und anderes'.

Diese disposition ist im ganzen befolgt worden. das erste

capitel, das die überschrift 'Die sprache und das innere bild' trägt, geht von der abgrenzung des begriffes poesie aus und findet das erste merkmal in der vermittlung durch die sprache; im gegensatz zu Scherer wird also die erfindung einer pantomime so gut wie der zusammenhang eines bildercyklus von der poesie ausgeschlossen. engere bestimmungen sucht R. in den durch die sprache angeregten vorstellungen zu finden, einmal in den onomatopoetischen würkungen, und dann in den bewustseinsvorgängen, die durch die wortbedeutung vermittelt werden : den optischen und akustischen vorstellungen, den motorischen, den geschmacks- und geruchsempfindungen. schon hier auf ihrem eigenen gebiet hat die experimentelle psychologie noch nicht genügend vorgearbeitet, und R. ist zum grofsen teil auf subjective selbstbeobachtungen angewiesen. wo er darüber hinausgeht, ist die methode nicht gerade erschöpfend, wofür folgendes beispiel sprechen soll : 'Ich habe einmal zu einem versuche die bekannten verse Matthissons benutzt:

Der Fischer singt im Kahne, der gemach
Im roten Widerschein zum Ufer gleitet,
Wo der bemosten Eiche Schattendach
Die netzumhang'ne Wohnung überbreitet.

ich liefs von einer ganzen anzahl von personen die bilder zeichnen, die durch diese verse in ihrer phantasie geweckt wurden, und erhielt die verschiedensten resultate. der eine zeichnete die wohnung rechts, der andere links, ein dritter mehr im hintergrunde; bei dem einen war das ufer hoch und steil, bei dem andern niedrig usw.'

Es ist klar, dass dies reizvolle gesellschaftsspiel nicht ausreichen kann, die vollständige willkür der nachschaffenden phantasie zu beweisen. gerade hier haben wir ein gröfseres beobachtungsmaterial in der illustrationskunst aller zeiten, und es käme noch auf eine ikonographische untersuchung an, ob eine plastische dichterstelle nicht gelegentlich den gleichen vorstellungszwang auf verschiedene, unabhängig von einander nachschaffende künstler ausgeübt hat. man fände in solchem material auch die zeitgenössische anschauung des publicums, an das der dichter sich gewant hat; für den leser des 18 jh.s muste sich eine naturbeschreibung etwa in den stil Poussins oder Claude Lorrains umsetzen; für den modernen leser je nach seinem bildungsgrad in einen ähnlichen stil oder in den eines modernen landschafters. freilich müste man sich auch vergewissern, wieweit und in welchem kunststil das bild dem dichter selbst zu klarem bewustsein gekommen ist. das alles sind betrachtungen, die R. von seinem ersten bande ausgeschlossen hat; immerhin hätte er darauf hinweisen können, von wie grofser wichtigkeit eindrücke der malerei für die formung des inneren bildes sind : bei der frage zb., ob abstracte begriffsworte eine anschauliche vorstellung erwecken

können, zb. tugend das bild einer weiblichen gestalt, tapferkeit das bild eines gewaffneten mannes, entgeht ihm die naheliegende erklärung, dass die vorstellung aus den allegorien der bildenden kunst nahrung erhält.

Am schluss dieses capitels kehrt R. zum ausgangspunct zurück: objective merkmale der poesie haben sich nicht ergeben; zwischen dichtung, biographie und historischer darstellung verwischen sich die grenzen und es bleibt vorläufig bei der definition: jedes sprachliche werk ist für mich eine dichtung, solange ich mich ihm gegenüber im zustande der ästhetischen anschauung befinde.

'Die ästhetische anschauung', die das thema des zweiten capitels bildet, schliefst jedes aufserhalb stehnde motiv aus und unterscheidet sich so von dem wissenschaftlichen interesse an der sprachlichen darstellung. wol kann dies auch werken der poesie gegenüber zur geltung kommen; ebenso können in dialektischen, satirischen und politischen tendenzen der dichtung selbst innere antriebe liegen, die aus dem zustande der ästhetischen anschauung hinausführen; es kommt also darauf an, wie stark die poetischen factoren sind, die unsere aufmerksamkeit gefesselt halten. Roetteken entwickelt nun weit ausholend die associativen zusammenhänge, durch die aus residuen früherer wahrnehmungen der eindruck der lebenswahrheit einer schilderung entsteht. ganz lässt sich in diesem abschnitt auf genetische gesichtspunkte nicht verzichten; es kommt auf die verschiedenen bildungsgrade des publicums an, für den hörer des mittelalters, der die ungeheuerlichsten erfindungen als historisch beglaubigte tatsachen entgegennahm, bestanden andere bedingungen als für den modernen geniefsenden, der sich der phantasiesituation eines dichters freiwillig hingibt. ebenso ist bei der illusion im theater die gewohnheit und übung des besuchers entscheidend und der vorsatz, sich den bühnenvorgängen gegenüber passiv zu verhalten. ganz consequent ist R. hier in seinem standpuncte nicht; denn er erwähnt zwar die californischen goldgräber, die auf einen Jago schossen, trotzdem stellt er die behauptung auf: 'wer zum ersten male eine aufführung ansieht, ohne bis dahin etwas vom theater gehört zu haben, der wird sich vielleicht wundern, wie die leute dazu kommen, da vor aller augen und ohren ihre intimen verhältnisse zu besprechen, und wird sich vielleicht veranlasst fühlen, die sache näher zu untersuchen'. diese rationalistische auffassung scheint mir allen erfahrungen zu widerstreiten. auf weitere einzelheiten, die widerspruch herausfordern, kann hier ebensowenig eingegangen werden wie auf die vielen feinen beobachtungen, die dieses capitel enthält.

Das dritte capitel 'Die gefühlswürkung' ist das wichtigste und wertvollste des buches. schon der erste abschnitt 'Der associative factor' nötigt, zu fragen stellung zu nehmen, die

für die psychologische wissenschaft noch nicht ausgemacht sind; der zweite abschnitt, für den R. die überschrift 'Die einschmelzung' gewählt hat, wendet sich nun näher den poetisch-stilistischen dingen zu, freilich wider consequent vom subjectiven standpuncte des geniefsenden aus und ohne völkerpsychologische gesichtspuncte. sonst hätte gerade hier an metaphorischen verschmelzungen und personificationen der litterarhistoriker dem psychologen das interessanteste material vorlegen können, aus dem sich schlüsse über die fähigkeit zur einschmelzung bei verschiedenen rassen und zeiten ziehen liefsen; ich denke zb. an die altnordischen kenningar und die formelhaften elemente, und im gegensatz dazu an die tropen der orientalischen poesie. anderes, was in diesem capitel im abschnitt 'Die einzelnen gefühlsanlässe' hätte zur sprache kommen können, ist notgedrungen den späteren bänden vorbehalten geblieben : der behandlung des rhythmus sollen noch die untersuchungen, die von Meumann und seiner schule zu erwarten sind, zu gute kommen. hier ligt ein nachteil, der sich nach dem abschluss des ganzen fühlbar machen wird. je mehr wir von einer psychologischen grundlage der poetik und der ganzen litteraturwissenschaft neues und fruchtbringendes erwarten, desto ernster taucht die frage auf, ob ein zusammenfassendes werk heute nicht zu früh kommt. wir stehn vor keiner vollendeten architektur, sondern zwischen den gerüsten eines bauplatzes : hier ragt schon eine fertige mauer empor, während dort gerade die ersten spatenstiche für das fundament geschehen sind. wie viel neues ist schon in den letzten zwei jahren hinzugekommen; Wundts Völkerpsychologie und Mauthners Kritik der sprache sind noch nicht verwertet, und Der ästhetische genuss von Groos kommt erst der zweiten hälfte des buches zu gute. die beiden folgenden bände werden auf einer viel breiteren basis sich aufbauen und den interimistischen ersten band oft berichtigen und ergänzen müssen. auch in den litterarischen beispielen werden die folgenden bände weiter schreiten, denn da R. sein material aus der alltagsbelletristik wählt, so repräsentiert der erste band die belesenheit von 1901 und führt zuweilen werke auf, die man nach einer reihe von jahren nicht mehr kennen wird.

Dass die berechnung des werkes auf weitere kreise nachteile mit sich bringt, tritt am deutlichsten am schlusse des bandes hervor. denn das vierte capitel 'Der wert der poesie', das noch wichtige fragen wie die katharsis erörtert, senkt sich schliefslich mit ratschlägen über verleihen und verschenken von büchern, mit betrachtungen über theatercensur, über die schädliche würkung des Simplicissimus udgl. auf das platteste niveau eines familienblatt-feuilletons herab. übrigens hat der vf. selbst empfunden, dass die behandlung der aufserästhetischen würkungen der poesie mancherlei trivialitäten mit sich brachte.

Nach allem dem lässt sich über Roettekens Poetik noch

kein abschliefsendes urteil fällen. das programm der fortsetzung ist in dem oben erwähnten vortrag (Euphorion 3, 336ff) enthalten: während neun zeilen den inhalt des vorliegenden bandes zusammenfassen, ist die weiterführung dort auf dreizehn seiten skizziert. in ungefähr dem gleichen verhältnis stehn der gewinn, den die litterarhistorische methode durch das bisher geleistete erfahren hat, und die bereicherung, die sie von den folgenden bänden sich noch versprechen darf.

Stuttgart (München). J. Petersen.

The genitive case in anglosaxon poetry. (dissertation submitted to the board of university studies of the Johns Hopkins university ... for the degree of doctor of Philosophy.) by George Shipley. Baltimore 1903.

Eine fleifsige akademische schularbeit, die wol nicht in allen teilen gleich, aber in einzelnen doch als recht gelungen zu bezeichnen ist. nach einer vorrede und einer ergänzungsliste zu Wülfings bibliographie zur ae. syntax, die recht reichhaltig, aber doch nicht ganz erschöpfend ist, folgt im I cap. die erörterung des genitivs bei verben. ein historischer überblick über die ansichten der grammatiker von Grimm an bis Delbrück ist noch vorausgeschickt, worauf der vf. zur classification der verba übergeht, die sich mit dem genitiv verbinden. er unterscheidet elf gruppen uzw. verba des gebens und nehmens; des gebrauches und der erfahrung; der bewegung und der geistigen tätigkeit; des gedankenausdrucks; des waltens und beherschens; des glaubens und des zweifels; des affectes; verba mit dem genitivus instrumentalis; verba des trennens; des helfens; verba mit dem genitiv des preises und mafses. die zu jeder gruppe gehörigen zeitwörter sind aufgezählt und im anschluss an jede classe die möglichen constructionen derselben mit anderen casus hervorgehoben. bei der III gruppe ist ein excurs über die würkung des präfixes *ge-* eingeschaltet, die sich insofern äufsert, als die damit versehenen verba den accusativ verlangen, während sie ohne präfix sich mit dem genitiv verbinden. *ge-* verstärkt den begriff des verbs, weshalb denn auch der (nach Grimm) 'die vollste bewältigung des gegenstandes' bezeichnende accusativ eintreten muss.

Gegen die einteilung der verba, wie sie Sh. gibt, könnte man subjectiv verschiedenes einwenden und anders gruppieren wollen, aber die hier gegebene classification ist nicht ohne begründung und deshalb so wie jede andere ganz gut annehmbar. auf dieselbe folgen dann 44 seiten belege in alphabetischer anordnung der verba, mit eingestreuten wenigen umständlicheren besprechungen einzelner schwierigerer stellen. hier könnte man sagen, dass es nicht so eintönig und öde gewesen wäre, wenn die belege gleich bei den einzelnen gruppen der verba angebracht worden wären; aber auch das ist eigentlich nur sache

der subjectiven anschauung. am ende des capitels gibt der vf. unter der überschrift 'Mistaken renderings' über einzelne stellen zum unterschied von der traditionellen auffassung seine eigenen ansichten zum besten; manches davon ist unzweifelhaft gut (zb. s. 65 zu *fyrdran*), anderes unsicher. gut sind auch an letzter stelle des capitels (s. 66) die 'verb-phrases' mit dem genitiv, die übrigens auch schon in der reihe der verba hätten platz finden können.

Im II capitel ist (ganz parallel mit dem ersten) der genitiv bei adjectiven behandelt. wider geht eine classification voran, in jeder der sechs gruppen (adj. der fülle und des mangels; der körperlichen oder geistigen beschaffenheit; der bereitschaft und des verlangens; der erinnerung und des vergessens; des verdienstes und der schuld; der ausdehnung) werden die coincidenten constructionen erwähnt und die belege folgen in eintönig alphabetischer reihe auf s. 72 bis 85. wider könnte man subjectiv anders einteilen und die belege wären besser gleich in die gruppierung eingeschaltet; aber ich will dem vf. daraus keinen vorwurf machen.

Im III capitel folgt die behandlung des genitivs beim substantiv; eigentlich sie sollte folgen; aber der vf. hebt mit den worten an: 'Most relations expressed by the limitation of one noun by another in the gen., are common to nearly all Indo-European languages; a d e t a i l e d a c c o u n t o f t h e s e r e l a t i o n s w i l l n o t b e a t t e m p t e d here'. das ist jedoch eine entschiedene schwäche der ganzen arbeit, denn eine eingehnde erörterung a l l e r beziehungen des genitivs war durch die fassung des themas geboten. vf. gibt nur einige wenige stichproben der 'great flexibility of usage' des gen. im ae. (einige genitive qualitatis im attribut und im prädicat, die coincidenz des *of* + casus und des possess. dat. für den genitiv, und einige worte über die freiheit der stellung des genitivs), und das ist alles! er sagt zwar selbst in der vorrede: 'chapters III and IV are noticeably fragmentary', aber das entschuldigt ihn nicht, er hätte namentlich cap. III nicht fragmentarisch belassen sollen. das IV cap., das er auf diese art selbst mitverurteilt, verträgt die fragmentarische behandlung viel besser: es spricht vom genitiv bei quantitativen fürwörtern 'including ordinal numerals and adjectivs and adverbs of quantity', dh. überall ist nur von éiner art des genitivs die rede, vom casus der quantität, resp. dem genit. partitivus, und da ist, wenn auch eine eingehndere behandlung erwünscht wäre, doch kein zweifel über die hauptsache möglich. dafür ist dann cap. V (genitiv bei zahlen) wider erschöpfend, indem es alle belege gibt, die dem vf. aufgestofsen sind; ebenso cap. VI über den (partitiven) gen. beim superlativ. ob die (übrigens sehr spärlichen) belege für den genitiv beim comparativ, die hier Sh. ausschliefst, ohne weiteres als zum

partitivus gehörig anzusehen sind, ist mir zweifelhaft; ich möchte die genitive, — analog zum slavischen 'lepši od koho' — lieber als separative erklären. — es folgen dann noch cap. vii über den adverbialen genitiv; cap. viii genit. bei präpositionen; cap. ix genit. bei *wâ* und *wel*, und im cap. x die besprechung einiger einzelstellen, deren auffassung nicht ganz sicher steht. einige berichtigungen und ein verzeichnis sämtlicher überhaupt zur sprache gelangter stellen beschliefsen das werkchen, das trotz der hervorgehobenen schwächen namentlich wegen der eingehnden darstellung des genitivs bei verben und bei adjectiven aufmerksamer lectüre wol wert ist.

Kalsching im Böhmerwalde, 3 sept. 1904. V. E. Mourek.

Die von LBock aufgestellten regeln über den gebrauch des conjunctivs im mittelhochdeutschen, untersucht an den schriften meister Eckarts. von Emerich Pantl. (sonderabdruck aus den programmen des ii staatsgymnasiums im ii bezirke Wiens 1899 und des kaiser Franz Josef staatsgymnasiums in Freistadt 1902.) 29 und 28 ss. 8°.[1]

Eine fleifsige und sehr belehrende arbeit: sie beweist zunächst mit handgreiflicher sicherheit die richtigkeit des satzes, den LBock selbst an die spitze seiner abhandlung (QF. xxvii, s. 1) gestellt hat, dass nämlich in der entwicklung der deutschen sprache ... die anwendung des conjunctivs ab-, die des indicativs zunehme, oder umgekehrt ausgedrückt, dass die anwendung des conj. in jeder älteren zeit jedesmal eine häufigere war und sich dann durch eine reichlichere anwendung des indic. verringert hat. in Eckarts prosa ist der conj. im gegensatze zb. zu Hartmanns dichtungen (die Weingartner auf Bocks regeln hin untersucht hat) ganz bedeutend zurückgegangen. der conj. ist im deutschen in offenbarem verfall, der sehr zeitlich angefangen hat und sich ziemlich rasch entwickelte: man hat die feinheiten des ausdrucks immer mehr vernachlässigt.

Aber Pantl beweist auch noch etwas mehr, wenn auch vielleicht nicht ganz absichtlich: seine belege ergeben mit nahezu absoluter sicherheit, dass sich Bocks regeln nicht bewähren! überraschend ist das nicht, denn Bocks regeln fufsen auf der voraussetzung, dass der hauptsatz den modus des nebensatzes entscheidend beeinflusse (vgl. Bock QF. xxvii s. 34 § 11, s. 44 § 15) oder dass der conj. 'der formelle ausdruck der abhängigkeit' ist (vgl. Bock s. 59 § 17 unten), ja Bock bezeichnet (QF. xxvii (s. 73) geradezu als 'das wichtigste positive ergebnis' seiner

[1] die tatsache dass die teile der arbeit in programmen zweier verschiedener anstalten und in so weit auseinander gelegenen fristen veröffentlicht wurden, hat verschiedene übelstände veranlasst, die der vf. im eingange der zweiten abteilung selbst beklagt. das schlimmste ist die in der ii abteilung wider mit 1 anhebende pagination. aber der innere wert der untersuchung bleibt durch diese äufseren umstände unberührt.

rbeit den 'nachweis wie der conj. durch bezeichnung der möglichkeit, notwendigkeit, gewisheit zugleich der satzverbindung ient'. trotzdem lässt sich diese voraussetzung nicht halten und ur erklärung des conj. im nebensatze muss man den weg vom onj. des unabhängigen satzes aus suchen, denn auch der abhängige satz hat vor allem s e i n e n modus,[1] den ihm die eigenen umstände dictieren, wenn man auch hie und da eine assimilierende kraft eines conjunctivs oder conjunctivischen ausdruckes im hauptsatze nicht völlig zu bestreiten braucht.

Pantl selbst sagt übrigens gleich auf s. 1 seiner schrift (unten), dass 'es bei der beurteilung des modus eines satzes doch auch einigermafsen auf den inhalt ankommt' (natürlich, und nicht blofs einigermafsen, sondern v o r allem anderen!) und bemerkt auf s. 2 treffend, dass 'die umstände, welche auf die wahl des modus einwürken, oft sehr verschieden und widersprechend' sind, und . . . 'es hängt ja immer von der situation und der willkür des sprechenden ab, welche von den widerstreitenden einflüssen er berücksichtigen will; sehr oft sind es nicht einmal die logisch wichtigsten' . . . endlich: 'die gründe für die entscheidung des sprechenden werden sich sehr oft nicht erkennen lassen'. auch sonst schimmern in der darstellung P.s zweifel über die stichhaltigkeit der regeln ziemlich häufig durch, und obenan der zweifel über die möglichkeit 'feste regeln aufzustellen' überhaupt. sehr gut ist auch die s. 2 ausgesprochene annahme, dass der indic. nicht blofs der modus der würklichkeit sei, sondern 'dass er von haus aus ein neutraler modus gewesen sei . . . dass er überall dort erscheint, wo kein grund für den conj. vorligt, oder wo die für den conj. sprechenden umstände nicht berücksichtigt werden' . . . so dass zwischen beiden modi in vielen fällen eine concurrenz entstand, deren verlauf sich für den indicativ immer günstiger gestalten musste.

Trotz dieser anzeichen einer deutlich durchschimmernden besseren einsicht scheint P. doch noch von Bocks voraussetzung eines entscheidenden einflusses des regierenden satzes zu sehr befangen zu sein — einer negation im hauptsatze (wenigstens) schreibt er eine nicht nachweisbare einwürkung auf den nebensatz zu!

Die anordnung des stoffes ist sachgemäfs die Bocks, denn es sollen eben Bocks regeln auf ihre stichhaltigkeit geprüft werden. so werden denn zunächst die nebensätze vorgenommen, in denen der conj. im nhd. nicht mehr gebraucht wird, und dann diejenigen, in denen das nhd. den indicativ häufiger hat als das mhd., beide abschnitte mit den von Bock aufgestellten unterabteilungen. in jeder kategorie werden sätze mit einfachem verbum o h n e und m i t einer partikel, und solche mit hilfs-

[1] von dieser meiner ansicht bringt mich auch Kammels aufsatz Zs. f. d. ph. 36, 86 ff 'Modusgebrauch im mhd.' n i c h t ab.

verben unterschieden. P. gibt den grund dafür auf s. 2 seiner einleitung mit den worten an, dass 'partikeln und hilfsverba einige modificationen' verursachen können. Bock drückt es s. 6 deutlicher mit einem citate aus Lidforss (Beitr. zur kenntnis v. d. gebrauch des conj. im deutschen s. 22) aus: 'in der regel scheinen diese partikeln auf die modalität des zeitworts keinen einfluss zu haben, aber mitunter findet man doch beispiele, die darauf hinzudeuten scheinen, dass bei gesetzter partikel die modalität schon durch diese hinlänglich bezeichnet sei, und dass daher die sprache sich mit dem blofsen indic. begnügen könne.' Lidforss worte sind offenbar sehr verclausuliert, und P.s belege beweisen, dass die wahl des modus von den partikeln völlig unabhängig ist. dasselbe ist auch bei modalen hilfsverben der fall, die, wie Bock (s. 15) aus Holtheuer (Zs. f. d. ph. ergänzgsbd s. 166) citiert, 'oft im indic. stehn, während sie conjunctivischen sinn haben. ohne das hilfsverb würde der conj. stehn, mit dem hilfsverb steht der satz im indic.' Bock selbst misst diesen worten keine allzu tiefe bedeutung bei, und P.s belege sprechen wider sämtlich dagegen. die ganze unterscheidung ist demnach für die sache ohne belang, aber nicht zu tadeln, weil sie die genauigkeit der untersuchung beweist. — sehr gut sind die am abschlusse jeder kategorie eingefügten statistischen übersichten, wobei zugleich auch Weingartners resultate aus Hartmann herangezogen sind.

Im einzelnen dürfte etwa noch folgendes hervorzuheben sein. s. 20 meint P., das 'bei *nieman* die negation . . . die fähigkeit, den conj. herbeizuführen, in viel höherem grade besitzt' als *al*, und erwähnt s. 21 einen conj. als 'wol nur durch die negation veranlasst', aber seine übrigen belege dieser kategorie, in denen überwiegend der indic. steht, beweisen nichts dafür und alles dagegen. die zahl der conjunctivischen belege ist gegen die indicativischen verschwindend, und wo der conj. auftritt, muss und kann er auf andere weise erklärt werden, was, zum teil wenigstens, P. selbst auch tut (vgl. s. 21 oben). — so ist es auch in der kategorie der 'subjectsätze nach den impersonalen wendungen: es ist sitte' etc., wo der conj. häufiger ist als der indic.; die erklärung des modus ligt auf der hand: die sätze sind eigentlich consecutiv mit f i n a l e r färbung! — geradezu drastisch ist das ergebnis der untersuchung in der gruppe der 'von einem imperativischen und optativischen hauptsatze abhängigen relativsätze'. nach einem imperativ weist P. aus Eckart 75 indicativen gegenüber nur 4 conjunctive nach; nach wünschendem und aufforderndem modus 42 indic. : 12 conj.; nach umschreibung des auffordernden satzes mittelst *suln* 235 indic. : 5 conj.; nach anderen hilfsverben 307 ind. : 24 conj. — wie könnte man hier noch an einen einfluss des hauptsatzes denken?!

Wichtig wären (im zweiten abschnitte der arbeit) namentlich

die (als erste unterabteilung angeführten) fälle, 'in denen der conj. mit einer negation im hauptsatze in zusammenhang steht'. P. geht bona fide von dem grundsatze aus, dass die negation im hauptsatze würklich einen einfluss auf den modus des nebensatzes ausübt: aber seine untersuchung erweist nichts dergleichen! es ist schon vom übel, dass — wie P. nach dem vorgange Weingartners vorausschickt — 'darauf besonderes gewicht zu legen sei, dass der betreffende nebensatz würklich unter die negation falle'; — dann 'wäre auf die verschiedene bedeutung der negation zu achten, je nachdem sie blofs ausdrückt, dass zwei vorstellungen nicht verbunden sind oder nicht verbunden werden können, oder andererseits die existenz eines objectes leugnet und so den damit verbundenen satz in das gebiet der unwürklichkeit rückt; und nur der zweite fall käme für uns in betracht!' dh. man muss spitzfindig eine anzahl von umständen beachten, die ebensoviele hinterpförtchen darstellen, durch welche der am gängelbande der willkürlich statuierten regel geführte modus des nebensatzes im entscheidenden momente entwischt! die regel taugt nichts: der conj. steht nach einer negation oft, aber nicht wegen der negation, sondern aus anderen gründen, die auch nach positiven hauptsätzen den conj. herbeiführen, während auch umgekehrt, wie P. selbst sagt und belegt, 'doch beispiele vorkommen, in denen (nach der negation) der indic. steht, obwol der substantivsatz etwas unwürkliches enthält'!!

Alle kategorieen von P.s belegen reden dieselbe sprache: 'vom negierten hauptsatze abhängige substantivsätze' haben zwar meist den conj., aber er lässt sich überall anders erklären; die aufgezählten belege haben meist finale färbung. nebstdem kommt, wenngleich seltener, doch auch der indicativ vor, und die fälle des conj. nach p o s i t i v e m hauptsatze sind nicht mit aufgenommen. — den folgesätzen nach negiertem hauptsatze stellt P. selbst die fälle des conj. nach p o s i t i v e m hauptsatze voran. sie sind ebenso häufig als die conjunctive nach der negation, und der conj. lässt immer eine andere erklärung zu, die auch P. selbst öfter gibt. — so ist es auch in 'relativsätzen nach negiertem antecedens'. P. behauptet zwar (s. 18), dass 'in den meisten der angeführten beispiele der conj. dadurch veranlasst ist, dass der nebensatz unter die negation fällt und etwas unwürkliches ausdrückt', aber seine belege haben sämtlich consecutiv-finale färbung, also ihren eigenberechtigten modus. nebstdem setzt P. selbst hinzu: 'in einigen fällen aber muss der conj. andere ursachen haben' und weist diese ursachen würklich nach. dann legt er dar, dass gegenüber den 79 conjunctiven doch in 127 fällen nach negiertem antecedens im relativsatze der indic. platz hat, wovon er jedoch 121 durch das hinterpförtchen der ausrede durchschlüpfen lässt, dass der nebensatz nicht würklich unter die negation fällt. die restlichen 6 fälle

sind auch mit dieser ausrede nicht hinwegzuerklären! — 'die objectivsätze nach verben negativer bedeutung' endlich sind fast durchgängig verbietend und haben daher wider ihren eigenberechtigten conj. dass selbst in dieser stellung bei Eckart einige indicative nachzuweisen waren, zeigt nur wider drastisch den weit vorgeschrittenen verfall des conj.

In der zweiten unterabteilung des II abschnittes ist die rede von sätzen, die von den begriffen 'glauben, überzeugt sein, es ist gewis' abhängig sind. P. weist nach, dass nach negativen und nach positiven antecedentien beide modi vorkommen, im ganzen 58 indicative : 83 conjunctive. die letzteren sind durchgängig als ausdruck der unsicherheit, im nebensatze eigenberechtigt. dass bei Hartmann nur 7 indicativische belege dieser art aufzufinden sind, während der indicativ bei Eckart so stark überhand genommen hat, hängt wider nur mit dem verfall des conj. zusammen.

Das ergebnis der fleifsigen und sorgfältigen arbeit P.s ist nach alledem handgreiflich : der conj. ist bei Eckart sehr stark zurückgegangen, und Bocks regeln über den mhd. gebrauch des conj. in nebensätzen schweben in der luft, ohne jegliche feste grundlage.

Kalsching im Böhmerwalde, 1 sept. 1904. V. E. Mourek.

Der groteske und hyperbolische stil des mittelhochdeutschen volksepos. beschrieben von dr Leo Wolf. [Palaestra xxv]. Berlin, Meyer u. Müller, 1903. 161 ss. 8°. — 4,50 m.

Die vorliegende arbeit bietet zunächst eine geordnete sammlung zahlreicher belege für die im titel bezeichnete stilrichtung des 'mhd. volksepos', dh. der entsprechenden denkmäler des 13—15/16 jh.s. eingereiht sind sie in 5 capitel unter den schlagworten 1. der held (mit einschluss der waffen und pferde), 2. der kampf, 3. elementar- und fabelwesen, 4. die frau und die liebe, 5. reste (verkleidungen und betrügereien, wunderdinge, reichtum und freigebigkeit). vollständigkeit ist dabei 'nur für die extremeren hyperbeln angestrebt; die gewöhnlichen typen sind immer nur durch ein paar beispiele erläutert' (s. 15 anm.). das braucht den wert der sammlung nicht wesentlich zu beeinträchtigen : ein willkommener grundstock, an den sich weitere beobachtungen und sammlungen anschliefsen können, bleibt sie auf alle fälle; worauf es sonst noch ankäme, das wäre dass man die häufigkeit einer erscheinung überhaupt und den verhältnismäfsigen anteil der einzelnen denkmäler daran wenigstens annähernd richtig abschätzen könnte : das erste dürfte so ziemlich erreicht sein, nicht ebenso das zweite. dieser selbstbeschränkung steht gegenüber eine recht erwünschte erweiterung des zunächst gezogenen gesichtskreises in mehr als einer hinsicht : nicht nur

lichtungen des 12 jh.s wie das Rolandslied und unter den spielmannsepen König Rother uaa. werden häufig herangezogen, auch die 'älteste zeit' bleibt nicht aufser betracht; in örtlicher beziehung ist es eigentlich nur äufserlich genommen ein hinausgreifen über jenen kreis, wenn von nordischen quellen neben der Edda, gelegentlich auch der im verzeichnis der benutzten denkmäler (s. 16—19) nicht aufgeführten Vǫlsungasaga (VS) und den folkeviser vornehmlich die Þidreksaga (ÞS)[1] ausgiebig verwertet wird; auch das höfische epos wird bei gelegenheit gestreift und vereinzelt der blick auch auf aufsergermanische (griechische, französische) erscheinungen gelenkt. nach mancher dieser richtungen könnte man leicht noch weiter gehn; wie weit bleibt aber immer willkürlich und zufällig, und aus dem mehr oder weniger ist daher dem vf. kein vorwurf zu machen.

Zuvörderst möcht ich nicht sowol nachträge beibringen als eher manchen der beigebrachten belege ausscheiden. die begriffe 'grotesk' und 'hyperbolisch' scheinen mir oft weiter und dehnbarer gefafst zu sein als richtig ist. zb. dass Rother, Wolfdietrich, frau Helche aus schmerz über das traurige geschick oder gar den tod geliebter menschen verstummen, dass Rothers getreue, als sie unverhofft den leich ihres herrn erklingen hören, den becher sinken, die messer fallen lassen (s. 56), das scheint mir weder grotesk noch hyperbolisch, sondern einfach die menschlich natürliche würkung tiefen ergriffenseins und nur etwa die zeitdauer solcher zustände (Rother schweigt 3 tage und 3 nächte) kann ins hyperbolische hinüberspielen; wenn in Nib. und Klage das blut aus den löchern des sales rinnt (s. 82), so ist immerhin die zahl der gefallenen anzuschlagen; wenn mit dem vergleich zwischen Volkers fidelbogen und schwert gespielt wird[2], wenn Hagen im kampf *daz aller wirsiste tranc* schenkt (ein früherer beleg dieses ohne zweifel alten bildes Ludwigsl. 53 f *her skancta cehanton sinan fianton bitteres lides*; vgl. auch das *minne trinken* Nib. 1897, 3), wenn der erschlagene Siegfried als erlegtes wild bezeichnet wird, so ist das alles (s. 99. 100) gewis schneidende ironie ('standesironie' nennt der vf s. 97 § 19 nach meinem gefühl nicht sehr glücklich solche übertragung anderer berufsbeschäftigungen auf den kampf), aber es ist weder grotesk noch

[1] nebenbei bemerkt versteh ich nicht, warum der vf. an den paar orten, wo er von den ausgehobenen stellen der ÞS. in der anm. eine übersetzung gibt (s. 3. 4. 110), statt den in den text aufgenommenen wortlaut selbst zu übersetzen, die auf einer andern grundlage (B) beruhende übersetzung vdHagens abdruckt. einmal sieht er sich selbst veranlasst die la. von B in klammern beizusetzen; das ist aber nicht die einzige abweichung; im ganzen bleibt der sinn allerdings derselbe.

[2] der vorwurf, dass in Nib. 1723 diese 'grimmigen scherze in ziemlich ungeschickter weise eingeführt' werden, ist unbegründet: man muss nur den ausdruck *gelîch eime swerte* nach mhd. sprachgebrauch richtig verstehn.

hyperbolisch, und so entfiele für mich noch manches andere was der vf. hereinzieht. freilich mag sich die grenze nicht immer so haarscharf ziehen lassen, dass subjectiv verschiedener beurteilung keinerlei spielraum bliebe; strengere begrenzung der begriffe wäre gleichwol wünschenswert. nicht alle belege übrigens, ob sie nun eigens für diese bestimmte stilrichtung oder nur nebenbei zur allgemeinen charakteristik mit aufgeführt werden, sind würklich charakteristisch für das volksepos. so zb. die wendungen in denen der teufel als 'ursache alles widerwärtigen' erscheint (s. 126): ein blick in die noch keineswegs vollzähligen belege im Mhd. wb. III 42 kann das lehren; dasselbe gilt von den begehrlichen wünschen und blicken, mit denen die männer des Nibelungenliedes mädchen und frauen betrachten (s. 134); auch die 'vielsagende aposiopese', mit welcher dieses über Siegfrieds brautnacht hinwegeilt, ist nicht nur 'auch den realistischeren dichtern der höfischen lyrik (so Wolfram) nicht fremd', auch Gottfried schliefst die schilderung der innigen umarmung, in der Marke sein weib und seinen neffen schlafend findet, 18218 mit der bemerkung *ine weiz nâch waz unmuoze.* einzelne belege bedürfen der berichtigung. dass Helge der Hundingstöter 'augen wie blitze' habe (s. 23) davon steht an der angeführten stelle (HH. II 4) im urtext nichts, nur *ǫtol augo* (auch 2 nur *hvǫss ero augo*), und ebenso wenig in demselben liede 42 von dem vergleich des strömenden blutes mit einem bach (s. 83), nur *dolgspor dreyra; dǫglingr bað þik at sárdropa svefja skylder,* also überhaupt kein vergleich, kein bild: wol aber hat an beiden stellen Gerings übersetzung den bildlichen ausdruck ('augen wie blitze', 'die strömenden bäche'); HH. I 54 (s. 71) ist als beleg für den vergleich des kampfes mit einem unwetter oder sturm (*svipr einn vas þat es saman kvǫmo fǫlver oddar at Frekasteine*) mindestens unsicher (vgl. Detter-Heinzel z. st. II 343 f.); wider hat Gering den vergleich ('dem sturme glich's', usw., ähnlich auch Simrock) in seiner poetischen übersetzung (s. aber s. Wb. z. Edda Halle 1903 sp. 1013, 3 ff.). an dem ersten der aa. oo. ist die rede von den augen, ihrem leuchtenden glanz und ihrer durchdringenden schärfe. dabei wäre aber ein unterschied zu beachten, den der vf. zu machen unterlässt: es kann sich dabei um den ausdruck heftiger gemütsbewegung handeln. so ist es wol zu verstehn, wenn Vkv. 17 Wœlunds augen schlangenaugen verglichen werden (vgl. 16 und Detter-Heinzel II 294 z. st., wo bereits ua. auch auf Gkv. I 27 verwiesen ist), und so fasse ich auch Watens *schînendiu ougen* Kudr. 1510 (Symons 1508), 3. jener glanz, jene kaum zu ertragende schärfe kann aber auch dauerndes zeichen edler abkunft sein (Rigsþ. 34, vgl. 21), und so ist es offenbar gemeint in den Helgeliedern, auch HH. I 6, und namentlich die Welsunge zeichnen sich dadurch aus (Detter-Heinzel II 321 zu HH. I 6, 5 und 367 zu HH. II 2, 1 mit weiteren nach-

weisen, an erster stelle auch die vom vf. übergangenen belege aus VS. mit ausnahme von c. 22, das aber nur aus ÞS. c. 185 übernommen ist; dazu noch Fafnm. 5, darnach VS. c. 18 die anrede an Sigurd *enn fráneygе sveinn*). auch an Hagen hebt die ÞS. in der bekannten längst mit Nib. 1672 verglichenen schilderung unter den zügen, an denen er *auðkendr* war, auch hervor *eitt auga oc allsnart* (c. 375 s. 320 Unger; vgl. c. 184 s. 179). hier ohne zweifel ausdruck seiner heldenkühnheit und ebenso zweifellos nicht specifisch nordische überlieferung. erinnert man sich weiter an die schon den Galliern an den Germanen unerträgliche *acies oculorum* bei Caesar BG. I 39, an die *truces oculi* bei Tacitus Germ. 4, und dass jene lebhaften, funkelnden, gleich sternen strahlenden oder wie der blitz treffenden herscheraugen noch bei spätern geschichtschreibern und dichtern von Einhard an einen zug im litterarischen porträt deutscher fürsten und fürstinnen bilden (MHeyne Hausaltertümer III 14 f. 18. 28), so braucht man darin schwerlich mit dem vf. eine 'specifisch nordische eigentümlichkeit' zu vermuten, ja man wird nicht einmal so ohne weiteres von übertreibung reden dürfen. — das lachen der frau Helche Rab. 117, als sie Dietrich und Herrat in die brautkammer geleitet hat, braucht nicht wie der vf. s. 13 u. 136 tut, als 'komische würkung' einer 'erotischen andeutung' ?(!) oder freude an derlei dingen verstanden zu werden: die bedeutung, die er selbst s. 10 an der spitze eines dankenswerten überblicks über das lachen im mhd. epos 'in der weitaus gröfsten anzahl von fällen' feststellt — 'nichts weiter als sich freuen' — genügt auch hier: H. freut sich des glücks des brautpaars (vgl. 84), segnet es und verlässt das brautgemach; von 'ungeduldigen brautleuten' (s. 136) find ich in dem gedicht überhaupt kaum etwas, und die 4 der brautnacht gewidmeten strophen 119—122 sind bei aller redseligkeit nicht eigentlich lüstern. — ein seltsames flüchtigkeitsversehen ist es, dass der vf. (s. 130. 131 anm.) Kriemhild G u n t h e r und Hagen 'mit eigener hand' töten lässt. — dass von den in § 28 behandelten 'wunderdingen' das meiste jung und ohne alte grundlage ist, bemerkt der vf. (s. 148) selbst richtig; er hätte aber auch die s. 149 f erwähnten wunderkräftigen steine nicht so ohne weiteres mit den 'mythologischen dingen' wie etwa die tarnkappe zusammenstellen sollen; der ganze steinaberglaube des mittelalters erwächst aus andern wurzeln.

Schon bisher ergab sich hier und da gelegenheit zu einem kleinen nachtrag. solche liefsen sich natürlich noch viele beibringen; da aber der vf. wie gesagt vollständigkeit überhaupt nicht anstrebte, so hätte es keinen sinn nachträglich von ihm übergangene belege zu häufen: ich begnüge mich daher mit einer sparsamen auswahl aus dem was ich mir angemerkt habe. auf die s. 21 aus ÞS. c. 186 ausgehobene schilderung Siegfrieds hätte

auch s. 24 § 2 wegen des (7 spannen langen) schwertes zurückverwiesen werden sollen. VS. c. 22 hat neben ÞS. keinen selbständigen wert und höchstens wegen der abschwächung der schulterbreite (2 statt 3 männer) vielleicht ein gewisses interesse. dagegen ist uns durch sie allein (c. 8) ein interessanter und alter beleg für die schärfe eines heldenschwertes erhalten, umso beachtenswerter als die sage deutschen ursprungs ist und der verfasser der VS. sich dabei ausdrücklich auf ein lied beruft und eine halbstrophe anführt, also hier sicher dichterischer überlieferung folgt (PBB. 3, 299. Zs. 23, 132 f) : Siegmunds schwert zerschneidet die grofse steinplatte (*mikla hello*), welche die eingeschlossenen helden Siegmund und Sinfjǫtle trennt, und mit seiner hilfe befreien sie sich stein und eisen schneidend (*rista bǽði grjót ok járn*) vollends aus dem grabhügel. der vf. unterscheidet bei solchen stein, stahl und eisen schneidenden schwertern richtig zwischen den fällen wo die schärfe der waffe, und solchen wo die wucht des schlages betont werden soll; hier kann trotz dem *af magne* der halbstrophe natürlich kein zweifel sein, wohin der beleg gehört. von Regin aus den bruchstücken wider zusammengeschmiedet besteht dann dieses schwert Gram in Sigurđs händen dieselbe probe an der wollflocke im fluss wie sie der vf. von Wielands schwert aus ÞS. c. 67 anführt (s. 27), und S. spaltet damit den ambofs Rs. : VS. c. 15. Rm. 14 pr. (NÞ. c. 4) Sk. c. 40; das zweite könnte ebenso gut kraftprobe sein (wie s. 35 ÞS. c. 165 und Hürn-Seyfr. 5, wo freilich das schwert keine rolle spielt) als schwertprobe; aber dem zusammenhang nach ist es mindestens in VS. als solche gemeint; die erste probe ist der vf. wider geneigt für 'specifisch nordisch' anzusehen, und hier hab ich ihm nichts entgegenzuhalten. der auch sonst (s. 78), auch französisch (in dem von Uhland übersetzten stück aus GvViane, Schr. IV 388 z. 1) begegnende vergleich, dass solche schwerter waffen wie tuch, kleider udgl. durchschneiden, wird auf dieses erst VS. c. 20, noch nicht in der zugrundeliegenden prosa-einleitung zu Sigrdrm. angewendet. Sigkv. 23, wo dieses selbe schwert von dem totwunden Sigurđ geschleudert dessen mörder in zwei nach vor- und rückwärts fallende stücke zerschneidet (darnach VS. c. 30; vgl. Sk. 41), verzeichnet der vf. kurz in § 14 ('Würkung der hiebe') s. 79. hier widerholt er ua. die anführung des schon früher (s. 27) unpassend angezogenen, aber allerdings in den bereich der schwertproben gehörigen c. 68 der ÞS. (Amelias wird von Velents schwert vom helm und haupt herab entzweigeschnitten). nicht ohne interesse ist da aber die isländische bearbeitung in den papierhss. AB, insofern sie ein seitenstück hat in der zweiten kleinern interpolation der ehemals Hundeshagenschen hs. (b) der Nib. (Bartsch II 1, 289 zu 2376, 3) : in beiden fällen die recht spielmannsmäfsige übertreibung, dass infolge der aufserordentlichen schärfe

des schwertes die bereits entzweigeschnittenen ihren zustand gar nicht so gleich erkennen und erst müssen aufgefordert werden sich zu schütteln (Amelias, dem es vorher nur war als liefe ihm kaltes wasser über den leib) oder sich zu bücken (Kriemhild, der Hildebrand einen ring vor die füfse wirft und ihn aufheben heifst) um dann in zwei stücke zu zerfallen. zu § 5, 3 (s. 40), dem helden, der sich nicht fürchten kann (Siegfried), konnte auch Sigrdrm. prosa vor 5 (VS. c. 20) herangezogen werden; das herz Hǫgnes und Hjalles fällt ohnehin jedermann dazu ein, ist übrigens, nur statt hier in anderm zusammenhang (s. 51; vgl. s. 81 f), erwähnt. VS. böte zu diesem § ('Mut und selbstbewustsein') auch in den capiteln, zu denen uns die alten lieder fehlen, manchen beleg; ich begnüge mich auf die antwort Siegmunds auf Signýs warnung vor den anschlägen Siggeirs c. 5 hinzuweisen, weil an dieser stelle die poetische grundlage unverkennbar durchscheint (PBB. 3, 299. Zs. 23, 130). auch zur gleichgiltigkeit gegen den schmerz (s. 81) bietet Signýs probe mit ihren söhnen und Sinfjǫtles antwort VS. c. 7 eine parallele. unter den hilfreichen zwergen (§ 22 s. 120) hätte doch auch Eugel erwähnung verdient. ebensowenig erinner ich mich, dass der vf. der hornhaut Siegfrieds irgend gedächte, und auch nachträglich hab ich danach in den entsprechenden abschnitten vergeblich gesucht und hoffe nichts übersehen zu haben. unter den aufsergermanischen parallelen sind selbstverständlich die aus dem homerischen epos besonders interessant und lehrreich, namentlich wenn der zug nicht blofs in deutscher sondern auch sonst noch in germanischer dichtung begegnet: so hätte zu den nicht häufigen stellen (s. 97 § 18), in denen die leichen gefallener feinde den raubtieren und vögeln überlassen werden, noch ebenso auf das angelsächsische epos (Beow. 3025—8) und die Eddalieder (HH. I 6. 35. 44 f. 54 (?). II 7 f. 23. 25. Gkv. II 7 f. 11. Helr. 2 nach der überlieferung in NÞ. c. 8) wie auf die Ilias (*Α* 4 f. *Π* 836. *Χ* 42. 335 f. 339. 348. 354. 509. *Ψ* 182 f.) hingewiesen werden können; ein alter, verbreiteter epischer zug also, aber freilich wider nicht eigentlich hyperbolisch oder grotesk, vielmehr in älterer roherer sitte wurzelnd.

Doch der vf. beschränkt sich nicht auf eine geordnete belegsammlung, er zieht auch seine litterarhistorischen folgerungen. in einem schlussabschnitt sondert er die volksepen in drei stilgruppen: 1. 'höfisch stark beeinflusste epen'; 2. 'epen in verhältnismäfsig echtem volkston'; 3. 'spielmännisch gefärbte epen'. die einreihung der einzelnen dichtungen (Virginal!) geht freilich nicht so ganz glatt ab und die grenze zwischen der 2 und 3 gruppe wird überhaupt kaum streng genug zu ziehen sein, um sie nicht lieber in eine allerdings mannigfach abgeschattete zusammenzufassen und der ersten gegenüberzustellen. in dieser weist er der Klage eine eigentümliche stellung an, viel weiter ab vom

Biterolf als ihr nach der herkömmlichen anschauung zukäme. ich muss mich dermalen begnügen dies einfach zu verzeichnen, ohne dazu seis zustimmend seis ablehnend gleich bestimmte stellung nehmen zu können. es ist zwar nicht alles, worauf sich der vf. beruft, so wörtlich zu nehmen (so das 'zerbrechen' der hände vor schmerz: vgl. Wigal. 4883 f. Frauenz. 362. 366 meiner ausg. Br. Herm. Jol. 1361), und zu reichlicherer verwendung der vom vf. behandelten stilmittel gab der vorwurf des gedichts selbst anlass, aber ein damit noch nicht erklärter überschuss mag gleichwol übrig bleiben, und wie gesagt ich kann nicht gleich stellung nehmen.

Wichtiger wäre, wenn sie sich bewährte, eine andere folgerung, die der vf. aus den vorgelegten tatsachen zieht, oder richtiger vielleicht eine voraussetzung, mit der er an sie herantritt. er will nämlich, gestützt namentlich auf das bekannte zeugnis Wolframs (W. 384, 23), aber auch auf den stil der ÞS. und der vorhöfischen epik der geistlichen und spielleute des 12 jh.s, diese hyperbolische redeweise nicht etwa als eine jüngere entwickelung aus nachhöfischer zeit betrachtet wissen, er nimmt sie vielmehr als einen alten, zum echten volksepischen ton gehörigen stiltypus in anspruch, der 'in litterarischer zeit' (unter höfischem einfluss) 'überdeckt oder zurückgedrängt, recht eigentlich im mündlichen epischen vortrag wurzelt', ja er hofft durch seine darstellung der hyperbel 'ein weiteres band mit dem altgermanischen epos geknüpft zu haben' (s. 6 f. 14. 156; vgl. noch bes. s. 4—6. 52. 157). freilich äufsert er sich nicht ganz bestimmt über das alter das er diesem stiltypus zuerkennen will und lehnt es (s. 14 f) geradezu ab zwischen altem erbe und neuerer entwickelung zu unterscheiden; aber wenn er bei dieser gelegenheit doch wider von der 'unlitterarischen kunst des 11 und 12 oder noch früherer jahrhunderte' redet, so lässt dies zusammen mit der eben vorhin ausgehobenen äufserung (vgl. noch s. 5 über die allitterierende dichtung, s. 6 über den Waltharius) seine meinung doch wol richtig und ohne die gefahr einer unterschiebung erkennen. ich halte sie in dieser ausdehnung für unrichtig und unterscheidung zwischen altem erbe und neuer entwickelung geradezu für eine litterarhistorische forderung. sie mag durch unsere verluste an denkmälern und die höfische übermalung der Nib. und anderer einschlägiger dichtungen erschwert sein, aber bei vorsichtiger verwertung des erhaltenen und erwägung der mafsgebenden verhältnisse müste, mein ich, doch ein versuch nicht ganz verzweifelt und aussichtslos sein. dass Beowulf und Hildebrandslied 'kaum ansätze' zeigen, gibt der vf. (s. 5) selbst zu: damit ist freilich positiv noch nichts gesagt; es käme darauf an durch genaue vergleichende betrachtung des erhaltenen (vorsichtig herangezogen doch wol auch der Eddalieder und anderer reste altnordischer dichtung) zu ermitteln, was

man der altgermanischen epischen dichtung an steigerung der erscheinungen über das gemeine durchschnittsmafs der würklichkeit und wie weit bis zum eigentlich hyperbolischen zuschreiben darf. dass anderseits der deutschen epik um die wende des 12 und 13 jh.s stärkere hyperbolische züge bereits eigneten, steht durch das zeugnis Wolframs allerdings fest. dazwischen ligt aber eine entwickelung von jahrhunderten und zwar eine in absteigender richtung. dass das sog. volksepos einmal 'standespoesie' gewesen, gibt der vf. (s. 156) ebenfalls zu; wenn es aber aus seiner alten vornehmeren stellung verdrängt den fahrenden und dem volke verfiel, so war die gefahr einer allmählichen vergröberung in diesen händen von selbst gegeben. diese entwickelung bis zur widerbelebung können wir nun freilich nicht unmittelbar beobachten; so plötzlich auf einmal wird sie sich aber schwerlich vollzogen haben und schwerlich auch so allgemein gleichmäfsig, um 'das anschwellen der hyperbolischen momente im mhd. volksepos seit ca. 1250' ohne weiteres 'nur als ein zurückdrängen höfischer störungen' als rückkehr 'zu der vielleicht jahrhunderte alten art nachdrucksvoller und greller erzählungsweise' ansehen zu müssen (s. 7). das ist vorläufig eine unbewiesene aufstellung, der gegenüber die entgegengesetzte anschauung, die in den von Wolfram verspotteten und ähnlichen spätern übertreibungen nur vergröberung sieht, mindestens ebensoviel innere und wol auch äufsere wahrscheinlichkeit in anspruch nehmen darf. die ÞS. stellt sich, wie der vf. selbst widerholt (s. 3. 50. 77 § 14. 109. 135f) ausdrücklich bemerkt, stilistisch durchaus zu den spätern mhd. volksepen 'unhöfischeren gepräges.' daraus lässt sich nicht mehr schliefsen als dass die deutschen lieder, die ihr zugrunde liegen, an dieser stilrichtung bereits teil hatten, und wenn wir damit auch 'mindestens in die erste hälfte des 13 jh.s' (s. 6) gewiesen werden, ja vielleicht noch etwas weiter zurück, für frühere jahrhunderte ist damit (landschaftliche stilunterschiede ganz aufser acht gelassen) nichts zu erhärten; auch durch den pfaffen Konrad nicht, den der vf. s. 9 anruft. um über unverbindliche subjective meinungen hinauszukommen, müste man, wenn schon nicht das alter der fraglichen übertreibungen selbst ermitteln können, so doch eine bestimmte vorstellung zu gewinnen suchen, wie weit die erreichbare ältere dichtung in solchen dingen gieng, und so das alte erbe von neueren entwickelungen mit einiger sicherheit scheiden lernen. in dem mangel solcher feststellung und solcher scheidung empfind ich eine lücke, vor deren ausfüllung, soweit sie eben tunlich ist, mich eine annahme wie die des vf.s haltlos oder wenigstens verfrüht dünkt. ob die entwickelung sich lediglich von innen heraus oder unter mitwürkung äufserer einflüsse vollzog, ist eine besondere frage. Henning nahm einen solchen von seite der französischen chansons de geste an: er wird nament-

lich für gewisse züge der komik schwerlich ohne weiteres abzuweisen sein; es ist bereits manches beigebracht was dafür spricht, und der vf. selbst, der sich von seinem standpunct zunächst (s. 7) dazu in gegensatz stellt, gesteht ihn weiterhin (s. 63f. 69. 136. 157) wenigstens für einzelnes innerhalb gewisser grenzen zu.

Lästige druckfehler sind leider mehrfach auch in citate eingedrungen : so fehlt s. 22 z. 9 die bandzahl der Germania : 9. s. 36 z. 18 l. 165 st. 105 (die capitelzahlen der PS. sind auch sonst nicht immer zuverlässig angegeben), von anderem zu schweigen. auch stilistische nachlässigkeiten wie sie hier mehrmals begegnen (zb. s. 39, 2 eingangs; s. 50 'situationen, die durch feigheit heraufgeführt werden'; 58 anm. 3!) list man in einer germanistischen arbeit ungern, und man braucht kein purist zu sein um ein fremdwort wie 'ridicül' (s. 12) abzulehnen. von wem soll man sorgfalt in der behandlung der sprache verlangen und erwarten, wenn wir germanisten sie uns erlassen?

HANS LAMBEL.

Metrische untersuchungen über Reinbots Georg. mit zwei excursen. von CARL KRAUS. [Abhandlungen der Kgl. ges. der wissenschaften zu Göttingen, phil.-hist. cl. n. f. bd VI nr 1.] Berlin, Weidmannsche buchhandlung, 1902. 225 ss. 4°. — 16 m.

Kraus hat an einer mhd. dichtung, die er aufs genaueste, bis in alle schreiberlaunen kennt, das verhältnis der metrischen formen zum sprachstoffe untersucht. oder im sinne des vf.s : den vers im dienste der deklamation. welches grundmafs der versart zukommt; in welchen grenzen sich die sprachliche füllung bewegen kann : dies nimmt er stillschweigend als gegeben und wendet sich gleich den fragen zu : welche redeteile fordert, erlaubt, verbietet der dichter für die einzelnen stellen des sehr gestaltenreichen verses? wieweit schont er die sprachlichen stärkestufen, und wieweit bringt er den logischen oder gefühlsmäfsigen gehalt einzelner stellen zur geltung? von den 'mitteln, die in aller hand sind', soll sich die individuelle kunst abheben, womit der dichter jene mittel zu gebrauchen versteht (s. 5).

Eine aufgabe, die ein liebevolles eingehn auf jeden vers erheischt, unter gleichzeitigem erwägen von inhalt und form. dies führte zu dem überraschenden umfang der schrift, über den sich der leser am wenigsten von allen beteiligten menschenclassen beklagen wird, da das ausschreiben langer verszusammenhänge seine arbeit sehr erleichtert. wir haben eines der bücher vor uns, die nicht nur das wissen, sondern auch das können der leser vermehren; darum eines der bücher, für die man in erster linie seinen dank auszusprechen hat.

Von den zwei besondern tugenden, die eine derartige untersuchung fordert : feinfühliger empfänglichkeit für kleine wert-

unterschiede und vorurteilsloser nüchternheit in der prüfung der eindrücke: von diesen besitzt K. die erste in ausgezeichnetem maße, in höherm maße, wie mir scheint, als die zweite. man könnte sagen: er sucht vortrefflich, aber er findet zu viel — er sichtet die wahren von den scheinfunden nicht immer aus.

Der einleitende abschnitt zeigt uns, wie sprachliche und künstlerische fragestellungen den vf. zu dieser arbeit führten; wie aus der beobachtung der mager gefüllten verse die frage erwuchs: 'wenn der dichter an solchen stellen so vortrefflich declamiert, ... sollte er nicht von gewissen auffälligen metrischen mitteln wie dem fehlen der senkungssilben und dem starken auftact nur dort gebrauch gemacht haben, wo damit abnormitäten der prosaischen rede in glücklicher weise nachgebildet werden konnten?' K. gebraucht 'declamieren' im uneigentlichen sinne, für das rhythmisieren, das metrische formen des dichters, da wo es die sprache ausdrucksvoll widergibt. besser schiene mir, das wort 'declamieren' im eigentlichen sinne beizubehalten und es für die fälle aufzusparen, wo man unterscheiden will zwischen der vom dichter gesetzten form (bezw. den metrischen symbolen des forschers) und dem künstlerischen vortrage. auch der eingeschränkte sinn, den K. dem worte 'rhythmus' gibt, ist ungewöhnlich: für Hartmann sind 'rhythmische neigungen von keinem besondern einfluss' (s. 221); 'rhythmus und sein einfluss auf den bau der verse' sei ein problem, das K. kaum angerührt habe (s. 5); ob man *und ím niht léidès geschách* oder *únd im níht leidés geschách* messe, sei 'lediglich eine rhythmische frage' und für den zusammenhang von sinn und versbehandlung 'vollständig belanglos' (s. 18). nach dem was man gewöhnlich unter 'rhythmus' versteht, würde die 'versbehandlung' durchaus zum rhythmus gehören, würden K.s untersuchungen, obgleich sie kein einziges rhythmenbild anwenden, in hohem maße unsere kenntnis des rhythmus vermehren, würde Hartmanns vers in seiner weise ebensowol rhythmisch sein wie der Gottfrieds: denn die 'regelmäßige abfolge von hebung und senkung' (s. 222) ist nicht schlechthin 'das rhythmische element', sondern eine besondere form des rhythmus. so kann man auch nicht zugeben, dass *dúrch Jesúm von Názarét* rhythmischer sei als *durch Jésùm von Názarét* (§ 88).

Wenn K. s. 4 sagt, Lachmann sei noch immer 'der einzige, der ein vollständiges system der mhd. verskunst aufgebaut hat', und seine regeln seien zum 'grösten teil unwiderlegt geblieben', so scheint mir beides seit der darstellung von Paul nicht wol zu verantworten. aber die hauptsache ist, dass K. es trotz jener überzeugung untunlich findet, Lachmanns regeln 'unbesehen zur grundlage der rhythmisierung und zur quelle sprachlicher erkenntnisse zu machen'.

K. betrachtet namentlich die sprachlichen bedingungen des

einsilbigen tactes ('beschwerte hebung' enthält zu viel postulat für einen namen), des mehrsilbigen auftactes, der mehrsilbigen senkung. im 10 abschnitt zieht er die schlüsse auf die lautform des textes. zwei grofse excurse greifen über Reinbot hinaus: der erste, mit bewundernswerter stoffbeherrschung, klärt endgiltig über die verhältnisse des vorletzten tactes im 'stumpfen' verse auf; der zweite teilt lehrreiche und anregende beobachtungen über die metrische behandlung der eigennamen mit. die ergebnisse im einzelnen führ ich nicht auf: wer diese blätter list, wird auch das buch selbst studiert haben. ich notiere einige zweifel.

Schon in § 5 ff, dann in dem teil über die einsilbigen tacte ist die gruppierung der verse nicht immer glücklich; dynamisch ungleichartiges geht durcheinander. consequente zerlegung der verse in ihre sprachlichen cola, mit genauer beachtung von colongipfel, proklitischem und enklitischem stück, hätte hier gut getan. zb. in § 31 (ich bezeichne die sprachaccente, nicht die icten):

der hélt : het flórn : sîne máht
den ir túot : ze dem ráde
án gelèit : gróze : nót
ez geschach é : noch sider.

vgl. auch die tonverhältnisse der verse in § 122. 134. die zusammenfassung in § 29: 'das der beschwerten hebung f o l g e n d e wort darf unter keinen umständen mehr tongewicht besitzen als das b e s c h w e r t - b e t o n t e selbst' kann dahin ergänzt werden: ist die den tact füllende silbe e n k l i t i s c h, so ist ihre unterordnung unter die folgende hebung weit weniger anstöfsig, als wenn sie p r o k l i t i s c h ist. denn nur in dem zweiten falle misst man die stärke der silbe unmittelbar an dem folgenden ictus und wird durch die dehnung der silbe ein sprachrhythmischer zusammenhang zerrissen. der grundsatz lässt sich in allen perioden des germanischen versbaus beobachten, obwol man, soviel ich sehe, an ihm vorüberzugehn pflegt; auch Paul (Grdr. § 25) hebt bei Otfrid nicht die entschieden proklitischen fälle wie *si lútentaz ist sédal sinaz* als die eigentlich sprachwidrigen heraus. dass wir in neudeutschen versen den unterschied stark empfinden, kann man gut an den zeilen veranschaulichen, die das ungerade glied des indischen çloka nachbilden und den rhythmus × | ×́ × | ×́ × | ⏊ | ×́ × haben. vgl. diese fälle (aus Hoefers Indischen gedichten, Lpz. 1844, s. 45 ff):

a) die erde nebst den lúftkréisen
wo manche süfse frúcht réifet

b) nun leistet mir getréu hilfe
nun aber naht der nácht dúnkel
warum denn nun verstéckt láchen?

c) der jede leidenschắft | zǟhmte
und trug zur winterzéit | kléider
als ob er Indra wǟr | strählte

d) so sprachen götter | vóll stáunens
das all der welten | liefs glǘhen
die götter lobten | gótt 'Indra.

in a) ordnet sich der einsilbige tact dem folgenden über, in b) wenigstens annähernd gleich: diese beiden gruppen befriedigen ohne weiteres. in c) und d) ist der einsilbige tact sprachlich schwächer als der folgende; aber die enklitischen fälle c) geben uns weit weniger anstofs, sie würken vielleicht schwächlich, aber nicht verzerrt wie die proklitischen fälle d).

Bei Reinbot sind einsilbige tacte mehr enklitischer art nicht ganz selten; sogar die füllung des ganzen tactes durch eine nichtwurzelsilbe kommt vor, wenigstens bei fremdwörtern: § 79 *der nóklièr sách daz lant*, *a dextrìs túis*, § 88 *von 'Azòr Jábin*, *von Rítschàrt àn ein buoch*, § 97 *Altissimùs kéiser her*; bei deutscher endsilbe, wenn ich recht sehe, nur in dem zweifelhaften verse *gehélfén úmb ein(en?) grûz* § 122. K. hätte diese fälle in einer eigenen gruppe hervorheben sollen. proklitische einsilbige tacte nimmt K. ein paar mal ohne not an: *do stúont úf und sprách sús* anstatt *dò stuont úf ùnd sprach sús* § 19, *hie mít gie er ze hant* anstatt *híe mit gíe* . . . u. ähnl. § 31 [1]; nicht sehr harte fälle sind *da engèt úf noch abe* § 36, *ez geschàch é noch sider* § 31; sehr befremdlich jedoch und weder durch feierlichkeit noch andres zu verteidigen: *mít sìben rittern da*, *ùnd wárt ze stûelen wider* und ein paar weitere in § 39 (wogegen *éz vòn nature strebet* § 38, *ín èinen fulen pfuol, vón dèr nature kraft* § 39, *dáz èr Apollen* § 49 zwar auch die sprache foltern, aber den einsilbigen tact nicht der folgenden hebung unterordnen); nach nhd. betonung wären sehr übel die sechs fälle mit *noch* § 19: *daz si dort nòch hie* usw., aber das wort mag einen andern sprachlichen tonwert gehabt haben. man beachte noch die äufserst übelklingenden proklitischen fälle in den Hartmannischen versen s. 164: möge hier 'das genaue detailstudium der verskunst Hartmanns' noch erleichternd eingreifen!

Bei den einsilbigen innentacten wie den zweisilbigen auftacten kann man dreierlei verwendung unterscheiden: solche, die den sprachlichen ton verletzt; solche, die den ansprüchen der sprache nachkommt, ohne eine besondere kunstwürkung anzustreben; endlich solche, die den gegebenen sprachrhythmus zu einer individuell ausdrucksvollen figur verwertet. K. setzt auf die erste bank fast keine verse, möglichst viele auf die dritte. es ist ein hauptthema des buches, den contrast, die emphase usf. in ihren einflüssen auf die versfüllung zu würdigen. verba sollen auch dann besondern nachdruck besitzen, 'wenn die durch

[1] auch die messung *nu túo gnáde an mir schín*, § 36, wird durch die bemerkung 'nun tue aber auch danach' nicht begründet. der nachdruck kann, da *gnade* im vers vorher schon stand, nur auf *schín* liegen, und *tuo* ist proklitisch: *nú tuo gnáde àn mir schín*.

sie ausgedrückte handlung in der erzählung eine wendung herbeiführt oder einen abschluss bedeutet' (§ 36). K. rechtfertigt den vers *ùnd wárt ze stüelen wider* durch die anmerkung 'nachdrücklichstes hervorheben des grofsen wunders', den vers *in èinen fulen pfuol* durch die worte 'abschluss des befehls; folgt seine begründung' (§ 39). und so in vielen hundert versen. ich kann hier nur in der minderzahl der fälle dem vf. folgen. die eben erwähnten zwei verse muss ich auf die seite der sprachwidrigen stellen, denn so nachdrücklich ich sie immer spreche: der zuwachs von nachdruck kommt nicht dem *und* und dem *in* zu gute. das meiste aber müste m. e. in die mittlere, neutrale region gestellt werden, dh. die rhythmisierung des dichters ist gut und sprachgemäfs, aber ohne die gedanklichen hintergründe, die K. ihr zuschreibt. dass Reinbot gute verse baut, davon überzeugt K. den leser sicherlich. aber dass er 'sich überall als ein ganz ausgezeichneter rhythmiker bewährt, dem es gelingt, nahezu bis ins kleinste allen accentverhältnissen der gewöhnlichen rede gerecht zu werden': diese folgerung in § 14 hat sich aus dem vorangehnden doch nicht so ganz ergeben. von den 'discreten inneren vorzügen' unsers dichters (s. 167) vermag ich nicht so hoch zu denken wie K.; und ganz allgemein, ich halte den mhd. knittelvers nicht in dém grade für Meifsner porzellan. ich sehe weniger durchtriebene feinheiten, mehr lässliche freiheiten in seiner handhabung, glaube auch, dass sehr oft für einen vers mehrere messungen gleichgut sind und schon vom dichter nach belieben gewählt werden konnten; das ligt in der natur dieses gestaltenreichen mafses.[1]

Schon das material der ersten paragraphen zeigt, dass Reinbot wie alle seine kunstgenossen nicht ungehemmt den natürlichen sprachrhythmus nachbilden kann. eine schwere kette haben sich diese formgerechten dichter ans bein gebunden: die leichte tactfüllung. massenhafte, nicht zu vermeidende silbengruppen ergäben bei nächstliegender rhythmisierung einen tactinhalt, der diesen dichtern zu gedrängt, zu schleppend ist. der mhd. versbau — nicht nur der lyrische — ist ein fortwährender compromiss zwischen sprachgemäfser accentbehandlung und leichter tactfüllung' ('einsilbiger senkung'). Reinbot misst *den mán sach bi der toufe stan* (§ 12), *und sprachen wáz hilft in der touf* (§ 13) — K.s messungen als richtig vorausgesetzt —, weil er sonst schwere tacte bekäme. er misst *ob Jésus wil, ich sol varn* (*Jesus* einhebig), aber *und Jésùs, Marien kint* (zweihebig), § 87 f, nicht weil er im zweiten falle gröfsern nachdruck geben will (der erste vers hat ja eine antithese!), sondern weil ihm *Jésus Mar-* zu viel für einen tact ist. usf. der einsilbige tact und der schwere dreisilbige sind so häufig gegenspieler.

[1] K. erwägt öfters zwei lesemöglichkeiten (zb. § 72. 88. 96. 99), aber nicht in dem sinne, dass beide zusammen berechtigt seien.

Diese fragen treten in den abschnitten über das obere mafs der tactfüllung noch mehr in den vordergrund. K. erbringt den sehr wertvollen nachweis, dass tacte wie | *wære niht* |, | *machen ein* |, dh. -*e* + einfacher cons. + voller voc. in senkung, bei Reinbot ganz in der ordnung sind (§ 223). die bedingungen für die spaltung der senkungsmora sind also bei Reinbot erheblich weitere als nach Lachmanns senkungsgesetz. dagegen tacte wie | *wæret niht* |, | *machent ein* |, mit mehrfacher consonanz zwischen den zwei senkungsvocalen, meidet der dichter im ganzen. vgl. § 222: 'es fanden sich versfüfse wie: *sagen wiez*, *geben ze*, *nemen die* . . . . . . bei den langsilblern dagegen kam dergleichen fast niemals vor: hätte Reinbot sich solche versfüfse wie *fuorten die* gestattet, so müsten wir sie viel häufiger als bei den kurzsilblern finden, weil das wortmaterial bedeutend umfangreicher ist.' daraus zieht der vf. den folgenden schluss: 'wenn wir also im ganzen statt vielleicht hundert zu erwartender beispiele nur zwei finden, so dürfen wir diese unter keinen umständen den obigen anreihen, sondern müssen sie anders beurteilen, müssen versetzte betonung annehmen'. diese folgerung ist nicht logisch, das 'müssen' ist nicht zwingend. wenn der dichter das unbestreitbare streben hat, tacte von dem gewicht | *fuorten die* | zu meiden und wenn er nur zweimal solche fälle bringt, dann muss man zunächst die beiden erklärungsmöglichkeiten offen lassen: entweder man sagt mit K.: der dichter erlaubt sich hier ausnahmsweise die versetzte betonung *fuortén die*; oder man sagt: der dichter erlaubt sich hier ausnahmsweise einen schwereren tact, als er ihn im allgemeinen zulässt. dann käme die weitere frage: welche dieser beiden theoretischen möglichkeiten hat die gröfsere wahrscheinlichkeit? K., wie wir sahen, entscheidet sich für die erste. er steht darin ganz auf dem Lachmannschen standpunct: zuerst kommt die leichte tactfüllung. dann kommt lange nichts. dann kommen noch einige rücksichten, ua. die auf den sprachton. wol sagt § 14: 'jeder vers muss só gelesen werden, wie es den mhd. satzaccentverhältnissen, die mit den unserigen identisch sind, bestmöglich entspricht.' aber an dem 'bestmöglich' ligt es eben; nach K. wäre es gleichbedeutend mit 'wo die leichte senkung es erlaubt'. denn die leichte senkung ist das primäre, der sprachliche ton hat sich unterzuordnen. K., der sonst ein so waches auge hat für antithesen, übergeht sie schweigend, sobald sie mit einer schweren senkung zu erkaufen wären: ein logisch ausdrucksvolles *séht ir daz vólc und hœ́rt ir dóz* (§ 178), *e ích und mín búolen uz Pálastín* (§ 197) kommen gar nicht in betracht. für K. ligt aber darin kein schmerzlicher verzicht; denn aus manchen stellen geht hervor, dass er tonumbiegungen liebt. sie sind ihm ein guter ausdruck des pathetischen gebetes (*keinén friunt wan dín eines*), der eindringlichen warnung (*midét si, hér, daz ist*

min rat), § 140, der energischen decidiertheit (*da wider | ist Apollo, iuwer got*), § 131. vor allen dingen: er empfiehlt oder erlaubt tonversetzung auch da, wo die leichte füllung sie gar nicht fordert, s. zb. § 111. 139. 141; um gröfsere gruppen von versen mit zweisilbigen tacten nicht durch einzelne einsilbige tacte zu unterbrechen, list und lobt er die verse *dú süezé lucérne, únd sitzét noch hiute dá* s. 161 ff. in der note 1 zu § 15 meint er, dass derartiges 'freilich in der accentuierung auf dem papier furchtbar roh herauskommt, aber bei geschicktem vortrag ungemein lieblich klingt'. da es nun nicht auf das papier, sondern auf das hörbare ankommt, so wären jene tonversetzungen im grunde ein vorzug der verse.

Ich empfinde hier durchweg anders; pathos, eindringlichkeit u. ähnl. haben bei mir immer nur die folge, dass ich die natürlichen sprachgipfel erhöhe, nicht dass ich sie verflache: je pathetischer ich ein

we, daz ir ie wurdet geborn

vortrage, umso unmöglicher wird mir die von K. gewünschte zwiefache tonverwischung (*we dáz . . wurdét* § 141), umso entschiedener spreche ich

wé daz ir íe wùrdet gebórn,

wobei die schweren füllungen gerade durch das pathos bewältigt, mitgerissen werden. doch wäre es unfruchtbar, den einen geschmack gegen den andern in die wagschale zu legen. objective beweise fehlen. man bedenke nur noch folgendes. der von K. gemeinte 'geschickte vortrag', der die sprachwidrigen icten verschleiert, vermag zweifellos viel, aber — er vermag só viel, dass aus dem schlechtesten verse noch etwas wird, was man 'lieblich' nennen kann. eben darum ist es ein gefährlicher schritt, im vertrauen auf den geschickten vortrag messungen anzusetzen, die den einklang von sprachton und ictus grundsätzlich preisgeben und selbst den härtesten fall des widerspruchs (*vérswant, vérsmahtén* § 141) zulassen. ich habe mich bei der vorliegenden schrift vergebens gefragt, an welchem puncte K. eigentlich den tonversetzungen ein halt gebieten würde. in ungezählten fällen könnte man versetzung rechtfertigen mit denselben gründen, deren sich K. anderswo bedient. — wie K. den frühmhd. vers misst, weifs ich nicht. wer zugibt, dass dieser versbau von schwersten tactfüllungen wimmelt, der wird zwar das nachmalige streben nach leichterer füllung nicht unterschätzen; er wird darin eine der entscheidenden tendenzen der mhd. blütezeit würdigen: aber die mehr oder minder spärlichen 'ausnahmen' bei den formglatten dichtern wird er nicht als unmöglichkeiten ansehen, die entweder durch tonversetzung zu beseitigen oder unter die rubrik 'fehlerhaft' (K. s. 153) zu verbannen sind. der dogmatischen beurteilung wird er die geschichtliche vorziehen und in jenen 'ausnahmen' — soweit sie

nicht künstlerischer absicht dienen — eine gelegentliche freiheit erblicken, die sich der ältere zeitraum und die volksmäfsige versübung sicher auch im 13 jh. in weiterem umfange wahrten. K. stellt es zwar s. 6 als frage hin: 'zeigt die frühere kunst des 11 und 12 jahrhunderts schon die ansätze zu der späteren vollkommenheit? haben bereits die geistlichen poeten und die spielleute den späteren vorgearbeitet, und worin?' aber er wird ja nicht bezweifeln, dass die technik um 1200 die fortsetzung der ältern ist, und dass in keinem jahrzehnt ein bruch mit dem ererbten stattgefunden hat. ich glaube auch, dass wir Hartmann von Aue nicht zu nahe treten, wenn wir neben den persönlich-künstlerischen neigungen, die der vf. s. 221 hübsch andeutet, die verhältnismäfsige altertümlichkeit seines versbaues betonen: dieser ist — neben andern unterschieden — weniger modern als der Wolframs und Gottfrieds. die 'einsilbige senkung' nun, obwol K. ihr die grenze weiter zieht als Lachmann, erscheint bei ihm immer noch als ein vom himmel gefallenes urgesetz, mit dem es kein pactieren gibt; nicht als etwas gewordenes, eine regel kunstmäfsiger verfeinerung, der ein dichter im ganzen nachstreben, im einzelnen einmal ausweichen kann. ein scharfer strich zwischen den sämtlichen erlaubten und den sämtlichen verpönten tactfüllungen wird sich nicht ziehen lassen; bei den einsilbigen tacten und den auftacten hat man dies auch nie behauptet, nur bei der mehrsilbigen senkung soll das absolute entweder — oder an stelle des bedingten und des graduellen gelten. müssen die *oder*, *über* in senkung vor vocalanlaut geradezu einsilbig gewesen sein (s. 148. 152)? ich zöge die weniger schematische fassung vor: die beiden silben hatten vor vocal das mafs von leichter sprechbarkeit (von glattem flusse), das der dichter für die senkung zu verlangen pflegte.

Was Reinbot an dreisilbigen tacten unbedenklich zuliefs, darein hat uns K.s sorgfalt einen einblick geöffnet. aber die frage: wo sprachton und leichte füllung im streite stehn, welches von den beiden war da für den dichter die stärkere macht? — diese frage schwebt immer noch beunruhigend über den sprechversen unserer höfischen dichter.

Die metrisch-sprachlichen untersuchungen s. 106 ff, über die gestalt der (ursprünglich) zweisilbigen verbal- und substantivformen, erreichen wol was an sicherheit in diesen schwierigen fragen für eine mhd. dichtung zu erreichen ist, und werden als ein nachahmenswertes, schwer übertreffbares vorbild wirken. sie legen den stoff so schön und übersichtlich vor, dass man leicht feststellen kann, wo die aus andern tatsachen erschlossene wortform in conflict gerät mit dem senkungsgesetz und dann natürlich nachgeben muss. vgl. § 146 schluss, § 148 vorletzte gruppe, s. 115 mitte und unten, s. 116 oben, s. 117 mitte, s. 120 oben und note 3, s. 122, s. 124 mitte, § 174 uö.

dem misslichen circulus von sprachlichen und metrischen annahmen entrinnen wir nicht ganz. der vf. entscheidet sich auch bisweilen für die lautform der hs. W, wo die sonstigen beobachtungen ein anderes erwarten liefsen; vgl. § 161, 1) mit § 163, s. 131 oben mit § 181 letzte gruppe. klar ist mir nicht, warum K. in § 148 schluss die schreibung *swer(e)* zweifelhaft findet, da mehrere vorher genannte verse die zweisilbige form sichern und keine gegeninstanzen aufgeführt werden. auch das bestehn von 'traditionellen' (mehrsilbigen) formen neben den lebenden (einsilbigen), s. 129, vermindert die sicherheit. wieweit elision eintrat, bleibt fraglich (§ 151); es ist zb. leicht denkbar, dass das endungs-*e* zwar in *und zéige tu den besten wirt*, vor dem stärkern vocal, bestehn blieb, dagegen in *und bréche in sólhe stücke gar*, vor dem schwachem vocal, verstummte (§ 147), und zwar schon in der natürlichen sprache.

Die von K. geübte statistik ist eine andere, intimere, vielseitigere, als man sie in der versforschung der letzten jahrzehnte gewohnt war. sie wird nicht auf allen gebieten so guten ertrag abwerfen; sie wird sich nicht mechanisch auf andere metrische stile anwenden lassen. aber aus der versenkung in unser buch wird man für die kunst der sprachlich-metrischen beobachtung und textgestaltung, wie das object immer sei, vielfältige anregung gewinnen.

Berlin, 19 januar 1904. ANDREAS HEUSLER.

Die geschichte der handschriftlichen überlieferung von Strickers Karl dGrofsen. von dr phil. FRIEDRICH WILHELM. verlegt von HBoës in Amberg, 1904. VIII und 290 ss. und 10 ss. anhänge. 8°. — 8 m.

Eröffnet wird die untersuchung durch eine 'Historisch-kritische übersicht über die Karllitteratur seit Melchior Goldast' (cap. I s. 3—27), worin ua. die mängel von Bartschs ausgabe mit der überlegenheit des anfängers gerügt, die verdienste vJecklins dagegen mit recht warm anerkannt werden. in der darauf folgenden zusammenstellung der handschriften (cap. II s. 28—74) ist das material verzeichnet, es sind einundzwanzig vollständige hss. und dreizehn fragmente (dazu kommt jetzt noch ein Brünner bruchstück, zum druck gebracht von LSchönach Zs. 47, 446—448). jeder hs. ist eine mehr oder minder eingehnde beschreibung gewidmet, die mit dem nachweis ihrer heimat schliefst. bei denjenigen hss., die der vf. nicht selbst einsehen konnte, ist diese dialektische untersuchung meist recht kurz ausgefallen, doch wollen wir mit ihm darob nicht rechten, da er eine so umfangreiche überlieferung zu bewältigen hatte. doch auch bei andern, die ihm in ihrem ganzen umfang zur verfügung standen, hätte manchmal mehr ausgerichtet werden können. so lässt sicher der stark mundartlich gefärbte text von H eine genauere ortsbestimmung

zu als 'rheinfränkisch oder südmittelfränkisch' (s. 39). bezüglich der hs. O wird bemerkt, 'einen besonderen dialektischen charakter verrät der text nicht' (s. 54). indessen wäre es bei einer hs. des 15 jh.s von solchem umfang doch auffallend, wenn sich darin nicht die heimische mda. des schreibers verriete. der unserer hs. nennt sich aber ja selbst: *Scriptum · per · Mathiam Wurm · vel · stoll · de · eschnpach.* schon das *p* in der schreibung seines heimatortes lenkt die vermutung auf ein bairisches Eschenbach, und ganz bestimmte merkmale lassen ihn als einen jüngeren landsmann Wolframs erkennen. charakteristisch ist der besonders aus HSachs bekannte übergang von mhd. *uo, üe* vor nasal in *ô œ* (oft *o* geschrieben, vgl. vBahder Grundlagen s. 31 ff, Kauffmann Gesch. d. schwäb. mda. § 97, 2 und § 98, 2, Bohnenberger Zur geschichte der schwäb. mda. § 99—106), der hier oft begegnet, zb. *geton = getuon* inf. 4644 (fol. 117[b]), 6885 (fol. 174[a]), *rom = ruom* 3051 (fol. 78[a]), *kone = küene* 4599 (fol. 116[b]), superl. *die konsten* 6920 (fol. 174[b]), 7335 (fol. 185[a]), *grone = grüene* 1660 (fol. 43[a]), *ich röm = ich rüeme* 2658 (fol. 67[b]), *du romst = du rüemest* 6401 (fol. 161[b]), dazu die nasalierte form von *genuoc : genong* 8278 (fol. 209[a]), *genog* 7461 (fol. 188[a]); aber in *stuont stuonden* ist das *uo* vor dem übergang zu *ô* gekürzt worden, daher die hs. *stunt stunden* schreibt[1] (das entspricht Wolframs reimen *stuont : kunt, stuonden : kunden,* conjunct. *stüende : sünde*); desgleichen in der nebensilbe *-tuom : reichtum* usw. zu dieser eigenschaft des dialektes der provinz Mittelfranken (Nürnberg) stimmen auch noch andere erscheinungen, wie mangel der umlautsbezeichnung, häufiges *p* im anlaut, *d* > *t* nach *n* : *unten, binten;* prät. *kom,* pl. *kômen,* infin. u. partic. *kumen,* partiz. *vernumen, begonde* und *begunde, brengen, sulch,* vorsilbe *ze-* und *zu-.* fast alle diese schreibungen bezw. idiotismen weist vBahder aao. aus Nürnberger chroniken und drucken der zweiten hälfte des 15 jh.s nach. erwähnt sei noch *pfuzsch* 8578 (fol. 217[a]), = HSachs *pfütsche,* Weinhold Bair. gramm. § 151, *tsch* für *tz* bei HSachs s. Frommann Versuch einer grammat. darstellung der mda. des H. S. s. 59.

In den folgenden capiteln (cap. III—VI s. 75—215) werden die hss. auf ihr abstammungsverhältnis hin untersucht. dieses ist, wie meist bei der überlieferung mhd. werke, in den jüngern gruppen durchsichtig, während die feststellung der hauptstämme grofse schwierigkeiten bietet. lücken, zusätze, umstellungen, gemeinsame lesarten liefern so ausgeprägte merkmale, dass bis auf jene letzten ziele die verwantschaftsverhältnisse klar liegen. zunächst sondern sich HKR ab (cap. III s. 75—91) durch eine grofse anzahl 'lücken' (der vf. zählt neunundneunzig auf), 'zusätze' (ca. vierunddreifsig) und umstellungen (sechzehn mal); dementsprechend sind auch die gemeinsamen laa. aufserordentlich

[1] im schwäbischen ist *o, ö* auch in *stont,* conjunctiv *stönde* eingetreten, der diphthong hat also hier die kürzung zu *u, ü* nicht mitgemacht.

zahlreich und oft sehr auffallend (aus den fünfhundert versen von 1018—1500 verzeichnet der vf. ca. sechzig). innerhalb dieser reihe gehn wider HR näher zusammen gegen K.

HKR gegenüber stehn alle übrigen hss. aufser den durch verschmelzung entstandenen F und S, das sind ABCDEGILMNOPQT (cap. IV s. 92—154). sie haben jene lücken, zusätze, umstellungen und laa. nicht, deshalb sind sie, so folgert der vf., sämtlich aus einer quelle, α, geflossen. diese unter α zusammengefassten hss. spalten sich wider in drei gruppen: 1) BCDELMPQT bezw. in einzelgliederung: BM. LP—C. DEQ—T; 2) AN; 3) GIO. die hauptmerkmale von gruppe 1 (B usw.) sind die namensform *Jenilun* für *Genelun* (*Jenilun*-gruppe) und die lücke 7155—68; die der gruppe AN die grofse Lücke 5059—5350, dazu noch das fehlen von 111—114, 11001—06 und die umstellung von 3926f, 6834f, 10640f; endlich die von GIO das fehlen von 2047f, 2427f, 2532, 4791—99, die umstellung von 719f, 903f, 4736f, 10567f. dazu kommen aufserdem jeweils gemeinsame laa., die besonders in GO (I ist die nun verschollene ursprüngliche Ulmer hs., aus welcher Scherz in seinem Karlabdruck varianten angegeben hat) sehr zahlreich sind (der vf. führt sie dankenswerter weise alle auf, ca. 540 an der zahl, darunter über 80 auffallende, s. 138—147). — die drei gruppen gehn unabhängig von einander auf den archetypus α zurück: eine abwägung, ob nicht doch vielleicht zwei von den dreien wider enger verwant sind, stellt der vf. nicht an.

In capitel V 'Das gegenseitige verhältnis der bearbeitungen ABCDEGILMNOPQT und HKR' (s. 155—178) wird die hauptfrage der ganzen untersuchung behandelt: 'welche von den beiden bearbeitungen ist die ältere, vom Stricker herrührende?' Jecklin hatte sich dahin entschieden, dass zwei bearbeitungen vorliegen, wovon *K die ältere (= HKR), *A die jüngere sei, die eine unter nochmaliger zuziehung des Rolandslieds, vom Stricker vielleicht selbst verfasste glättung darstelle. Wilhelm kommt zu dem nahezu gegenteiligen ergebnis, *HKR sei eine jüngere, aus der anderen klasse und speziell aus *O geflossene bearbeitung, die den abfasser von *O zum redactor habe. er erschliefst diese sachlage aus den beziehungen, in welchen die gruppe HKR zu der gruppe GO steht: HKR hat nämlich mit G und noch mehr mit O gemeinsame übereinstimmungen; auf grund derselben müsse man annehmen, dass diese bearbeitung von dem archetypus *GO abhängig, mithin jünger als Jecklins klasse *A sei. Jecklin zog zur entscheidung des verhältnisses der beiden bearbeitungen das Rolandslied bei, Wilhelm dagegen will allein das handschriftenverhältnis sprechen lassen. aber seine kritische methode ist höchst bedenklich. er wägt nie den wert der varianten der beiden gruppen gegenseitig ab, er prüft nie den text von α auf seine richtigkeit hin, sondern nur den von HKR und erklärt alle verse, die HKR mehr hat, sowie alle die diese gruppe weniger

hat als *α*, für unecht, welchem nachweis das VI capitel gewidmet ist (s. unten). im grunde beruht also die beweisführung für das verhältnis der beiden bearbeitungen darauf, dass der text von ABCDEGLMNOPQT a priori als mafsgebend festgesetzt wird.

Die übereinstimmungen zwischen HKR und GO sind m. e. nicht so bedeutend, dass man eine verwantschaft zwischen den beiden gruppen anzunehmen gezwungen wäre. 'das hauptcharakteristicum' bilden die nur in GOHKR enthaltenen verse 10409 f *Und touftes in den namen drî Dâ man got erkennet bî.* aber der vf. bemerkt nicht, dass diese verse mit ganz geringfügigen abweichungen schon 863 f begegnen. das hätte er, falls er kein eigenes — für solche untersuchungen unerlässliches — reimregister angelegt hat, schon aus der anmerkung bei Jecklin Germ. 22, 135 ersehen können. dieser führt daselbst noch eine ganz ähnliche widerholung, nämlich des reimpaares 2773 f = 11011 f, an. da hier alle hss. widerholen, so ist bewiesen, dass eine solche wideraufnahme von reimpaaren nach langem zwischenraume (10409 f = 863 f, 11011 f = 2773 f) dem Stricker selbst zuzutrauen ist[1]. die verse 10409 f können also echt sein und diese stelle kann mindestens nicht das unumstöfsliche hauptzeugnis abgeben für die verwantschaft von GO und HKR. ähnlich sind auch die zwei gemeinsamen lücken nicht einwandfrei. die laa. sind meistens belanglos, der art wie sie immer bei leicht ändernden hss. zusammentreffen müssen; bei den wenigen stärkeren wäre es immer noch fraglich, ob hier nicht umgekehrt gemeinsame fehler der zwei andern gruppen AN und B . . . vorliegen.

Anders steht es allerdings zwischen HKR und O allein. diese stimmen sechsmal in plusversen, viermal in auslassungen und aufserdem in einer ziemlichen anzahl würklich auffallender laa. überein, was alles zusammen genommen nicht auf zufall beruhen kann. ein zusammenhang zwischen O und HKR besteht also und darauf baut der vf. seine hypothese von der stellung der bearbietung *HKR: *HKR sei aus dem archetypus *GO geflossen, der schreiber von *O sei zugleich der bearbeiter von *HKR gewesen. die letztere folgerung leitet er daraus ab, dass die O und HKR gemeinsamen plusverse 5709—14 aus dem Rolandslied stammen: weil der schreiber von *O diesen zusatz aus dem Rolandslied gemacht habe, so seien ihm auch diejenigen Rolandsliedverse zuzuschreiben, welche in HKR allein sich finden. aufser dem Rolandslied aber habe dieser schreiber von *O zur herstellung von *HKR noch eine andere Karlhandschrift unbestimmter herkunft benutzt, aus welcher er jene fehler, welche GO aufweisen, die aber in HKR sich nicht widerfinden, gebessert habe (s. 175, 177 f). über die art und weise, wie jene gemeinsamen laa. von GO, welche HKR

[1] mit solchen widerholungen haftet der Stricker noch in der formelhaften spielmannstechnik: gleiche sinnesvorstellungen lösen gleiche sprachvorstellungen aus.

nicht teilen, wider aus *HKR herausgekommen sind, spricht sich der vf. nicht weiter aus. wo sind die lücken, die umstellungen von *GO hingekommen? wohin vor allem jene massenhaften falschen laa. von GO? hat der schreiber von *O, der zugleich bearbeiter von *HKR war, alle diese verderbnisse mit hilfe jener Karlhandschrift unbekannter provenienz gebessert? wo wäre in der mhd. textforschung je eine solche leistung bekannt! auf diesem wege kann man schliefslich jede beliebige, selbst eine möglichst fehlerlose hs. aus der allerschlechtesten ableiten, sofern nur gemeinsame laa. vorliegen: man erklärt einfach, die gute hs. sei aus der schlechten dadurch entstanden, dass der schreiber die fehler der ihm vorliegenden schlechten mit hilfe einer dritten hs. wider gebessert habe. der vf. aber im gegenteil weifs durch einen kühnen schluss diese bedenkliche situation zu gunsten seiner hypothese zu verwerten. wenn, erklärt er, der schreiber von *O und der bearbeiter von *HKR nicht identisch wären, so müsten sich in HKR weit mehr spuren von eigentümlichkeiten und fehlern von *GO finden, als dies in würklichkeit der fall ist. wer nicht einem systemzwang unterligt, wird umgekehrt sagen: weil sich nur so wenig spuren jener überaus zahlreichen eigentümlichkeiten von GO in HKR zeigen, kann *HKR nicht vom schreiber von *O herrühren, ja überhaupt nicht von *GO abstammen.

Aber abgesehen von diesen erwägungen: die angaben über die laa. von O sind unvollständig und damit ist die ganze sachlage verändert. betrachtet man die gemeinsamen sprechenden laa. von OHKR (s. 158 ff), so stellt sich heraus, dass auf v. 1—428 ca zwölf gemeinsame bedeutendere varianten kommen, von da bis zum schluss nur noch ca fünfzehn, entsprechend von den umstellungen drei auf v. 1—238, nur eine auf den übrigen text. dieses auffallende procentverhältnis muss seinen grund haben. unbegreiflicherweise hat es der vf. unterlassen, auf O v. 1—450 einzugehn, bei der mitteilung der laa. von GO sagt er: 'von den ersten 450 versen müssen wir vorläufig absehn' (s. 138). also muss sich der leser selbst dieser aufgabe unterziehen. durch vergleichung von G, O und H ergibt sich, dass O bis v. 435 in einer masse von laa. mit H übereinstimmt, dagegen fast nie mit G allein (für G und H hab ich Bartschs variantenapparat benutzt, O konnt ich auf der hiesigen universitätsbibliothek einsehen). O 1—435 ist also ein text der gruppe HKR, erst von v. 441 an ein solcher von GI. alle die aus diesem eingang als beweismittel beigebrachten gleichungen von O mit HKR zählen also gar nicht, denn sie gehören ja von vornherein zur gruppe HKR und gar nicht zu *GIO. als übereinstimmungen zwischen O und HKR bleiben demnach: fünf plusstellen, eine umstellung, ca fünfzehn starke laa. diese beziehungen zwischen O und HKR werden nun am natürlichsten auf folgende weise ihre erklärung finden: *O, eine hs. der gruppe

*GI, entstand dadurch, dass ein schreiber den — wahrscheinlich abhanden gekommenen — eingang aus einer hs. der gruppe *HKR anfertigte (auch in der hs. A ist eine gröfsere lücke, v. 5059—350, aus *HKR ergänzt worden, s. 88ff und 132f) und dann auch in den hauptteil des textes, der also zur gruppe *GI gehört, zusätze, umstellungen und einzelne correcturen aus jener hs. der gruppe *HKR einfügte.

Eine reihe bedenken und sich ohne weiteres aufdrängender einwände übergeh ich, um mich zum folgenden capitel zu wenden.

In cap. VI, 'Die tendenz der bearbeitung *HKR' (s. 179—215), bespricht der vf. die 'lücken' und 'zusätze' dieser gruppe im einzelnen, immer unter der voraussetzung, dass α den normaltext enthalte, wonach also alle diese abweichungen im versbestand von vornherein als unecht verurteilt sind. es werden somit eigentlich nur nachträglich etwaige gründe für die zusetzungen oder auslassungen gesucht. meist beruhen diese auf ästhetischen oder psychologischen erwägungen (besonders häufig sind solche verse 'entbehrlich', aber wie viel verse sind in diesem gedichte nicht entbehrlich!); sachliche beweismittel, die sprache, der stil, die verskunst des Strickers werden nur ganz vereinzelt beigezogen, und diese allein konnten doch eine sichere grundlage bilden, wenn gewis auch sie in sehr vielen, ja vielleicht in den meisten fällen versagen werden. bemerkt sei noch, dass der vf. sowol die 'lücken' als die 'zusätze' alle gleichwertig behandelt, indem er sie auf den einen bearbeiter *O zurückführt, und die frage gar nicht aufwirft, ob hier nicht verschiedene vorgänge vorliegen können, die verschiedene stufen der entwicklung von *HKR darstellen.

Für die beweiskraft, welche solchen zum grofsen teile subjectiven erörterungen zukommen mag, lass ich einige beispiele sprechen. die verse 47, 5—16 des Rolandslieds, welchen v. 1923—32 von *HKR entnommen sind, habe der Stricker wol absichtlich übergangen, 'Olivier und Ruoland werden darin von Karl wie ein paar dumme schuljungen behandelt. das ist entschieden nicht *hövesch*' (s. 207). nun lese man aber die zurückweisung, die der kaiser v. 1955—66 dem erzbischof Turpin zu teil werden lässt! — die verse 51, 10f des Rolandslieds — ihnen entsprechen v. 2029—32 im Karl — passen nicht an ihre stelle, der Stricker habe sie deshalb als 'scharfer logiker' mit recht fortgelassen (s. 209). — als grund für das fehlen von v. 3135f im text von ABCDEGILMNOPQT (= α) wird eine lücke in dem vom Stricker benutzten original des Rolandslieds in betracht gezogen (s. 210) : in einem ähnlichen fall aber, s. 169, wurde eine solche möglichkeit rundweg abgelehnt. — der zusatz 644^{a-d} ist 'recht stümperhaft' (s. 205), die verse 3456^{ab} 'verraten grofse geistesarmut' (s. 210), gelegentlich v. 6951=62 arbeitet der vf. von *HKR mit 'gedankenlosigkeit' (s. 212). s. 215 ist *HKR ganz

und gar schreiberarbeit: s. 177 dagegen war diese compilation mit grofsem fleifs ausgeführt, und der schreiber von *O, der doch zugleich der bearbeiter von *HKR war, ist s. 168 'mehr als ein gewöhnlicher mechanisch arbeitender' copist. er gehörte zu denen, welche ihre vorlage mit einer gewissen art verständnis abschreiben.

Die bedingungslose voraussetzung der priorität von α hindert den vf. an eingehnder einzelprüfung. er sieht nicht (s. 205), dass die verse 118[ab] *Vnd gerne solche wort vernement Die guoten liuten wol gezement* eins sind mit den eingangsversen des Daniel *Swer gerne allez daz vernimet Daz guoten liuten wol gezimet.* dadurch aber werden sie als echte verse des Strickers erwiesen, und gewis sind sie auch von ihm selbst in den text seines Karl eingesetzt worden, denn es ist doch sehr unwahrscheinlich, dass ein fremder, ein späterer schreiber, sie nachträglich erst aus des Strickers eigenem ritterroman in den Karl hineingebracht hätte. Und noch weitere stellen, so die in allen hss. enthaltenen, unmittelbar vorangehnden verse 115—118 *Diz ist ein altez mære. Nu hât ez der Strickære Erniuwet durch der werden gunst*[1] haben

[1] die sprache dieser verse ist zugleich ein treffendes beispiel für den unterschied im stil der beiden epen. im Karl wendet sich der dichter mit der anrede in dritter person an *der werden gunst*, *die noch minnent hovelîche kunst*, *den sol hie mite gedienet sîn*, im Daniel dagegen setzt er ein volkstümliches publicum voraus, das er direct mit Euch anredet, *iuwer gunst*, und während er mit dem Karl den feinen herrn und damen *dienen* will, macht er im Daniel die zuhörer darauf aufmerksam, dass sie anständig zuzuhören haben, *daz irz mit zühten hœret und niht mit rede zerstœret* (vgl. dazu Zs. f. d. wortforschung 5, 143). der ganze prolog aber ist im Karl gewanter, die gedankenentwicklung der abstracten ideen reicher und in langen perioden in der weitläufigen lehrhaften art der *bîspel* durchgeführt, dagegen im Daniel nur ein paar gedrungene sätze stehn. dem entspricht auch die sprache: im Karl die von begeisterung getragene charakteristik des helden, dabei erhabene wendungen wie: *er wære mir holder danne ê* 38, *holden muot tragen* 67, *rât des herzen mîn* 120, die freude an den hohen worten *sælde: der hâte sælden sô vil* 42, *sælec: den vil sæligen man* 61, *alle die noch sælic sint* 76, *sælecheit* 82; im Daniel öfter kraftausdrücke *louc er mir, sô liug ouch ich* 14 (aus Lamprechts Alexander, s. Rosenhagens ausg. s. 175), *swaz er mit gebene getobet* 32, *man spræche ich tobete alder lüge* 56, *daz was ein wint wider ime* 49, dazu das spielmännische interesse an *guot* und *geben* (v. 25. 32); ferner die hölzerne schilderung von Artus, wo fünf zusammensetzungen mit *-lîche* in vierzehn zeilen, v. 33—46 (*grôzlîche*, *tugentlîche*, *lasterlîche*, *hovelîch*, *lobelîch*). so könnte also doch aus dem stil auf das zeitverhältnis der beiden werke geschlossen werden. als der dichter jung war, hatte er es nötig, sich um die gunst weiterer kreise zu bemühen, zur berühmtheit gelangt und in seiner kunst gewanter geworden ist ihm *der werden gunst* zu teil geworden (vgl. dazu Leitzmann Zs. f. d. philol. 28, 46). die beiden epen bedeuten eine dichterlaufbahn in aufsteigender linie, der Daniel fällt vor den Karl. die beachtenswerten gegengründe Rosenhagens, Untersuchungen s. 110ff, können die annahme dieser zeitfolge nicht umstofsen: der Stricker mochte Konrads Rolandslied schon gekannt haben zur zeit als er den Daniel verfasste; auch Hartmann hat schon, als er den Erec dichtete, Chrestiens Iwein gekannt. — als bispeldichter muss der Stricker früh aufgetreten sein, denn schon die stelle Daniel 7487—7548 ist in der art der moral eines bi-

ebenfalls in der einleitung des Daniel, nämlich in v. 13—16, ihre entsprechung: *Sus hebet sich diz mære. Hie wil der Strickære mit worten zeigen sine kunst Und hât des gerne iuwer gunst*; ebenso *Er giht ich liege oder tobe* 25 = *Man spræche, ich tobete alder lüge* Dan. 56, *sagte*: *verdagte* 33 = *sagen*: *verdagen* Dan. 57, und v. 70 *Swaz man von künegen ie gelas* klingt an an Daniel v. 48 *Swaz wir von künegen hân vernomen.*

Es war aufgabe der besprechung, die beweismittel zu prüfen, vermöge derer der vf. zu dem resultate gelangte, dass *HKR eine vom schreiber von *O verfasste bearbeitung sei, mithin unter allen hss. den letzten rang einnehme. der schluss muss, auf grund des vorstehend beigebrachten, lauten, dass sie nicht überzeugend sind. gegenüber Jecklins untersuchung bilden methode und ergebnisse hier einen rückschritt in der forschung über die überlieferung von Strickers Karl.

In der bildung der einzelnen kleineren gruppen ligt das verdienst der arbeit. hier hat der vf. die handschriftenfrage wesentlich gefördert. er hat die gesamte, sehr umfangreiche hsl. überlieferung bearbeitet, er hat mit grofsem fleifs reichhaltige variantensammlungen aufgestellt, und es ist ihm gelungen, durch umsichtige verwendung einschlägiger merkmale das grofse material zu gruppieren.

Mit cap. vi ist die eigentliche handschriftenfrage abgeschlossen. cap. vii (s. 216—274) behandelt 'die weiteren schicksale des Karl in der schriftlichen überlieferung des mittelalters' (besonders die hs. F, die Gothaer Weltchronik und die Heinrichs v. München), das letzte capitel, cap. viii (s. 275—290), gibt eine kritische herstellung einzelner stellen. den abschluss bildet 'eine tabelle der in den einzelnen hss. fehlenden verse von Bartschs text', aus welcher zu ersehen, wie stark die hss. im versbestand variieren.

Heidelberg. GUSTAV EHRISMANN.

Veröffentlichungen aus der Hamburger stadtbibliothek. I Der Huge Scheppel der gräfin Elisabeth von Nassau-Saarbrücken nach der hs. der Hamburger stadtbibliothek mit einer einleitung von HERMANN URTEL. Hamburg, Gräfe, 1905. 26 ss. 57 bl. 6 ss. 6 tafeln fol. — 60 m.

Dies buch hat Hamburg der 48 philologenversammlung als ξένιον dargebracht, und da ist denn die ausführung so fürstlich, dass sie einen gewöhnlichen autor oder herausgeber mit neid erfüllen könnte. ein unvergleichlich schöner, gleichmäfsiger druck — der alte text in grofsen Behrenstypen —; das papier vielmehr carton; die widergabe der bilder — teils in verkleinerung, teils in natürlicher gröfse und farbig — nach meinem verstande davon

spels gehalten, angeknüpft an die vorhergehnde erzählung von dem Alten in dem netz, auch mit lehrhaften formeln: *Swer iht guoter liste kan* 7487, *daz merket an dem alten* 7493.

raffiniert; und dann am schlusse noch eine reihe von schrifttafeln zur veranschaulichung der verschiedenen hände.

Diejenigen, die sich das buch zugänglich machen können, sehen hier also wider einmal ein denkmal jenes zweiten grofsen herüberflutens der französischen litteratur in unsere heimat, das besonders unsern besitz an stoffen der französischen nationalsage vermehrte. aber der vert galant, seine gedankenlose liebeswirtschaft, seine meucheleien und lächerlichen tollkühnheiten sind uns so roh und widerlich, wie der Artusroman gekünstelt und seelenarm. erst im fortschreiten überwigt uns das rein interessante fremdartige, das bei uns keinen oder späten eingang gefunden hat : charakterisierung der stimmung durch episodische dialoge, fortwährender wechsel der angerufenen heiligen, genealogie der guten und schlechten sitten (Ganeluns nachkommen), armut und unanschaulichkeit der kampfschilderungen usw.

Das buch ist ein abdruck der einzigen hs. (Hamburger stadtbibliothek cod. 12 in scrinio), keine ausgabe des Huge Scheppel. sonst wäre an stelle der fehlenden stücke — es ist eine reihe von bildern mit umgebendem texte herausgeraubt — nicht das gegeben, was ein später ergänzer nach dem uns erhaltenen ältesten drucke in die hs. einfügte, sondern die entsprechenden teile dieses druckes selbst; und dann wäre auch das ganze nach dem drucke und der französischen vorlage emendiert. es ist aber vielmehr die hs. mit allen ihren nicht wenigen fehlern, ohne interpunction und sogar zeilengetreu widergegeben; nur die abkürzungen sind aufgelöst. ein vergleich der schrifttafeln lässt die angewante sorgfalt rühmlichst hervortreten. nur lässt sich eben in hss. des 15 jh.s oft, besonders zwischen majuskel und minuskel, keine entscheidung treffen : auch hier schwankt man zwischen *D* und *d*, *H* und *h*, *cz* und *z*, in den (cursiven) ergänzungen zwischen *Z* und *z* (fol. 27r z. 16. 19. 23. 29), *dt* und *tt* (fol. 27r z. 15. 21. 30); *r* hat wie in vielen hss. eine besondere form für den anlaut, ohne dass wir sie gerade als majuskel betrachten dürften. man kann also die sonst in den laa.-apparat verwiesenen fehler hier gut studieren, auch entstehn sehen, aber man wird doch auch im einzelnen falle die ungemütliche frage nicht los, ob man es mit einem druck- oder schreibversehen zu tun habe, und man spürt den unbescheidenen wunsch, wenn einmal das vorhandene soweit genau widergegeben werden sollte, dann lieber gleich das ganze facsimiliert zu sehen. ein paar beispiele. auslassungen: 6v 23 fehlt *sprach*, 34r 27 fehlt *nicht*. dittographieen : 2r 19 *sich sych*, 19r 15 *geweweltig*, 51r 4 *gehandelt* (zeilenschluss) *gehandelt*. umstellungen : 38v 41 *wir die* statt *die wir*, 41r 35 *zehen die* statt *die zehen*. andere irrtümer : 14v 25 *verhersunge* = verheifsung, 32r 10 *ey* = ein, 36r 45 *hoe mann* = hofmann. ferner ist zu lesen : 3v 30 *getrüwern* statt *getrüwen*, 21r 32 *ir* statt *üwer*, 26r 16 *walstab* statt *wallesack*, das aus

der vorigen zeile eingedrungen ist (vgl. 28r 13, 30r 14). 42r 26 *der ehe* statt *den eren*, 48r 12 *sprach er*. *yme* = *in* (plur.) wie 21v 17, *den* = *der* 19r 42 (und dann umgekehrt auch *der* = *den* 16r 5) sind bis heute dem dialekte geläufig (vgl. Clara Viebig) und nicht als fehler anzusehen.

Ich glaube danach, dass man für die weiterarbeit am texte doch wider auf die hs. zurückgehn wird.

Die einleitung ist knapp, klar und überzeugend. sie befasst sich mit der überlieferung im weitesten sinne, ohne aber auf die litterarischen und sprachlichen beziehungen der übersetzung einzugehn. bis auf eine allerdings gänzlich verunglückte schlussbemerkung über die zersetzung der 'spätrheinfränkischen schriftsprache' des Saarbrücker hofes durch die 'übermächtig eindringende litteratursprache des rechtsrheinischen Deutschland': 'die übersetzung weist eine menge gallicismen auf, lautlich lässt sie sich, soviel ich sehe, vollständig aus dem dialekte ihrer heimat erklären. merkwürdig zb. die ständige umschreibung des verbalbegriffs mit *dun* und *sin* (*dun doden* 17v 43, *lonen vnd dancken sin* 50r 20), die häufige auslassung des relativpronomens (fol. 40r 37 sogar: *nach der hytze* [*die er*] *gehabt hatte*).

Die überlieferung lässt sich merkwürdig gut verfolgen. man fühlt sich fast in einen historischen roman, in die geschichte einer verlorenen handschrift versetzt. unser prachtcodex ist für Johann III von Saarbrücken (1423—1472) hergestellt: denn für ihn ist auch der ganz gleich ausgestattete und vom selben maler illustrierte schwestercodex angefertigt, der den roman Loher und Maller enthält und gleiche schicksale hatte. verfasserin des deutschen Huge Scheppel (auch des Herpin: einl. s. 4) ist die gräfin Elisabeth von Saarbrücken: das bezeugen die ältesten drucke, für den Loher und Maller sogar die hss. termini der übersetzung also 1423 und 1456, der illustration und der hs. zunächst 1423 und 1472. da sich aber der schwestercodex noch genauer datieren lässt (denn er trägt das zeichen des croissant-ordens Renés des Guten, und dem gehörte graf Johann erst seit 1455 an) und da ferner der maler nach seiner technik den Huge Scheppel später illustriert haben muss (s. 22) als den Loher und Maller, so verengen diese grenzen sich noch auf 1455 und 1472. vorlage ist eine abschrift, die graf Johann von dem französischen texte hatte machen lassen: auch das besagen die ältesten drucke. die ergänzung ist in Strafsburg vorgenommen: denn zum einband ist pergament von Strafsburger urkunden verwant, und von einem Strafsburger buchhändler hat der büchersammler Uffenbach im jahre 1718 den band erworben, wie aus seinem briefwechsel hervorgeht. der ergänzer benutzt einen alten druck und verrät durch seitenangaben selber, welchen: den ältesten von 1500. in diesem druck ist die übersetzung der gräfin Elisabeth gekürzt, und der verkürzer nennt sich selber: *Vnnd hab ich Conrat*

heyndörffer den schlechtē text begriffen also kurtz so ich yemer kund. ähnlich nennt der herausgeber des letzten druckes von 1794 selbst seine vorlage. sogar über die schicksale der hs. vor ihrer verstümmelung lässt sich etwas vermuten: jener Uffenbach erwarb auch ein deutsches gebetbüchlein unserer gräfin Elisabeth, und dieses ist im besitze ihrer tochter Margarete, der gemahlin Gerhards, herrn zu Rodemachern, gewesen, also doch wol mit dem Huge Scheppel.

Alle diese verhältnisse sind sehr hübsch dargelegt, besonders sorgfältig auch die art der benutzung und ergänzung unserer hs., die offenbar schon früh einem bildermarder in die hände gefallen ist, und der stammbaum der zehn drucke (bei Goedeke sechs), der ohne viel worte durch schlagende belege gesichert ist.

Handschrift und drucke sind nicht auseinander abzuleiten, wie die von U. mitgeteilten laa. ergeben. der älteste druck wird also etwa nach einer (noch bilderlosen s. 7ᵃ. s. 23) quelle der gräfin gemacht sein, von der unsere hs. einen revidierten, übrigens auch von zwei schreibern hergestellten text gibt.

Der erste teil der übersetzung, bis zu Huges königswahl, schliefst sich eng an die französische chanson (wenn man sie so nennen kann), hat aber einen bessern text benutzt als den uns erhaltenen. die fortsetzung, Friedrichs und Asselins verräterei, weicht stärker ab, und U. nimmt an, dass sie in zwei selbständigen fassungen vorhanden gewesen sei, von denen die eine in Elisabeths vorlage, die andere in der erhaltenen chanson von Hugues Capet dem vorhandenen ersten teile angeschlossen ist. zu der von La Grange (Les anciens poètes de la France ed. Guessard, bd 8, Paris 1864, s. xvIII ff) namhaft gemachten verwantschaft (Voeux du Paon, Baudouin de Sebourc) fügt U. den Auberi le Bourgoing.

Angehängt ist noch eine kunstgeschichtliche untersuchung von Robert Schmidt (s. 20—25). er fasst sein urteil über die bilder der hs. wie folgt zusammen: sie 'sind von einem mittelrheinischen illustrator zweiten ranges um 1460—70 angefertigt, und zwar als indirecte, mehr oder weniger freie copieen nach miniaturen, die etwa von 1420—30 von mehreren händen einer franco-flandrischen werkstatt gearbeitet worden waren'. die zahlen 1460—70 sind wol nicht sicher genug, unsere hs. innerhalb der gefundenen termini genauer zu datieren, aber man wird doch annehmen dürfen, dass die vorlagen unserer bilder und unseres textes zusammen éine hs. ausmachten, deren entstehung dann also in das jahrzehnt 1420—30 fiele.

Am schlusse gedenkt U. der mitarbeit von JSchwalm und FrBurg.

Charlottenburg, 22 nov. 1905. GEORG BAESECKE.



Schiller und die bühne. ein beitrag zur litteratur- und theatergeschichte der klassischen zeit. von JULIUS PETERSEN. [Palaestra XXXII]. Berlin, Mayer und Müller, 1904. x und 497 ss. 8°. — 8 m.

In der geschichte der dramatischen dichtung würken geistigste und materiellste interessen unaufhörlich mit oder gegen einander. so weit auch der weg ist von dem ersten zarten emporkeimen eines dramas aus dem leben eines volkes oder aus einer feinen dichterseele bis hin zu dem moment, wo unmittelbar vor der aufführung der bühnenarbeiter die versatzstücke aufpflanzt und der schauspieler den schminkstift handhabt, so stehn doch alle einzelvorgänge in diesem langen process in festem zusammenhang unter einander; und zwar hat jeder vorwärts- wie rückwärts-würkende kraft. jede dichtergeneration stellt dem schauspieler neue aufgaben und trägt so zur entwicklung der bühnenkunst bei. anderseits aber wagt jeder dichter, der mit der bühne in innerer fühlung steht, erst dann neue kühnheiten, wenn ihm die fortgeschrittnere scenische technik dazu die aufforderung oder die gewähr der verwürklichung gibt.

Die litteraturgeschichte hat lange zeit hindurch die dramatischen schöpfungen viel zu einseitig entweder blofs vom standpunct des dichters oder von dem des zuschauers im parkett betrachtet und die ganze welt der sorgen, die hinter dem vorhang und den culissen ihr feld findet, aufser acht gelassen. dem zuschauer nun freilich kann ja das handwerksmäfsige der bühnenvorgänge gleichgültig sein: abgesehen von einer gelegentlich auftauchenden neugier, wie dies oder das wol gemacht werde, kümmert er sich um die complicierte maschinerie nicht. und das ist auch gut; er könnte sich dem künstlerischen eindruck sonst gar nicht unbefangen genug hingeben. aber der dramatische dichter wird nur zu seinem und seiner dichtung schaden sein auge den tausend kleinen kunstmitteln und kniffen und verlegenheiten der bretterwelt verschliefsen. und wenn wir so viele totgeborne bühnenstücke haben, lesedramen, wie man sie mit vernichtendem euphemismus nennt, so ligt das gewöhnlich nicht daran, dass ihren schöpfern geist und gemüt, geschichts- und menschenkenntnis, sprachgewalt und rhythmisches gefühl gemangelt hat, sondern weil kein rechtes theaterblut in ihren adern floss und in dem dichter nicht der unumgänglich nötige latente darsteller und regisseur zu finden war.

Drum ist es gut, wenn wir auf dem gebiet des dramas zu der erkenntnis des poetisch schönen die erkenntnis des theatralisch würksamen ergänzend hinzufügen, was allerdings nur denen möglich ist, die für solche untersuchungen eine angeborne begabung mitbringen, nämlich eine elastische und doch wider kräftig gezügelte realphantasie, die sie befähigt, ein drama unmittelbar während des lesens im geiste zu inscenieren. solch eine phantasie aber bedarf, um keine willkürlichkeiten zu begehn, widerum einer

gründlichen historischen schulung. denn in jedem halben jh., ja oft in noch kürzeren zwischenräumen ändert sich bühneneinrichtung und bühnenstil, beide in beständiger wechselwürkung.

Da haben wir nun in den letzten jahren manche vortreffliche untersuchung erhalten und andres noch zu erwarten. zweckmäfsig hat man mit der betrachtung solcher zeiten begonnen, in denen die scenische kunst noch wesentlich handwerk war, den zeiten des meistersinger-, schul- und jesuitendramas, den zeiten der englischen komödianten und der älteren wandertruppen. nun aber ist es am platze, weiter zu schreiten, und das im besten sinne handwerksmäfsige auch in den dramen und der theaterkunst unsrer klassischen litteraturperiode zu untersuchen. dazu liefert JulPetersen eine vortreffliche, umfängliche studie, die in ihren mittelpunct den dichter stellt, der bei aller weite seiner poetischen absichten einen unbeirrbaren blick für das zu seiner zeit praktisch durchführbare hatte, ja, der, so unerbittlich und selbst starrköpfig er in allen grundsätzlichen ethischen und ästhetischen problemen war, sich in hundert kleinen fragen der theaterpraxis als nachgiebiger diplomat erwies: Schiller.

P. möchte die bühnenzustände des ausgehnden 18 jh.s so anschaulich wie möglich machen. mit grofser umsicht und litteraturkenntnis hat er zu dem zweck tausende von winzigen notizen und belegen zusammengetragen aus aufführungsberichten, theoretischen und polemischen schriften, kalendern, biographieen und anekdoten. vor allem aber sucht er das, was uns an unmittelbarer kenntnis der inscenierung des 18 jh.s fehlt, zu ersetzen durch notizen aus den dramen selbst, nämlich durch die anordnungen des dichters über das bühnenbild, das spiel usw., also jene epischen einsprengsel, die bei der aufführung restlos in die darstellung verarbeitet werden müssen, die aber dem leser des stückes deutlich die theatralische schulung des dichters und den stand der bühnentechnik seiner zeit verraten. natürlich lassen solche materialsammlungen sich stets vermehren; hier und da kann man auch wol die interpretation etwas anders gestalten. im ganzen aber sind die grundlinien bei P. richtig, und der leser gewinnt eine sichere belehrung.

P. hat stets Schiller im auge. da aber das vergleichsmaterial, durch das dieses dichters verfahren ins rechte licht tritt, noch nicht zusammengestellt war, so muss der vf. sich für jede einzelfrage erst eine sorgfältige vorbereitung schaffen und untersuchen, wie weit Schiller in den kleinen äufserlichkeiten der mode folgt, mit vorläufern übereinstimmt, oder aber ihnen widerspricht. dadurch erweitert sich die arbeit zu einer ausgedehnten vergleichenden studie, an der man sich für weite strecken des 18 jh.s orientieren kann. das buch hat an vielen stellen den wert eines vorzüglich gearbeiteten lexikons.

Gerade deshalb aber ist es sehr zu bedauern, dass das re-

gister am schluss so unzulänglich ausgefallen ist. es hätte mehr ins einzelne gehn und nicht nur ein blofses namenverzeichnis sein müssen; die inhaltsverzeichnisse der 'Jahresberichte für neuere deutsche litteraturgeschichte' hätten das vorbild abgeben können. jetzt sind bei P. dinge, die sich nicht an eigennamen anknüpfen, also zb. die ohnmächtigen, die toten, die pferde, die mahlzeiten auf der bühne gar nicht aufzufinden. sonst aber ist das buch, was bei dem bröckeligen material schwer genug war, munter und geschickt geschrieben.

Nicht alle abschnitte bei P., mögen sie Schillers angaben für das publicum, für die inscenierung oder für das spiel betreffen, konnten zu gleich sicheren, oder überhaupt zu resultaten führen; oft war das material so geartet, dass der bearbeiter nicht über das stadium der einzelbeobachtungen hinaus kam. in andern capiteln aber gelang es ihm durchaus, sichere resultate zu ziehen; und da erkennen wir überall, wie von jahr zu jahr bei Schiller die technische sicherheit zunimmt. von den prosastücken zu den versdramen hin gewahrt man immer gröfsere rücksicht auf die aufführung: aus den zahlreichen epischen zwischenbemerkungen in den jugendwerken spricht noch der enthusiastisch mitbeteiligte dichter, aus den sparsamen hinweisen zwischen den textworten der späteren tragödien der erfahrene regisseur. der praktiker tritt hinter sein werk zurück; aber er lernt doch, obwol er nie schwächliche zugeständnisse an das publicum gemacht hat, mit der natur seiner zuhörerschaft, vor allem mit ihrer unaufmerksamkeit rechnen.

Wenn manche einzelbemerkungen über Schillers bühnenkenntnis auch schon früher gemacht sind, so geht doch erst aus P.s zusammenstellungen so recht greifbar hervor, in wie engem zusammenhang bei diesem dichter, besonders in den späteren stücken, der innere aufbau eines dramas und die scenenfolge mit den vorhandenen möglichkeiten der decorationsveränderung und andrer bühnenvorgänge steht, wie Schiller sich also tatsächlich nach der decke streckte. vergleiche mit Goethe stellen sich überall ungesucht ein; und wir erkennen auf einem kleinen gebiet ihrer gemeinsamen bemühungen einmal wider aufs deutlichste, wie verschieden die beiden dichter ihrem wesen nach waren, wie ihre naturen auseinander strebten und wie ihr harmonisches zusammenwürken resultat einer grofsartigen objectivität, erhabener verzichtleistungen und willensstarker zweckerfüllung war. hätten sie jeder ihre bühne für sich zur verfügung gehabt, so wären ihre bahnen weit auseinander gegangen. Schillers letzte dramen mit ihrer buntheit und beweglichkeit und ihrem reichtum an gestalten bequemen sich dem eigentlichen Weimarer bühnenstil nicht recht mehr ein. ihr dichter hat wol, alter neigung aus frühen tagen etwas nachgebend, mehr nach Berlin hinübergeschaut. es liefs sich eben mit Goethes exclusivem, symbolischem

stil nicht alles zum ausdruck bringen. und so tritt uns an vielen kleinigkeiten entgegen, wie Schillers theatralische urteile und bestrebungen sich sehr oft mit denen der ersten bühnenpraktiker jener tage, also Ifflands und Schröders, decken, während Goethe auf einsameren wegen nicht so sehr theatralischen, als allgemein künstlerischen zielen zustrebte. bis zu den costümvorschriften erstreckt sich die verschiedenheit beider dichter: während Schiller für seine letzten dramen eingehnde historische studien anstellt, ist Goethe fast zur selben zeit vielmehr auf feine abstimmung des farbenaccords zwischen decoration und costümen bedacht. gemeinsam ist ihnen dagegen eins, worauf P. nachdrücklicher als andere forscher hinweist, nämlich der einfluss der bildenden kunst auf die decorationen und die gruppenbildung ihrer dramen (s. 182 ff, 237 ff); das sind mächtige anregungen, denen man weiter nachforschen muss.

Soll ich nun einzelheiten aus P.s resultaten hervorheben, so erfreut s. 79 ff der nachweis, wie Schiller zwar schon von jugend auf gesucht hat, alle seine stücke fest auf dem boden, wo sie spielen, anzusiedeln, wie er aber völlige umständliche topographische treue, unter hinzuziehung von geographischen karten, doch erst in seinen letzten werken erstrebt hat. eingehend erläutert der vf. sodann des dichters absichten, ohne pedanterei, selbst schon in den Räubern, den ortswechsel sparsam zu verwenden, bis freilich am ende seines schaffens er kühner wurde und ihm nun die innere einheit der folgerichtig verlaufenden handlung als ersatz für die fehlende räumliche geschlossenheit gelten muste. in diesen zusammenhang kann man auch die discussionen über das fallen des zwischenactsvorhangs (s. 137—145) rücken: Schiller gehört von anfang an zu den neuerern, die nach jedem act den vorhang fallen liefsen und damit also die möglichkeit einer würksameren ausgestaltung des actschlusses, sowie einer eindringlichen gruppenbildung für sich in anspruch nahmen. — wie bei dieser beurteilung der räumlichen disposition des dramas, so entwickelt P. auch bei der klarlegung der zeitlichen verhältnisse eine rühmenswerte unbefangenheit, sowol bei der betrachtung der tag- und jahreszeiten (s. 103 ff) wie bei der frage nach der gesamten zeitdauer eines stückes (s. 112 ff). man darf da dem dichter nicht zu pedantisch nachrechnen, nicht auf indirectem wege datierungen erpressen, nicht ängstlich die wochen, tage und stunden zählen. auch hier (analog seinem verfahren beim ortswechsel) gilt für den dichter nichts andres als eine ideale zeit, die widerum identisch ist mit der inneren geschlossenheit der handlung und ihrem natürlichen stetigen verlauf. interessant sind dabei (123 f) die fälle, in denen zwei auf einander folgende scenen aufgefasst werden müssen als neben einander zur selben zeit verlaufend. ein kleiner lapsus ist P. in diesem zusammenhang s. 112 passiert: die 'monarchin einer sommernacht', dh.

nur so viel wie eintagsmonarchin, wird er wol kaum als würkliche bezeichnung der jahreszeit im drama aufrecht erhalten.

Vielleicht am deutlichsten erkennen wir die zunahme praktischen sinnes bei Schiller in den capiteln über die decorationsbezeichnungen und die personenzahl. die untheatralischen scenenbeschreibungen gehören doch nur seiner jugend an. nach und nach nimmt er sich in zügel. die erfahrungen von Mannheim haben gewürkt, mehr noch später die von Weimar. immer energischer werden seine anforderungen an das bühnenbild; malerische vorlagen bestimmen ihn eine zeitlang; später werden seine decorationsvorschriften ergebnis ethnographischer und topographischer studien. und vollendend kommt dann ein letztes hinzu: seine in Weimar entstandenen dramen, ja schon der Wallenstein, erhalten, wenn sie am schreibtisch abgeschlossen waren, noch eine praktische überarbeitung unmittelbar auf den brettern bei der probe. — ähnlich würkt der theaterverstand bei feststellung der personenzahl. der anfangs sehr anspruchsvolle dichter wird schon in Mannheim sparsamer und berechnet in späteren jahren fast stets im voraus auf dem papier bei neu entstehnden dramen die besetzung der rollen mit dem personal der Weimarer bühne. und selbst wenn er in dieser zeit der meisterschaft beim schaffen die phantasie frei hat walten lassen, so bequemt er sich doch während der ausführung und selbst bei der einstudierung immer noch zu vereinfachungen.

Gegenüber allen gerühmten vorzügen von P.s buch fallen ein paar kleine correcturen wenig ins gewicht. die unerfreulich grofse zahl von druckfehlern wollen wir nicht nachrechnen; aber ein paar widersprüche hätten beseitigt werden sollen, so wenn es s. 34 heifst: 'indem Schiller solche amputationen vornahm, erkannte er das gesetz der fünfzahl an' und s. 35: 'als bühnenpraktiker legt Schiller auf die actzahl keinen wert'; oder s. 66, wo bei der theaterbearbeitung des Götz von Berlichingen die reihenfolge der personen nach ihrem auftreten erst dem theaterzettel von 1809 zugeschrieben wird, während s. 43 ganz richtig schon auf den zettel von 1804 hingewiesen war; oder s. 207, wo die verspäteten angaben von bühnenvorgängen doch wol ebenso zu beurteilen sind, wie s. 329 die verspäteten vorschriften für die gesticulation der schauspieler. — s. 106: der plan einer zweiten Jungfrau von Orleans ist ganz gewis ernst zu nehmen. — s. 148 könnte man die anmerkung 2 so verstehn, als wenn heutzutage die zwischenactsmusik überall abgeschafft wäre; in Hamburg im Thaliatheater geigt man noch immer zwischen den aufzügen der lust- und schauspiele rondos und ungarische tänze, schlummerlieder und gavotten. — zu s. 218—220: was in Schillers Egmont-bearbeitung die einführung Albas in den kerker anlangt, so hab ich mich längst bekehrt. dieser grobe, völlig unpoetische effect stammt in der tat von Schiller her; aber P. charakterisiert

ihn richtig als eine augenblickliche entgleisung des dramaturgen. — s. 387: '*Luft! Luft!*' ruft nicht Clavigo, sondern Marie. — dass Schiller für würkungsvolle rhythmisch und klanglich schöne titel und selbst doppeltitel eine vorliebe gehabt habe, ist richtig; aber man darf dafür nicht 'Demetrius oder die bluthochzeit von Moskau' (s. 15. 19) aufführen. denn die 'Bluthochzeit' ist das alte zuerst geplante drama, das mit den hochzeitlichen plänen in Sambor beginnen und mit den hochzeitlichen greueln in Moskau enden sollte; 'Demetrius' ist das spätere concentrierte stück, das mit der reichstagsscene sofort den prätendenten hinstellte und die hochzeit zum nebenmotiv herabdrückt.

Manchmal scheint es, als ob P. zwar über die zweite hälfte des 18 jh.s ausgezeichnet unterrichtet sei, aber sich von früheren zuständen eine falsche vorstellung mache. so spricht er s. 163 von der 'requisitenreichen, bereits mit würklichen tischen, stühlen und möbeln ausgestatteten bühne' des bürgerlichen dramas und erweckt also den eindruck, als ob diese praktikablen ausstattungsgegenstände erst um die mitte des 18 jh.s in gebrauch gekommen seien, während sie doch schon im 16 jh. völlig üblich waren. nur die möglichkeit des fortschaffens der requisiten von der scene hatte sich an den stehnden theatern vergröfsert. während die alte doppelbühne des 16/17 jh.s nur eine einzige versenkung gehabt hatte, richteten die bühnen des 18 jh.s deren sechs bis acht ein, durch die nun tische und stühle, bäume und felsen verschwinden konnten. daneben muss man aber beim entfernen von versatzstücken mit einem primitiveren verfahren rechnen, nämlich damit, dass dies bisweilen unauffällig während der handlung selbst geschah. bei französischen und italienischen operntruppen, die uns ja in so vieler hinsicht heute noch die zustände unsrer alten wandertruppen vor augen führen, hab ich mehrmals bühnenbilder gesehen, bei denen im anfang eines actes ein saal bei anwesenheit einer oder weniger personen leidlich gut möbliert erschien. nach dem auftreten einer gröfseren menschenmenge (wie solche scenen auch im Fiesko, im Wallenstein vorkommen) schafften, gedeckt von den schauspielern, ohne dass das publicum drauf achtete, diener die möbel hinaus. und verliefs die versammlung dann die scene, so war der raum so kahl, als hätten die gäste das haus geplündert.

Die resultate, die P. aus theaterzetteln gewonnen hat (cap. 11), sind sehr lehrreich; aber sie bleiben aus mangel an material manchmal zufallsresultate und sind drum nicht immer stichhaltig. doch würde eine systematische durchforschung der bibliotheken und theaterarchive sich lohnen. ich selbst vermag nur wenige ergänzungen aus meiner eigenen sammlung zu geben: die ausstattung Schillerscher dramen mit pompösen doppeltiteln (s. 19) nahm bei kleinen truppen im 19 jh. noch so weit zu, dass sogar jeder act seine eigne überschrift erhielt. — noch 1759, bei der

Kochschen truppe, stand auf dem theaterzettel zu Corneilles Polyeuctes (Lübeck, 31 januar) der ganze inhalt des stückes in prosa erzählt; ebenso in Hamburg am 9 juli 1759 bei der gleichen truppe der inhalt von Cronegks Codrus. — die zulassung von geistlichen personen auf der bühne scheint P. (s. 49 f) etwas zu spät anzusetzen: in Weimar traten am 12 december 1797 in Rambachs 'Otto mit dem pfeil' ein erzbischof, zwei domherren, ein mönch auf. — wann auf den theaterzetteln die darsteller der einzelnen rollen genannt worden sind, wird sich sehr schwer feststellen lassen. noch in den fünfzigerjahren des 18 jh.s war es nicht üblich. dann drang die sitte mehr und mehr durch. aber noch 1772 nennt Döbbelin bei seiner truppe die auftretenden künstler nicht. —

Alle diese kleinen correcturen sind nur gering gegenüber den grofsen vorzügen des buches. aber mit einem vorwurf kann ich doch nicht zurückhalten. wie konnte ein so umsichtiger forscher und sammler wie P. an einem der aufschlussreichsten studienobjecte achtlos vorübergehn? oder wenn er es kannte, wie mochte er es so völlig misachten? wie eingehnd studiert man, um antike dramen und antike schauspielkunst zu erläutern, die reste griechischer und römischer theater! was würde man drum geben, wenn solch ein bau mit seiner einrichtung uns unversehrt erhalten wäre! und ein erforscher des theaters unsrer classischen zeit ignoriert völlig die bühne von Lauchstädt, die stein für stein und brett für brett uns seit 1802 bewahrt geblieben und ganz nach den mafsverhältnissen der damaligen Weimarer bühne gebaut ist? wie manches von P.s ausführungen wäre durch eingehnde betrachtung dieses anheimelnden gebäudes bestätigt, wie manches auch ergänzt oder berichtigt worden!

Der gesellschaftliche charakter des theaters, wie er sich in den glanzzeiten des absolutismus herausgebildet hatte, tritt uns an den schauspielhäusern des 18 jh.s und des beginnenden 19 klar entgegen. die älteren und neueren hoftheater, nach deren anordnung sich dann gedankenlos so viele städtische richteten, proclamieren durchweg: hier gibt der fürst ein fest, und die zuschauer um ihn herum sind seine gäste. es ist deshalb in der verteilung der sitzplätze nicht etwa darauf rücksicht genommen, dass man von jedem aus die ganze bühne übersehen kann, sondern dass das versammelte publicum sich selbst glänzend präsentiert. auch in Weimar und Lauchstädt war das nicht anders. innerhalb des zuschauerraums konnte, abgesehen von den wenigen, die unter den logen safsen, jeder den andern begrüfsen; aber von einer grofsen zahl der plätze vermochte man nur einen geringen teil der bühnentiefe zu überblicken. daraus, und nicht etwa nur aus abstracten erwägungen wurde es nötig, das scenische spiel nach möglichkeit in den vordergrund der bühne, wenn auch nicht unmittelbar an die rampe zu verlegen. und in dieser ge-

wohnheit wurde man noch dadurch bestärkt, dass in verwandlungsreichen stücken, bei denen innerhalb des actes der vorhang nicht fallen durfte, die hälfte aller scenen auf einer kurzen, nur einen oder zwei culissengänge tiefen bühne spielte. danach sind bei P. die ausführungen auf s. 192f etwas zu modificieren. gewis hat Schiller oft auch in seinen letzten dramen die ganze tiefe der bühne als schauplatz vorgeschrieben; aber nur wo es unumgänglich nötig war. die gänzlich überflüssigen durchblicke durch mehrere zimmer, die er in seinen frühen dramen anordnet, fehlen seit dem Wallenstein völlig, nicht weil der dichter sie etwa nicht mehr als malerisch anerkannt hätte, sondern weil sie unpraktisch waren.

Sodann gewinnen wir weitere aufschlüsse aus der betrachtung des bühnenfufsbodens. während man jetzt den parkettboden nach hinten zu ansteigend, den bühnenboden dagegen wagerecht baut, waren die verhältnisse in Weimar-Lauchstädt umgekehrt. wie man es noch jetzt in den probesälen des ballets findet, steigt der Lauchstädter bühnenfufsboden gegen den hintergrund zu (die bühne hat vier culissengänge) nicht unbeträchtlich aufwärts. nun muss man selbst einmal auf solchem podium gestanden und vor allem hin- und hergewandelt sein, um alle consequenzen ermessen zu können. geradeaus vom hintergrunde her auf den souffleurkasten hinzuschreiten, ist so gut wie ausgeschlossen; es würde, besonders von den vorderen sitzreihen des parterres her aussehen, als ob der schauspieler einen berg herabstiege; überhaupt ist auf diesem boden nur ein gemessenes schreiten möglich, weil sonst sich leicht die knie wie beim treppensteigen krümmen. wenn also Schiller am schluss des Macbeth das heranrücken von Birnams wald gegen Dunsinan in der weise vorschreibt, dass er die comparserie vom tiefsten hintergrund, geradeswegs auf die rampe zuschreiten lässt, so konnte das nur in ganz langsamem tempo mit kleinen schritten geschehen. aus dieser neigung des fufsbodens erklärt sich aber auch noch manches andre; es ist zb. Goethes vorschrift (Petersen s. 243), der schauspieler solle das publicum mit dem vollen gesicht ansehen, nicht ganz so willkürlich, wie sie im ersten augenblick erscheint. auch das schreiten in der diagonale des bühnenraums (P. 347 f) bekommt so erst seine ganze erklärung, wobei aber zu sagen ist, dass die diagonalen wege der vier brüder der heiligen vehme in der bühnenbearbeitung des Götz von Berlichingen (P. 348) ihre besondere deutung verlangen: da die vier männer aus nord, süd, ost und west kommen und doch nicht einer von ihnen aus dem souffleurkasten steigen konnte, so muss auch heute noch (bei horizontalem fufsboden) ihr bühnenweg in der diagonale gehn.

Ein weiterer grund, weshalb das ganze bühnenspiel sich nach vorn concentrieren muste, ist der, dass Goethe es liebte, den kleinen raum durch stark perspectivisch gemalte decorationen

täuschend zu erweitern (P. 191. 194). kommt man heute nach Lauchstädt zu besuch, so findet man wol stets als scenerie auf der bühne den 'römischen saal' aufgestellt, möglicherweise noch aus der Beutherschen schule stammend. da sind vorn auf der ersten culisse die säulen so grofs gemalt, dass ihre capitäle sich oben an den soffiten befinden. auf der leinwand des hintergrunds aber, nur 4—5 meter entfernt, sind sie so klein, dass ein mittelgrofser mann in der mitte der wand mit den schultern, gegen die culisse hin sogar fast mit den ellbogen an die capitäle reicht. es ist also klar, dass, um die illusion nicht zu stören, kein schauspieler in zu grofser nähe des hintergrundes verweilen durfte.

So lassen sich dort in dem alten theater noch viele beobachtungen machen. hier hätte P. jene einrichtung der culissen sehen können, die man Ferdinand Bibbiena zuschreibt und die P. s. 171 f nicht recht anschaulich gemacht hat. hier hätte er auch die beleuchtungsverhältnisse der 'classischen' zeit studieren können; primitiv waren sie, aber nicht unpraktisch. soffitenlicht gab es nicht; die bühne wurde von dem unverdunkelten zuschauerraum und der rampe und aufserdem von jeder kulisse aus erhellt. nun liefs sich zwar die einzelne öllampe nicht auf hell oder dunkel schrauben, sie muste stets in der selben helligkeit brennen. aber die sämtlichen lampen eines culissenganges standen eine über der andern in einem an einer seite offnen hölzernen schacht, der sich um eine senkrechte axe drehte, so dass die richtung der culissenbeleuchtung durch leichte wendungen zu regeln, bezw. durch eine volle halbdrehung des schachtes ganz aufzuheben war. — ebenso urzuständlich miedingisch ist die einrichtung zum bewegen des vorhangs. wenn diese vorkehrung in Weimar nicht wandlungsfähiger gewesen ist, dann konnten alle stimmungsvollen anordnungen Schillers über das raschere oder langsamere heben und senken des vorhangs (Petersen 155) nichts nützen. in Lauchstädt kann sich die gardine nur in einerlei tempo bewegen; denn um sie in die höhe zu ziehen, muss ein mann, der vorher zur soffite emporgestiegen ist, auf einem trittbrettchen, das an der zugleine befestigt ist, herabfahren. sein schwergewicht reifst den vorhang rapide nach oben; und da die kletterübung natürlich einige zeit erfordert, so kann am actschluss immer nur ein einziger hervorruf der schauspieler stattfinden. — doch will ich mich nicht zu sehr ins kleine verlieren. ein beispiel nur noch, wie das einfache anschauen der Weimar-Lauchstädter bühne die interpretation fördert: s. 255 fasst P. Schillers vorschrift 'der zug kommt aus dem zweiten flügel . . . er geht quer über die bühne und auf der entgegengesetzten seite hinunter in die kirche hinein' so auf, als habe sich der zug 'nur im profil über die bühne bewegen sollen, während die meinung die ist: der zug kommt aus der zweitletzten culisse rechts, geht

quer über die bühne, dh. also bis an die zweitletzte culisse links, dann aber an dieser seite buchstäblich 'hinunter', dh. auf dem leise geneigten bühnenboden abwärts gegen die zuschauer hin bis an das kirchenportal, das ganz vorn links zu denken ist.[1] —

Fass ich alles zusammen, so muss ich bedauern, dass Petersen sein buch nur aus dem papiernen material aufgebaut und sich der lebendigen anschauung mehr als gut war verschlossen hat. sonst aber ist es ein sehr respectables werk. wer so eine erstlingsarbeit abschliefst, von dem hoffen wir auch weiterhin anregung. ja, schon diese studie selbst kann wider mittel zu neuen zwecken werden. wenn das auge die vielen äufseren zutaten, die der dichter seinen dramen beigibt, richtig gewürdigt hat, dann kann es mit geschärfter aufmerksamkeit nun auch die gleichen (oder verwante) mittel zur erregung der aufmerksamkeit, zur erweckung der illusion udgl. im inneren gefüge des kunstwerks, in der dialogführung und vielem andern erkennen und schätzen.

Leipzig, juli 1905. ALBERT KÖSTER.

Heinses stellung zur bildenden kunst und ihrer ästhetik. zugleich ein beitrag zur quellenkunde des Ardinghello. von KARL DETLEV JESSEN. [Palaestra XXI.] Berlin, Mayer und Müller, 1901. XVIII und 225 ss. 8°. — 7 m.

Wilhelm Heinse. eine charakteristik zu seinem 100sten todestage von EMIL SULGER-GEBING. München, Theodor Ackermann, 1903. 39 ss. 8°.

Wilhelm Heinse. sämtliche werke herausgegeben von CARL SCHÜDDEKOPF. erschienen im Insel-verlag. bd 2 : 1903, 370 ss. bd 6 : 1903, 460 ss. bd 9 : 1904, 420 ss. — à 6 m.

Unter den vielen veröffentlichungen, die durch das neuerwachte interesse an Heinse wachgerufen worden sind, ist Jessens monographie gewis eine der wertvollsten. was Sulger-Gebing in seinem aufsatze 'Heinses beiträge zu Wielands Teutschem Merkur in ihren beziehungen zur italienischen litteratur und zur bildenden kunst' (Zeitschr. f. vergl. littgesch. n. f. 12, 324—353) für einen kleinen teil von Heinses kunstkritischer tätigkeit versucht hatte, wurde von Jessen auf breiterer basis und mit verwertung des nachlasses durchgeführt. die monographie zerfällt in vier teile: 'Bis Italien'; 'Heinse in Rom'; 'Die rückreise'; 'Nachklänge'. innerhalb dieser chronologischen abfolge hat Jessen zweimal im zusammenhang Heinses ästhetische anschauungen dargestellt: s. 14ff wird der standpunct seiner theoretischen einsicht in der Düsseldorfer zeit umschrieben, s. 72ff weit ausführlicher sein kunstcredo in der römischen höhezeit dargelegt: sein verhältnis zu Winckelmann, Lessing, Herder und Mendelssohn; seine eigene ästhetik; sein urteil über Michel Angelo; seine äufserungen über

[1] die höchste stelle der bühne, der hintergrund, wird oft mit dem wort 'oben' bezeichnet, zb. in Ifflands schauspiel 'Reue versöhnt' 3, 7: *Der Major bleibt oben* (dh. an der tür des hintergrundes) *stehn*; oder 3, 8: *Karoline bleibt oben stehn; Ruhberg in der Mitte, das Gesicht nach beiden zu; Major geht vorn auf das Theater.*

baukunst, plastik und malerei. das hauptresultat der tief eindringenden forschung Jessens ist, dass Heinse eine wandlung durchgemacht hat, die ihn zuletzt in gegensatz zu den anschauungen seiner ersten kundgebungen bringt. er hat sich im wesentlichen zu Winckelmann bekehrt. einst hatte er gegen Winckelmann die forderung ausgespielt, natur zur ersten und alleinigen basis aller kunstübung zu machen und die alten nicht nachzuahmen. zuletzt stellte er die werke der antike unbedingt über alles, was die neueren geschaffen haben. nicht natur schlechtweg, sondern idealisierte, schöne, hohe natur fordert er jetzt. pessimistisch bricht er nunmehr den stab nicht nur über die kunst seiner zeit, nein überhaupt über die malerei, die er einst so hymnisch gefeiert hatte. sie ist ihm keine ernsthafte kunst mehr, nur ein zeitvertreib für grofse herren, ein kitzel der wollust. angesichts dieser wandlung formuliert Jessen sein endurteil: 'es war ein verhängnisvoller irrtum Heinses, ein tribut an seine rationalistische zeit, die alles auf dem wege vernünftigen philosophierens ergründen zu können vermeinte, als er dem ästhetischen theoretisieren sich so rückhaltlos hingab in der hoffnung, die schönheit zu finden, die er anfangs gesonnen war empirisch aus der natur heraus dem künstler zuströmen zu lassen. Goethe kam wesentlich bestimmt in seinen ästhetischen anschauungen nach Italien, Heinse bildete die seinigen dort aus und näherte sich so Goethe. von einem ausbilden des sturmes und dranges kann bei ihm in dieser hinsicht also keinesfalls die rede sein. man möchte wünschen fast, er wäre in der kunst weniger von den stürmisch-leidenschaftlichen tendenzen abgewichen. aber es lag dennoch notwendigkeit in dieser entwicklung, wie in der Goethes' (s. 129).

Jessen erkennt in Heinse den 'ersten bedeutenden deutschen kunstfeuilletonisten' und stellt ihn neben Diderot. dass in Frankreich, nicht aber in Deutschland ein solches talent zu voller entfaltung kommen konnte, ist in Jessens augen Heinses verhängnis gewesen. die misere des socialen lebens im Deutschland des 18 jh.s wird von Jessen zur ursache von Heinses verkümmerung gemacht. da bleibt es immerhin merkwürdig, dass die frühromantiker aus gleicher umgebung heraus zu ungleich stärkerer würkung gelangt sind.

Der schluss der monographie (s. 162—225) bespricht Heinses nachlass; und zwar liefert Jessen zunächst eine ausführliche beschreibung der einzelnen nummern des auf der stadtbibliothek zu Frankfurt bewahrten schatzes, dann gibt er eine reiche auswahl von proben. sie sind zt. in hinblick auf die vorangehnde untersuchung ausgewählt, stützen und erläutern sie.

'Die wissenschaftlich gründlichste und inhaltlich reichste arbeit über Heinse' — so nennt Sulger-Gebing Jessens monographie im vorwort zu der charakteristik, die er selbst zur

hundertsten widerkehr von Heinses todestag verfasst hat. aus gründlicher kenntnis des materials schöpfend, hat Sulger-Gebing dennoch es nicht verschmäht, bekanntes zu widerholen und sich bemüht, seinem leser ein abgerundetes bild von Heinses würken und wesen zu geben, nicht blofs ein essay zu liefern, das diesen oder jenen gesichtspunct einseitig hervorhöbe. man sollte solche zusammenfassende arbeiten nicht mit den worten beiseitelegen : 'da steht ja nichts neues'. zunächst bringt ein kenner wie Sulger-Gebing auch in einer skizze, die unser wissen übersichtlich zusammenfasst, genug des neuen und eigenen. dann aber sind solche zusammenfassungen unentbehrlich, so lang uns eine grofse wissenschaftliche darstellung der litteraturgeschichte Deutschlands fehlt. auch wenn Sulger-Gebings jubiläumsarbeit nur ein dem heutigen stande der wissenschaft entsprechender ersatz für Hettners wertvolle charakteristik wäre, so genügte sie doch einem bestehnden bedürfnis. dass er neues zu sagen weifs, erhärtet ua. die feine analyse des Ardinghello und die mit ihr verbundene parallele Wielandischer und Heinsischer sinnlicher situationen. dass Heinse offener und ehrlicher als Wieland das recht schrankenloser sinnlichkeit im leben und in der kunst gepredigt hat, hebt Sulger-Gebing mit recht hervor (s. 24 f). ich möchte hinzufügen : er hat mit einer weltanschauung ernst gemacht, sie in leben umzusetzen versucht, mit der Wieland nur kokettiert. Heinses organisch-einheitlichem sinnencult gegenüber bleibt Wieland der ins philiströse hinüberspielende liebhaber des zweideutigen, der sein zötchen schmunzelnd und behaglich dem nachbar ins ohr flüstert.

Proben Heinsischen sinnencults, dieser alles vom standpunct starker sexueller gefühle nehmenden anschauungsweise, finden sich in den notizen des nachlasses, die Jessen abdruckt. auch die neuen bände von Schüddekopfs musterhafter ausgabe sind unzweideutige zeugnisse dieser anlage Heinses. seitdem ich hier zum ersten male auf die edition des Inselverlags hingewiesen habe (XXIX 275 f), sind vom verleger drei weitere bände zur besprechung eingesant worden : der zweite, der die übersetzung des Petron, die 'Kirschen' und die 'Erzählungen für junge damen und dichter' enthält, der sechste, der 'Hildegard von Hohental' zu ende führt und 'Anastasia' abdruckt, und endlich der neunte, der die briefe Heinses bis zur italienischen reise vorlegt.

Zunächst bd 2 : zu den 'Begebenheiten des Enkolp. aus dem satyricon des Petron übersetzt' gibt Schüddekopf die briefstellen Heinses, die die entstehung der übersetzung und Heinses ärger über die veröffentlichung des buches beleuchten. von den zwei ausgaben, die zu Heinses lebzeiten (1773 und 1783) erschienen sind, kommt nur der erste druck der ersten ausgabe kritisch in betracht; übrigens sind die abweichungen der andern drucke unbedeutend. da indes auch jener nicht von Heinse selbst

besorgt worden ist, hat Schüddekopf 'an mehreren stellen schärfer eingegriffen' (s. 363).

Der übersetzung von Dorats 'Cérises' sind gleichfalls briefstellen Heinses beigegeben. der text konnte mit hilfe der handschrift des Goethe-Schillerarchivs, der einzigen existierenden vollständigen hs. eines werkes von Heinse, gegenüber dem drucke von 1773 verbessert werden.

Die 'Erzählungen für junge damen und dichter', eine raisonnierende auswahl von dichtungen Hagedorns, Lichtwers, Lessings, Gleims, Wielands, Gellerts, JGJacobis, Löwens, Rosts, Kästners, Pfeffels, der Karschin, Gerstenbergs, boten keine besonderen kritischen schwierigkeiten. die von Heinse gesammelten und commentierten texte sind selbstverständlich nicht mit abgedruckt.

Bd 6 bringt den kritischen anhang zu 'Hildegard von Hohental'. verwiesen wird auf das material, das aus den tagebüchern und aphorismen in den roman übergegangen ist; proben dieser vorlagen hatte schon die Insel (1901, octoberheft) gebracht, vollständig sollen sie im achten bande der ausgabe erscheinen. der apparat gibt dann die kupfertafel wider, die im dritten teil des ersten druckes das menschliche ohr darstellt, ebenso wie die zugehörige von Sömmering stammende 'Erklärung der figuren'. ferner wird eines schreibens von Heinse an den verleger Johann Daniel Sander vom 4 januar 1796 gedacht, das Schüddekopf nachträglich kennen gelernt hat: es meldet nicht nur von einem druckfehler, der auch in der neuen ausgabe stehn geblieben ist; wichtiger ist die bekundung der tatsache, 'dass Sander und seine schöngeistige frau Sophie während des druckes stilistische änderungen an Heinses werke vorgenommen haben'. natürlich sind sie nicht nachzuweisen. — der druck konnte sich, abgesehen von der normalisierung einiger inconsequenzen, an die erste ausgabe halten.

Zu 'Anastasia' erhalten wir briefliche notizen Heinses über die entstehung der dichtung und den abdruck der besprechung der Göttingischen gelehrten anzeigen vom 20 juni 1803, nr 99, die von Heinse herrührt, von Sömmering vielleicht überarbeitet ist. die erste ausgabe lieferte auch hier eine im wesentlichen correcte druckvorlage.

Der erste band der b r i e f e bringt noch keinen apparat, druckt lediglich 113 briefe aus den jahren 1769 bis (7 märz) 1780 ab. weitaus die mehrzahl ist an vater Gleim gerichtet; ferner eine gröfsere gruppe an Klamer Schmidt, einige an Wieland, an JGJacobi, an Klinger, der rest umfasst einzelne schreiben an verschiedene adressaten.

Dem referenten aber bleibt vorläufig nur der wunsch übrig die so rüstig fortschreitende ausgabe möge bald zu ihrem abschlusse gedeihen.

Bern, august 1905. OSKAR F. WALZEL.

Litteraturnotizen.

Das wissenschaftliche studium der deutschen sprache und litteratur, ein wegweiser für studierende von dr phil. Heinz Hungerland. Lund 1906 (Heidelberg, Otto Ficker). 1,12 m. — von Müllenhoff wird erzählt, er habe einem fuchs, der ihn fragte, wie man am besten das germanistische studium beginne, zu dessen verblüffung zugerufen : 'studieren sie Lachmanns Properz!' die tiefe weisheit, die in diesem paradoxen rate steckt, ist H. hermetisch verschlossen. er führt die jünglinge, die sich ihm anvertrauen, nicht zu dem frischen wasser der quellen, er weist sie nicht hin zu den meistern unserer wissenschaft, an denen sich der anfänger zugleich begeisterung und demut erwerben, an deren werken er in ernsthaftem ringen die eigne sittliche und geistige kraft stählen kann. H. will seine leute lieber mit dem kinderbrei der sammlung Göschen päppeln, die überhaupt nicht in die hände von studenten gehört; er bevorzugt arbeiten, durch die man 'sich ziemlich mühelos in die fragen einleben kann', rät etwa das sprachgeschichtliche studium mit populären schriftchen von Uhl oder Weise, das litterarhistorische mit den abrissen von Jantzen oder HermKluge zu beginnen (den ich schon als obersecundaner unter meinem niveau sah) : auf deutsch, durch lutschbeutel will er gesunden durst stillen. 'Uhland, Grimm [welcher?], Lachmann, Müllenhoff' treten in einer parenthese auf; Scherer erscheint auf gleicher stufe mit Vilmar und Bartels, für den H. begreiflicherweise wärmere töne findet; diesen geist begreift er. so wird es niemanden mehr wundern, dass Kühnemanns Schiller und Herder (Minor und Haym kommen nicht vor) für H. 'klassische arbeiten' sind, dass nicht einmal Eugen Wolff den zöglingen H.s erspart bleibt. die belustigung oder der ärger über diese blöde urteilslosigkeit macht freilich ganz andern gefühlen platz, wenn wir zb. die anerkennung sehen, mit der H. das 'vorzügliche und ebenfalls auf der höhe der forschung stehnde werkchen' von KKraus 'Grundriss der mhd. litteraturgeschichte' rühmt. dieses 'werkchen' ist meines wissens noch völlig ungeschrieben, gewis nicht erschienen : H., der sichtlich gewohnt ist alles was in Pauls Grundriss und in der Streitbergschen sammlung steht, gläubig anzubeten, hat arglos das Streitbergsche zukunftsprogramm in die gegenwart versetzt und den chronologischen fehler nicht bemerkt, da er anscheinend nicht gewöhnt ist die bücher auch nur von aufsen anzusehen, die er empfiehlt. es lohnt nicht, sich über das dreiste und kindische machwerk zu entrüsten; die naivetät der methodologischen winke hat geradezu etwas entwaffnendes. und es ist mir beinahe lieb, dass dieser 'wegweiser für studierende' derartig geraten ist : wäre er besser ausgefallen, so würde er für ernsthaftes studium eine viel gröfsere gefahr bedeuten. der himmel bewahre die deutsche philologie vor 'classischen' einführungen,

wie sie H. den anglisten und romanisten, den juristen und medicinern beneidet: es fehlt nur noch, dass er uns die segensreiche einrichtung des juristischen repetitors zur nachahmung vorhält.

17 sept. 1906. R.

ie deutsche sprache. kurzer abriss der geschichte unserer muttersprache von den ältesten zeiten bis auf die gegenwart. von dr S. Feist. Stuttgart, FLehmann, 1906. ix und 236 ss. mit 9 tafeln, 2 abbildungen im text und 1 karte. kl. 8⁰. — das büchlein drängt auf kürzestem raume sehr viel zusammen, zu viel. es behandelt nicht nur entwicklung der schriftsprache, mundarten, fremdwörter (diese natürlich mit der in solchen büchern üblichen reverenz vor dem sprachverein), phonetik, dazu laut-, formen- und wortbildungslehre, es bringt auch litterarische übersichten, metrische abrisse, sprach- und schriftproben. im eigentlich grammatischen ist der vf. gut orientiert: das litterarische und metrische, auch die geschichte unserer schriftsprache ligt ihm fern, und er wird da widerholt das opfer übel gewählter oder schief verstandener autoritäten. einen auffälligen mangel bedeutet die ignorierung des niederdeutschen, die weder praktisch noch durch die gesamtanlage gerechtfertigt ist. im gegensatz zu gleichartigen schriften, zb. zu Behaghels ebenso betiteltem büchlein, schiebt F. nicht das neuhochdeutsche in den vordergrund, sondern geht chronologisch vor, vom indogermanischen zum althochdeutschen usw. ich weils nur nicht, an welches publicum er dabei gedacht hat. gerade der verlässlichste abschnitt, das althochdeutsche capitel, muss bei dieser anordnung in seiner gedrängten form für laien nahezu unzugänglich sein, zumal leicht verständliche, präcis durchsichtige darstellung F.s starke seite nicht ist. philologen aber, auch den werdenden, hat F. in diesem bändchen nichts zu sagen. R.

Kristoffer Nyrop. Das leben der wörter. autorisierte übersetzung aus dem dänischen von Robert Vogt. Leipzig, Avenarius, 1903. 263 ss. 8⁰. — zehn flott und für einen weiteren leserkreis geschickt geschriebene capitel aus dem leben der wörter, deren inhalt die überschriften veranschaulichen mögen: i Euphemismen. ii Voces mediae. iii Bedeutungseinschränkung. iv Bedeutungserweiterung. v Metapher. vi Katachrese. ['der gebrauch eines wortes in einer bedeutung, die zu der gewöhnlichen in einem bestimmten logischen gegensatz steht, oder die vereinigung zweier oder mehrerer, ihrer landläufigen bedeutung nach unvereinbaren ausdrücke', zb. wachszündhölzchen.] vii Namengebung. viii Lautharmonie; Allitteration; Reim. ix Misverstandene wörter, verblümte ausdrücke, wortspiele, 'Eisenbahnetymologieen'. x Bestimmung der function vieler heiligen durch ihren namen; Erklärung verschiedener tier- und pflanzennamen auf grund lautlicher associationen; Volksmedicin. der vf. hatte nicht die absicht, sich auf tiefere untersuchungen einzulassen; er beschränkt sich grösten-

teils auf bekannte interessante erscheinungen in der geläufigen auffassung, fördert aber auch so interessante einzelheiten zu tage. darüber hinaus wird einiges im vii cap. auch fachleute anregen, und besondern wert messe ich dem nachweis des viii cap. bei, wie stark der einfluss von sinnlich-lautlichen momenten auf inhalt und gebrauch von sprachlichen ausdrücken sein kann. im schlusscapitel findet diese beobachtung eine besondere anwendung, die uns wider einmal zeigt, wie leicht die erklärung des volkstümlichen viel zu tief gesucht werden kann. manches symbol, mancher glaube und brauch wird sich auf diesem wege noch in einem neuen lichte enthüllen und manches götterbild der volkskunde zusammenstürzen.

Das buch enthält in der vorliegenden gestalt eine anzahl hässlicher fremdwörter und nicht allgemein giltiger ausdrücke, von denen ich nicht weifs, ob sie als danismen oder etwa als austriacismen anzusehen sind, deren vorhandensein aber um so mehr zu bedauern ist, als sich die übersetzung sonst recht gut list. schwerer wigt es, dass Vogt sich die bearbeitung fürs deutsche publicum oft doch zu bequem macht, indem er dänische beispiele beibehält oder sie halb deutsch und halb dänisch herrichtet. ob einige misverständnisse Laurembergs (s. 41 und 47) Nyrop oder Vogt zur last fallen, weifs ich nicht. ein anhang klärt eine reihe von citaten auf, ein register beschliefst das empfehlenswerte buch.

Bonn, juli 1904. FRANCK.

Holländisch. (phonetik. grammatik. texte.) von R. DIJKSTRA. [Skizzen lebender sprachen herausgegeben von WilhViëtor 3.] Leipzig, Teubner, 1903. vi u. 105 ss. kl. 8⁰. — die von Viëtor herausgegebenen 'Skizzen lebender sprachen', 'denen Sweets Elementarbuch des gesprochenen Englisch im grofsen und ganzen als muster dient, sollen knappe übersichtliche darstellungen der lautlehre und grammatik, die durch möglichst mannigfaltig gewählte texte erläutert und belebt werden, bringen'. Dijkstra hat nach diesem programm das holländische, wie er selber es spricht, mit unzweifelhaftem geschick behandelt. die 'Phonetik' gibt in der nur in einzelheiten geänderten lautschrift der Association phonétique internationale eine beschreibung der laute, die 'Grammatik' eine statistik der würklich lebendigen formen. jedwede historische betrachtung wird grundsätzlich ausgeschlossen. es folgt eine liste holl.-deutscher homonyme (mit überflüssigkeiten wie holl. *blij* 'froh' und deutsch *Blei*, holl. *tand* 'zahn' und deutsch *Tand*, während ich *rijden, immer* und *immers, vervoeren* und *verführen* vermisse), dann von s. 66 ab einige texte von verschiedener vortragsart in der gewöhnlichen und der lautschrift. das deutsch geschriebene werkchen ist doch wol hauptsächlich auf deutsche benutzer berechnet. da aber das holl. nicht übersetzt ist, ein glossar fehlt und viele einzelheiten in dem kurzen abriss über-

haupt nicht zu finden sind, setzt es also eine anderweitige kenntnis der sprache, wie auch wol eine schulung in der phonetik der Association voraus.

Ich bezweifel nicht, dass eine derartige rein statistische beschreibung der sprache ihre grofsen verdienste hat. was die phonetik betrifft, so ist das ja über jeden zweifel erhaben. aber auch für die geschichtliche betrachtung, der die Skizzen wol gleichfalls als grundlage dienen sollen, lässt diese art der darstellung einzelheiten hervortreten (wie zb. hier Phonetik § 54), für die die gewöhnliche historische grammatik den blick vielleicht trübt. anderseits aber macht das streben nach möglichst kurzen lehrbüchern es unmöglich vielen dingen gerecht zu werden, die ich für sehr wichtig halte, und ich meine, dass eine, wenn auch umständlichere, erklärende darstellung auch vom pädagogischen standpunct vorzuziehen sei. sonst wird das unterrichten leicht zum abrichten. die vorzüge beider darstellungsarten sind ja untereinander nicht unvereinbar. die fassung von Gramm. § 8 wird, abgesehen davon, dass von dem unhistorischen standpunct aus gar nicht von 'wörtern fremden ursprungs' geredet werden dürfte, einer reihe von fällen nicht gerecht; vgl. *glas*, *glazen*; *vers*, *verzen*; *prijs*, *prijzen*, anderseits *zeis*, *zeisen*. abgesehen von diesen bedenken gegen die ganze methode könnte ich auch dem wunsche des vf.s mit einwänden gegen einzelheiten 'dieses ersten versuchs' entsprechen, wenn hier der ort dafür wäre. sie stehn für eine wünschenswerte neue auflage gern zu gebote.

Ein wort der anerkennung verdient auch der vorzügliche saubere druck des büchelchens. FRANCK.

Die verbreitung der mittelhochdeutschen erzählenden litteratur in Mittel- und Niederdeutschland nachgewiesen auf grund der personennamen von ERNST KEGEL [= Hermaea III]. Halle, Niemeyer, 1905. x und 140 ss. 8°. 4,50 m. — die aufgabe ist auch in ihrer geographischen begrenzung wol zu billigen, und dem bearbeiter gebührt das lob grofsen fleifses, dazu der ordnung und sauberkeit. dass schliefslich so wenig bei der sache herauskommt, ist nur zum kleinen teil seine schuld: ich selbst habe seit jahren unter der hand in der gleichen richtung gesammelt und bin jetzt enttäuscht, dass K.s planmäfsiges durchstöbern der urkundenbücher die zahl meiner gelegenheitsfunde kaum verdreifacht, ihnen aber auch nicht ein stück von besonderem interesse hinzugefügt hat. von nachträgen, die sich bequem einfügen, notier ich hier: zu s. 47: *Ywan* 1272, bürger von Allendorf a. d. Werra (Schmincke Urkb. d. kl. Germerode s. 13 nr 23). — zu s. 108: *Tristrandus de Triere* 1296, stud. in Bologna (weitere belege gibt Knod s. 585); zu s. 110 (nr 11. 12): der familienname *Triestram* lebt in Göttingen und auf dem Eichsfelde fort. — zu s. 129: *Bertold der da heizet Laurin* 1334, bürger von Friedberg (Friedb. urkb. s. 125, zu nr 295).

Bei der sichtung und kritik der zeugnisse verfährt K. gewissenhaft, aber mit ermüdender weitschweifigkeit: wir müssen auch die elementarsten begriffe und tatsachen der namenkunde genau so kennen lernen, wie sie der vf. selbst unter der arbeit sich angeeignet hat. wir müssen erst alle belege für 'Patroclus' revue passieren lassen, bis wir erfahren, dass sie sich nicht von dem freund des Achilles, sondern von dem schutzheiligen von Soest herleiten; fast noch schlimmer ergeht es uns mit den Erichen aus dem welfischen fürstenhause, die in nichturkundlicher überlieferung als Erek vorkommen. anderwärts lassen dann freilich den vf. seine kenntnisse bös im stich: so führt er uns s. 39 einen braunschweigischen bürger *Anthor Hornburg* (1549) vor, zu dem der pflegevater des königs Artus pate gestanden haben soll — er verkennt den stadtheiligen *SAutor*, dessen name im 16 jh. geradezu der typische vorname der Braunschweiger geworden ist; vgl. Hänselmann in der einleitung zu Abt Berthold Meiers Legenden u. geschichten d. klosters SÄgidien (1900) s. 48 f — und Wilhelm Raabes 'Meister Autor'! für die Karlssage ist das vorkommen des namens Karl für die zeit von 1100 bis 1350 ebenso wichtig, wie die von K. gesammelten Olivier und Ruland, ja fast wichtiger, denn dieser name fehlt zwischen 900 und 1100 ganz und taucht eben erst wider mit der litterarischen Karlssage auf. solche tatsachen lernt man aber freilich nicht ohne weiteres auf der geraden bahn einer specialstudie kennen, dazu muss man mit den urkundlichen quellen gründlicher vertraut sein, sich nicht ad hoc den weg durch die indices gebahnt haben. mit der historischen bildung des verfassers ist es überhaupt nicht gut bestellt; während er sich die notwendigen litterarhistorischen kenntnisse vorher angeeignet hat, ist er offenbar in dem wahne befangen gewesen, das geschichtliche so nebenbei lernen zu können, und dabei ist er eben auch in dingen unwissend geblieben, die für sein thema recht wichtig waren. E. Schr.

Beiträge zur Titurelforschung. von Erich Franz. Leipzig, GFock, 1904. 53 ss. 1,50 m. — diese Göttinger dissertation bezieht sich auf die Tltureldichtung Wolframs, deren überlieferung ja in ziemlich abweichender gestalt vor uns ligt und in sehr verschiedener weise beurteilt worden ist. darin ist man ja wol allgemein einverstanden, dass ein abschliefsendes urteil ohne eine kritische herstellung des jüngern Titureltextes nicht möglich ist; und auf diese werden wir wol noch eine geraume zeit warten müssen.

Den nächsten anstofs die Wolframsche dichtung wider vorzunehmen gab der abdruck neuer Münchener fragmente (M) durch Golther Zs. 37, 281. Leitzmann glaubte in den Beiträgen 26, 93 diesem texte, namentlich in bezug auf die strophenzahl, eine besondere ursprünglichkeit beimessen zu können, wogegen ich in

meiner ausgabe mich wesentlich an die fassung, die in der Parzivalhs. G überliefert ist, gehalten habe. Franz sagt, dass er mit meinen ausführungen, die er erst kurz vor der letzten niederschrift seiner arbeit zu gesicht bekommen habe, in einigen wichtigen puncten übereinstimme: eine solche unabhängig von dem vorgänger gewonnene überzeugung ist für diesen gewis eine erwünschte bestätigung. ich werde besonders berücksichtigen, was Franz neues hinzugefügt hat.

Im I teile der arbeit werden die strophen von M untersucht, welche hier zum bestande von G hinzugekommen sind, sich übrigens teilweise schon in der Ambraser hs. H vorgefunden haben. sie zerfallen in zwei gruppen, die eine (5 strophen) mit, die andere (6 strophen) ohne cäsurreime. die ersteren, welche bereits vor Albrechts jüngerem Titurel vorhanden waren und diesem das muster zu seiner strophenform darboten, sind sämtlich unecht. von den andern ebenfalls drei; dagegen 53 und jTit. VI 61, bei mir 82ᵃ, hält Franz für echt, ebenso wie ich, nur dass ich die zuletztgenannte für einen spätern einschub Wolframs selbst halte; bei jTit. VI 56, welche bei mir hinter 80 folgen würde, schwankt er. in der begründung der athetesen weicht allerdings F. hie und da von mir ab; doch verlohnt es sich wol nicht darüber zu streiten.

Im II teile (s. 28 ff) zeigt F., dass G in der strophenfolge mehrmals fehlerhafter ist als H und der jTiturel, wie schon Lachmann an verschiedenen stellen geurteilt hatte. F. hält aber aufserdem mit Zarncke Beitr. 7, 603 f nicht nur die stellung von str. 8 vor 9 in G für falsch (wie ich auch), sondern er glaubt auch Zarncke darin folgen zu müssen, dass 24 vor 22 zu setzen sei, obschon hier der jTit. mit G übereinstimmt und F. die eine anordnung wie die andere erträglich findet; ebenso meint er mit Zarncke, dass 28 vor 26 stehn sollte. allein auf 28, 4 *dô muosen si sich scheiden* folgt sehr gut 29, 1 *Diu küngîn Herzelôude an Sigûnen dâhte* 'sie musten sich trennen . . (denn) Herzelöude richtete ihre gedanken auf Sigune'. warum 26, 1 *In den selben zîten was Kastîs erstorben* sich besser an 28, 2 schliefsen soll, wonach Sigune im fünften jahre ihres aufenthalts bei Kondwiramur von Herzelöude abgeholt worden wäre, als an 25, worin ihre überbringung zu Kondwiramur erwähnt ist, sieht man nicht. Zarncke nimmt hauptsächlich daran anstofs, dass Herzelöude nach ihrer verwitwung fünf jahre wartet, ehe sie ihre schwestertochter zu sich nimmt. allein bis dahin ist Sigune bei ihrem vatersbruder gewesen, dessen recht an sie doch wol das nächste war; jetzt ist dieser gestorben, und sein sohn Kardeiz, wol kaum viel älter als Sigune, konnte nicht geeignet erscheinen ihre erziehung weiter zu führen.

In den laa. zeigt sich G, wo es mit M übereinstimmt, besser als HJ; ebenso wo es mit J übereinstimmt, besser als M.

Der III teil befasst sich mit den fragen nach plan und entstehung der dichtung. F. tritt der ansicht bei, dass der Titurel die letzte dichtung Wolframs sei; und wenn er geltend macht, dass Wolfram den ihm stofflich nicht sympathischen und nur durch den landgrafen ihm aufgetragenen Willehalm vermutlich bald nach dem tode seines gönners abgebrochen habe, so halte ich auch dies für wahrscheinlich, nur dass ich ein gleichzeitiges arbeiten an Willehalm und Titurel nicht für ausgeschlossen ansehe. ebenso richtig, mit ansprechender auseinandersetzung der bereits von andern gefundenen gründe, verwirft F. die bezeichnung der Titureldichtung als höfischen roman, hebt er den lyrischen charakter, den liedmäfsigen anschluss an das volksepos hervor. von den zahlenverhältnissen der Titurellieder, die Stosch gefunden hat, lässt er wenigsteus zwei abschnitte zu 24 strophen gelten.

E. Martin.

Mitteilungen aus der Michelstädter kirchenbibliothek. von Adam Klassert. [Beilage zum jahresbericht der grofsherzogl. realschule.] Michelstadt, ostern 1905. 12 ss. 4°. — der I abschnitt druckt eine prosaschrift vom zutrinken ab, die 1523 zu Bamberg bei Georg Erlinger erschienen ist. als verfasser wird Johann von Schwarzenberg vermutet, dessen schon 1512 oder 1513 und nochmals mit zusätzen 1534 veröffentlichtes Büchlein vom Zutrinken WScheel in den Neudrucken nr 176 (Halle 1900) widerholt hat. diese vermutung könnte ich nicht für unmöglich erklären: denn dass Schwarzenbergs grimmigem, derbem humor hier nur eine trockene ausführung der 'Neun laster und missbreuch die erfolge(n) auß dem schäntlichen zuotrincken' gegenübersteht, ist kein gegenbeweis. aber die von Kl. angeführten gründe für die autorschaft Schwarzenbergs sind auch nicht ausreichend — die übereinstimmung des wortschatzes und die vorliebe für citate aus der Bibel, sprichwörtliche wendungen und ausdrücke aus der rechtssprache fällt beim durchlesen nicht eben auf. Kl. selbst gibt zu, dass die ernste schrift nur aus Schwarzenbergs umgebung stammen, etwa von seinem caplan JohNeuber herrühren könnte. noch 1523 wurde sie von Jörg Gostel in Zwickau nachgedruckt.

Der II teil des programms enthält nachträge zu den bereits 1902 veröffentlichten mitteilungen. besonders wichtig ist der hinweis auf die dort s. 18 besprochene dichtung, die 'Entehrung' eines Marienbildes durch die juden: sie ist aller wahrscheinlichkeit nach von Thomas Murner verfasst. die beweise hat der vf. dem abdruck beigefügt, der inzwischen im 21 bande des Jahrbuchs für geschichte, sprache und litteratur Elsass-Lothringens erschienen ist. die urgeschichte des stoffes könnte aus den 'Middennederlandsche Legenden en Exempelen' von De Vooys, Gouda 1900, s. 211 ff noch weiter geführt werden. danach scheint von den verschiedenen fassungen am meisten geschichtlich die

in den annalen von Cambray überlieferte. 1322 war der getaufte jude Willem, ein günstling des grafen, in der abtei zu gast. im refectorium warf er eine lanze in das Marienbild. ein zimmermann sah blut daraus fliefsen und klagte Willem an. die schöffen von Mons liefsen diesen foltern, aber er leugnete hartnäckig. 1326 wurde der marschall von Estinnes, Jehan Lefevre, ein greis, der seit sieben jahren krank war, durch eine vision gemahnt Maria zu rächen. der graf hielt den marschall anfangs für irrsinnig; aber im gottesgericht, das mit stöcken ausgekämpft wurde, wurde Willem von diesem besiegt und hierauf gehängt und verbrannt. aus dem namen Lefevre wurde in der spätern überlieferung schon des 15 jh.s ein schmied.

Da ich Murner nenne, gestatte ich mir den hinweis darauf, dass die bilder zu seinem letzten werke, einer weltgeschichte, die ich im Jahrb. f. gesch., spr. u. litt. Els.-Lothringens 9 behandelt habe, nicht von ihm selbst, sondern von Baldung Grien herrühren sollen, nach Gény in der Illustr. elsäss. rundschau VII (1905), 2 heft. ich habe dies zurückgewiesen im Jahrb. 22, 276 f.

E. Martin.

Das nachleben des Hans Sachs vom XVI bis ins XIX jahrhundert. eine untersuchung zur geschichte der deutschen litteratur. von Ferdinand Eichler. Leipzig, OHarrassowitz, 1904. IX und 234 ss. 5 m. — diese arbeit ist aus einer doctordissertation erwachsen, hat aber in langjährigem nachsammeln erweiterung und vertiefung erfahren. die wertung des alten Nürnberger meistersängers ist ein prüfstein für die litteratur der folgezeit gewesen. die classicistische dichtung hat ihn mehr und mehr herabgedrückt. die aus nationalem eifer hervorgegangene litteraturgeschichte dagegen ist ihm schon in ihren vorläufern, in Morhof uaa., wol geneigt. dann kommen Herder, Goethe, Wieland uaa. Goethe gelingt es, nicht nur das ansehen des alten biedern dichterhandwerkers zu heben, sondern auch dessen form und ausdrucksweise in seiner dichtung zu erneuen und insbesondere im Faust zu unvergänglichen schöpfungen umzuprägen. diesen wechsel der zeiten darzustellen ist eine in der tat lohnende aufgabe, die sich der vf. auch ganz besonders angelegen sein lässt. vielleicht hätte er die überschau des sehr mannigfaltigen stoffes noch erleichtern können, wenn er neben dem dankenswerten personen-, orts- und sachverzeichnisse eine eingehndere inhaltsübersicht beigegeben hätte. jetzt erfährt man aus dem kurzen 'Inhalt' seiner fünf zeitabschnitte nicht, wo er zb. die wichtige frage nach dem zusammenhange der knittelverse mit den kurzen reimpaaren des Hans Sachs behandelt hat.

Das personenverzeichnis lässt vor allem die gewaltige menge der zeugen aufziehen. und doch verwahrt sich der vf. dagegen, dass er ein nachschlagewerk über alle — auch unbedeutende — stellen, an denen HSachs von späteren erwähnt wird, habe zu-

sammenbringen wollen. ich kann den wert einer etwaigen nachlese auch nicht etwa hoch anschlagen; aber nachzutragen, was sich bei eigener lectüre ergeben hat, wird nicht als kleinigkeitskrämerei oder tadelsucht erscheinen. zu s. 14 anm. 3 füge zu: die 'Himmelfahrt des Markgrafen Albrecht Alcibiades' ist schon in JohVoigts biographie dieses fürsten, Berlin 1852, abgedruckt worden. zu s. 23: dass Adam Puschmann 'nur ein einziges mal einen ton Hans Sachsens benutzt habe', ist irrig: er hat vielmehr alle dreizehn meistertöne seines vorbildes verwendet, in einem lobgedicht auf das Strafsburger münster, welches ich in den Hans Sachs-forschungen, hgg. von ALStiefel, Nürnberg 1894, veröffentlicht habe. als dramatiker wird 'inter Germanos' gerühmt Johan Saxo von Moscherosch zu Gumpelzheimer Gymnasma 325[1]. aus dem 18 jh. führt Eichler eine wolke von zeugen vor, so dass es ihm wol überflüssig und lästig erschienen ist, einzelne stellen zu verzeichnen. ich hatte mir angemerkt: Günther[3] 1726 s. 286: *Ich muss ja ein Poet bey allem Hencker seyn, Und singte auch Hans Sachs durch mich sein Liedelein.* Gottsched, der oft nach nebenabsichten denselben dichter lobt und schilt, führt HSachs als muster eines schlechten poeten an Crit. Beytr. VI 664 (1740). Uz Briefe an Gleim II 345 (1768): *Wär jeder gross, der uns die Tugend preist, so wär Hans Sachs der Deutschen grösster Geist.* oft nennt Michaelis HSachs mit spott. noch Claudius I 72 sagt *als ob Apollo mit seiner Leyer und Hans Sachs mit seinem Hackbrett Collegen wären.*

Was HSachs so schadete, war einmal die verwechslung des meistersängers mit dem pritschmeister, und freilich hat auch HSachs pritschmeisterreime verfasst; und zweitens der böse vers: *Hans Sachs war ein Schuh- Macher und Poet dazu*, der so leicht sich einprägte und so schwer seine würkung verlor. wie viele leute werden nichts weiter von dem dichter erfahren haben! nach E. s. 199 ist der reim zuerst 1769 nachweisbar. E. MARTIN.

Wortkritik und sprachbereicherung in Adelungs wörterbuch. von MAX MÜLLER. [Palaestra. Untersuchungen und texte aus der deutschen und englischen philologie. hgg. von Alois Brandl und Erich Schmidt. XIV.] Berlin, Mayer u. Müller, 1903. 99 ss. 8°. 2,60 m. — Der titel dieser verdienstlichen arbeit will mir nicht gefallen. warum werden wortkritik und sprachbereicherung einander gegenübergestellt? auch an den versuchen, die sprache zu bereichern, hat Adelung kritik geübt. und im ersten teil der arbeit kommen doch auch dinge zur sprache, die nicht in das gebiet der wortkritik fallen. der vf. hätte seine schrift mit gutem gewissen 'Adelungs wörterbuch' betiteln dürfen. eine vollständige würdigung Adelungs wäre ja freilich nur möglich, wenn man Adelungs arbeit noch einmal machte; aber das wird man

[[1] im Simplicianischen WeltKucker s. 60 citiert Huber den '*Sinnreichen, aber übelreimenden Hanß Sachsen*'. R.]

kaum jemandem zumuten, am wenigsten dem vf. einer erstlingsschrift. dass Adelung im grofsen und ganzen die ziele, die er sich selbst steckte, erreicht hat, beweist das ansehen, das sein wörterbuch selbst bei gegnern seines standpunctes genoss, und die vielen auflagen, die bei einem wörterbuch mehr ins gewicht fallen als bei einem andern werke.

Der vf. entwirft in der einleitung ein bild des kampfes, den Adelung um den begriff des hochdeutschen führte, schildert dann Adelungs arbeitsweise bezüglich der belege, der bedeutungsdarstellung und der beurteilung der wortwürde und charakterisiert seine stellung gegenüber dem purismus sowie gegenüber den auf sprachbereicherung durch aufnahme von archaismen, provinzialismen und neubildungen gerichteten bestrebungen.

In der einleitung hätte der vf. mehr rücksicht auf die gleichzeitige grammatische litteratur nehmen sollen. es ist nicht richtig, dass Adelungs umkehr zu einer schroff reactionären richtung nur durch die gleichzeitigen erscheinungen in der deutschen litteratur bewürkt wurde. vielmehr haben den nächsten anstofs die arbeiten der nachgottschedischen grammatiker, namentlich der Schwaben Nast und Fulda, gegeben, denen er übrigens sehr verpflichtet ist, weit mehr als er eingesteht. denn Adelung hat es trefflich verstanden, durch eine meisterhafte technik des citierens seine vorgänger, auf deren schultern er steht, herabzusetzen und seine abhängigkeit zu verhüllen. so hat denn auch der vf. Adelungs verhältnis zu Fulda nicht richtig beurteilt. allerdings verwirft Adelung Fuldas meinung, dass die sprache aus reflexlauten entstanden ist, aber seine etymologische methode ist genau die Fuldas. übrigens ist der vf. in dem abschnitt über die etymologie etwas hart gegen Adelung, den er vom standpunct der modernen sprachwissenschaft beurteilt. ein wenig mehr vorsicht wäre da angebracht. der vf. wirft Adelung vor, dass er *stumm* und *dumm* zusammenbringt; diese zusammenstellung ist neuerdings wider zu ehren gekommen, vgl. KZ. 37, 311. M. H. Jellinek.

Bettina von Arnim, Die Günderode. neue vollständige und revidierte taschenausgabe mit einer einleitung von dr Paul Ernst. Leipzig, Insel-verlag, 1904. 2 bde, 385 u. 371 ss. 8°. 7 m. — sie wird nicht wider jung, denn sie war niemals alt, die Bettine. aber zu rechter zeit tollt in modernisiertem kleidchen dieser wildling romantischen geistes über unsere schwelle. die entwicklung unserer litteratur und unseres geschmacks hat wider einmal einen wendepunct überschritten : wir spüren es nicht nur an dem erlesenen dessert, das uns nach der derben kost des naturalismus und der socialen tendenz-poesie vorgesetzt wird : der neu-romantik! gefestigt kehrt das bewustsein zurück, dass deutsches dichtwerk nur weltlitterarisch geworden ist, wenn es sich zwischen den polen des classischen und des romantischen bewegte; die kraftlose deutlichkeit hat formaler bedingtheit und

zielverlorener träumerei von neuem den raum gegeben, der ihr gebührt.

In solcher zeit verdient Bettinas neuerscheinen ein besonders freudiges, unbefangenes willkommen. wenig gewisses steht in diesen beiden bändchen. kein problem wird gelöst, kein charakter entwickelt, keine blöfse aufgedeckt. ein ungeberdiges, geistsprühendes kind, das schmeichlerisch die arme schlingt um die priesterliche freundin Caroline von Günderode, spielt bilderisch mit der ewigkeit und schaut sich neckisch um nach den gestalten der romantik, die ruhigen schritts im hintergrunde wandeln. aber aus dem übermütigen evangelium dieser briefe hören wir gern das unvergessene, dass alles ursprüngliche da ist um seiner selbst willen, dass die deutsche litteratur eine zweite Bettine nicht hat und dass niemand als Bettine selbst ein vollkommenes Bettinaporträt zu geben vermag, und mir scheint, das allein schon rechtfertigt einen so eleganten neudruck wie den vorliegenden.

Mit feinsinn ist das ganze gewand dem buche angepasst, selbst der stil des kunstfreudigen vorworts, das, wissenschaftlich indifferent, zu dem besten gehört, was über Bettinas wesen gesagt ist. die schwierigkeit, von ihr zu reden ohne sie zu citieren, ist freilich auch hier nicht vermieden, und so mögen die seiten 97 und 169 mit an der stimmung heimlich gezaubert haben, in der die schöne charakteristik auf s. xi der einleitung entstand: 'kinder haben ein optisches spielzeug, wo durch eine besondere stellung kleiner spiegel zueinander eine solche möglichkeit vielfacher widerspiegelung geschaffen wird, dass eine nadel, welche man auf den bestimmten punct legt, als ein prächtiger stern erscheint, ein stückchen moos als ein ungeheurer wald fremdartiger pflanzen. so ist in diesen briefen das würkliche dargestellt'. — der abdruck ist so zuverlässig, dass zb. s. 298 ein komma folgender art stehn blieb:

Geblendet hat mich trüg'risch, nur der Flimmer,
Der Ird'sches nie zur Heimat sich erwählt.

um dem alten misverständnis vorzubeugen, als beziehe sich die überschrift: 'Die Günderode im jahr 4' auf den ganzen zweiten teil statt auf das gedicht, hätte man besser vor der umstellung zurückscheuen und dafür das beseitigte motto zum zweiten bande beibehalten sollen. die wandlung der orthographie und vor allem das taschenformat geben dagegen Bettinen ihr recht: das unhandliche der sonstigen neuern abdrücke passt schlecht zu der beweglichen anmut dieses koboldkindes. WALDEMAR OEHLKE.

Liebe und ehe im deutschen roman zu Rousseaus zeiten. 1747—1774. eine studie zum 18 jh. von WILHELM NOWACK. Bern, AFrancke, 1906. 121 ss. 8°. 3 m. — von Gellerts Schwedischer gräfin zu Goethes Werther geht gewis eine entwicklungslinie, und der vf. hat sie nicht ohne geist und scharfsinn verfolgt, dabei auch über fragen, die nicht unmittelbar am wege

liegen, gute beobachtungen gemacht; so über das 'erkalten der leidenschaft' (s. 97 f) — dies für die zweite hälfte des 19 jh.s fundamentale lebensproblem.

Nur sucht N., wol durch Breysigs selbst etwas rasch operierende culturphilosophie (vgl. zb. s. 7) verführt, gar zu eilig weite gebiete zu überblicken. die 'Entwicklung von liebe und ehe' (s. 7 f), die Henry TFinck in seinen zwei bänden 'Romantic live and personal beauty' (London 1887; dem vf. wie die meiste litteratur unbekannt) immer noch oberflächlich genug behandelt hat, soll auf zehn seiten erledigt werden! oder auf wie dürftiges material baut sich (s. 42 f) der abschnitt 'Erziehung der mädchen' auf! die an sich lehrreichen heiratstabellen (s. 115) können diesen, übrigens mit entschiedenem geschick geführten, speculationen kein genügendes gegengewicht bieten. so kommt N. denn auch zu überkühnen ableitungen wie (s. 77) der reisebeschreibungen, die auf viel ältere tradition zurückgehn.

Immerhin darf man glauben, dass mit der durchaus beachtenswerten arbeit eine für solche untersuchungen hervorragend geeignete natur sich vielversprechend einführt.

Berlin. RICHARD M. MEYER.

Deutsche volksreime. ein sprachlicher scherz von M. BEHEIM-SCHWARZBACH. 2 aufl. Bern, Jolowicz, 1904. 40 ss. 1,20 m. — allerlei reimende und stabreimende formeln nach kategorieen in form einer fortlaufenden erzählung geordnet. man sieht den zweck nicht recht ein; aberdie zweite auflage spricht für ihn. RMM.

Friedrich Stoltze und Frankfurt am Main. ein zeit- und lebensbild von JOHANNES PROELSS. Frankfurt aM., Neuer Frankfurter verlag, 1905. 380 ss. 4 m. — Friedrich Stoltze war ohne frage eine der originellsten figuren unter unsern dialektdichtern; dennoch lässt sich bezweifeln, ob über ihn ein buch von solchem umfang geschrieben werden muste. um so mehr als der litterarhistorische ertrag auffallend dürftig ist. der hinweis auf das hervortreten neuer dialektdichtung um 1848 (s. 267) ist fast die einzige fördernde bemerkung in dieser hinsicht; und auch hier bleibt das charakteristische übergewicht der städtischen localpoesie über die ältere landschaftliche unerwähnt. selbst die beziehungen Stoltzes zu seinen unmittelbaren vorgängern Malss (s. 258 f) und Sauerwein (s. 94) wird mit wenigen worten abgetan und die zu Textor, dem verfasser des 'Prorector', (s. 41) und HHoffmann, dem des 'Struwwelpeter' (s. 185) nur von der persönlichen seite besprochen. etwas mehr bieten die bemerkungen über den Frankfurter dialekt (s. 59 f) und die frankfurtische lust am 'necksen' und 'uhzen' (s. 264. 365). doch wird allzu viel raum an eine breite geschichte der politischen verhältnisse in Frankfurt verschwendet, die doch auch weder anschaulich noch kritisch ist, sondern sich auf der höhe des erfreulichen satzes hält: 'mut und unerschrockenheit müssen ihn ausgezeichnet haben, sonst wäre er sicher nicht verhältnis-

mäfsig schnell zum hauptmann im löschbataillon der stadtwehr avanciert' (s. 19). Hörths charakteristik (s. 354) ersetzt nicht völlig, was Pr. daran mangeln lässt.

Die eigenart Stoltzes beruht darin, dass er das particularistische element, das mit jeder dialektlitteratur notwendig verbunden ist, am unverfälschtesten zum ausdruck bringt. seine stadt war ja zugleich ein souveräner staat, und stolz darauf; aber wie eng der raum für diesen kirchturmpatriotismus war, hat er kennen gelernt, als er wegen drohender steckbriefe sechs jahre lang das territorium nicht verlassen durfte. diese identität von stadt und staat gibt seinem heimatsgefühl eine besondere stärke; und zugleich gewinnt diese empfindung durch das bewustsein von der politischen ohnmacht des 'engern vaterlandes' eine eigentümliche würze behaglicher selbstironie. um dergleichen wider zu finden muss man schon zu älteren italienischen localpoeten gehn: unsern Hamburgern gibt der weltverkehr ihres hafens einen ganz andern charakter.

Stoltze ist unsterblich durch éinen vers: *Wie kann nur e Mensch net von Frankfort sei!* (s. 361). dieses köstliche gegenstück zu Montesquieus noch berühmterer frage: *Comment peut-on être Persan?* enthält allerdings in sich die ganze köstliche mischung von hochgefühl, ironie, überheblichkeit (wie Fontane sagen würde) und gemütlichkeit, die Stoltzes humoristische dichtung auszeichnet. er war gewis ein guter Grofsdeutscher; aber so etwas wie ein aufgehn Deutschlands in Frankfurt (ein gedanke, den er einmal kurz ausgeführt hat, s. 289f) schwebte dabei vor. das machte seine 'Latern' (s. 299f) zum liebling der Altfrankforter; das schuf dem übrigens auch persönlich liebenswerten manne seine beliebtheit daheim (s. 364. 373), die man auch in dem ähnlich particularistischen Schwaben (s. 355f) gut verstand. es wäre vielleicht besser gewesen dies näher zu beleuchten, statt Stoltzes schwächlich-behaglichen humor mit dem Heines (s. 311) zu vergleichen.

Das material bleibt immer dankenswert und für die culturhistorische bedeutung des alten Frankfurt, des deutschkatholicismus (s. 200), der schützenfeste (s. 361) ist der überschuss an litterarhistorisch unergiebigem stoff immer noch zu verwerten.

Berlin, 24 juni 1905. RICHARD M. MEYER.

Volkskundliche streifzüge. zwölf vorträge über fragen der deutschen volkskunde von KARL REUSCHEL. Dresden und Leipzig, CAKoch, 1903. VIII und 266 ss. 8°. 4 m. — in 'einem weiteren kreise von Dresdner lehrern und lehrerinnen' hat Reuschel eine reihe von vorlesungen gehalten über begriff, geschichte und bedeutung der volkskunde, über das volkslied, über sage, märchen und aberglauben, die er hier in überarbeiteter gestalt herausgegeben hat. sie sind gewis geeignet gewesen, die zuhörer für die volkskunde zu erwärmen und sie über die richtung und die ergebnisse neuerer forschungen auf diesem gebiete zu orientieren; so werden

sie dieser aufgabe nun in der vorliegenden fassung auch für weitere laienkreise genügen, und manchem, der in Meyers Volkskunde die litteraturangaben schmerzlich vermisst, können die referate und bibliographischen notizen Reuschels wenigstens einigen ersatz bieten. dem fachmann bietet das buch kaum etwas neues; einige beobachtungen zum versbau des schnaderhüpfls und zum stil des volksliedes bleiben ebenso wie ein versuch das verhältnis der einzelnen deutschen stämme zum volksliede zu charakterisieren ohne sonderliches ergebnis. dass gar manche sehr wichtige frage recht flüchtig abgetan wird, mag durch die entstehung des buches aus zeitlich beschränkten vorträgen wenigstens erklärt werden. aber wem ist mit solchen allgemeinheiten gedient wie: 'dagegen will mir die zurückführung der heldensage auf mythen, namentlich die so oft ins feld geführten jahrzeitmythen, im ganzen höchst bedenklich erscheinen'! dass es 'an der geschichte der liebe von Siegfried und Brunhild durchaus nichts übermenschliches gibt' soll 'überzeugend nachgewiesen sein'; dass andere davon keineswegs überzeugt sind, hätte R. schon aus Symons Heldensage Grdr. III² 654 wissen sollen. bei der übersicht über die deutsche mundartenforschung wird des deutschen Sprachatlas mit keiner silbe gedacht.

Für die zukunft der volkskunde als wissenschaft ist vor allem eine klare und bestimmte feststellung ihres begriffs und ihrer aufgaben erforderlich. es ist und bleibt eine historische tatsache, dass 'folklore' als wissenschaftlicher terminus geschaffen ist nur in dem sinne von wissen, überlieferungen des volkes, nicht in dem der wissenschaft vom volke, und dass aus einer zweckmäfsigen bezeichnung des gegenstandes der wissenschaft mit dem ersatz des folklore durch 'volkskunde' eine vieldeutige und tatsächlich sehr verschieden aufgefasste benennung der wissenschaft selbst als der kunde vom volke geworden ist. gegenüber ziemlich unsicher tastenden ausführungen R.s über diesen gegenstand sei vor allem auf den vortrefflichen vortrag Albrecht Dietrichs über wesen und ziele der volkskunde (Hessische blätter f. volkskunde 1, 169 ff) hingewiesen. soll die volkskunde eine wissenschaft von einheitlicher und sicherer methode sein, so darf sie sich nicht zur allgemeinen landeskunde oder culturgeschichte ausweiten, sondern sie muss sich auf das von Jacob Grimm erschlossene, durch die erforschung der naturvölker neu befruchtete gebiet beschränken, auf das studium der ihrem wesen nach nicht individuellen, sondern collectiven, nicht schöpferischen, sondern traditionellen äufserungen eines geisteslebens, welches die vorstufe oder die unterschicht einer höheren cultur bildet. ihre methode muss die philologische sein. aber unter deren anwendung muss die volkskunde das philologische litteraturstudium ergänzen durch das studium der mündlichen und anderer unbewust entwickelten traditionen in dichtung und sage, glaube und brauch, genau so

wie das studium der litteratursprachen ergänzt wird durch die erforschung der lebenden volksmundarten, und zugleich muss der volkskunde die ethnologische vergleichung dieselben dienste tun wie die vergleichende grammatik der sprachforschung. ich verkenne keinen augenblick die nationale bedeutung der volkskunde und die notwendigkeit sie auch für das nationale leben fruchtbar zu machen. aber ihre existenzberechtigung als wissenschaft ist an ihre beschränkung gebunden, und was der deutschen volkskunde zur zeit am meisten not tut, scheint mir gründliche philologische forschung zu sein.

Marburg. F. Vogt.

Einleitung in das studium der numismatik. von H. Halke. 3 verm. u. verb. auflage m. 8 tafeln münzabbildungen und 2 textillustrationen. Berlin, GReimer, 1905. xvi u. 219 ss. 8⁰. 5 m. — das buch ist zum ersten und andern male 1882 und 1889 erschienen und mag damals seinen platz ausgefüllt haben, seitdem aber die Grundzüge der münzkunde von Hermann Dannenberg (1891. 2 aufl. 1899) und das etwas flüchtig gearbeitete, aber sachkundige handbuch von Stückelberg, Der münzsammler (1899) vorlagen, hätte es, um weiterhin die concurrenz bestehn zu können, einer gründlichen umarbeitung bedurft. diese aber ist ihm nicht zu teil geworden. die 'verbesserungen und zusätze' betreffen hauptsächlich die numismatische etymologie : hier ist der verf. selbst durchaus dilettant, und da anderseits die von ihm zu rate gezogenen, sonst gewis achtungswerten lexicalischen autoritäten wenig oder nichts von der münzkunde wissen, so ist mit diesen zum teil ziemlich umfangreichen zusätzen niemandem geholfen. mit den neuern jahrgängen der numismatischen zeitschriften ist H. nicht mehr vertraut : über *rappen* und *saiga* trägt er die alten irrtümer vor, trotz den ausführungen von JulCahn und mir. die ärgerliche vermengung des oberdeutschen *plaphart (plappert)* mit dem kölnischen und dem hansischen *blaffert* s. 140 ist nichts neues : nur der letzte ist ein zweipfenniger, während *blaffert* in Köln ein vieralbusstück und das südwestdeutsche *plaphart* eine groschen- oder schillingsmünze bezeichnet! und was s. 97 über die münzprägung des Deutschen ordens (mit verschweigung der schillinge und groschen), s. 14 f über groschen, heller, scherfe und kreuzer, s. 155 über 'petermännchen' (H. schweben die dreifachen stücke vor) und hier und da über andere münzen vorgetragen wird, ist so lückenhaft und irreführend, dass man diese einleitung niemandem mehr empfehlen darf, der sich, sei es als sammler sei es als historiker oder etymolog über bestimmte tatsachen der münzgeschichte rats erholen möchte. mögen immerhin einzelne capitel noch heute einwandsfrei sein, einem bedürfnis kommt das buch nicht mehr entgegen, und die vornehme ausstattung, die ihm die verlagsbuchhandlung hat angedeihen lassen, hat der grofsenteils veraltete text nicht verdient. E. S.

Erklärung.

Im Anzeiger xxx 126 ff ist eine ablehnende kritik über die ausgabe von Wilhelm Müllers Diary and Letters erschienen. dass bei unveröffentlichten manuscripten, in denen eine unzahl von anspielungen auf fernliegende personen, begebenheiten und ortschaften vorkommt, die herausgeber in Cook County, Illinois, gelegentlich das richtige verfehlt haben, ist zwar zu bedauern, verdient aber kaum die schwerste rüge. wesentliche fehlgriffe (wie zb. der des recensenten, wo er unser citat aus Wilhelm vChézy anführen will) kommen selbst bei erprobten gelehrten vor. um der gerechtigkeit willen sollte man auch den vorteil nie vergessen, den man erst jetzt durch den besitz der von ARosenbaum meisterhaft zusammengestellten bibliographie Müllers in Goedekes Grundriss geniefst. mein unrecht gegen ETAHoffmanns urteil über Goethe bekenne ich reuig, aber die falle, in die ich geraten, war eine besonders verführerische. die ganz untergeordnete fufsanmerkung über diesen punct in der Deutschen Rundschau nimmt in der recension eine unverhältnismäfsige bedeutung an und ruft den eindruck einer absichtlichen tendenz hervor, das buch um jeden preis verächtlich zu machen.

Was die vermeintliche 'entdeckung eines stückes von Müller und Simolin' anbetrifft, so hab ich keinen augenblick an die existenz eines solchen lustspiels gedacht. wol hab ich von den erlebnissen der beiden freunde als von einer „tollen komödie, 'Die gefährliche Nachbarschaft'" gesprochen, indem ich blofs Müllers eigene metapher anwante. ein legitimer zweck des artikels in der Rundschau war (gesteh ich es als Amerikaner), durch unvollkommene beschreibung des ganzen inhalts berechtigte neugierde seitens des lesers auf das erscheinende buch wachzurufen. zu meinem bedauern erfahr ich jetzt, dass mein ausdruck nicht klar war, was aber weder von der absicht, die gelehrte welt irrezuführen, noch von meinem misverständnis der Müllerschen briefe herrührt, sondern vielmehr daher, dass ich leider im eigenen stil 'des deutschen nicht genügend mächtig' war, wie es in dem artikel zart angedeutet wird. es ist nicht immer möglich, in fremder sprache ganz coulant zu sein — man vergleiche nur die angenommene abstraction 'legitimate pain' aus der englischen wendung 'legitimate pains' oder das vermeintliche citat aus dr Allens aufsatz 'as many other do'. allerdings verursachen diese wendungen beim sprachkenner 'legitimate pain'; ich will mir jedoch nicht gestatten zu behaupten, dass der, der sie anwendet, auf englischem gebiet nicht einmal des ABC mächtig sei.

Auch muss ich gestehn, dass meine bisherige kenntnis der deutschen sprache mich nie dahin gebracht hätte, Müllers behauptung (s. 155 : *Er hat dort mein Missolunghi auch einmal in 1500 Ex. drucken lassen, um es durch die Welt zu verbreiten*)

zu ändern, wie es unser ratgeber vorschlägt. es ist ihm vielleicht zufällig entgangen, dass Müller das kleine heft 'Missolunghi' in Dessau (in lateinischer schrift) im juni 1826 veröffentlichte, und dass sein intimer freund graf von Kalckreuth das bändchen kurz darauf auch in Dresden (in fracturschrift) seite für seite und fast zeile für zeile nachgedruckt hat, um es weiter bekannt zu machen. weder mein allerdings mangelhaftes sprachgefühl noch meine ideale als herausgeber würden mich bewegen, die stelle gewaltsam in *auf einmal* umzuändern.

Prof. Walzel tadelt die herausgeber, weil sie keine anmerkung über Müllers besuch bei Goethe gemacht und fügt hinzu: 'sie konnten unschwer selbst zusammenstellen was da [bei Goedeke VIII 258 f] angeführt ist'. die ursache dafür war nicht blofs, dass man hierzulande das wörtchen 'unschwer' längst verlernt hat, sondern dass Müllers zwei besuche bei Goethe zu den unseligsten mystificationen, selbst der ersten autoritäten, geführt hatten. Max Müller, der gewis hätte unterrichtet sein sollen, setzte den besuch Müllers und seiner frau auf den 28 august 1826 (ADB 22, 688) und beschrieb die einzelheiten dieses besuchs mit aller umständlichkeit (das war ja einer, der 'zwischen den zeilen' zu lesen pflegte!). Burkhardt in der ersten und dritten ausgabe der Gespräche von kanzler Friedrich von Müller, worin ihm Biedermann folgt, verlegt diesen besuch auf etwa den 26 januar 1825, da Goethes tagebuch vom 21 september 1827 dasselbe ereignis ungefähr eine woche vor Wilhelm Müllers tod angibt. erst im vergangenen sommer ist es mir gelungen, durch untersuchung von kanzler von Müllers handschriften im Weimarer Goethe- und Schiller-archiv, sowie durch das auffinden von briefen Müllers in Leipzig, die bis jetzt unbekannt waren, die verwirrung endgiltig zu lösen. da wir das natürlich bis zur zeit des erscheinens unseres buches nicht tun konnten, zogen wir es vor, die ganze sache unberührt zu lassen. ich bin überzeugt, dass auch herr prof. Walzel aus wissenschaftlichen gründen dieses verfahren einem mechanischen abdrucken der behauptungen in Goedeke vorziehen würde, zumal letzteres werk noch nicht erschienen war.

Es sei aufrichtig bekannt, dass die geteilte verantwortlichkeit für die ausgabe schwierigkeiten verursacht hat, dass auch bei gelegenheit des druckes besondere gründe dazu beigetragen haben, diverse, sonst zu vermeidende irrtümer zu veranlassen — leider mehr als unsere recensenten (die mit einer ausnahme dem buche günstige gesinnung entgegenbrachten) angedeutet haben. trotzdem, wäre nicht freundlichkeit am platze gegen diejenigen, die ehrlich versucht haben, einen liebenswürdigen deutschen dichter dem amerikanischen volke (das sich leider nur zu wenig um den deutschen culturschatz kümmert) näher zu bringen?

Evanston, Illinois. JAMES TAFT HATFIELD.

Antwort.

Da keiner meiner sachlichen einwände von hrn prof. Hatfield widerlegt wird, begnüge ich mich mit wenigen worten: die druckfehler ihres buches hab ich den herausgebern überhaupt nicht vorgeworfen; sie sind in meinen augen keine 'wesentlichen fehlgriffe', nicht einmal in einem buche, geschweige denn in einer anzeige, deren correctur dem vf. nur einmal vorgelegt wird. an meiner frage, ob die herausgeber dreimal 'auch' für 'auf' gelesen haben, halt ich trotz der (in ihrer logik mir nicht ganz verständlichen) auseinandersetzung Hatfields fest. eine stelle 'gewaltsam' zu ändern hab ich den herausgebern niemals zugemutet, auch nie gewünscht, dass sie aus einem noch nicht veröffentlichten buche etwas mechanisch abdrucken. dankbar bin ich für die belehrung über *pain* und *pains*. doch ist, soviel ich sehe, *pain* = mühe nur veraltet, nicht unenglisch. übrigens denke ich nicht daran, englische texte herauszugeben. ein vollständiges verzeichnis aller irrtümer der ausgabe hab ich nicht angestrebt, halte es auch für unnötig. immerhin stehn auf wunsch weitere nachweise zur verfügung.

Bern, 30 sept. 1906. Oskar F. Walzel.

Kleine Mitteilungen.

Nordhumbrisch *scepen*. in seiner wertvollen mitteilung über zwei neue hss. von Cædmons hymnus betrachtet auch PWüst (Zs. 48, 221 n.) das *scepen* der Cambridger hs. (N) wider als eine form des part. präs., bemerkt aber mit recht, dass für eine so frühe zeit die vernachlässigung des wgm. *pp* und des *d* überraschen müsse. ich halte von jeher dieses *scepen* für eine dem andd. *scepino*, ndl. *schepen* 'schöffe' entsprechende form (got. **skapeins*); vgl. ua. Kluge Et. wb. unter 'schöffe', mit nötiger einschränkung des dort gesagten. die bedeutung des nh. wortes ist die ursprüngliche. dass Wülkers facsimile von N (es ist reproduciert bei Garnett-Gosse) nach *scepen* deutlich die verwischten reste eines *d* zeige, wie Wüst angibt, kann ich nicht finden. der kleine nach unten offene bogen vertritt den 'punct' zb. auch in der Hatton-hs. der Cura pastoralis; vgl. Skeat Twelve facsimiles, tafel I. W. Viëtor.

Zu Anz. xxx 145 f. nachträglich erseh ich, dass dieselbe etymologie von *hornung* schon von Hirt PBrB. 22, 232 f gegeben ist; sein versuch ist auch von Siebs aao., durch dessen behandlung des wortes meine bemerkungen veranlasst waren, nicht gebucht worden. wenn man, wie Hirt, an weitern zusammenhang dieses *horn(ung)*, *hjarn* mit *horn, cornu* zu denken geneigt ist, so würden wir beide insofern in den spuren Weinholds wandeln, als dieser (Die deutschen monatsnamen 45 f) glaubt, *horn(ung)* sei nach der winterkälte, dem hornharten frost, benannt. nur müsten wir das bild, das sich Weinhold als erst auf deutschem boden würkend gedacht

hat, für eine bereits viel ältere zeit annehmen; denn ***k̂er* 'frost' war jedesfalls schon in uridg. zeit ein in dieser speciellen bedeutung fruchtbar gewordenes wurzelelement. dass es auf grund der erwähnten anschauung in noch früherer zeit von einem ***k̂er* 'hart, horn' abgezweigt sei, ist gewis erwägenswert; aber in die einzelsprachlichen entwicklungen kamen nur mehr zwei gegeneinander vollkommen verselbständigte 'wurzeln' ***k̂er* 'frost' und ***k̂er* 'horn' herein, zwischen denen die einst vorhandenen bedeutungsbrücken längst schon abgebrochen waren. A. Walde.

Personalnotizen.

Am 4 mai 1906 ist in Weimar der gymnasialprofessor dr Hermann Althof 52jährig gestorben, nachdem er vor nicht langer zeit seine durch viele jahre gepflegten arbeiten über den Waltharius mit einem commentar abgeschlossen hatte.

In Ernst Förstemann, der am 4 november 84jährig zu Charlottenburg starb, ist einer unserer senioren von uns geschieden, dem die deutsche philologie und geschichtswissenschaft für sein Altdeutsches namenbuch zu lebhaftem danke verpflichtet ist und vielleicht noch auf decennien verpflichtet bleiben wird. denn für den Thesaurus nominum propriorum, der dieses werk einmal ersetzen muss, wird die kraft eines einzelnen nicht ausreichen.

An der universität Münster wurde der ao. professor der neuern deutschen litteratur dr Julius Schwering zum ordinarius befördert. — dr Richard Weissenfels, früher in Freiburg i. Br., wurde zum ao. professor der deutschen philologie in Göttingen ernannt. — der privatdoc. dr Conrad Borchling in Göttingen folgte einer berufung zum professor der deutschen philologie an der akademie in Posen.

Ein neu errichtetes extraordinariat für neuere deutsche litteratur zu Würzburg wurde dem prof. dr Hubert Roetteken daselbst verliehen.

Privatdocent dr Primus Lessiak von der deutschen universität zu Prag geht als ordentlicher professor der deutschen philologie nach Freiburg i. d. Schw., ebenso dr W. Kosch aus Prag als professor der neueren litteraturgeschichte.

An der universität Wien erhielt der ao. prof. dr M. H. Jellinek titel und charakter eines ordentlichen universitätsprofessors, der privatdocent dr R. F. Arnold den titel eines extraordinarius. — habilitiert hat sich dort dr Victor Junk für deutsche philologie.

Der ao. professor der vergleichenden sprachwissenschaft dr Wilhelm Streitberg in Münster wurde zum ordinarius ernannt.

Für englische philologie hat in Bonn dr Rudolf Imelmann die venia legendi erworben. der in Münster (nicht in München, wie oben s. 156 verdruckt steht) habilitierte privatdocent dr W. Heuser ist inzwischen als gymn.-professor nach Göttingen versetzt worden.

REGISTER

Die zahlen, vor denen ein A steht, beziehen sich auf die seiten des Anzeigers, die übrigen auf die Zeitschrift.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.